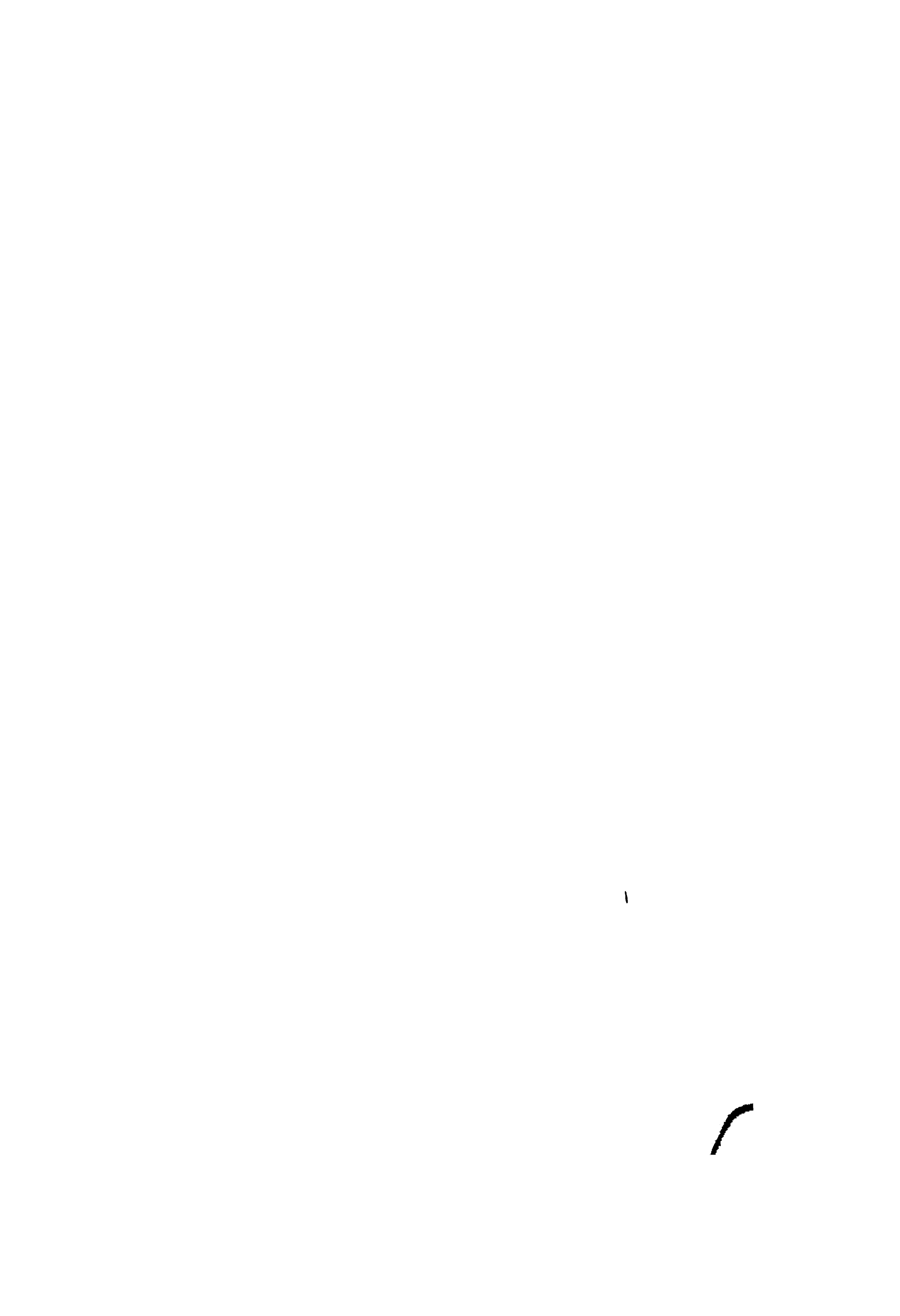

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817









Die Wiederbelebung

des

classischen Alterthums

oder

das erste Jahrhundert des Humanismus.

Von

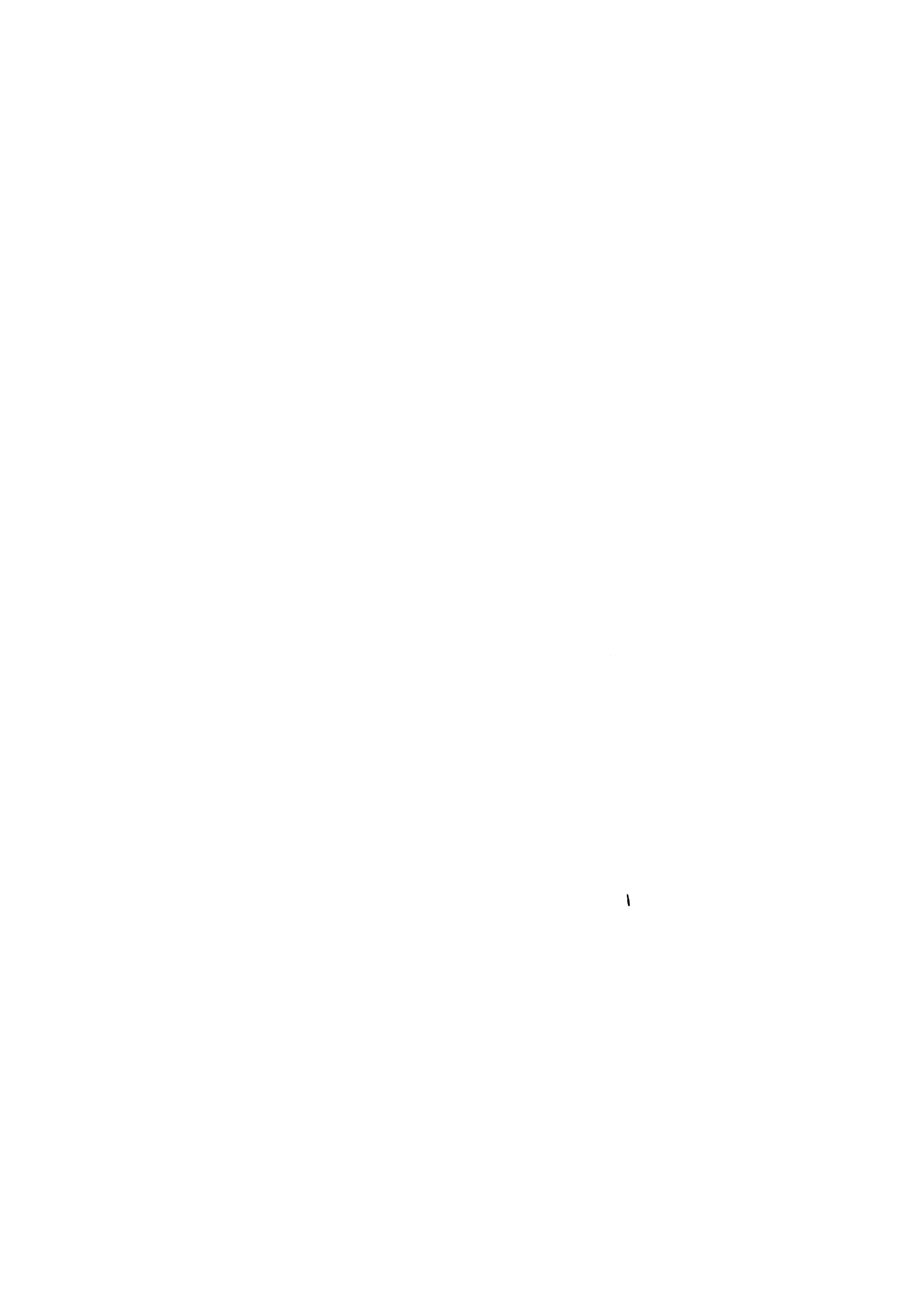
Dr. Georg Voigt,
Prof. honor. an der Universität zu München.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1859.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817









Die Wiederbelebung

des

classischen Alterthums

oder

das erste Jahrhundert des Humanismus.

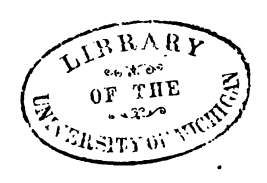
Von

Dr. Georg Voigt,
Prof. honor. an der Universität zu München.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1859.

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.

Göthe's Metamorphose der Pflanzen.



Vorwort.

Die Entdeckungsfahrten und der Humanismus, zwei mächtige Bewegungen im Ausgange der mittelalterlichen Zeit, sind analogen Wesens und keine steht an Bedeutung der andern nach. Beiden liegt die Tendenz der Ausdehnung, der Erweiterung zum Grunde. Dort wird ein neuer Raum gesucht und gefunden, auf welchem die geschichtliche Menschheit ihre gesellschaftlichen und staatlichen Urformen wiederholt, hier wird die vergessene Tiefe einer Vorzeit heraufbeschworen und diese in ihren edelsten Schöpfungen noch einmal durchlebt. Beide Richtungen haben ihren genialen Propheten und Helden, beide haben ihre Abenteurer, beide ihren begeisterten Schwung und ihren moralischen Schmutz.

Den kühnen Seefahrern hat es an Theilnahme und Würdigung, ihrer Geschichte an Forschern nicht gefehlt. Dagegen die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, oder sagen wir treffender die Wiederbelebung des classischen Alterthums, gehört zu jenen vertrockneten Begriffen, die sich seit hundert Jahren von einem Buche zum andern fortschleppen, ausgestattet mit einigen Notizen und Phrasen, die denn gleichfalls ihr originales Gepräge durch den vielfachen Umsatz längst eingebüßt ha-

ben. Erst in neuester Zeit hat man hin und wieder den Mangel gefühlt. Bernhardy deutet ihn mit glücklichem Blicke, wenn auch fast lediglich im Interesse des philologischen Faches an: „Zunächst und am meisten bedarf einer Revision die herkömmliche Geschichte der Herstellung der Wissenschaften; man erfährt nichts oder unwahres vom Geist und von den Untiefen dieser auf einen schlüpfrigen Boden gepflanzten Philologie, vom inneren Zusammenhange der philologischen Arbeiten unter sich und mit den übrigen Richtungen der Zeit; auch sind die gefeierten Namen der frühesten Gelehrten von allzu glänzenden Lichtern umgeben, und ihre Leistungen und Werke selten unbefangen abgeschätzt.“ — Doch ist eine Geschichte der Philologie in dem betreffenden Zeitraume nicht die Aufgabe, welche dieses Buch sich gestellt hat. Gleichwie die Länderentdeckungen des 15. Jahrhunderts eine viel zu großartige Bedeutung haben, als daß eine Geschichte der Schifffahrt sie erschöpfen könnte, so war auch die wachsende Kenntniß der classischen Sprachen nur das Mittel, durch welches der Menschheit ein neuer Nahrungs- und Bildungsstoff zugeführt wurde.

Man kann nicht sagen, daß die Italiener die Periode des Rinascimento, die ihnen vorzugsweise angehört, übersehen oder vernachlässigt hätten. Man zollte ihr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein reges Interesse und seitdem ist manche brauchbare Monographie geliefert worden. Aber Dank dem kleinlichen Localpatriotismus und Dank der bekannten Methode der italienischen Literatoren, nach welcher ein Jeder auf eigene Hand arbeitet und sich um die Leistungen vor ihm und um ihn herum meistens nur dann kümmert, wenn er schmähen oder schmeicheln will — ist Alles Stückwerk geblieben. Was der Nation gemeinsam angehört, soll vielleicht erst dann an die Reihe kommen,

wenn jedes Städtchen und Dörfchen, jedes Kloster und Gotteshaus alle seine winzigen Celebritäten mit biographischen Verherrlichungen versorgt haben wird. Selbst ein Name wie der Petrarca's war nicht im Stande, die literarischen Kräfte zu einer irgend würdigen Ausgabe seiner lateinischen Werke zu vereinigen. Mehus entwarf einen ausführlichen Plan dazu, aber die Ausführung, zu der er vor Vielen berufen war, überließ er Andern, um lieber eine Menge von halben Büchern zu machen, um unzähligen Kleinkram zu sammeln und um mit jedem nicht-florentinischen Autor eine unerquickliche Fehde anzubinden. Schon Banduri hatte versprochen, wenigstens die noch unedirten Briefe Petrarca's bekannt zu machen, sein Versprechen ist von Andern mehrmals wiederholt, nie gelöst worden. So stolz Italien auf seinen Petrarca ist, kennt und liest es ihn nicht.

Auch die Humanisten des 15. Jahrhunderts haben eine Fülle von Werken hinterlassen, die ungekannt in den italienischen Bibliotheken verstauben oder in alten und seltenen Drucken kaum zugänglich sind oder in verderbtester Gestalt vor uns liegen. Darunter zogen die Briefwechsel mit Recht das Interesse am meisten auf sich. Aber keine Edition derselben, selbst nicht die von Canneti besorgte der Briefe Traversari's, kann nur entfernt genügen, schon weil sie allemal nur nach einem und dem andern zufällig aufgefundenen Codex veranstaltet und darum völlig unvollständig sind. So ist das Material in allerlei Werke und Werkchen zerstreut, deren einzelne selbst ein Tiraboschi nicht mehr zu Gesicht bekommen konnte.

Die fragmentarische Natur dieser Vorarbeiten kann vielleicht manchen Irrthümern und Mängeln des vorliegenden Buches zur Entschuldigung dienen. Es wurde ferner in Königsberg geschrieben, mit Benutzung einer Bibliothek, die starke Lücken empfinden

ließ und mehr als einen Wunsch, der selbst durch die bereitwillige Unterstützung der berliner Bibliothek nicht immer befriedigt werden konnte. Seine Berufung nach München legte dem Verfasser andre Arbeiten auf, die ihm zu einer Revision der vorliegenden nicht Zeit ließen. Doch meinten Freunde, die Brauchbarkeit des Buches hänge in diesem Falle weniger von der Vollständigkeit des Stoffes ab, da eben keine Bibliographie des betreffenden Abschnittes der Literatur geliefert werden solle und auch nicht erschöpfende Biographien der betreffenden Literatoren. Mehr als die Hälfte des Materials bleibe immer noch handschriftlich in den Bibliotheken Italiens liegen, und bei der Fülle des vorliegenden scheine es überall wichtiger, den Ballast auszuscheiden, als die Ladung zu vermehren.

München den 30. Januar 1859.

Inhalt.

Erstes Buch.

Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft.

Zweites Buch.

Die Gründer der florentinischen Musenrepublik. Die Wanderlehrer. Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern.

Drittes Buch.

Das erste mediceische Zeitalter. Der Humanismus in den Republiken Italiens.

Viertes Buch.

Der Humanismus an den Höfen Italiens.

Fünftes Buch.

Der Humanismus an der päpstlichen Curie. Das Zeitalter Nicolaus' V. Die hellenistischen Studien.

Sechstes Buch.

Propaganda des Humanismus jenseits der Alpen.

Siebentes Buch.

Die Erscheinungsformen und Tendenzen des italienischen Humanismus im Allgemeinen.

Einleitung.

Kein Boden Europa's ist von so verschiedenen Völkern getreten und zertreten worden als der italische, keiner war Zeuge so mannigfacher und tiefgreifender Wandelungen. Auch die größte Veränderung, welche die geschichtliche Menschheit bisher erlitten hat, die Auflösung der antiken Weltherrschaft und das Emporwachsen einer neuen, auf das Blut Jesu Christi gegründeten, mußte vorzugsweise Italien in Gährung und Sturm durchleben. Damals war es berufen, die Brücke zwischen dem Alterthum und der christlichen Zeit zu bilden. Für diese bewahrte es das Palladium der Zukunft, den Stein, auf welchem die Kirche gegründet war; vom Alterthum barg es mannigfache Reste, ein größeres Vermächtniß, als der erste Anschein uns wohl glauben macht. Wenn irgendwo der antike Geist wieder aufleben und in die Poren der neuen Organismen eindringen konnte, so mußte es in Italien sein.

Italien hat das Idiom, in welchem die alten Römer ihre Gedanken niederschrieben, trotz allen Völkermischungen am reinsten und treusten bewahrt. Mehr als irgendwo sonst blieb die weltbürgerliche Sprache von Latium hier, im Brennpunkte des kirchlichen und gebildeten Lebens, die Sprache des Geschäftstreibens, der Gelehrsamkeit, der Gottesverehrung. Ferner weiß man, daß die letzte und neben der Völkerherrschaft die riesigste Schöpfung der alten Römer, ihr Recht und ihre Rechtswissenschaft, in Italien niemals außer Geltung kam. Dieses Römerrecht hat allmählig und unbeachtet, wie sich das Blut der Völker der alten Welt mit dem der neuauftretenden Stämme vermischte, auch die Denkweise der letzteren, den geselligen Verkehr und das politische Leben bald leich-

ter gefärbt, bald eindringender inficirt. Es vererbte sich auf die neue Bevölkerung eine Fülle von Erinnerungen an das Heldengeschlecht des Romulus, welches die Welt bezwungen. Oft ist nur noch das Monument vorhanden und steht als ein räthselhafter Spuk da, wie die mittelalterlichen Märchen von der Reiterstatue Marc-Aurels oder vom Bau des Pantheon bezeugen. Oft ist die Vorstellung dunkel und verworren, wie die vom Cäsarenthum, als es unter dem fränkischen Karl wiederhergestellt wurde, oder von der alten römischen Republik, als Arnoldo da Brescia den Senat, die Consuln und den Populus Romanus wieder aufrichten wollte. Oft auch war eine Institution am Leben geblieben, ohne daß man sich ihres antiken Ursprungs bewußt wurde, wie denn zum Beispiel die municipalen Einrichtungen des römischen Alterthums in einzelnen Städten, zumal in Rom und Florenz, niemals ganz erloschen. Vor Allem aber hat Italien und insbesondre Rom nimmer vergessen können, daß von hier aus eine Welt unterworfen und gelenkt worden ist.

Man wird nicht leugnen können, daß Italien dem Geiste nach die Wiege nicht nur der Hierarchie, sondern auch die des germanischen Kaiserthums gewesen. Es hat ihr Aufwachsen, ihre mächtigen Kämpfe gegen einander, dann ihren Niedergang gesehen. Beide aber, die Hierarchie und das römische Reich deutscher Nation, sind von alt-römischen Ideen unmerklich durchdrungen worden, beide haben durch sie die weltbürgerliche und universalmonarchische Richtung erhalten. Desgleichen haben die Sprache Roms, das Recht Roms und die Kirche Roms den Boden für eine europäische Gesammtbildung geebnet und ein geistiges Band um die Völker geschlungen, dessen Handhabung Italien zur Hegemonin Europa's machte.

Der erste Blick, den wir auf die Geschichte Italiens während des 14. und 15. Jahrhunderts vom politischen Gesichtspuncte aus werfen, lehrt uns sofort, daß die Halbinsel zur Fortführung ihrer großen Aufgabe durchaus unfähig geworden war. Wir glauben nicht mehr als einen Tummelplatz zerreißender und zweckloser Leidenschaften wahrzunehmen. Von keiner mächtigen Kaiserhand mehr zusammengehalten, benutzen diese kleinen Staaten ihre Freiheit nur, um einander mit unruhiger Eifersucht zu quälen und zu schaden. Der unaufhörliche Widerstreit der Dynasten und Usurpatoren gegen die Republiken und in letzteren der ewige Kampf zwischen Adel und Volkspartei, der Adelsgeschlechter gegen einander und der demokratischen Gewalten gegen einander, ein vielge-

staltiger Bürgerkrieg hilft die Zerrüttung und die Ohnmacht vollenden. Die Halbinsel reifte der Fremdherrschaft und doch nicht der eines einzigen Herrschers entgegen. Die Entfernung der Curie aus Italien und das kirchliche Schisma unterwühlten auch die religiöse Eintracht der Gemüther, und die Vorboten der großen Kirchentrennung deuteten bereits auf ein Auseinandergehen der Nationen in Glauben und Cultus. Wie hätte Rom noch der Altar der weltbürgerlichen Idee bleiben können!

Wie nun Italien das Herz des mittelalterlichen Staatenorganismus genannt werden kann, so repräsentirt seine Geschichte gleichsam die generelle. Es ist, als schneide die aufsteigende Entwickelung des Mittelalters überhaupt seit der Mitte des 13. Jahrhunderts fast plötzlich ab. Das Fortleben aller mittelalterlichen Schöpfungen ist nur noch ein mechanisches Weiterspinnen ihrer dürftigen Existenz. Das Kaiserthum mit seinen weitsichtigen Entwürfen sinkt seit dem Ausgange der Hohenstaufen zusammen; die Hierarchie mit ihrer gottesstaatlichen Tendenz folgt ihm nach, sobald sie des anspannenden Gegensatzes entbehrt. Geist und Gemüth verdumpfen überall unter dem Zwange eines kalten Formalismus. Die Hochschulen sind nur Gefängnisse des Geistes, in denen jede Regsamkeit durch die eisernen Bande der Scholastik gebrochen wird, diese aber, obwohl sie einen gewissen Fond von Kenntnissen und Anschauungen im Umsatz erhielt, ist eben keine Wissenschaft, sondern nur die disciplinirende Methode aller Wissenschaften, die in ihrem strengen Banne wie im Kloster und unter der umschränkenden Regel fortleben. Auf dieser Bahn war kein Fortschreiten möglich, der arbeitende Geist drehte sich immer nur im Kreise herum.

Da nun keimte in Italien die Saat einer neuen Bildungsvegetation, die ihre Blüthen zunächst auf dem literarischen und künstlerischen Gebiete treiben sollte und eine neue Einigung Italiens nicht nur, sondern der gebildeten Welt überhaupt, unter dem Banner der Musen zu vollbringen berufen war. Diese Entwickelung tritt nun in den Vordergrund, während das Interesse an der kirchlichen Politik, an den Kriegen und Revolutionen, selbst an den wissenschaftlichen Bestrebungen immer mehr zurückschwindet. Sprechen wir die neue Aufgabe Italiens aus, soweit sie zu fassen uns gegeben ist. Das Alterthum und die Blüthe des christlich-romantischen Lebens zu recapituliren, die Form und sinnliche Schönheit als das Erbe der classischen Völker mit dem Geiste der Romantik im Kunstwerke zu vereinigen, das ist das Ziel,

dem sich fortan die edelsten Kräfte zuwenden, das ist die Bedeutung eines Ariosto und Tasso, eines Bramante und Palladio, eines Lionardo da Vinci und Rafaele Sanzio.

Wir haben hier nur ein Stadium und eine Seite dieses culturgeschichtlichen Processes zu verfolgen, die Wiedergeburt des classischen Alterthums und sein Eindringen in das geistige Leben zunächst Italiens. Wir haben ferner nur das Kindes- und das Jünglingsalter dieser Bestrebungen vorzuführen, wie jenes sich aneignet und lernt, gefördert durch den Trieb der Nachahmung, wie dieses die erworbenen Kräfte und Kenntnisse übt, muthig gebraucht und keck mißbraucht. Das Entstehen und Wachsen wird daher unser Interesse auf sich ziehen, noch nicht Schöpfungen, die den Stempel der Reife und Dauer tragen.

Vom classischen Alterthum zeugten vorzugsweise seine literarischen Monumente, mit ihnen sank es in den Winterschlaf, mit ihnen sollte es zu einem neuen Frühling erweckt werden. Seine Geschichte knüpft sich also an die seiner Literatur. Die Männer selbst, welche die römischen und griechischen Autoren wieder in das Leben führten, sprachen regelmäßig von ihrem siebenhundertjährigen Schlummer. Sie rechneten nicht falsch; mit dem römischen Reiche schwand auch der Sinn für die römische Literatur allmählig dahin, im 7. Jahrhundert war er so gut wie erloschen. Aber wir dürfen ihnen jenes Wort doch so unbedingt nicht nachsprechen; mitten in der Flamme stehend, sahen sie die glimmenden Funken nicht. Wie die römischen Rechtsbücher, so blieb auch die geschichtliche, philosophische und poetische Literatur der Römer niemals ganz unbeachtet liegen, immer sind Livius und Sallustius, einzelne Schriften Cicero's und Seneca's, Virgilius und Lucanus, Horatius und Ovidius, Terentius und Plinius einmal in der stillen Klosterzelle gelesen und in die kirchlichen, scholastischen und geschichtlichen Werke verwebt worden. Schon die Kirchenväter wiesen vielfach auf die profanen Autoren hin, denen sie ja ihre Erudition zum guten Theile verdankten. Durch ihre Schriften sowie durch die späterer kirchlicher Sammelgeister, etwa des Bischofs Isidorus von Sevilla, blieben einige Kenntnisse und Notizen aus dem classischen Alterthum in stetem Umlauf. Andre pflanzten sich, wenn auch noch so verstümmelt, durch Sage, Legende und Dichtung fort, wie die wirren Märchen vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, von einzelnen römischen Imperatoren. Boethius, dessen christlich-philosophisches Trostbüchlein allezeit

in hohem Ansehen stand, gab in seinen Commentaren zugleich einen Impuls zum Studium oder doch zur Beachtung der aristotelischen Philosophie. Aehnliche Berührungen gab es hundertfach. Auch haben immer Einzelne die griechische Sprache entweder im apulischen Reiche oder in Griechenland selbst gelernt. Endlich besitzen wir aus allen Perioden der mittelalterlichen Zeit die handschriftlichen Copien classischer Autoren, die doch ein thätiges Interesse für diese Literatur bezeugen.

Dennoch überwogen bei Weitem die Momente, welche dem Alterthum entgegenstanden. Noch kannten der christliche Glaube und die Kirche keine Aussöhnung mit demselben. Im steten Kampfe mit der heidnischen Welt waren sie groß gewachsen, und wenn auch noch so kümmerlich, glimmte doch zu allen Zeiten der Funke des Heidenthums unter den Trümmern seiner Tempel fort, es blieb, auch besiegt, mit seinen freien, durch Kunst verschönten Lebensanschauungen immer noch ein furchtbarer Feind. War es doch in den Zeiten des Unterganges selbst manchem ehrwürdigen Lehrer der Kirche, der vorher Sophist oder Rhetor gewesen, wie eine lockende Sirene erschienen. Man führt wohl den Rigorismus Gregors des Großen als Beweis an, wie tief und mit welcher Verachtung zu seiner Zeit die heidnischen Dichter unter die Füße getreten seien, aber gerade daß Gregor sich genöthigt glaubte, energisch gegen ihre Lesung anzukämpfen, zeigt uns doch wieder, daß der Sinn dafür und die verführerische Macht dieser Todten keineswegs dahin war. Selbst als der Kampf mit den Resten des Heidenthums wirklich in den Hintergrund trat, als der Streit der Kirche des Occidentes mit der des Orientes, das Ringen der römischen Bischöfe mit der Kaisergewalt die Gemüther in Anspruch nahm, als dann im Antagonismus der kirchlichen Gewalten gegen einander die Wissenschaft vorzugsweise bemüht war, theologische und canonistische Waffen zu schmieden, selbst damals konnte man sich eines furchtsamen Grauens nicht erwehren, wenn man an die bezwungenen Mächte dachte, die wie gefesselt in der Hölle, aber doch noch lebend und Rache sinnend drohten. Die Zeit der Griechen und Römer erschien als eine Nacht, in welcher die Menschen unreine Dämonen angebetet; diese Dämonen aber, mit denen einst der christliche Glaube gebrochen, webten im Aberglauben ihr unheimliches Dasein fort. Nein, die Kirche, so lange sie bestrebt war dem weltlichen Treiben gegenüber das Gottesreich auf Erden darzustellen, konnte nimmer dem Alterthum die aussöhnende Hand reichen.

Sie konnte es nicht dulden, daß der Geist sich mit Liebe in eine Vergangenheit versenkte, die nicht ihre eigene war, daß er abgelenkt wurde von dem Blicke in das Reich, welches Jesus der Zukunft verheißen hat und dessen Schlüssel sie allein führte.

Demnach hat die Kirche, während der Geist der Reinigung in ihr noch lebendig und eine heilige Herrschaft ihr Ideal war, die mächtigsten Hebel menschlicher Thaten, Gefühl und Phantasie, für ihre Zwecke absorbirt. Das Denken hielt sie durch ihre Dienerin, die Scholastik, in Zucht und Banden. Den Sinn für das Schöne erdrückte sie lieber, als daß sie ihm den Nahrungsstoff, den er bei den classischen Völkern finden konnte, gegönnt hätte. Es ist kein Zufall und noch oft wird in diesem Buche darauf hingewiesen werden, daß erst mit dem Erbleichen der kirchlichen Sonne das Mondlicht des Heidenthums, welches lange von ihr überstrahlt worden, wieder hervortrat.

Finden wir hierin nicht den tiefsten Grund, so wäre die Erscheinung ganz unerklärlich, daß alle die Beschäftigung Einzelner mit der classischen Literatur, die uns während des Mittelalters nicht selten entgegentritt, doch für die Gesammtbildung desselben völlig unfruchtbar blieb. Das Alterthum ist einmal eine Welt für sich; nur demjenigen, der es als solche auffassen und mit unbeirrter Hingabe betrachten kann, bietet es seinen bildenden Stoff. Kein Theil der Wissenschaft kann gedeihen, so lange er einem andern zu dienen verurtheilt ist.

Gewiß verdanken wir die Erhaltung der classischen Literatur, soweit sie uns eben erhalten ist, vorzugsweise den Klosterbrüdern. Jahrhunderte lang haben sie treu das von ihren Vorgängern erworbene Gut aufbewahrt und geschützt, auch durch Abschriften vervielfältigt. Aber ihr Beruf war es niemals, Geist und Herz haben sie dieser Arbeit nicht gewidmet. Das Bücherabschreiben war gemeinhin nur ein dürres Handwerk, von der Ordensregel bald geboten, um durch friedliche Beschäftigung die rohe Sitte zu brechen, um die Muße schwächlicher Brüder zu füllen oder um dem Kloster einen Erwerb zuzuwenden, bald nur gestattet, in andern Fällen auch wieder verboten. Wurden dann in den berühmten Häusern der Benedictiner zu Monte Cassino, Clumy, St. Gallen oder Fulda neben den theologischen, Meß- und Gebetbüchern auch einmal classische Werke copirt, so geschah es nach dem Gebote des Abtes oder es war vielleicht auch die spielende Liebhaberei des Bruders selbst. Immer aber blieb es bei dem todten Buchstaben. Oft auch, während der vornehme Abt mit dem Falken auf der Hand durch die

Felder strich, zu Turnieren und Hoffesten zog oder beim schlemmerischen Mahle den Possenreißern zuschaute, während die Brüder umherschlenderten oder ein müßiges Gespräch durch Wein belebten, verstaubten und verrotteten die Bücher in der dunkelsten und feuchtesten Zelle, ausgenommen vielleicht die Urbarien, auf denen die Einkünfte und Nutzbarkeiten des Klosters beruhten, therapeutische, astrologische und Gebetbücher. Da ist im Laufe der Jahrhunderte von den classischen Autoren vielleicht ebensoviel zu Grunde gegangen und für ewig verloren, als auf der andern Seite gerettet worden. Sie waren auf Gastfreundschaft gewiesen gewesen, ein Heimathsrecht hatte man ihnen nie gegönnt.

Dasselbe Dasein, welches die classischen Bücher in den Klöstern führten, lebte ihr Inhalt in den Geistern. So lange die Bildung überhaupt und der Unterricht insbesondre fast ausschließlich in geistlichen Händen war, wurde die antike Literatur mit stiefmütterlicher Laune behandelt. Daher ist der scheinbare Aufschwung im karolingischen Zeitalter und sein Nachhall im ottonischen ohne Wirkung geblieben wie die Berührungen mit Byzanz, dem Archive des Hellenismus, die hin und wieder im Abendlande flüchtige Moden erzeugten, wie die oft erstaunlichen Anstrengungen Einzelner. Es fehlte die Continuität des Strebens, es fehlte das Zusammenwirken der Strebenden. Die Meisten hatten keinen andern Begriff, als daß die lateinische Sprache eine Magd der Kirche sei. Man lernte sie aus Donatus und Priscianus, man las einzelne Schriften Cicero's oder einen Dichter dazu, um Beispiele für die Regeln der Grammatik zu finden. Ein armseligeres Fortleben der römischen Autoren ist kaum zu denken, als wie sie damals zur propädeutischen Ausbildung der Kleriker oder als mattherzige Nebenbeschäftigung dienten. Und es ging ihnen nicht besser, wenn sie aus dem Kloster in die Klosterschule und dann in die Hochschule verpflanzt wurden. Auch hier dienten sie den großen Facultätswissenschaften; ein selbstständiges Leben haben sie selbst bei den Geistern ersten Ranges, bei einem Abailard und Johannes von Salisbury nicht erlangt. Notizen aus dem Alterthum halfen höchstens die Lücken eines theologischen oder philosophischen Systems verstopfen, gleichwie man die Marmorsäulen alter Tempel und Paläste ohne Schaam zu gemeinem bürgerlichem Gebrauche verwendete.

Wir wiederholen nicht das alte Lied von der Urtheils-, Kritik- und Geschmacklosigkeit der mittelalterlichen Zeiten. So gedankenlos es oft

nachgesungen worden, so bleibt unleugbar, daß der geistige und zumal der ästhetische Erwerb des Alterthums Jahrhunderte lang so gut wie verloren war. Nur einige minder beachtete Erscheinungen wünschten wir hier hervorzuheben, weil sie die verzehrende Dictatur der Kirche am schlagendsten beweisen und weil wir in den folgenden Abschnitten gerade diese Gesichtspunkte festzuhalten gedenken.

Die herrschende Kirche duldet den individuellen Menschen nicht. Alles soll zum fügsamen Gliede in der Kette ihrer Systematik werden und sich dem Gesetze ihrer Institutionen unterordnen. Sie kennt kein besonderes Geisteseigenthum und in diesem Sinne ist sie auch mit der classischen Literatur verfahren. Darum wurden die Werke derselben nach Belieben verkürzt und erweitert, verchristlicht und verstümmelt, darum ohne Absicht einer Fälschung angesehene Autorennamen zu modernen Machwerken mißbraucht. Es ist bekannt, wie zum Beispiel Donatus ein Collectivbegriff für jede Grammatik, Servius für jeden Commentar zum Virgilius wurde. Die Kraft, die solchem Bestreben entgegentritt, ist die Kritik: in ihr setzt sich der Einzelne, auf den ihm eigenthümlichen Geist vertrauend, der zwingenden Autorität gegenüber.

Die Kirche ruhte ferner selbst auf einer Fülle sehr verschiedenartiger Autoritäten und die kirchliche Wissenschaft hatte den Beruf, ihre Widersprüche auszugleichen und das Lehrgebäude nach bestimmten Tendenzen abzurunden. Um keine dieser Autoritäten zu untergraben, hielt sie alle in gleicher Achtung. Solche Behandlung mußten sich auch die Classiker gefallen lassen. Die philosophische Moral des Aristoteles durfte der kirchlichen nicht widersprechen; Cicero, Seneca und Boethius wurden betrachtet, als ständen ihre Schriften in gleichem Range neben einander; Florus, Eutropius und Valerius Maximus galten dasselbe wie Sallustius und Livius; neben Virgilius, Statius, Lucanus, Juvenalis und Persius behaupteten sich in demselben Ansehen Dichtwerke eines Marbod von Rennes, Alanus ab Insulis und Johannes von Salisbury. Eine Scheidung zwischen solchen Autoritäten erforderte gleichfalls die Kraft der Kritik, mehr aber noch ein sich bildendes Gefühl für die edlere Form und den tieferen Gehalt. Der Geschmack aber, den die Kirche nicht duldete, war wiederum Sache des Einzelnen.

Um dieser individuellen Kraft Spielraum zu schaffen, mußte die neue Wissenschaft, die das Erbe der classischen Nationen antrat, das Kloster, die geistliche Zucht und die zünftigen Universitäten verlassen. Ihre Jünger mußten Kutte und Meßgewand von sich werfen und sich

als Söhne des alten Rom gleichsam in Tunica und Toga kleiden. Ein neuer Stand mußte in die Gesellschaft treten mit einer neuen und selbstständigen Bildung, bald neben die Kirche, bald feindlich ihr gegenübergestellt, immer aber wesentlich von ihr gesondert.

Wer der Bildung des neueren Italien nachspürt, in welcher Richtung es auch sei, kann bei Dante Alighieri nicht achtlos vorübergehen. Den Restauratoren des classischen Alterthums können wir ihn freilich nicht beizählen. Seine Größe liegt darin, wie er die systematische Scholastik und die provencalische Romantik so wundersam in sich vereinigt. Seine Bildung beruht noch ganz auf den Disciplinen des Triviums und Quadriviums, seine Leitsterne sind die Bibel und „der Philosoph", in zweiter Reihe stehen ihm abwechselnd Augustinus und Thomas von Aquino, Boethius und Cicero. Der Geist Dante's ist ein schwerwandelnder, leichte, anmuthige Formen reizen ihn nicht; er sucht in den Tiefen nach dem Golde der Weisheit und bleibt unberührt von der heiter lockenden Pracht der Fläche. Vom leichten Blute der Hellenen und der hellenisirten römischen Dichter ist kein Tropfen in ihm. Seiner Phantasie hält die strenge Logik den Zügel, ein freies Tummeln gönnt er seinem Genius niemals.

Und doch, wie die Wirkungen großer Geister unberechenbar sind, ahnen wir schon in Dante's Werken etwas von den geheimnißvollen Impulsen, die zu den Schätzen der classischen Römerzeit hinzutreiben scheinen. Er las ihre besten Dichter, Ovidius, Virgilius, Horatius und Juvenalis, und findet er gleich ihren Werth nur in ihren lebensweisen Sentenzen und nicht auch, wie die späteren Humanisten, im Wohlklang ihrer Verse und der Eleganz ihres poetischen Stils, so war es doch schon bedeutsam, daß er Dichterwort neben die hergebrachten Autoritäten zu stellen und zu seinen Kunstschlüssen zu verwenden wagte. Eine Fülle von Beweisen dafür hat man weniger in seinem großen Gedichte als in seinen prosaischen Werken zu suchen. Aber auch in jenem ist bemerkenswerth, wie er heidnische und christliche Materien, alte und moderne Geschichte, hellenischen Mythus und kirchliche Anschauungen oft gar wunderlich durcheinandermischt. Er führte das Alterthum, wenn auch nur notizenweise und zerstreut in die tuscische Poesie ein, gleichwie sein Lehrer und Freund Brunetto Latini zuerst

römische Autoren, den Ovidius und Boethius, in die Vulgärsprache übersetzt hat.[1]) Einen Autor wie Livius las Dante mit Gefühl: hier erschloß sich ihm der Begriff jener patriotischen Tugend, in deren Lichte die Thaten des alten Rom schimmern; davon zeugt das zweite Buch seines Werkes über die Monarchie.

Dante hat es wohl erkannt, daß die lateinische Sprache der Volkssprache, die noch nicht Norm und Ausbildung erhalten hatte, an Adel und Schönheit überlegen sei.[2]) Auch begann er seine göttliche Comödie in lateinischen Hexametern: Ultima regna canam etc. Wenn er trotzdem in der Folge zur erlauchten Mundart von Si griff, so lag der Grund wohl schwerlich in dem stolzen Gedanken, den der Dichter einmal geäußert haben soll: er sehe, wie die großen Dichter der Alten von den Menschen seines Zeitalters nicht verstanden und gering geachtet würden; deshalb habe er die classische Lyra bei Seite gelegt und eine andere bereitet, die für diese modernen Menschen passe, denn dem Säugling biete man vergebens feste Speise an.[3]) Dagegen hat ihn gewiß ein anderer nicht minder stolzer Gedanke gereizt: er wollte gerade die mißachtete Vulgärsprache, indem er sie zur Form seines hohen Geistes wählte, zu Ehren bringen. Als ihm Giovanni di Virgilio zumuthete, seine edlen Geisteswerke nicht dem Pöbelhaufen, seine Perlen nicht den Schweinen zuzuwerfen und die castalischen Schwestern nicht in ein unwürdiges Gewand zu zwängen, wies Dante diese Aufforderung in der ersten seiner Eclogen scherzend zurück.[4]) Am Ende seines Lebens hat er in der Abhandlung de vulgari eloquio den Triumph der erlauchten Vulgärsprache auch theoretisch gefeiert und zwar in barbarischem Latein. Und doch sind die beiden lateinischen Eclogen, die wir von Dante besitzen, gerade deshalb so denkwürdig, weil zuerst in ihnen die Eleganz der Alten wiederangestrebt und Virgilius auch in der Form zum Vorbilde genommen wird. Selbst der Gebrauch der Volkssprache in der göttlichen Comödie hat eine Frucht getragen, die

---

[1]) Mehus Vita Ambrosii Traversarii vor dessen Epistolae recens. Canneti. Florentiae, 1759. p. 157 sq.

[2]) Convito tr. I. cp. 5.

[3]) Nach der bekannten Erzählung des Mönches Ilario, die er in einem Briefe an Uguccio da Faggiola mittheilt, s. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 321. Sie liegt offenbar auch der vielfach nachgesprochenen Ansicht Boccaccio's (Comento sopra la Commedia di Dante. Opere vol. IV. Firenze, 1724. p. 17) zu Grunde, nur daß dieser sie ein wenig seinem Gedankenkreise angepaßt hat.

[4]) Die Ecloge Giovanni's s. Mehus l. c. p. 320.

freilich nicht in des Dichters Absicht lag, aber doch den kommenden Zeiten in die Hand arbeitete: jene Sprache entfremdete nämlich das große Gedicht dem kirchlichen Kreise und übergab es einem Theile der Nation, welcher dann zum Träger der humanistischen Richtung berufen war.

Höher indeß als alles das schlagen wir Dante's Persönlichkeit an. Einsam und in stolzer Selbstständigkeit durchschritt der große Laie das Leben. Die Majestät des Denkers und Dichters, die seine Zeitgenossen auf der gewaltigen Stirn und den dunkeln Gesichtszügen thronen sahen, war kein Heiligenschein, auch keine Würde, die Fürsten der Kirche oder Fürsten der Welt verleihen konnten, es war die Hoheit des auf sich selber ruhenden Mannes.

Erstes Buch.

Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft.

Es war höchstens eine dunkle Ahnung, mit der Dante in das gelobte Land hinüberzuschauen vergönnt war, seinen Boden hat er noch nicht betreten. Der Prophet und zugleich der Entdecker der neuen Welt des Humanismus war Francesco Petrarca. Er hat nicht nur vorwärtsweisend ihre Bahnen und Perspectiven eröffnet, er hat sie bereits in allen Richtungen mit sichern Schritten des Triumphes durchmessen. Was die Bedeutung des Genius in der Weltgeschichte ist und daß er wirklich mehr wie eine singuläre Wundererscheinung als wie ein aus nachweisbaren Factoren gewordenes Product zu betrachten ist, wird an seiner Gestalt auf das Ueberraschendste klar. Wer diese Einsicht gewinnen will, wird sich freilich von dem gebräuchlichen, in Italien und Frankreich beinahe canonisch geltenden Urtheil über Petrarca loswinden und derjenigen Meinung wieder nähern müssen, die unter den Zeitgenossen des Mannes die allgemeine war.

Hier ist nämlich nicht weiter vom Sänger Laura's, von seinen majestätischen Canzonen und sterbenssüßen Sonetten die Rede. Wenngleich Schöpfungen von sirenenhaftem Zauber, zeigen sie ihn doch nur als den Meister einer melodischen Sprache, die er ausgebildet vorfand, als gewandten Beherrscher jener Welt von Liebesvorstellungen, die unter einem andern Himmel entstanden war und dort ihre Blüthe bereits ausgehaucht hatte. Und dieses Gebiet, dessen Beschränktheit an sich einleuchtet, beutete er so unersättlich aus, daß er den unzähligen Nachfolgern zwar die Wege plattgetreten, aber die Früchte vorweggenommen

hatte. Die Versuchung, in die er gerieth, seine Reime als „frivol" den Flammen zu übergeben, wird nicht größer gewesen sein als bei Hunderten, die seit Virgilius damit gedroht, indeß sprach er von ihnen bekanntlich immer nur wie von jugendlichen Spielereien, in welchen er dem Geschmacke des ungelehrten Volkes gehuldigt und von denen er die Unsterblichkeit seines Namens nicht erwartete [1]). So dachten auch die Besten seiner Zeitgenossen, so urtheilte man noch ein paar Jahrhunderte nach ihm und zwar mit richtigem Instinct oder vielleicht auch mit noch warmer und dankbarer Anerkennung jener großartigeren Leistungen, die unserm Blicke nur deshalb leichter verborgen bleiben, weil sie das in der Tiefe der Vorzeit ruhende Fundament des Gebäudes sind, in dessen ausgebauten Gemächern wir bereits mit Behaglichkeit wohnen.

Der Genius Petrarca's ruht, um vorerst nur vielen Sinn in ein Wort zu drängen, in der von ihm erschlossenen Welt des Humanismus. Nicht nur daß er dem in langen Winterschlaf gehüllten Alterthum das Erwache zugerufen, daß er eine erstarrte Welt neubelebt, er hat sie auch in den Kampf mit der ihn umgebenden geführt und aus diesem Kampfe ahnungsvoll ein neues Zeitalter emporsteigen gesehen. Hier wies er auf ein Feld mühevollen und unendlichen, aber reichlohnenden Strebens, gab Hunderten von Talenten ihre Richtung, und wurde er auch nach wenigen Menschenleben in mehr als einer Beziehung schon überflügelt, so geschah es nur in der Weise, wie der Entdecker des vierten Welttheiles an Kenntniß desselben bald freilich einem Schulknaben hätte weichen müssen. Nicht nur in der Literargeschichte Italiens, sondern in der der civilisirten Welt, und nicht nur in dieser, sondern in der Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt, soweit man

---

[1]) Sonetto I; epist. de reb. famil. VIII, 3. de reb. senil. V, 3; XIII, 10. XV, 1 (p. 1047). Auch die Widmung des Tractates de vita solitaria spricht wohl von den Liedern in tuscischer Sprache. Gleich hier sei bemerkt, daß alle Citate aus den lateinischen Werken Petrarca's sich auf die Ausgabe seiner Opera omnia Basil., 1554 beziehen. — Ich bedaure allerdings, die Lebensbeschreibungen Petrarca's von Baldelli und Campbell bei der Bearbeitung dieses Abschnittes entbehrt zu haben. Indeß sind die äußeren Umrisse seines Lebens und das Bibliographische über seine Werke keines großen Studiums mehr bedürftig. Wem es nur darum zu thun ist, der findet z. B. in dem Artikel, den Blanc für die Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste lieferte, genügenden Aufschluß. Aber wahr mag es dennoch bleiben, was Bettinelli bemerkte, daß die dreißig Lebensbeschreibungen des Laura-Sängers uns nur Eine wünschen lassen, die seiner würdig wäre.

diesen Begriff auch fassen mag, glänzt Petrarca's Namen als ein Stern erster Größe, und er würde nicht geringer erscheinen, wenn er auch nie einen Vers in der Sprache von Si gedichtet.

Wer das Thun eines solchen Mannes zu schildern und seinen Gedankengängen zu folgen unternimmt, wird immer seine Gesichtspuncte beschränken, ja eingestehen müssen, daß viele ihm verschlossen geblieben sein und glücklicheren Forschern vielleicht aufleuchten mögen. Genug, wenn es gelänge, durch die Hüllen zum Kerne zu dringen. Wir möchten vorzugsweise diejenigen Momente aus Petrarca's Leben und Streben darlegen, in denen er gleichsam tonangebend für die ihm nachfolgenden Jünger und Schulen des Humanismus geworden ist. Denn es ist überraschend, wie sich bei ihm nicht nur Geistesrichtungen, sondern aus ihnen selbst Gesinnungen und äußere Lebensverhältnisse herausbildeten, denen wir dann Jahrhunderte lang auf jedem Schritte durch das literarische Gebiet wieder begegnen.

Die ersten Anregungen eines reichbegabten Geistes sind oft die bestimmendsten, immer aber am schwersten nachzuweisen. Einen Lehrer von Bedeutung hat Petrarca nicht gehabt. Der alte Schulmeister, der ihm zu Avignon die ersten Elemente der Grammatik und der hergebrachten Rhetorik einprägte, war es sicher nicht. Zur Zeit, da Petrarca noch ein Jüngliug war, hatte jener bereits, wie man sagte, sechszig Jahre lang Schule gehalten, eine Generation wie die andre behandelt, immer aber in Armuth und Noth gelebt. Er war ganz stumpfsinnig geworden und es beherrschte ihn die sonderbare Vorstellung, daß er Bücher schreiben müsse, doch über einen sehr wunderlich gewählten Titel und über das Proömium kann er nicht hinaus. Petrarca's Vater ließ dem armseligen Greis manche Unterstützung zukommen und das that nach seinem Tode auch der Sohn, der überdies der ganze Stolz des Lehrers war. Wenn diesen der Cardinal Giovanni da Colonna scherzend fragte: Nun sagt mir, Magister, gehört zu Euren großen Schülern, die Ihr so zärtlich liebt, nicht auch unser Franciscus? dann stiegen dem ehrlichen Grammatiker sogleich die Thränen in die Augen, er ging mit rührendem Schweigen bei Seite oder er schwur hoch und theuer, nie habe er einen Schüler so sehr geliebt. Man wußte, daß der junge Petrarca dem Alten ein Gegenstand närrischer Schwärmerei war. [1]).

---

[1]) Petrarca epist. rer. senil. XV. 1. Filippo Villani (bei Mehus Vita

Petrarca's Vater besaß einige Schriften Cicero's und hielt sie in Ehren, doch mehr wegen des juristischen Interesse. Sie fielen in die Hände des Knaben, noch bevor dieser von ihrem Inhalt und Werth eine Vorstellung haben konnte, und während seine Spielgenossen sich mit der Schulgrammatik und den äsopischen Fabeln abquälten, freute er sich bereits des majestätischen Klanges und des süßen Wohllautes der lateinischen Worte. Je mehr er verstehen lernte, desto mehr schien ihm Cicero's Sprache alles Andere zu übertreffen. [1]) Wir sehen wohl, wie das Ohr, der Sinn für Klang und Rhythmus dasjenige Organ war, durch welches er zuerst und am eigenthümlichsten auffassen lernte, durch welches er aber auch gerade zu jenem Gefühl für Formenschönheit geleitet wurde, welches der Welt des Mittelalters am meisten verloren gegangen war. Vers und Wohlklang waren ihm wie angeboren. [2]) Selbst seine Stimme, so rühmt Filippo Villani, war so tönend und süß, daß man nicht satt werden konnte, ihn anzuhören. Auch wird in dieser Sphäre der Zusammenhang erkennbar zwischen dem, was Petrarca in lateinischer, und dem, was er in tuscischer Sprache erstrebte. Die gereimten lateinischen Hexameter, die er in jüngeren Jahren gedichtet, darf man als einen Uebergang ansehen.

Diese Liebhaberei für das Musicalische der lateinischen Sprache und des antiken Verses wuchs unter einem äußeren Drucke desto lebendiger hervor. Petrarca ward von seinem Vater für das Brodstudium der Rechte bestimmt und sieben Jahre lang auf den Hochschulen zu Montpellier und Bologna mit Strenge dazu angehalten. Die Schriften Cicero's und der römischen Dichter wurden nun eine verbotene Frucht, um deren Genuß er oft ausgescholten wurde und die er vor dem Zorne des Vaters im Versteck hüten mußte. Dennoch als es einst eine Scene zwischen beiden gab, riß der Vater alle die Bücher, die den schöngeistigen Jüngling von seinen Rechtsstudien abzuhalten schienen, aus dem Verwahrsam im Bette und unter dem Bette hervor und übergab sie vor seinen Augen dem Feuer. Erst als er sah, wie Francesco

---

Ambr. Travers. p. 195) nennt den alten Lehrer Convennole (besser Convenevole) da Prato. cf. ibid. p. 208.

[1]) Sola me verborum dulcedo quaedam et sonoritas detinebat, ut quicquid aliud vel legerem vel audirem, raucum mihi longeque dissonum videretur.

[2]) Er selbst sagt: Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos:
Quicquid tentabam dicere, versus erat.
Filippo Villani l. c. p. 196.

bitterlich weinte und gleich einem Ketzer dastand, der selbst dem Flammentode geweiht ist, rettete er noch einen Virgilius und die Rhetorik Cicero's vor dem Untergange: nimm jenen, sagte er lächelnd, zu einer seltenen Erholung des Geistes, diesen zum Beistand in den Rechtsstudien! Was half es? der Genius brach sich doch seine eigene Bahn, warf das bürgerliche Recht bei Seite und eilte mit weiten Flügeln den Höhen des Parnasses zu. [1]) Virgilius und Cicero — sie waren gerade die beiden hellen Puncte, die zuerst wieder aus dem Nebel des Alterthums aufstrahlten. Von ihnen ausgehend, erschloß sich Petrarca die neue Welt voll Schönheit und wunderbarer Weisheit. Sie sind ihm die beiden Väter der römischen Eloquenz, die Augen der lateinischen Sprache. [2]) Den Virgilius hat das ganze Mittelalter in Ehren gehalten, aber bald wie einen unheimlichen Wahrsager und Schwarzkünstler, dessen man sich zu spukhaften Dingen bedienen könne und bei dessen Grabmal an der Via Puteolana der Eingeborene mit einem gewissen Grausen vorüberging, bald wie einen halben Heiligen. Petrarca, den noch Papst Innocenz VI für einen Zauberer hielt, weil er den Virgilius lese [3]), sah in ihm den sinnreichen, gottbegeisterten, melodischen Sänger. Cicero war bisher ein geachteter Name gewesen, aber vor ihm, darf Petrarca sagen, hätten nur sehr Wenige seine Werke studirt, er habe zuerst seine Verehrung in Schwung gebracht. Was Andere trocken und nüchtern hinschwatzen, das hat Cicero geistreich und blühend gesagt; zum Nutzen kommt die Ergötzung und zur Majestät des Inhalts der Glanz und die Würde der Worte. [4]) Er ist die strahlende Sonne der Eloquenz, neben der selbst Sallustius, Livius und Seneca erbleichen. „O erster Fürst der römischen Wohlredenheit — ruft Petrarca aus — nicht nur ich, sondern wir Alle danken dir, die wir uns mit den Blumen der lateinischen Sprache schmücken. Denn mit deinem Quell wässern wir unsre Gefilde. Gern bekennen wir, daß wir, von dir geleitet, durch dein Vorbild auf den Weg gewiesen, in deinem Namen selber verherrlicht, gleichsam unter deinen Auspicien zu

---

[1]) Petrarca epist. rer. senil. XV, 1. Villani l. c.

[2]) Petrarca Rer. memorand. Lib. II. (Opp. p. 461); Trionfo della Fama cpt. III, 16 e seg.

[3]) Petrarca epist. rer. senil. I, 3.

[4]) Petrarca de vita solitaria Lib. II. sect. VIII cp. 2; cf. Praefat. in Epistt. famil. (Opp. p. 634).

unserer Kunst des Schreibens gekommen sind, wie gering sie auch sei." [1])

Wohl hat sich Petrarca erlaubt, an Cicero's politischem und menschlichem Charakter ein wenig zu kritteln, da ja auch Augustinus in seinem „Gottesstaate" nicht Alles gebilligt, was Cicero gesagt; dennoch ist er bereit, Männer wie ihn und Seneca „gleich Gottheiten" zu verehren. [2]) Und diese Gesinnung, die ihn in frühen Jugendjahren angefacht, bewahrte er noch als Greis. Als er im „Triumphe des Ruhmes" die Helden des Alterthums im Gefolge der Ruhmesgöttin voranschreiten sah, ging der Mantuaner ebenbürtig neben Homeros, ihm folgte Marcus Tullius, unter dessen Füßen das Kraut grünt, an dem die Blumen und Früchte der Eloquenz sich darlegen.

Es stand in der That so, daß Begriff und Name der Poesie erst wieder zu Ehren gebracht werden mußten. Der Dichter, hörte man einfach behaupten, macht die Lüge zu seinem Beruf, und die antiken Dichter verführen noch dazu zur Frivolität, zu schändlichen Lastern und zum Heidenthum. Selbst Virgilius wurde von Manchen nicht ausgenommen. Schon als Jüngling sah sich Petrarca veranlaßt, gegen einen solchen Verächter eine Vertheidigung der Poesie und eine Ehrenrettung Virgils zu schreiben. [3]) Und mit demselben Feuer nahm er sie noch als Greis gegen diejenigen in Schutz, welche über die Frivolitäten und Obscönitäten der römischen Dichter nicht hinweg konnten. Den strengen Theologen stellte er entgegen, daß auch Hieronymus, Lactantius und Augustinus sich den redenden und dichtenden Künsten, der Philosophie und Geschichte ergeben und ohne solche Studien schwerlich die Ketzer so glorreich bekämpft hätten, daß auch die Poesie endgültig durch einen guten und frommen Genius das Lob Christi und der wahren Religion verkündigen solle. [4])

Mit hohem Stolze nannte sich Petrarca einen Dichter, Poeta; zwischen einem „Gedicht" und „Reimen" zog er eine scharfe Scheidelinie. Jenes konnte die lateinische Sprache und die antike Form nicht entbehren und auch dem Inhalte nach wurde soviel Alterthum hineingebracht als irgend möglich, Nachbildungen altrömischer Dichtung und unmittelbare Reminiscenzen aus ihr. Um so zu dichten, mußte man

[1]) Petrarca epist. II. ad viros quosdam ex veteribus illustres.

[2]) Petrarca epist. var. 27.

[3]) Epist. rer. senil. IV, 4.

[4]) Epist. rer. senil. I. 4; XIV, 11.

tüchtig studirt haben. Die Reime waren ein geniales Jongleurspiel mit Wörtern, Bildern und Gefühlen. Die Reime Petrarca's sind nie verklungen, noch nach Jahrhunderten haben Tausende ihnen mit Entzücken gelauscht; die Gedichte durchblättert nur noch hin und wieder der Gelehrte, nicht um des Genusses willen, den er leichter und reiner am Borne des Alterthums selber schöpft, sondern wegen der Notizen, die darin verstreut sind, und um sich eine Anschauung zu bilden, die den Dichter selbst gewiß wenig erbauen würde. Die Gedichte aber waren damals das neue und unerhörte Verdienst, die Brücke, die zu den herrlichen Schöpfungen des Alterthums führte, und an sich Schöpfungen, in denen Petrarca einzig dastand, durch welche er den Lorbeer auf dem Capitol verdiente. Er selbst hat sich über die Ehre, welche die Welt dem Dichter schuldet, oft und feierlich genug ausgesprochen. „Die Dichter strahlen im Ruhme, in ihrem Namen und in der Unsterblichkeit, die sie nicht nur sich selbst, sondern auch andern erwerben; denn ihnen ist es vor andern gegeben, der Vergessenheit der Namen vorzubeugen. Auch die Tugend (der Tugendhafte) bedarf ihrer Hülfe, zwar nicht an sich, aber doch deshalb, weil sie mit den Lastern und mit der Vergessenheit im Streite liegt." [1])

Bei dem hohen Range, den er für den Dichter beansprucht, ist es merkwürdig, daß Petrarca über die Dichtkunst den engherzigen Begriff beibehielt, den die Virgilius-Verehrung früherer Jahrhunderte mit einem mystischen Christenthum zusammen erzeugt hatte. Auch er nämlich setzt das Wesen der Dichtkunst in die Allegorie und ihren Endzweck in die Moral. Als Handwerkerseelen bezeichnet er diejenigen, denen in den Werken der Poesie der feine allegorische Sinn verborgen bleibt; er findet denselben überall, zumal im Virgilius und im Texte der heiligen Schriften. „Es ist die Bemühung des Dichters, die Wahrheit in schöne Hüllen zu kleiden, so daß sie dem ungebildeten Pöbel verschlossen bleibt, dagegen für den geistvollen und gelehrten Leser zwar mühsam zu suchen, aber desto süßer ist, wenn er sie gefunden." [2]) So sind wir in der That sehr überrascht, wenn wir Petrarca's Eclogen ohne besonderes

---

[1]) Lib. I. Invectivarum contra medicum quendam (Opp. p. 1205).

[2]) Ibid. Offenbar nach dieser Stelle oder vielleicht von Petrarca selbst ist der Beruf des Poeten in seinem Dichterprivilegium vom 9. April 1343 (so in den Opp. p. 1254, richtiger vom 8. April 1341) dargelegt: Virtutem rei sub amoenis coloribus absconditam — — altisonis celebratam carminibus et dulcis eloquii suavitate respergat, quae sit quaesitu difficilior magis atque inventa dulcescat.

Interesse gelesen und nun von Boccaccio hören, daß er hier unter der Hülle von Hirtengesprächen das Lob des wahren Gottes und der heiligen Trinität und zugleich ihren Zorn über die schnöde Lenkung des Schiffleins Petri gesungen.[1]) Wir lesen jene Gedichte aufmerksamer noch einmal und finden nun allerdings die Anspielungen auf Avignon, seine Päpste und Cardinäle, die bildliche Bedeutung von Hirt und Heerde und dergleichen mit leichter Mühe heraus. Das Geheimniß ist also nichts mehr, als was Petrarca unzählige Male in deutlicher, schlichter Prosa ausgeplaudert. Gehen wir aber mit jener Voraussetzung an die „Africa", so müssen wir unser völliges Unverständniß beklagen. Viel leichter ließe sich jene Symbolisirung bei den italienischen Reimen Petrarca's durchführen, und schon einer seiner Freunde hat die Meinung aufgestellt, unter der gefeierten Madonna Laura dürfe wohl der Lorbeer und unter diesem die Sehnsucht nach dem Dichterruhme zu verstehen sein. Von den „Triumphen" ist es gewiß, daß sich Petrarca darin gefiel, sie mit geheimnißvollen Andeutungen auszustatten, nur sind hier die Bezüge weniger von sinnbildlicher Natur wie bei Dante, mit dem er vielleicht in Wetteifer treten wollte, als vielmehr Räthsel-Aufgaben, die durch classische Gelehrsamkeit, verbunden mit einigem Scharfsinn, ohne Schwierigkeit gelöst werden können. Auch kam es Petrarca selbst wohl nur darauf an, die Fülle seiner historischen und mythologischen Kenntnisse zu zeigen, wie denn überhaupt sein Stolz auf den allegorischen Sinn seiner Poesien vom Beigeschmack der Charlatanerie nicht ganz freizusprechen ist.

Die Dichter, sagt Petrarca einmal, sind schon selten, aber seltener noch sind die Redner.[2]) Unter Beredtsamkeit versteht er weniger die Kunst, durch das Wort auf einem Forum zu wirken, als vielmehr die Fähigkeit überhaupt, seine Gedanken durch künstlichen Wortputz eindringlicher, anziehender zu machen, also die Wohlredenheit oder Eloquenz. Seine Abhandlungen und seine Briefe hielt er für nicht minder ewig als seine Gedichte, durch seine Prosa verdiente er den Lorbeerkranz nicht weniger. Und in der That, er hat diese Eloquenz aus dem Alterthum

[1]) De Genealogia Deorum XIV, 10. 22. und Comento sopra la Commedia di Dante cap. 1 (Opere vol. V. Firenze, 1724) p. 35. cf. Mehus Vita Ambros. Travers. p. 256. — Schon bei Petrarca's Lebzeiten versuchte sich Mancher in der Erklärung seiner Gedichte.

[2]) De remedio utriusque fortunae Lib. II. dial. 102: insignis poetarum, major oratorum raritas.

in sein Zeitalter hinübergepflanzt, er ist ihr Vater in der modernen Welt geworden.

Auch hier müssen wir einem pedantischen Urtheil entgegentreten, welches seit 400 Jahren aus einem Buche ins andre gewandert ist und doch zuletzt der naiven Meinung der Zeitgenossen gegenüber kleinlich erscheint. Man hat nämlich über die Selbstgefälligkeit, mit welcher Petrarca von seinem Stil zu sprechen pflegt, und über den Beifall, den seine Freunde demselben zollten, nicht genug lächeln und den Vorzug späterer Zeiten nicht genug rühmen zu können geglaubt. Man hat an seinem Latein gemäkelt, es sei doch zu voll von grammatischen Fehlern und Barbarismen, der Satzbau sei oft noch recht unklar und ungeschickt, die Redeweise bald durch Alterthümeleien verziert und verschroben, bald ohne alle Eleganz, die Tractate seien mit classischen Gemeinplätzen überfüllt, die Briefe weitschweifig und redselig. Endlich hat man, gleichsam aus Mitleid und um den gefeierten Namen zu retten, die Schuld auf die allgemeine Geschmacklosigkeit und Barbarei des Zeitalters geschoben und Petrarca doch aus Gutmüthigkeit einen kleinen Antheil an dem Ruhme gegönnt, den seine Nachfolger eingelegt haben. [1])

Wir sind durchaus nicht gemeint, in Petrarca's lateinischer Prosa stilistische Musterstücke finden zu wollen. Aber wir suchen in großen Literatoren auch keine Stilmeister, die für den Schulgebrauch immerhin ihren Werth haben mögen, in reiferen Jahren aber die Geistesentwickelung eher hemmen als fördern. Wir sehen im Stil den Ausdruck einer Persönlichkeit und messen den Werth desselben nicht nach dem ästhetischen Vergnügen, das er uns bereitet, sondern nach der Einwirkung, die er oder vielmehr die Persönlichkeit selbst auf spätere Geschlechter geübt hat. In diesem Sinne war Petrarca der erste Schriftsteller der neueren Zeit, der überhaupt einen Stil schrieb. Denn er schrieb eben frei heraus, wie ein lebhafter und angeregter Mensch spricht, erzählt, conversirt. Während der scholastisch-gebildete Geist wohlgezähmt und einge-

---

[1]) Einige ältere Urtheile der Art werden wir im dritten Buche noch erwähnen. Sie sind in derselben Weise noch in den neueren Literargeschichten nachgebetet worden. Vergl. z. B. Tiraboschi Storia della letteratura Italiana T. V. 2a ediz. (Milano, 1823) p. 820, wo die für die Kenntniß jener Zeit brauchbaren infinite notizie und die Aufrichtigkeit Petrarca's als Gegengewicht dienen müssen!

[2]) Epist. de reb. famil. VI, 4. Praefat. in Epistt. famil.: scribendi enim mihi vivendique unus finis erit.

schult am Leitseil der Logik geführt wird, hat Petrarca diese Krücken von sich geworfen, das Wort ist bei ihm wieder der unmittelbare Ausdruck der Seele geworden. Er will sich im Schreiben frei bewegen und gehen lassen, er will nicht nur seinem Jahrhundert nützen und andere belehren, sondern schreiben, um seinen Geist der drängenden Fülle zu entlasten und zu erheitern, er will nicht Mensch sein und nebenbei Schriftsteller, sondern Schreiben und Leben ist ihm eins.[2]) Alle seine Schriften, zumal seine Briefe, waren zunächst für ihn selbst von Wichtigkeit und Nutzen. Was man als Weitschweifigkeit und Geschwätze bezeichnet hat, ist vielmehr die behagliche Plapperhaftigkeit eines Kindes, das seine Freude nur an dem mühsam erlangten Gebrauch der Sprache hat und wie durch Instinct zu ihrer eifrigen Uebung getrieben wird. Die Fülle der neuen Anschauungen und Kenntnisse, verbunden mit dem freudigen Gefühl des leichten Ausdrucks, drängt zur Mittheilung. Da erhält jeder Einfall, das heißt der Zufall der Geistesoperation, den ein scholastischer Dogmatismus zurückgewiesen haben würde, sofort sein Recht. Wenn Petrarca dem Cardinal Colonna erzählen will, mit welchen Gedanken er in Rom umhergewandelt sei, so fällt ihm bei dem Worte „Umherwandeln" die peripatetische Schule ein und er kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit seine Meinung über die verschiedenen alten Philosophenschulen und ihr Verhältniß zur christlichen Lehre darzulegen, um dann plötzlich wieder abzubrechen und von den Alterthümern Rom's weiter zu erzählen.[1]) Gerade eines so beweglichen Geistes bedurfte es, um mit der dürren scholastischen Methode zu brechen. Ihr gegenüber den freien Menschen geltend zu machen, das war Petrarca's schriftstellerischer Beruf, das war die edelste Frucht seiner classischen Studien.

Neben diesem großartigen Bemühen, welches von seinen Zeitgenossen bewundert, wenn auch natürlich nicht mit Reflexion ausgesprochen wurde, ist die Latinität oder der Ciceronianismus des Stils nur ein unbedeutender Zusatz. Jenes Streben allein würde Petrarca nicht minder epochemachend erscheinen lassen, wäre auch sein Latein noch zehnmal schlechter gewesen. Indeß lag auch die Herstellung einer reineren und edleren Sprache ihm am Herzen und so sehr er darin übertroffen worden ist, hat er dennoch Bewunderswürdiges geleistet. Nur muß man sein Latein nicht neben das eines Politianus, Bembus oder Mu-

[1]) Epist. de reb. famil. VI, 2. vom Januar 1337.

vetus stellen, sondern neben das mönchische früherer Zeiten, welches er selbst gelegentlich mit einem verkrüppelten Baume vergleicht, der weder grüne noch Früchte trage.[1]) Man bedenke, daß er das alte Idiom eigentlich ohne grammatische Grundlage gelernt — denn die elementare wird man so nicht nennen können — daß er nur allmählig in den Besitz verschiedener alter Autoren und besserer Handschriften gelangte, daß er allein nach dem alterthümlichen Ausdruck, nicht nach dem des goldenen Zeitalters strebte. Auch liegen seine Schriften in einer so verderbten Gestalt vor uns, daß seine Schuld und die späterer Abschreiber und Drucker für's Erste nicht gesondert werden können. Und wenn er in seinen Werken oft den Rand voll Verbesserungen schrieb und gewaltig am Texte feilte, so ist das eine an sich bedeutungsvolle Erscheinung, gleichviel was er dadurch erreichte.

Von der Freude am süßen Klange virgilischer Verse und tullianischer Rede war Petrarca ausgegangen. Die Schönheit der rhythmischen Formen und der melodische Reichthum des classischen Latein fesselten ihn immer mehr, je aufmerksamer sein Ohr ihnen lauschte und je emsiger er sich in Nachbildungen versuchte. So mächtig war schon diese erste Berührung mit dem Alterthum, daß seine Bewunderung ihn ganz in Fesseln schlug, daß sein Schritt wie von Geisterhand vorwärts und immer vorwärts gezogen wurde, bis er mit seinem edelsten Sinnen und Trachten ganz in dieser neuen alten Welt lebte und von hundert Zaubern in ihren Bann geschlagen, ein schwärmender Verehrer ihrer Größe wurde. Was er von den Alten gelernt, war ihm mindestens von gleichem Werthe mit dem, was sein Geist selbstständig schaffen mochte, ja er würde den ihm eigenthümlichen Gedanken gern dem classischen unterordnen.[2]) Er fühlte, daß er durch das Alterthum Alles geworden, was er war, und so vermengte er leicht die Hoheit des Alterthums mit seiner hohen Meinung von sich selbst. Er hätte ein Träumer oder ein Wahnwitziger werden müssen, wenn nicht zugleich dieses starke Gefühl seiner selbst sich in ihm erhoben und ihn mit der Mitwelt in Verbindung erhalten

---

[1]) Ein Lexicon Petrarchicum, gleichsam ein stilistisches Sündenregister, lieferte C. E. Chr. Schneider in seiner Ausgabe von Franc. Petrarchae Historia Julii Caesaris. Lips., 1827. Prooem. p. XXXXII sq.

[2]) Eine merkwürdige Aeußerung in epist. de reb. famil. VI, 2: Testatus sum tamen, me nihil novum, nihil fere meum dicere, immo vero nihil alienum; omnia enim, undecunque dicimus (discimus), nostra sunt, nisi forsan abstulerit ea nobis oblivio.

hätte, die versinkende Schwärmerei durch zurückbeziehende Persönlichkeit aufwiegend. So ging er denn mit Begeisterung und doch auch mit nüchterner Thätigkeit an das Werk, das ihm als würdigste Aufgabe seines Menschenlebens erschien, an die Neubelebung des erstorbenen und begrabenen Alterthums.

Unter dem Himmel der Provence, wo sein Genius erwachte, waren Bücher die einzigen Monumente, die lebhaft an das alte Rom erinnerten. Er wurde gewahr, wie die Schriften der Alten, in Staub und Moder verborgen und zum Theil schon verloren, dem vollständigen und ewigen Untergange unvermeidlich anheimfallen mußten, wenn nicht bald die rettenden Hände sich zeigten. Dieser Drang zu retten, vereinigt mit dem Wunsche des Besitzens, warf sich natürlich zuerst auf die Schriften Cicero's, der mehr als andere Autoren in Vergessenheit gesunken war. Noch Dante hatte nur die Bücher über das höchste Gut, über die Freundschaft, über das Alter, über die Pflichten, die Paradoxa und die Rhetorik gekannt. [1]) Man sieht, wie sich die philosophischen Schriften Cicero's noch in einigem Ansehen erhielten, während die eigentlichen Fundgruben der Eloquenz völlig ins Dunkel zurücktraten. Seine Briefe waren durchaus vergessen. Von allen Reden las man im 12. und 13. Jahrhundert nur die catilinarischen, die Philippiken, einen Theil der Verrinen, die für den manilischen Gesetzesvorschlag und vielleicht einige kleinere, sicher nicht über zwölf, und alle nur selten. [2]) Welcher traurige Rest! aber wie viel war da auch noch zu finden! und auf wie vieles Andere hat das Suchen geführt!

Schon als Jüngling war Petrarca mit großem Eifer bemüht, die Werke Cicero's zu sammeln; denn seine Vergötterung dieses Römers wuchs durch Alles, was er von seinen Schriften las oder über ihn hörte. Wie groß war zum Beispiel seine Freude, als er fand, daß schon Quintilianus den Cicero hoch über Seneca gestellt. Jede Andeutung anderer Autoren über solche Werke Cicero's, die er noch nicht besaß, war ihm ein heftiger Sporn, sie zu suchen. Befand er sich auf Reisen und sah irgend ein altes Kloster aus der Ferne auftauchen, so war sein erster Gedanke: wer weiß, ob hier nicht etwas von dem sein möchte, wonach

---

[1]) So schließe ich daraus, daß ich nur diese Werke in Dante's poetischen und prosaischen Schriften erwähnt gefunden.

[2]) Cf. Adami Clerici Flores historiarum bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 212; B. G. Niebuhr in edit. Ciceronis Orationum pro M. Fontejo et pro C. Rabirio. Romae, 1820. p. 36.

mich so sehr verlangt. Etwa in seinem 25. Jahre kam er nach Lüttich und da er hörte, daß es hier viele alte Bücher gebe, entschloß er sich sofort zum Bleiben. Zwei neue Reden Cicero's waren der glückliche Lohn: die eine schrieb er mit eigener Hand ab, die andere copirte ihm ein Freund, beide wurden durch ihn in Italien verbreitet.[1] Wie groß die Gefahr des Verlustes gewesen, macht er dadurch anschaulich, daß es ihm in der gewerbreichen und blühenden Stadt viel Mühe gekostet, etwas Tinte aufzutreiben, die noch dazu mehr saffranfarben als schwarz war.[2] Unaufhörlich regte er seine Freunde und Bewunderer an, in den alten Klöstern nachzuspüren und bei gelehrten Männern nachzufragen. Nach Rom und Tuscien, nach Frankreich und Spanien, nach Deutschland und Britannien schickte er Bitten und Mahnungen, Geldbeträge, Zettel, auf denen er verzeichnet, nach welchen Schriften sein Sinn am meisten stehe. Selbst in Griechenland fragte er nach Werken Cicero's an, erhielt aber statt ihrer einen griechischen Homeros. Oft hatte er nicht die geringste Hoffnung, das Erwünschte zu erhalten, und wollte durch sein Antreiben nur Nachforschungen veranlassen; oft erhielt er nach begierigem Warten nur solche Schriften, die er bereits in mehreren Exemplaren besaß.[3] Fast von jeder größeren Reise brachte er irgend eine Schrift Cicero's mit, die er bis dahin nicht gekannt; von andern lernte er nur den Titel kennen und den Verlust betrauern.[4] An Cicero's Büchern von der Republik verzweifelte er nach langem vergeblichem Suchen. Aber die Werke »vom Troste« und »vom Lobe der Philosophie« meinte er immer noch finden zu müssen. Letzteres las er von Augustinus in einer Weise erwähnt, die ihn auf das Höchste gespannt machte: wie bedeutend mußte sein Inhalt sein, wenn dieser ehrwürdige Mann der Kirche gestand, es habe ihm zu seiner Bekehrung und zu seiner Erkenntniß der Wahrheit viel genützt. Lange hatte Petrarca geglaubt, die genannte Schrift Cicero's zu besitzen; nur konnte er durchaus nicht finden, was Augustinus so besonders zu ihr hingezogen haben möchte. Endlich entdeckte er in Augustinus' Werke von der Dreieinigkeit eine jener Schrift entnommene Stelle, von der in seinem Exemplar kein Wort stand. Der Irrthum wurde ihm nun klar:

[1] Wohl in Bezug hierauf erwähnt er epist. famil. XIII, 6, daß er von seiner Streifpartie durch Deutschland die Rede Cicero's für den Archias mitgebracht habe.

[2] Epist. rer. senil. XV, 1.

[3] Epist. rer. famil. III, 18. senil. III, 9; XV, 1.

[4] Rer. memorand. Lib. I. (Opp. p. 447).

eine falsche Aufschrift seines Buches hatte ihn getäuscht. Aber daß es gleichfalls von Cicero war, darüber ließ ihm „seine himmlische, unnachahmliche Eloquenz“ keinen Zweifel. Später lernte er vermittels eines Codex, den er in Neapel geschenkt erhielt, daß dieses Werk, welches er für das „Lob der Philosophie“ gehalten, nichts weiter sei als ein Stück der Academica, und im Aerger über die Enttäuschung erlaubte er sich über diese letztere Schrift ein ziemlich geringschätziges Urtheil. [1])

Nicht vergessen konnte Petrarca den Verlust der Bücher Cicero's „vom Ruhme“. Einst erhielt er nämlich von Raimondo Soranzo, einem alten Curialen, der viele Bücher besaß, aber als Jurist von Fach unter den Autoren des Alterthums nur am Livius seine Freude hatte, einen Band vermischter Schriften zum Geschenk: darunter waren Cicero's Bücher „vom Redner“ und „von den Gesetzen“ in der mangelhaften Gestalt, in der man sie damals allgemein las, „die beiden vortrefflichen Bücher vom Ruhme“ und einige Schriften Varro's. [2]) Diesen Band und einen andern, der gleichfalls Schriften Cicero's enthielt und Petrarca ein theures Erbstück von seinem Vater war, lieh er einst seinem alten Lehrer, von dem wir oben erzählt. Die Armuth verleitete diesen zur Unehrlichkeit: er verpfändete die Bücher, gab Petrarca auf seine Mahnungen hinhaltende Antworten, schämte sich auch wieder, die Bücher von ihm auslösen zu lassen, und war plötzlich, während Petrarca an den Quellen der Sorgue verweilte, aus Avignon verschwunden. Er war nach seiner tuscischen Heimath zurückgezogen und ließ nichts mehr von sich hören. Die geliehenen Bücher aber blieben allen Nachforschungen zum Trotz verloren und die „vom Ruhme“ für immer. — Petrarca war überzeugt, sie besessen zu haben. Wir indeß können uns des Gedankens nicht erwehren, auch hier möchte eine falsche Aufschrift die Ursache seiner Täuschung gewesen sein. Denn der Besitz dieses Buches fällt in sehr frühe Jahre, von denen Petrarca gelegentlich gesteht, genauer gekannt habe er damals von Cicero wenig mehr als einige Reden und Briefe. Später konnte er sich des Inhaltes jener Schrift nicht mehr im mindesten entsinnen, ein Beweis, daß er

[1]) Er nennt sie epist. rer. senil. XV, 1. ein subtile opus magis quam necessarium aut utile.

[2]) Ganz leichtfertig ist der Bericht Manetti's, der sein Leben Petrarca's um die Mitte des 15. Jahrhunderts schrieb, als habe dieser die Bücher vom Ruhme in extremo fere Germaniae angulo abstrusos gefunden, obwohl Mehus (Vita Ambr. Travers. p. 216) die Sache hingehen läßt.

niemals mit ihr vertraut gewesen. Von der Existenz jener Bücher de gloria konnte er aus Cicero's Briefen und auch aus dem vielgelesenen Buche über die Pflichten wissen. Wie leicht sieht man ein Gespenst, wenn man nur erst von seinem Dasein überzeugt ist! Wäre Petrarca der Sache gründlicher nachgegangen, wer weiß, ob sich die Bücher vom Ruhme nicht in einige Abschnitte der Tusculanen aufgelöst hätten.[1]) Die willkürliche Betitelung der Abschreiber nach irgend einem Theile des Buches, der ihnen gerade wichtig erschien, hat mehr als einmal irre geleitet.[2])

Man hat sich nicht einigen können, welche Werke Cicero's durch Petrarca wiederaufgefunden seien. Es ist allerdings schwer, den Begriff des Findens festzustellen, wenn man nicht weiß, welchen Grundstock ciceronischer Schriften man als bekannt voraussetzen darf. Bei einzelnen Schriften ist es offenbar so ergangen, daß sie aus irgend einer stillen Klosterbibliothek an das Tageslicht gebracht, einmal oder ein paar Male copirt wurden und dann wieder in eine gewisse Vergessenheit zurücksanken, aus der sie von Neuem hervorgezogen, also zum zweiten Male entdeckt werden konnten. Auch war das Verdienst des Entdeckers meistens doch nur das des Verbreiters, und als neu konnte man mit einigem Recht doch nur diejenigen Schriften bezeichnen, deren Andenken völlig verschwunden gewesen oder die in andern Ländern aufgefunden und nach Italien verpflanzt wurden.

---

[1]) Z. B. Tuscul. Lib. I; III, 2; V, 15. etc.

[2]) Petrarca epist. rer. senil. XV, 1; cf. epist. 2 ad viros ex veteribus illustres. Da auch Schriften Varro's als in jenem Codex befindlich erwähnt werden, so gründet sich vielleicht auch nur darauf die Erinnerung Petrarca's, dessen Antiquitates rerum humanarum et divinarum vormaleinst gesehen zu haben? Epist. 7. ad vir. ex veter. ill. (Opp. p. 785): ilicet divinarum et humanarum rerum libros — — puerum me vidisse meminerim. Noch unsicherer lautet gar eine Variante dieser Stelle, die Mehus Vita Ambr. Travers. p. 216. aus einem florentinischen Codex mittheilt: Nullae tamen exstant seu admodum lacerae tuorum operum reliquiae, e quibus aliqua pridem vidi et recordatione torqueor summis, ut ajunt, labiis gustatae dulcedinis, et ea ipsa, praecipue divinarum et humanarum rerum libros — — adhuc alicubi latitare suspicor etc. Jedenfalls geht auch hieraus hervor, wie dunkel Petrarca der Inhalt jenes Codex vorschwebte; wiederum ist ihm nichts, durchaus nichts aus Varro's Werken im Gedächtniß geblieben. — Ebensowenig Werth legen wir auf Petrarca's Notiz in Rer. memorab. Lib. I. cp. 2, aus welcher man geschlossen hat, daß er die Epigramme und Briefe des Kaisers Augustus noch gekannt habe. Es ist wieder eine Jugenderinnerung, die ihm im hohen Alter vorschwebte: quod opus inexplicitum et carie semesum adolescenti mihi admodum in manus venit frustraque postmodum quaesitum etc.

So ist es nun im Allgemeinen kein Zweifel, daß Cicero's Werke, auch die philosophischen und rhetorischen, durch Petrarca's Anregung unendlich mehr copirt und gelesen wurden als vorher; davon zeugt ihre Verbreitung im Beginne des folgenden Jahrhunderts. Aber um zwei Klassen derselben hat Petrarca ein unmittelbares Verdienst, um die Reden und Briefe. Einen Codex, der eine Reihe von Reden enthielt, copirte er Jahre lang mit eigener Hand, damit ihm nicht die bezahlten Abschreiber den Text verdürben. [1]) Mehrere einzelne Reden hat er auf Reisen gefunden, doch besaß er noch lange nicht alle diejenigen, die wir jetzt lesen. Aber welchen Triumph empfand er, als ihm 1345 zu Verona die seit dem 10. Jahrhundert völlig verschollenen sogenannten familiären Briefe Cicero's in die Hand fielen! [2]) Zwar besaß er wahrscheinlich damals schon die beiden andern Sammlungen dieser Briefe und hatte bereits die tullianische Epistolographie in die neuere Literatur eingeführt, in der sie eine großartige Rolle zu spielen berufen war, aber der neue Fund gab diesem wichtigen Belebungsmittel des humanistischen Verkehrs sofort einen erhöheteren Schwung und hat so eine unmeßbare Wirkung geübt.

Wir haben den Eifer, mit dem sich Petrarca gerade Cicero's Schriften widmete, nicht ohne Grund weitläufiger dargelegt; denn von Cicero aus, darf man fast sagen, erschloß sich ihm das liebende Verständniß der andern Autoren des alten Rom. Aus Cicero's Academica lernte er Varro schätzen, in den Officien las er Ennius' Namen zum ersten Male, aus den Tusculanen lernte er Terentius lieben u. s. w. [3]) Jagte

---

[1]) Auch einen Virgilius, von Petrarca's eigener Hand geschrieben, bewahrt die Ambrosiana.

[2]) Petrarca epist. 1. ad vir. ex veter. ill. — Blondus Italia illustr. (Opp. Basileae, 1599. p. 346) giebt, wohl durch irgend ein Versehen, Vercelli als den Fundort an. Welche Briefsammlungen Cicero's Petrarca überhaupt gefunden, ist jetzt wohl mit Entschiedenheit zu bestimmen. Er kannte ohne Zweifel die sogenannten familiären Briefe (ad diversos), welche der veroneser Codex enthält, aber nach seinem Werke de republica optime administranda (Opp. p. 419) auch die ad Quintum fratrem und ad Atticum gerichteten, wogegen die Nachricht des Blondus (a. a. O.) in sich zusammenfällt, als habe die ad Atticum ein Unbekannter aufgefunden. In der Apologia c. Galli cujusdam calumnias (Opp. p. 1195) spricht Petrarca bereits von tria volumina epistolarum, und daß er sie wirklich gefunden und copirt hat, beweisen auf das Klarste die beiden in der Mediceo-Laurentiana aufbehaltenen Codices. cf. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 213 sq. 220. Jahrbücher f. Philologie und Paedagogik herausg. von Jahn. Jahrg. I (1826) Bd. II. Heft 2. S. 231.

[3]) Epist. famil. III, 18.

er auch vorzugsweise den vermißten Schriften Cicero's nach, so bildeten doch die römischen Classiker in seiner Phantasie bereits eine Gesammtheit und jede Lücke in derselben erschien ihm als ein schmerzlicher Verlust. Wie hat er sich nach der zweiten Decade des Livius abgemüht, als er die erste, dritte und vierte besaß, wie bedauerte er den Untergang der Historien des Sallustius [1]), wie quälend blieb ihm der Gedanke, Varro's Antiquitäten einst besessen zu haben und nicht mehr finden zu können!

Es ist wohl begreiflich, wie lieb dem Besitzer eine Sammlung von Büchern wurde, die so mühsam gesucht, erworben und zusammengebracht werden mußten. Erst im Privatbesitz wurde das geistige Gut, welches in ihnen lag, ein flüssiges, es verkehrte gleichsam mit der freien Luft und ward fruchtbar durch die Mittheilung an Freunde in der Nähe und Ferne. Bücher, sagt Petrarca, seien seine unersättlichste Begierde, sie würden ihm wie ein lebendiger Umgang, wie sprechende Freunde. [2]) Bei ihnen suchte und fand seine Seele, auch als er manches andere Streben als Täuschung und Eitelkeit erkannte, immer ein stilles Asyl. Eine schöne, wenn auch unhaltbare Tradition, daß man ihn an seinem letzten Lebensmorgen in seinem Studirzimmer und über einem Buche eingeschlummert gefunden. Seine Sammlung war die erste moderne Bibliothek. Immer waren ihm Peisistratos und Ptolemäos Philadelphos unter ihren Bücherschätzen viel edler erschienen als Crassus unter seinen Reichthümern. Er hatte einst den Plan, daß seine Bücher, zu denen er eben noch die Boccaccio's zu erwerben wünschte, unzerstreut „zu seinem ewigen Angedenken" an einem frommen Ort aufgestellt werden sollten. [3]) Ist gleich dieser Plan und auch ein späterer, nach welchem seine Bücher der Republik Venedig zufallen sollten, nicht zur Ausführung gekommen, ist auch seine Sammlung nach seinem Tode verschleudert worden, so ging doch jener Gedanke seitdem nicht mehr unter und mancher edle Schatz der classischen Literatur wurde durch ihn gerettet. In gleicher Weise hat Petrarca auch andern Schätzen des Alterthums ein forschendes Auge zugewendet und den Sinn für ihre Erhaltung geweckt. Er konnte Karl IV. einige Münzen römischer Kaiser als Denkmale

---

[1]) Rer. memorand. Lib. I (Opp. p. 447. 448).

[2]) Epist. rer. famil. III, 18.

[3]) Epist. rer. senil. I, 4 an Boccaccio.

seiner Vorfahren zeigen, er war, so viel wir wissen, der erste, der alte Münzen und Medaillen sammelte. [1])

Ein Bewunderer Petrarca's am Hofe von Byzanz, Nikolaos Sigeros, schickte ihm ein Exemplar der Gesänge Homers als Geschenk. Trotz dem kirchlichen Schisma und trotz dem durch Jahrhunderte eingewurzelten Hasse reichen sich hier Orient und Occident zum ersten Male wieder die freundschaftliche Hand und zum Bindemittel wird der ehrwürdige Sänger von Ilion. Er ist gleichsam der erste Flüchtling, der vor der drohenden Türkenbarbarei im Abendlande Schutz suchte, und trugen ihn auch nicht Engelshände herüber wie das Gnadenhäuschen von Loreto, so war es doch eine ähnliche Verehrung, mit der Petrarca ihn aufnahm. Dieser einzelne Vorfall ist Beginn und Typus einer literarischen Wanderung von unberechenbaren Folgen: die hellenische Literatur, mit dem Untergange bedroht gleich dem byzantinischen Staatskörper, suchte und fand in Italien ein liebevolles Asyl. Man hatte hier gelernt, daß sie die Mutter und das Vorbild der römischen gewesen; so galt es also fortan, auch zu dieser Quelle des Schönen vorzudringen, die griechische Sprache zu lernen oder sich doch ihre Schätze durch Uebersetzungen anzueignen.

Petrarca machte den Versuch. Sein Lehrer Barlaamo — wir sprechen noch von ihm — war ein aufgeblasener, geschmackloser Theologe, der zwar die griechische Sprache in Konstantinopel gelernt, aber nicht im Stande war, seine Gedanken in der lateinischen auszudrücken. Auch genoß Petrarca nur wenige Lectionen bei ihm, er kam nicht über die Elemente hinaus. [2]) Und dennoch ist er mit seinem Homeros, den er kaum lesen konnte, in der Hand, der anregendste Lehrer des Griechischen gewesen. Er sah das Buch mit Entzücken an, umarmte es und wußte doch nur, wie hoch die Römer, ein Cicero, Horatius und Plinius, diese Gesänge gehalten. [3]) Schon besaß er mehrere Schriften Platon's in griechischer Sprache; der erste der Dichter, sagt er, und der erste der Philosophen hätten bei ihm Wohnung genommen. Er faßte den Muth, jenen Sigeros auch um die Werke des Hesiodos und des Euripides zu bitten, und gab die Hoffnung nicht auf, noch

---

[1]) Epist. rer. famil. X, 3.

[2]) De ignorantia sui ipsius (Opp. p. 1162); Mehus Vita Ambr. Travers. p. 220.

[3]) Rer. memorand. Lib. II (Opp. p. 464); Petrarca's Antwort an Nik. Sigeros epist. rer. variar. 21. vom 10. Januar (1354).

einst im höheren Alter Griechisch zu lernen. Zunächst erhielt Boccaccio durch ihn den Anstoß: auf ihn wurde der sehnliche Wunsch verpflanzt, den gefeierten Homeros in lateinischer Sprache zu besitzen.[1] Wir werden sehen, wie dieser Wunsch noch nach hundert Jahren in den Freunden beider Literaturen als ein Ideal fortlebte, wie Italiener nach Byzanz hinüberschifften und Byzantiner nach Italien kamen, jene um zu lernen, diese um zu lehren, wie Alt und Jung Griechisch treibt und wie der Genius des alten Hellas, einmal durch Petrarca herbeibeschworen, nicht mehr zur Ruhe geht.

Seit seiner Jugend hatte Petrarca der Wunsch durchglüht, Rom zu sehen. Er wurde ihm im Januar 1337 erfüllt. Wie ein dieser Welt Entrückter wandelte er zwischen den sieben Hügeln umher, Alles fand er wieder, wovon er bei den Alten gelesen, Alles von der Königsburg Evander's und der Höhle des Cacus bis zu den Stätten, wo Petrus und Paulus den Märtyrertod erlitten. Nur seine Phantasie war geschäftig, ihm die Trümmer zu deuten, die neuen Römer konnten es nicht; Aberglauben und Unwissenheit umdunkelten ihnen die Werke ihrer Ahnen. Nirgends, rief Petrarca aus, wird Rom weniger gekannt als zu Rom selbst.[2] Es war noch die alte Weltstadt und sie war es doch nicht mehr. Die alten Paläste, in denen einst „die ungeheuren Männer" gewohnt, sah Petrarca verfallen, die Tempel und Triumphbogen eingestürzt, die Stadtmauer zerbröckelt. Diese Römer schämten sich nicht, mit den ehrwürdigen Trümmern schnöden Handel zu treiben, mit den marmornen Säulen, Tempelschwellen und Grabesdenkmälern das weichliche Neapel ausschmücken zu lassen. Auch die letzten Trümmer, meinte er, würden bald verschwunden sein.[3] Er rief die avenionensischen Päpste zum Mitleid für die hinsinkende Tiberstadt auf.[4] Diese erschien ihm wie eine gealterte Matrone mit grauem Haar, blaß und kränklich von Gesicht, mit zerrissenem Gewande und dennoch mit

---

[1]) Epist. de reb. senil. III. 6; V, 1; VI, 2; XI, 9.

[2]) Epist. de reb. famil. VI, 2 an Cardinal Giovanni Colonna.

[3]) Ad Nicolaum Laurentii de capessenda libertate hortatoria (Opp. p. 596); epist. metr. II, 13:

Quanta quod integrae fuit olim gloria Romae,
Reliquiae testantur adhuc, quas longior aetas
Frangere non valuit etc.

— — — — — — — — — — — — — —

Funditus ita ruent (labentis patriae fragmenta) manibus convulsa nefandis.

[4]) Epist. metr. I, 2. Benedicto XII; II, 5. Clementi VI et al.

ungebeugtem Muthe und voll ehrwürdiger Erinnerungen. [1]) „Aber wer kann zweifeln, daß die alte Tugend Roms sofort wieder auferstehen wird, wenn Rom anfängt, sich selber zu kennen.“ [2])

Dieses prophetische Wort sah Petrarca in Erfüllung gehen durch das Unternehmen des Cola di Rienzo. Die politische Erschütterung, die Rom und Italien durch dasselbe erfuhren, war wie das Brausen des Sturmes, lärmend und erstaunlich, hier und dort zerstörend, aber endlich doch spurlos vorübergehend. Dagegen der Geist, der während dieses Sturmes durch die Gemüther der Menschen rauschte, blieb lange im Andenken und ist auch nicht wieder verschwunden. Es ist derselbe, in dessen Namen Petrarca sprach und schrieb. Darum die wunderbare Verwandtschaft zwischen beiden Persönlichkeiten; so verschieden ihr Lebenslauf und ihre Wirkungssphäre, so verkörperte sich doch in beiden dieselbe Idee. Es ist wahrscheinlich, daß durch Petrarca's Schriften der zündende Funke in Cola's Brust geworfen wurde, gewiß, daß zu Avignon ein Austausch republicanischer Gedanken zwischen Beiden stattfand. [3]) Ihre Wege gingen dann nur scheinbar auseinander. Während Petrarca in der weichen Luft der Provence dem Wohlklange der tullianischen Rede lauschte und sich in seine Bücherwelt einspann, las Cola in Rom den Livius, Sallustius, Valerius Maximus und fühlte sich selber auf der Bühne, auf welcher ihre Erzählungen vom alten Rom spielen. Niemand wußte besser als er die alten Inschriften zu lesen, die Statuen und Ruinen der Weltstadt selbst und ihrer Umgegend zu deuten. Er würde vielleicht als Alterthumsforscher und Schriftsteller einen Namen erworben haben [4]), nur daß es ihn trieb, sich im öffentlichen Leben hervorzuthun und als Redner vor dem Volke Beifall zu erndten. Ganz wie Petrarca ging er von der Vorstellung des alten Rom aus und sah, mit diesem Maaßstab in der Seele, auf die Römer der Gegenwart. Wo sind jetzt jene edlen Römer, fragte er, wo ist

---

[1]) De pacificanda Italia Exhortatio ad Carolum IV.

[2]) Epist. rer. famil. VI, 2.

[3]) Petrarca ad Nicol. Laurentii hortatoria (Opp. p. 595): Testis ego sibi sum, semper eum hoc, quod tandem peperit, sub praecordiis habuisse.

[4]) Der Verfasser der Vita di Cola Rienzo (Historiae Romanae Fragmenta) bei Muratori Antiquit. Ital. T. III. nennt ihn nutricato de latte de Eloquentia, bono Gramatico, megliore Rettuorico, Autorista bravo. — Petrarca sagt von ihm epist. rer. famil. XIII, 6: Nycolaus Laurencii vir facundissimus est et ad persuadendum efficax et ad oratoriam promptus, dictator (litterarum) quoque dulcis ac lepidus non multe quidem sed suavis colorateque sentencie.

ihre erhabene Gerechtigkeit? o könnten wir doch zu ihrer Zeit leben! Er konnte bitterlich weinen und andre zu Thränen rühren, wenn er das gesunkene und geschändete Rom beklagte. Von diesem Gefühl, von einer traumhaften Sehnsucht nach dem Glanze der Freiheit und Tugend, in welchem ihm die römische Republik leuchtete, wurde er auf sich als den Hersteller dieser Idealwelt, als den Befreier Roms und Italiens geführt. [1]) Bald schwebte seinem wüsten Hirn ein Brutus und ein Volkstribun vor, dann wieder Roma als die Beherrscherin der Welt und so sprach er auch gern und mit Feuer von Julius Cäsar. [2]) Ganz unklar war ihm die Grenze, bis zu welcher seine rednerische Schwärmerei reichte und auf welcher das eitle Hervordrängen seiner Persönlichkeit begann; daher beging er auf dieser Grenze seine lächerlichsten Albernheiten.

Um aber die Begeisterung zu verstehen, mit welcher Cola's erstes Auftreten nicht nur in Rom und Italien, sondern überall, wohin nur sein Ruf gelangte, begrüßt wurde, müssen wir manches Moment in Rechnung bringen, welches unserm Gefühl, die wir den Ablauf dieser und ähnlicher Begebenheiten kennen, freilich stark verkümmert wird: zunächst also die völlige Neuheit des Ideals, die jugendliche Schnellkraft der ersten Schritte Cola's, die ihn aus der Ferne als einen hochherzigen Freiheitshelden, ja als Erretter der Menschheit erscheinen ließ, und dann den Glorienschein Roms, der gleichsam zum Hohne der avenionensischen Päpste aus dem längst versunkenen heidnischen Alterthum aufleuchtete. Petrarca berichtet uns, wie man selbst in Avignon dachte und sprach: die Briefe Cola's, die an die Curie gelangten, wurden sofort abgeschrieben und verbreitet, als kämen sie vom Himmel; man wußte nicht, ob man die Thaten oder die Reden des Tribunen mehr bewundern solle, man nannte ihn einen Brutus, weil er Rom die Freiheit gegeben, und einen Cicero, weil aus seinen Worten die hochherzige Majestät des römischen Volkes strahle. [3])

---

[1]) Vergl. s. Schreiben an Karl IV von 1350 bei Papencordt Cola di Rienzo Urk. 13. p. XXXIII: nichil actum putavi, si que legendo didiceram, non aggrederer exercendo etc.

[2]) Vita di Cola Rienzo l. c. p. 399.

[3]) Petrarca an Cola bei de Sade Mémoires sur la vie de François Pétrarque T. III. Pièces justificatives n. XXXI; Apologia contra Galli cujusdam calumnias (Opp. p. 1181). Einen Brief des Tribunen an Petrarca, der Papencordt entgangen, bezeichnet Mehus Vita Ambr. Travers. p. 246.

Petrarca selbst aber war der volltönendste Herold dieser Begeisterung, er war erstaunt und erschüttert wie einer, dem plötzlich ein glücklicher Traum in Erfüllung geht. Aus dem ärmlichen und nüchternen Zeitalter sah er wieder einen Helden emporsteigen, wie er ihn unter seinen Büchern geträumt, und Rom von Neuem zur Königin der Welt erheben. Er nannte ihn einen dritten Brutus, einen Camillus, einen neuen Romulus. Du stehst auf einer hohen Warte, rief er ihm zu, Gegenwart und Zukunft finden kein Ende deines Ruhmes![1]) Er sah in der neuen Republik „eine Umwandelung des öffentlichen Wesens, den Anfang des goldenen Zeitalters, eine andre Gestalt des Erdkreises.“[2]) Der Glückwunsch, den er an die „ruhmreichste Siebenhügelstadt“ und an ihren Tribunen richtete, eine grüßende Freiheitsrede, zeigt uns recht deutlich, wie er nur mit seinen aus Livius genährten Phantasien politisirte, wie er sich als Zuschauer aus weiter Ferne in unermeßlichen Hoffnungen erging.[3])

Dieser jubelnden Erwartung entsprach dann freilich die bittere Enttäuschung, die Niedergeschlagenheit, als Cola immer deutlicher durch die Maske des Alt-Römers den eitlen Narren durchblicken ließ und sein eigenes Werk mit dem Fluche des Lächerlichen schändete. Es wurde Petrarca schwer, dem seligen Traume zu entsagen und an die Wahrheit zu glauben. Er erhielt eine Abschrift von einem der pomphaften und thörichten Schreiben des Tribunen. „Ich erstarre, ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich erkenne das Geschick unsers Vaterlandes, und wohin ich mich wende, überall finde ich nur Grund und Stoff zu Klagen. Wird Rom zerrissen, wo bleibt Italien? und wird Italien in Schande getreten, welches Leben bleibt mir? Mögen bei dieser allgemeinen und besondern Trauer die Einen Geld, die Andern Körperkraft, die Einen Macht, die Andern guten Rath beisteuern; ich wüßte nichts, was ich geben könnte, außer — Thränen.“[4])

Nach Rom zu eilen und selber Hand ans Werk zu legen, war Petrarca's Sache freilich nicht. War er doch derselbe eitle Schwärmer im stillen Studirzimmer, der Cola in seinem phantastischen Unternehmen war. Darum wußte er ihm auch jetzt nur mit blassen Gemeinplätzen zu rathen,

---

1) bei de Sade l. c.

2) Epist. s. tit. 4.

3) Ad Nicolaum Laurentii hortatoria (Opp. p. 595 sq.)

4) Epist. rer. famil. VII, 5.

er möge sich nicht dem schlechtesten Theile des Volkes in die Arme werfen, seine Tugend und seinen Ruhm wahren, lächerliche Narrheiten meiden und dergleichen.[1]) Mit Cola's Flucht aus Rom war er sehr unzufrieden: nach seinem Geschmack hätte der Tribun, statt als Bittender vor dem Böhmenkönige und als Gefangener vor dem Papste zu Avignon zu erscheinen, einen ruhmvollen Tod auf dem Capitole vorziehen sollen. Dennoch will er sich, sowie er einst geglaubt, an dem Ruhme Cola's einen ehrenvollen Antheil zu nehmen, wenn er ihn durch Schriften anspornte und entflammte, auch jetzt seiner früheren Begeisterung nicht schämen. Er kann den nicht verachten, auf den er seine letzte Hoffnung für die Freiheit Italiens gesetzt, der dem Gefühle seines Busens den Ausdruck der That gegeben. „Wahrlich — ruft er bitter aus — ein Verbrechen, des Kreuzes und der Geier werth, daß es einen Römer schmerzte, wenn er seine Vaterstadt, die dem Rechte nach die Herrin Aller ist, als die Magd der elendesten Menschen sah!" — „Wie auch das Ende sein mag, noch kann ich nicht anders: ich muß den Anfang bewundern!"[2]) Und auch jetzt noch rief Petrarca die Römer auf, ihrer Majestät zu gedenken, wenn nur noch ein Tropfen des alten Blutes in ihnen sei, die einmal erworbene Freiheit nicht wieder aufzugeben und sich für die Loslassung des um sie hochverdienten Tribunen zu verwenden. Er selbst wolle sich nicht weigern, für die Wahrheit zu sterben, wenn sein Tod der Republik zu nützen scheine.[3])

Allerdings halfen der Republik und ihrem Tribunen weder die Thränen Petrarca's noch jetzt seine Anbietung eines Vaterlandstodes, doch bleibt es von eigenem Interesse, wie der Dichter sich so krampfhaft noch an die prostituirte Sache der römischen Freiheit klammerte. Es zeigt uns den congenialen Zug, der ihn mit Cola verknüpfte, und fanden wir diesen bisher nur in der gemeinsamen Schwärmerei für das römische Alterthum, so gedenken wir in der Folge, sobald erst Petrarca's Seele noch von einigen Seiten beleuchtet ist, auch auf Cola noch einmal zurückzukommen und den verunglückten Freiheitsmann mit dem gepriesenen Weltweisen in weitere Parallele zu stellen.

Wir müssen uns eine Zeit vorstellen, in welcher die einfache Erfahrung, daß jemand ein großer Gelehrter und doch ein schlechter Staatsmann

---

[1]) Epist. rer. famil. VII, 7 an Cola vom 26. Novemb.

[2]) Petrarca an Francesco di Nello, dat. Vaucluse 12. August 1352 in Epist. rer. famil. XIII, 6, bei Papencordt Urk. 28. LXXVIII.

[3]) Epist. s. tit. 4.

sein könne, noch nicht gemacht, das heißt noch nicht beobachtet, in welcher man an die Geschäftsführung der Geistlichen völlig gewöhnt war, in welcher man die populärste Macht, die Hierarchie, stets mit weitausgespannten Theorien ihre Politik treiben sah. Erst dann wird es uns verständlich, wie Petrarca sich auch im Staatswesen für einen der Weisen und Unfehlbaren halten, wie er, was viel wunderbarer ist, von so Vielen, ja im Allgemeinen, dafür gehalten werden konnte. Daß Cola's Unternehmen, dem er einst freudig zugejauchzt, wie ein Possenspiel abgelaufen, daß er selbst als der literarische Herold jener komödienhaften Republik seinen Antheil an allen ihren Ausschweifungen und Lächerlichkeiten hatte, machte ihn nicht im mindesten irre. Er blieb überzeugt, daß die Schuld des Mißlingens nur an Cola's menschlichen Schwächen gelegen, ja er genoß das beruhigende Bewußtsein, immer zur Mäßigkeit und Gerechtigkeit gerathen zu haben, und so sah er die literarischen Thränen, die er der Tribunenherrschaft nachzuweinen pflegte, ganz ernsthaft als den würdigen Tribut an, den ein edler Römer seinem Vaterlande zollte.

Dem Bürgerrechte, welches Petrarca bei seiner Dichterkrönung auf dem Capitol ertheilt worden, glaubte er sich für ewig verpflichtet. Ihm war, als wenn Roma nach dem Tode des Tribunen auf ihn blicke wie eine gekränkte Mutter auf den starken Sohn, als setze sie ihre letzte Hoffnung darauf, daß er mit weisem Rath und mit seinem gefeierten Namen für sie in die Schranken trete. So fühlte er sich gedrängt, für sein Vaterland wenigstens das Wort zu ergreifen, da er ihm durch Thaten nicht helfen könne. Der Papst hatte eine Commission von vier Cardinälen ernannt, um die zerrüttete Organisation des römischen Gemeinwesens herzustellen und auszubessern. An sie richtete Petrarca zwei Denkschriften, in denen seine aus Livius geschöpfte Weisheit es unternahm, der unclassischen Bildung jener Prälaten auf den rechten Weg zu helfen.[1] Nichts zeigt uns deutlicher den Dünkel und zugleich die Unfähigkeit Petrarca's, die reale Welt von der Welt seiner Studien zu scheiden. Die Hauptfrage war, ob zur Stadtbehörde nur Nobili oder auch Bürger zugelassen werden sollten. Petrarca nun spricht es geradezu aus, daß man, solle Rom in seinem Elend geholfen werden, das Beispiel derjenigen Zeit vor Augen nehmen müsse, in welcher

[1] Die Denkschriften vom 18. und 24. Novemb. 1351 in Epist. rer famil. XI, 16. 17, verbessert bei Papencordt Urk. 29. 30. p. LXXXI sq.

die Stadt sich „aus Nichts zu den Sternen erhob." Als leitenden Grundsatz suchte er der Commission einzuprägen: kein Name sei volltönender (sonantius) als der der römischen Republik, der bloße Name der alten Königin der Welt müsse noch Achtung auch für die Roma in Trauer gebieten. Das Volk von Rom, die Bürgerschaft — er sagt nicht, welche Classen er sich darunter vorstellt — erscheint ihm als die alte Plebs, die Nobili bezeichnet er als „fremde Tyrannen" voll Stolz und Räubersinn. Dieser Adel mißbrauche die allzu große Demuth des römischen Volkes und behandle es, als seien es gefangene Punier oder Cimbern. Man wisse, daß er die Orsini nicht hasse, die Colonna sogar liebe und verehre, aber theurer seien ihm das Gemeinwesen, Rom und Italien. Wie könne man nur fragen, ob römische Bürger in den Senat von Rom gehörten! Sie müssen ihn vielmehr allein oder doch vorzugsweise ausmachen und die fremden Adelsgeschlechter können höchstens geduldet werden. Dafür beruft sich Petrarca auf einen Ausspruch des Manlius Torquatus, und wie er dem Adel des Kirchenstaates die Valerius Publicola, Menenius Agrippa, Cincinnatus, Fabricius, Curius als Muster vorhält, so geht ihm der Pöbel Roms, der seine Würde eben erst unter Cola di Rienzo gezeigt, und der livianische Populus Romanus in einen Begriff zusammen. Wie sollte das römische Volk, ruft er aus, einst Herrscher über alle Völker, nicht auf seinem Capitol, auf dem es den Senonen trotzte, wo es die gefangenen Könige hinter dem Triumphwagen sah, wo es die demüthigen Gesandten fremder Völker anhörte, wo es übermüthigen Bürgern den Nacken brach, wie sollte es da nicht an der Verwaltung des Staates Antheil haben!

Das Volk des Mars, das in der Welt nimmer seinesgleichen hatte, die römischen Tugendhelden, die im Gefolge der Ruhmesgöttin vorangehen, [1]) Scipio Africanus der Aeltere, sein auserwählter Liebling unter ihnen, sie beherrschten Petrarca's Sinn bis zur Blindheit und gaben ihm doch die Empfindung eines glänzenden Lichtschimmers, die ihn desto sicherer täuschte. Als Kenner des Alterthums hielt er sich für ein unfehlbares Orakel und als berühmter Mann glaubte er berufen zu sein, bei wichtigen Fragen von vaterländischem Charakter jedesmal sein Wort in die Waagschale zu werfen. Wiederholt mahnte er die avenionensischen Päpste zur Rückkehr in das verwittwete und verwaisete Rom; man nahm diese Mahnungen auf wie fromme Empfindungen eines

---

[1]) v. Trionfo della Fama op. I. II, 3.

Dichters und mehr waren sie in der That nicht. Mied er doch selbst den Aufenthalt in Rom trotz seinem römischen Bürgerrechte, lebte er doch trotz seinem italienischen Patriotismus der Behaglichkeit wegen viele Jahre unter demselben Himmelsstrich, welchen er den Päpsten zum bittern Vorwurf machte. Er mischte sich in den venetianisch-genuesischen Krieg, als bedürfe es zur Friedensstiftung nur wohlgelegter Worte; man gab ihm in Venedig sehr schmeichelhafte, aber höflich-abweisende Antworten.[1] Am entschiedensten zeigte sich seine eitle Zudringlichkeit, als er Karl IV. aufrief, nach Italien zu kommen und diesem unglücklichen Lande den Frieden zu geben:[2] um es Dante nachzuthun, verleugnete er dabei Alles, was er sonst von der Würde Italiens und von den barbarischen Fremdlingen gepredigt. Im Erfolge war er überall, wo er sich in die Politik einmischte, gleich unglücklich und mußte sich damit trösten, daß man den hohen Schwung seiner Gedanken und seiner Worte bereitwillig anerkannte. Die Praxis der Politik blieb Männern wie dem Cardinal Albornoz vorbehalten, welcher den Helden der altrömischen Politik glich, ohne es zu wissen und vielleicht ohne je von ihnen gelesen zu haben.

Wie sehr das römische Alterthum Petrarca nicht nur Gegenstand des Studiums war, sondern in alle seine Lebensanschauungen eindrang, das wird uns noch jede Seite des Folgenden zeigen. Alles gewinnt in der classischen Sprache und durch die Brille des Römerthums sofort eine andre Färbung, und Petrarca hätte sich in diesem unnatürlichen Dämmerlichte gleich einem irren Phantasten oder Nachtwandler bewegt, wenn nicht der Kampf gegen das Hergebrachte, zu dem er berufen, der Kampf in seinem Innern und die starken Regungen eines persönlichen Bewußtseins seine Träumereien mit der realen Welt im Gleichgewicht erhalten hätten.

Dem Genius ist es eigenthümlich, daß er sich der Wirkung, die von ihm ausgeht, ebensowenig in ihrer ganzen Fülle bewußt wird wie der in ihm arbeitenden Kraft. Der Fortschritt, den er auf einem und vielleicht nicht einmal dem bedeutendsten Gebiete hervorgebracht, wird auf andre Gebiete übertragen, die er kaum berührt, und gewinnt dennoch erst hier seine Vollwichtigkeit. Wo die Resultate sichtbar und greifbar sind, wie zum Beispiel auf dem Felde der technischen Erfin-

---

[1]) Die Correspondenz im Lib. epist. variar. 1—4.

[2]) De pacificanda Italia Exhortatio ad Carolum IV. (Opp. p. 590).

dungen, lassen sich auch die Zusammenhänge leichter nachweisen. Die Fortdauer und Propaganda rein-geistiger Potenzen dagegen ist unberechenbar und hat etwas Dämonisches. Wir fühlen sie aus Wort und Schrift, aus Denk- und Handlungsweise wohl heraus, aber wir vermögen nicht immer, dieses Herausgefühlte in Wort und Schrift auch wiederzugeben. Was wir sagen, erscheint uns selbst unvollkommen und nicht erschöpfend, und wollen wir es kurz zusammenfassen, so erscheint es oft als eine vieldeutige Phrase. So ist es schnell ausgesprochen, daß das dem Geistesleben der Hellenen und Römer Eigenthümlichste die Darstellung des Reinmenschlichen war, und ebenso schnell fügen wir hinzu, daß Petrarca dieses Princip des Humanismus in die geistigen Gährungen der modernen Welt getragen hat.

Statt aber zu erklären, was wir im Wesentlichen unter Humanismus verstehen, und den Begriff in seine positiven Merkmale zu zerlegen, schildern wir Petrarca auf die Gefahr hin, den Kern nicht zu finden und nur die Schalen darzulegen, in seinem Kampfe gegen Das, was dem Humanismus als Gegensatz oder Hinderniß gegenüberstand. Auch beschränken wir uns zunächst auf das Gebiet des wissenschaftlichen Strebens und der einzelnen Disciplinen, weil hierin Petrarca selber am klarsten fühlte, was als Vorurtheil und gehaltlose Gewohnheit gestürzt und vernichtet werden müsse.

Er ging weder schüchtern und allmählig, noch einseitig zu Werke. Die ganze Wissenschaft, wie sie durch die scholastische Methode zusammengehäuft war, erschien ihm als ein wüster Schlackenhaufen, unter dem kein Körnchen vom Golde der Wahrheit und Weisheit begraben war, der als völlig unnütz, ja als schädlich betrachtet und ohne Schonung weggeräumt werden müsse. Nichts gilt ihm, als was unmittelbar auf den Menschen Bezug hat, keine Gelehrsamkeit ist ihm ehrwürdig, deren Endziel nicht mit dem des menschlichen Lebens zusammenfällt. Daher ist er nie so voll Verachtung und heiligen Eifers, als wenn er auf das handwerksmäßige Treiben der Scholastiker zu sprechen kommt. Daß es dem Geiste Vergnügen gewähren und ein mit Lust ergriffener Lebensberuf sein könne, ist ihm ganz unglaublich. Diese Menschen, sagt er, behandeln die Wissenschaft lediglich als ein Mittel zum Gelderwerb, als eine kaufmännische Waare; selbst diejenigen unter ihnen, die sich den sogenannten freien Künsten widmen, denken bereits an den Lohn, sobald sie nur in die Schule treten. Diese Krämer bieten Geist und Zunge feil und sind darum verächtlicher als der Seemann oder

Ackerbauer, der nur seine Hände und seine Körperkraft dem Erwerbe widmet.[1]) Petrarca verhöhnt die Magister- und Doctorwürde, die bloß durch pomphafte Ertheilung der Insignien aus einem Dummkopf plötzlich einen aufgeblasenen Weisen mache.[2]) Die Universitäten sind ihm Nester der dünkelvollen Unwissenheit. Nennt er gelegentlich die gefeierte pariser Hochschule mit Ehrfurcht „die Mutter der Gelehrsamkeit" oder „die ungeheure Universität," so geschieht das eben nur in dem Augenblicke, wo sie ihm die Dichterkrone angeboten und wo er ihre Ehre ohne die eigene nicht schmälern konnte.[3])

Der wahre Gelehrte ist ihm der strebende Mensch, die Wissenschaft die Dienerin der Tugend. Darum meint er Geschichtsforscher, Philosoph, Dichter, Theolog in einer Person sein zu müssen. Während der Scholastiker seine Disciplinen möglichst scharf zu trennen sucht, will er als Humanist die seinigen zu einer allgemeinen Menschenbildung verschmelzen. Fragt jemand ihn, zu welcher Kunst er sich bekenne, so antwortet er, er wolle nur einer Kunst und nicht Bekenner, sondern demüthiger Jünger sein, sie nur erwünschen, nicht sie besitzen, und das sei die Kunst, die ihn besser mache. Er bezeichnet sie dann im Allgemeinen als „Tugend und Wahrheit".[4])

Mit diesem Maaßstabe tritt er an die wissenschaftlichen Bestrebungen anderer und zeigt ihre Beschränktheit oder Nichtigkeit. Der Grammatiker, sagt er, ist ängstlich hinter den Gesetzen der Sprache her, aber wie leichtfertig den ewigen Gesetzen Gottes gegenüber! Der Dichter mag lieber in seinem Lebenswandel als in seinen Versen hinken. Der Geschichtschreiber kümmert sich um die Thaten der Könige und Völker, von seinem eigenen kurzen Dasein aber weiß er nicht Rechenschaft zu geben. Die Arithmetiker und Geometer wollen Alles berechnen und messen, nur mit ihrer Seele wissen sie nichts anzufangen. Die Musiker leben ganz für ihre Töne, aber nicht für die Harmonie ihrer eigenen Handlungen. Die Astronomen berechnen aus den Sternen, was mit Städten und Reichen geschehen wird, achtlos gegen das, was mit ihnen selbst im täglichen Leben vorgeht; sie sehen die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes vorher, aber die ihres eigenen Geistes er-

---

[1]) Rer. memorand. Lib. I (Opp. p. 456); de vita solitaria Lib. I. sect. IV. cp. 1. et al.

[2]) De vera sapientia Dial. I (Opp. p. 365).

[3]) In den beiden Briefen an Thomas Messanensis (Opp. p. 1251. 1252).

[4]) Epist. rer. senil. XII, 2 (Opp. p. 1004).

kennen sie nicht. Die Philosophen forschen nach dem Urgrund aller Dinge und wissen nicht, was Gott der Schöpfer ist; sie beschreiben die Tugenden und üben sie nicht. Aus den Theologen sind Dialektiker geworden, wenn nicht gar Sophisten; sie wollen nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein, und auch das wollen sie nur scheinen. Selbst diejenigen, welche die Eloquenz zu ihrem Studium machen — hier schließt Petrarca sich selbst nicht aus — wohl hüten sie sich, in der Rede ungebildete und gemeine Worte zu gebrauchen, und vermeiden doch nicht den elendesten Schmutz des Lebens. „O wenn du wüßtest — ruft er bei dieser Betrachtung dem Freunde zu — wie es mich nun zieht und drängt, wie das Verlangen in mir glüht zu lehren und weitläufig darüber zu sprechen!" [1])

Ja dieses glühende Verlangen, dieses rastlose Anstreben ist es, was uns Petrarca's Geist auf seinem Höhepuncte zeigt. Aber wo er es nun wirklich unternimmt, diese höchste Lehre, die mit so ahnungsreichem Drange an seine Brust pochte, im Näheren auszusprechen und zu begründen, geräth er entweder ins Stocken oder er verfällt seiner redseligen Eitelkeit. Doch zeigen wir ihn zunächst in seinem Kampfe gegen die einzelnen Disciplinen, die ihm auf den Hochschulen oder in der Achtung der Menschen als die vornehmsten entgegentraten. Er hat sich hier freilich mehr polemisch als reformatorisch verhalten, er hat scharf, bitter und einseitig geurtheilt, aber bedenken wir, daß überall erst der unbrauchbare Schutt fortgeschafft werden muß, ehe an den neuen Bau die Hand gelegt werden kann, daß immer erst die Skeptik die Mutter der selbstständigen Forschung ist und daß ein einzelner Mensch wohl als Erneuerer der Wissenschaft, nicht aber aller einzelnen Wissenschaften auftreten kann. Jenen Kampf hat Petrarca nicht immer in einzelnen, mit absichtlicher Tendenz angreifenden Schriften geführt, er zieht sich vielmehr durch alle seine Werke; zumal seine Tractate und seine Briefe werden durch diesen unaufhörlichen Kleinkrieg belebt. Wir sehen auch hier, wie es ihn reizt und treibt, wie er mit ernsthaftem Angriff und mit verachtender Stichelei, mit lächelndem Scherz und mit triumphirenden Schmähungen immer demselben Ziele zusteuert.

Zunächst und vor Allen zieht er vor seine Schranke die Astrologen, Alchymisten und alle die betrogenen Betrüger, welche durch ihre

---

[1]) Epist. rer. variar. 32. Ein Theil der obigen Worte erinnert lebhaft an die des h. Augustinus (Confess. Lib. I. cap. 18. 19).

Künste das zukünftige Schicksal der Menschen zu ergründen oder der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen vorgeben. Vielleicht sind wir versucht, über die unermüdliche Wiederkehr der Ausfälle zu lächeln, die er gegen sie richtet, und freilich sind es für uns Gemeinplätze, die er vorbringt. Aber er sprach sie zu einer Zeit aus, wo der Hofastrologe zu den angesehensten Gelehrten zählte, wo in Bologna und Padua besondere Lehrstühle für diese Wissenschaft errichtet waren, wo die Kirche es noch nicht wagte, die morgenländische Thaumatologie, welche durch die Berührungen mit dem Orient in Wissenschaft und Leben gedrungen war, streng vom Glauben zu sondern, wo sie den Aberglauben theilte und seine Fictionen für Realitäten hielt, auch wenn sie dieselben als Werk des Teufels verdammte und bestrafte, wo sie noch des Dämonismus als eines Gegensatzes ihrer erlösenden Kraft bedurfte. Da war es gewiß eine That des Muthes, so rücksichts- und bedingungslos wie Petrarca den Trug und den Aberglauben als solchen zu brandmarken. Hat er gleich noch Jahrhunderte lang fortgedauert, so hat doch unausgesetzt der Humanismus den Kampf dagegen wie ein Erbe seines Erzvaters auf sich genommen und nahezu durchgeführt.

Gleichgültig gegen die vielfache Verschlingung, in welche sich die Kirche mit den abergläubischen Vorstellungen eingelassen, fußt Petrarca theils auf dem Alterthum, am meisten aber auf der freien Anschauung, die sein Geist sich errungen. Schon gebildete Römer wie Cicero sah er über die Superstition des Pöbels sich hinwegsetzen; Augustinus hatte mit philosophischen und dogmatischen Gründen dagegen geeifert. [1]) Den Augurien und Prodigien, von denen er im Livius las, Glauben zu schenken, war Petrarca nicht versucht; die an sie gelegte Kritik schärfte seinen Geist gegen jeden ähnlichen Hokuspokus, der ihm im täglichen Leben entgegentrat. Selbst das Gebiet der Ahnungen und Träume wies er mit rationellen Gründen zurück. Als ihm selbst einst im Traume sein theuerster Freund, der Bischof von Lombès, in der Blässe des Todes erschien und er nach 25 Tagen die Bestätigung dieser Vision erfuhr, wollte er doch an Träume nicht glauben und meinte, es ergehe ihm wie Cicero, dem auch durch Zufall ein Traum eingetroffen. So bediente er sich nur des gesunden Menschenverstandes, der sich aus den täglichen Erfahrungen eine Lebensphilosophie abstrahirt, um die geheimnißvolle Gaunerei und die Leichtgläubigkeit klar zu durchschauen. Diese

---

[1]) Petrarca wiederholt ihre Ansichten und Gründe in epist. rer. famil. III, 8.

Astrologen, eifert er, wissen nicht, was am Himmel vorgeht, sie sind nur unverschämt genug, dieses Wissen vorzugeben, und frech müssen sie in ihren Lügen sein, um sich in Respect zu erhalten. Sie reden Dinge, die nur Gott weiß, und schwatzen lieber Unsinn, ehe sie ihre Unwissenheit eingestehen. Tüchtige Menschen, besonders aber solche, die sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmen, sollten sich schämen, ihrer Windbeuteleien zu achten und sich darum zu kümmern, ob sie zum Beispiel aus einer langedauernden Conjunctur zwischen Mars und Saturn ein großes Unheil weissagen. Nur thörichtes Volk hängt immer von dem ab, was die Zukunft in sich trägt. Es waltet Einer über den Sternen wie über den Menschen, aus seiner gerechten Hand haben wir unser Schicksal zu erwarten und hinzunehmen; so lehrt die Schrift. Ein unverdientes und blindes Geschick giebt es nicht. — Mit besonderm Triumph erzählt Petrarca von einem alten mailändischen Hofastrologen, den er einst zu dem Geständnisse gebracht, er denke darüber im Grunde nicht anders wie Petrarca auch, doch müsse er einmal mit seiner Kunst sein Leben fristen. [1])

Von den Astrologen, deren ganze Wissenschaft eine Charlatanerie war, führte der nächste Schritt zu den Aerzten, die sich in der That nicht minder als Charlatans zeigten. Petrarca war noch jung und voll schwellenden Stolzes, als er seine erste Lanze gegen die medicinische Kunst brach, und auch diesen Kampf hat er dann unermüdlich bis in sein hohes Alter fortgeführt. Gern stellt er die Sache so dar, als sei er zuerst durch Aerzte, die von der Poesie mit Geringschätzung gesprochen, gereizt worden. In der That aber knüpfte er selbst die Fehde an. Während einer Krankheit des Papstes Clemens VI. richtete er an diesen aus freien Stücken einen Brief, in welchem er ihn vor den Aerzten als unwissenden Betrügern warnte. [2]) Ein päpstlicher Leibarzt fand es albern, daß Petrarca sich in eine Sache mische, von der er doch nichts verstehe; der Dichter möge bei seinem Lügenhandwerk bleiben. Gegen ihn richtete Petrarca jene vier Bücher Invectiven, die zugleich als das erste moderne Erzeugniß dieser Gattung unsre Beachtung verdienen. [3]) Er

[1]) De remed. utr. fortunae Lib. I. dial. 111. 112; epist. rer. senil. I, 6. III, 1. et al.

[2]) Epist. rer. senil. XII, 2. vom 12. März 1352; XV, 3.

[3]) Libri IV Invectivarum contra medicum quendam (Opp. p. 1200—1233). Sie datiren: Mailand den 12. Juli 1353. cf. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 227.

nahm die Poesie mit Gründen, die wir oben dargelegt, in Schutz, und griff dafür die ärztliche Praxis mit so beißendem Spott an, daß er selbst wenigstens sich schmeichelte, den Gegner „für alle Ewigkeiten zerfleischt zu haben“. Mit scharfem Sinn hatte er wirklich das Lächerliche im Benehmen der Aerzte herausgefunden, ihr Geschwätz über den Puls, die Säfte, die kritischen Tage, über die Wunderkraft ihrer unzähligen Heilmittel. Er war schon damals berühmt genug, um durch seine kecken Angriffe Aufsehen zu erregen. Zu Avignon gerieth er oft mit den Leibärzten des Papstes und der Cardinäle in Streit und immer vergalten ihm diese mit mißachtenden Aeußerungen über seine Kunst, die Poesie. Je mehr man ihn reizte, desto schärfer wurde seine Ansicht von der Arzeneikunde. Er bethätigte sie nun auch im Leben und predigte sie in seinen Schriften mit einer Vorliebe, die fast schon Sonderbarkeit ist. Noch als Greis, als er in der That ein wenig gebrechlich wurde, rühmte er sich gern, wie er die Aerzte von seiner Schwelle fern halte oder wenn er sie aus Rücksichten zulassen müsse, ihre Verordnungen nicht befolge.[1] Sie widerriethen ihm den Genuß des kalten Quellwassers und des rohen Obstes, der ihm gerade behagte, sie erklärten sein übermäßiges Fasten für nachtheilig, obwohl hier die Gefahr zuverlässig nicht so groß war, als er die Welt glauben machte. Er blieb bei seiner Lebensweise gesund und rüstig und lachte ihrer Mahnungen. Mit Behagen pflegte er zu erzählen, wie ihm einst bei einer Krankheit die Aerzte geweissagt, er werde um Mitternacht sterben, und wie sie ihn, am Morgen wiederkehrend, vergnügt an seinem Schreibtische gefunden.[2]

Doch wesentlicher als sein persönliches Verhalten, bei welchem mindestens so viel Laune als Ueberzeugung war, sind uns die Gründe, die er gegen das Treiben der Aerzte vorbringt. Von ihrer Wissenschaft verstand er allerdings nichts, aber es war ihm doch klar, daß sie bis jetzt eben keine sei und sich entweder ihrer Unfähigkeit bescheiden oder einst ganz andre Bahnen suchen müsse. Er war auch in diesem Fache der erste, der mit Unglauben an das alte System klopfte; darum gebührt ihm in der Geschichte der Medicin ein ehrenvollerer Platz als manchem geistvollen Erfinder neuer Qualen und unseliger Mordcuren. Am reinsten spricht er sich aus, wenn er nicht im Tone des Spottes

[1]) cf. epist. rer. senil. XIV, 8 et al.

[2]) Epist. rer. senil. XIII, 8. XIV, 14.

und der Polemik dem verhaßten Stande der Harnpropheten überhaupt zu Leibe geht, sondern seine Meinung einem geschätzten Freunde, wie dem berühmten Arzte und Physiker Giovanni de' Dondi, mit Mäßigung darlegt. Dann bestreitet er keineswegs, daß es eine Wissenschaft der Medicin gebe, aber er kann nicht glauben, daß die Aerzte seiner Zeit oder ihre Vorgänger im Besitze derselben gewesen. Selbst die Alten, meint er, helfen hier nicht aus; denn wie eigentlich Hippokrates geheilt habe, wissen wir nicht, dem Galenos aber sei als einem Prahler nicht zu trauen und überhaupt können die griechischen Aerzte Kranken eines andern Landes, deren Natur auch eine andre sei, nicht helfen. Die arabischen scheinen ihm die vollste Verachtung zu verdienen. Finden nun selbst die Heilkünstler des Alterthums keine Gnade vor ihm, woher sollten die modernen ihr Wissen haben? Sie stehen ihm den Astrologen ganz nahe, treiben ein betrügerisches und noch dazu schmutziges Gewerbe und sind allzumal Charlatans, sie müßten denn ihre Unwissenheit eingestehen. Sie mißbrauchen die Leichtgläubigkeit und die Lebenslust der dummen Menge, welche ihre geheimnißvollen Mienen und Worte respectirt und die kauderwelschen Namen ihrer Gifte als griechische Weisheit verehrt. Wenn sie die Aphorismen des Hippokrates citiren, die sie nicht verstehen, thun sie in ihrer Anmaßung, als hätten sie den Himmel unter ihren Füßen und als lägen die Geheimnisse der Natur vor ihnen offen. Selbst an ihre Erfahrung will Petrarca nicht glauben, weil das Wirken der Natur allzu tief und verborgen sei. Auch scheint es ihm gegen Philosophie und Religion, über der Erhaltung des Lebens allzu ängstlich zu wachen; der Natur gemäß müsse man leben und wo sie nicht ausreicht, auf Gott vertrauen, nicht auf Hippokrates, am wenigsten auf seine unwissenden Schüler, die für ihr Morden noch hohen Lohn verlangen. [1])

Nebst der Medicin waren die Rechte das eigentliche Brodstudium und schon das hätte Petrarca vermocht, von der Wolkenhöhe der Philosophie mit Verachtung auf sie herabzusehen. Daß er selbst sieben Jahre lang dem Rechtsstudium obgelegen, wenn auch unter Zwang und Widerwillen, merkt man seinen Schriften nicht an. Die Abneigung und in Folge

[1]) Epist. rer. senil. XII, 1. 2. V, 4. XV, 3. et al. Alle Aeußerungen Petrarca's über die medicinische Wissenschaft und die Aerzte findet man in Reihe und Glied gestellt, wodurch sie freilich ein allzu methodisches Ansehen erhalten, in einem Aufsatze von Henschel (Janus. Zeitschrift für Gesch. und Literatur der Medicin Bd. I. Breslau, 1846. S. 183 ff.)

derselben das tiefere Bewußtsein seines humanistischen Berufes scheint die einzige Frucht jener akademischen Jahre. Dennoch ist er mit der Rechtsdisciplin und mit den Juristen noch glimpflicher umgegangen als mit der Medicin und den Aerzten. Entweder war ihm das Andenken an jene Jahre der Zwangsarbeit so zuwider, daß er an sie nicht denken mochte, oder er kam mit seiner Ansicht nicht ins Reine. Denn das bürgerliche Recht Italiens, wie auch entstellt, war doch immer eine auf dem Alterthum ruhende Disciplin, und das bürgerliche Leben konnte der richterlichen Entscheidungen nicht entbehren. Petrarca ist in dieses Gebiet nicht sonderlich tief eingedrungen. Er vermochte nicht die geschichtliche Auffassung von der Praxis zu trennen und sich wiederum den nothwendigen Zusammenhang beider zu verdeutlichen. Er stieß sich sofort an der täglichen Erfahrung, die er mit der Moral im Gegensatze sah. Er fand, daß der Gebrauch des Rechtes durch die Nichtswürdigkeit der Menschen geschändet werde, er wollte das menschliche Recht geübt sehen, welches die alten Philosophen gelehrt. Nur mit wenigen Fingerzeigen hat er hier auf ein Feld der Polemik gewiesen, welches von seinen Nachfolgern reichlichst ausgebeutet wurde.

Am schärfsten mußte der Humanismus seinem Widerspiel, der scholastischen Methode, entgegentreten, wo er sie losgelöset von Leben und Anwendung, in ihrer abstracten Form, als Philosophie antraf. Bis zu diesem Kern drang Petrarca erst allmählig, indem die mit dem Leben verknüpften Wissenschaften ihn zuerst reizten und seine ankämpfende Kraft übten. Bildete aber die Dialektik stets die Waffe seiner Gegner, so mußte entweder auch er sie führen lernen oder sie dem Feinde aus der Hand schlagen. Mit Hülfe seiner wohlgeübten Rhetorik glaubte er letzteres zu vermögen. Die Dialektik, erklärte er, möge eine vortreffliche Uebung für den jugendlichen Geist sein, gleichwie das Kind seine Körperkraft zuerst im Spiele übe, sie sei der Weg, nicht das Ziel, ein alter Syllogismenkrämer aber höchst lächerlich. In der That war ein solcher gegen ihn aufgetreten und hatte die Poesie und Rhetorik für die unnützesten aller Künste erklärt. [1]) Der Krieg Petrarca's gegen die ganze Disciplin war dadurch entzündet. Fortan fühlte er sich als einen Sokrates, der das Treiben der Sophisten enthüllte. In den gefeierten Katheder philosophen sah er nur noch Narren, die unter einem geschwätzigen Spiel mit Worten grau werden und dabei der Begriffe,

[1]) Epist. rer. famil. I, 6. 9. 11.

welche durch die Worte bezeichnet werden, ganz vergessen, die sich mit ihren unfruchtbaren Speculationen und Disputationen eitel und hoffährtig in leeren Kreisen herumdrehen und nur vom dummen Volk angestaunt werden.[1]) Die wahre Philosophie werde bescheiden auftreten und den Weg zum Heile weisen; nicht hohle Begriffe, sondern der sittliche Mensch und das Leben seien ihr Gegenstand, sie führe den Weisen zum Hafen des höheren Lebens.[2]) Es ist, wie man sieht, die Moral, in die ihm alle Philosophie aufgeht.

Der Schild, den seine Gegner ihm sofort entgegenhielten, war natürlich Aristoteles, ein gefeierter Name, dem noch niemand seine Ehrfurcht zu verweigern gewagt. Petrarca, der Verehrer des Alterthums, wurde hier durch das Alterthum selbst aus dem Felde geschlagen. Es ist höchst anziehend zu beobachten, wie er um diesen Einwurf herumzukommen sucht und wie er endlich kühn dem hehren Namen mit einem andern hehren Namen entgegentritt. In jenen Jünglingsjahren nämlich, als er seine Invectiven gegen die Aerzte schrieb, beschuldigte er seine Gegner einfach, den Aristoteles nicht zu verstehen und zu mißdeuten. Er kannte ihn aber selbst nur in derselben verderbten Gestalt wie sie und hat sich zuverlässig, seitdem er der Hochschule entlaufen, nie wieder mit der dort üblichen Philosophie beschäftigt. Doch wußte er, daß die Handbücher eben nicht den reinen Aristoteles, sondern nur eine Verarbeitung enthielten, deren unzählige Zusätze und Umschreibungen von dem alten Autor kaum noch eine Spur erkennen ließen. Er wußte ferner, daß arabische und jüdische Commentatoren, zumal Averroes, dabei thätig gewesen, und das war genug für seine Galle; denn er dachte sogleich an die arabischen Aerzte, an wilde Heiden, hartnäckige Juden, wüthende Verfolger Christi und dergleichen. Mit der Zeit mußte der ihm kaum bekannte Aristoteles unter dem Hasse mitleiden, den er gegen den ihm ganz unbekannten Averroes hegte, nur sprach er von jenem noch mit Zurückhaltung, während er auf Araber, Averroisten und Aristoteliker schon gewohnheitsmäßig eiferte und schmähte. Dabei mußte er sich im Stillen gestehen, daß auch diejenigen Schriften des Aristoteles, die er in unmittelbarer, wenn auch der Untreue sehr verdächtiger Uebersetzung las, ihn nicht im mindesten anzogen. Wie un-

---

[1]) De remed. utr. fort. Praefat. (Opp. p. 2); de contemptu mundi Dial. I (Opp. p. 379) et al.

[2]) Invect. c. medicum Lib. II (Opp. p. 1212). Aehnliches an andern Stellen dieser Schrift.

sicher er sich fühlte, wie es ihn drängte, seine ganze Meinung über Aristoteles herauszusagen und wie er doch Scheu trug, dem ehrwürdigen Alten zu nahe zu treten, zeigt am deutlichsten die Schrift „über seine und vieler Anderer Unwissenheit“, die gegen eine Secte gerichtet ist, in welcher Aristoteles wie ein Gott verehrt wurde. In dieser Schrift wechselt Petrarca zweimal seinen Standpunct. Er erzählt uns, wie er sich bisher geholfen habe, wenn seine Gegner in der Disputation einen aristotelischen Satz wie ein heiliges Axiom hingestellt: er suchte nämlich entweder mit einem Scherz die Unterhaltung darüber hinwegzuleiten oder er sagte beschönigend, Aristoteles sei zwar ein großer Mann von vielen Kenntnissen, aber doch ein Mensch gewesen und habe deshalb Vieles nicht gewußt.[1]) Weil dann seine Gegner, Logiker vom reinsten Wasser, die Eloquenz als eines Mannes der Wissenschaft unwürdig erklärten und selbst bereit waren, sie dem Aristoteles, finde sie sich an ihm, als Nachtheil anzurechnen, so erklärt Petrarca den Stagiriten plötzlich für süß und wohltönend und nur durch seine geschmacklosen Jünger ins Unfeine und Rauhe entstellt.[2]) Endlich aber, nachdem er sich im Fortschreiben an seinen Gegnern tüchtig eingeärgert, bricht er doch mit seiner wahren Meinung heraus. Er wolle wegen der Zeugnisse der Alten, zumal des Cicero, immerhin glauben, daß sich Aristoteles in seiner eigenen Sprache licht- und schmuckvoll lesen möge, aber er müsse gestehen, daß ihn der Stil seiner Werke, wie sie vor ihm lägen, nicht sehr ergötze. Auch lehre Aristoteles wohl, was Tugend sei, aber er lehre nicht mit dem feurigen Eifer eines Cicero oder Seneca die Tugend lieben und das Laster hassen. Wohl wisse er, daß die Aristoteliker ihn wegen dieser kühnen Aeußerung verketzern würden, aber er müsse sie heraussagen.[3])

An einer andern Stelle seiner Schriften spricht er sich noch rückhaltloser über Aristoteles aus. Er will es wagen, dem „wüthenden Haufen“ der Verehrer des Aristoteles entgegenzutreten und „dem allgemeinen Irrthum nicht still zu folgen“: an der Größe seines Geistes könne man nicht zweifeln, wohl aber an seiner Beredtsamkeit; in denjenigen Büchern wenigstens, die auf uns gekommen, finde sich „keine Spur von Wohlredenheit.“[4])

---

[1]) De sui ipsius et multorum (s. aliorum) ignorantia (Opp. p. 1149).

[2]) Dulcis ac suavis, sed ab his scaber factus Aristoteles. ibid. p. 1143.

[3]) ibid. p. 1159.

[4]) Rer. memorand. Lib. II (Opp. p. 466).

Ein solches Wort macht in der Geschichte der Wissenschaften Epoche, wie eine Völkerschlacht in der Geschichte der Staaten. Petrarca trat damit nicht nur einem einzelnen Gegner oder einer besondern Schule, sondern einer seit Jahrhunderten geläufigen und von niemand noch angefochtenen Autorität entgegen. Der Schlag traf nicht Aristoteles allein, zugleich auch die Kirche, das mittelalterliche System.

Als Gegengewicht hob Petrarca nun den Platon empor. Hiebei war noch weniger Kenntniß und fast Alles bloßer Instinct. Bei den Aristotelikern stand Platon in sehr geringer Achtung oder vielmehr in so geringer Kenntniß, daß sie der Meinung waren, er habe gleich Pythagoras nichts oder doch nur ein paar unbedeutende Werke geschrieben. Petrarca besaß etwa sechszehn seiner Schriften, aber es waren griechische Exemplare, die gleich sibyllinischen Büchern in seiner Bibliothek standen.[1]) Boccaccio hat sich einmal an ihre Uebersetzung wagen wollen, bald aber eingesehen, daß der fromme Wunsch noch nicht das Können sei. Folglich war auch Petrarca's Vorstellung von dem großen Athener eine äußerst dunkle und skizzenhafte. Er wußte nicht viel mehr von ihm, als daß die Scholastiker auf ihn zu schmähen pflegten — schon ein wesentlich zu seinen Gunsten sprechendes Argument — daß Cicero, Seneca, Apulejus, Plotinus, auch Ambrosius und Augustinus ihn hoch gehalten, daß er schon im Alterthum den Beinamen des Göttlichen geführt.[2]) Aber das ist ihm genügend. Will er auch einmal sich nicht zum Richter darüber aufwerfen, ob Aristoteles oder Platon größer sei,[3]) so ist doch diese Frage bei ihm längst entschieden. Er nennt Platon bei andern Gelegenheiten geradezu den ersten der Philosophen, erkennt ihm den Principat zu, ist von dem „göttlichen Redestrom“ seiner Werke überzeugt und schilt die Kathederphilosophen, die seinem Lobe widersprechen, ein plebejisches und kleinkrämerisches Volk.[4]) Ja sogar den neueren Griechen, die sich sonst wenig seiner Hochachtung erfreuen, will er beistimmen, wenn sie Aristoteles seiner reichen Kenntnisse wegen achten, Platon aber wegen der Hoheit seines Geistes als den Göttlichen bewundern.[5])

---

[1]) De sui ips. et mult. ignorant. (Opp. p. 1162).

[2]) Epist. rer. variar. 21.

[3]) De sui ips. et mult. ignorant. (Opp. p. 1161).

[4]) Epist. rer. variar. 21; famil. IV, 9. Rer. memorand. Lib. I (Opp. p. 452).

[5]) Rer. memorand. Lib. I (Opp. p. 453).

Auch hier ist das, was uns überrascht, nicht Petrarca's Urtheil, welches er doch allzu dürftig begründet, es ist vielmehr die Gabe der Divination, die geniale Wegweisung. Es bedurfte eines Jahrhunderts, um den Kampf, den Aristoteles und Platon um die Hegemonie der Geister führen sollten, auf das Feld der wissenschaftlichen Kunde zu übertragen, dann verging etwa noch ein halbes Jahrhundert und der Sieg Platons war entschieden. War es für's Erste nur von Bedeutung, daß durch das Hervorheben Platons die Autorität des Aristoteles desto mächtiger erschüttert wurde, so müssen wir doch gleich hier eine andre, wenngleich viel spätere Folge ins Auge fassen. Während Aristoteles eine Stütze der Kirche geworden war, indem seine dialektische Methode, tausendfach mit ihrem Dogma verschlungen, demselben Festigkeit und Einheit gab, erhob sich dagegen der Platonismus auf selbstständigen Grundlagen neben der Kirche und wurde, wie man ihn trieb, zu einer Theosophie, die durch mystischen Zauber und als stolze Lehre für Auserwählte gefährlich genug der Theologie und dem Glauben gegenübertrat.

Wie glich sich denn dieser Gegensatz, des Humanismus nämlich, der freien Kraft, die Alles aus eigenem Busen schaffen will, und des kirchlichen Glaubens, der als Postulat an den Menschen tritt, wie glich er sich in Petrarca's Seele aus? Seine Stellung zur Kirche, zur Theologie und zum Glauben ist keine einfache, in ihr liegt der Angelpunct seines Geisteslebens, sie führt uns am tiefsten in das Verständniß seiner Persönlichkeit. In andern Puncten werden wir oft finden, wie Petrarca der Typus und Pfadweiser für die ihm nachfolgenden Humanistenschulen war; das ist er in diesem Puncte nicht oder er ist es vielmehr in einem ungleich höheren und weitgreifenderen Sinne.

In jenen jüngeren Jahren, als der Wohllaut der tullianischen Sprache und das im Helldunkel des Heroismus schimmernde Alterthum ihn noch völlig beherrschten, war er wenig versucht, sich um Glauben und Kirche mehr zu kümmern als andre junge Leute, die eine Weihe genommen, eine auskömmliche Pfründe abwarteten und das Schicksal der Kirche ihrem unsichtbaren Lenker überließen. Aber der Ernst der Zeit riß auch ihn in ihr Interesse mit, um so mehr da er den Drang fühlte, sich hervorzuthun und als Sänger, als Vates, im Sinne der Propheten des alten Bundes aufzutreten.

Die Zeit der avenionensischen Residenz, der großen Pest und aller jener Uebel, welche damals das bürgerliche Leben und die Gemüther

zerrütteten, hat ihre eigene Literatur von Klageliedern, Strafpredigten und Weltgerichtsverkündigungen. Es herrschte eine unheimliche religiöse Erregung, die erst gegen den Schluß des Jahrhunderts einer langen und matten Gleichgültigkeit Raum machte. Hunderte von Mönchen sahen den Antichrist hereinbrechen und riefen verzweifelt zur Buße, zu Sack und Asche auf. In diesen Weheruf stimmt auch Petrarca ein, wortreich und lamentabel wie jene Mönche, nur erfinderischer und gebildeter in der Ausdrucksweise. Auch er ist unerschöpflich, wenn er auf die Sündhaftigkeit und das Elend seiner Zeit zu sprechen kommt. Er sieht die Menschheit an einem Abgrunde stehen, von dem sie nur vorwärts in das allgemeine Verderben stürzen kann, er ist der Prophet eines furchtbaren Strafgerichtes, welches über die von Christo abgefallene Menschheit kommen muß, ja er bewundert die Geduld Gottes, der seinen Zorn noch beschwichtige und den großen Tag seiner Rache noch verschiebe. Jetzt, sagt er, ist die Zeit eines Nero und Domitianus noch zu beneiden; denn jetzt kann man weder tugendhaft leben noch ehrenvoll sterben. Und muß einer die Summe der Schuld tragen, so ist es der Papst, der nicht weilt, wo die Gräber der Apostelfürsten sind und wo vom Capitol aus eine Welt beherrscht wurde. „Indem wir unsern Fahnen folgen, werden wir verrathen und unter der Leitung unsers Führers gehen wir ins Verderben, und wenn nicht Christus noch einmal als Rächer auftritt, ist Alles verloren.“ [1])

So folgt hier Petrarca einem allgemeinen Stichwort. Aber er ist auch auf diesem Gebiete nur der Redekünstler, ein strenger Censor, der aber nur um seines Amtes, nicht um der Sache willen eifert. Man darf nur einige Seiten seines Lebenswandels mit seinen Worten in Vergleich stellen. Gern rügt er mit ernster Miene oder mit witzigem Spott [2]) das liederliche Leben der Kleriker und Mönche, und doch hatte er selbst eine Weihe empfangen und bezeichnete sich als Priester, ohne die in der Theorie verehrte Enthaltsamkeit im Leben zu bewähren. Gegen Schein und Heuchelei hat er tüchtig geeifert, aber seine Gebete und Fasten nicht ohne Eitelkeit zur Schau getragen. Wie oft

---

[1]) Die Briefe ohne Adresse sind vorzugsweise dem Weherufe gewidmet (vergl. besonders epist. s. tit. 6. 7. 11. 12. 13), doch finden sich ähnliche Expectorationen ziemlich in allen Werken Petrarca's, z. B. epist. famil. II, 10: Sed, ut res eunt, indies pejora conjicio, quamvis jam pejora vix possim.

[2]) So ist z. B. die epist. s. tit. 18. erzählte Geschichte von dem alten verbuhlten Cardinal der Facetien Poggio's ganz würdig.

versichert er uns, daß er ein gläubiger Christ sei und sein wolle, und doch konnte er den heidnischen Philosophen, den das Alterthum gebildet, nimmer verleugnen.

Noch zu derselben Zeit, in welcher Cicero und Virgilius seine verehrten Idole waren, fielen Petrarca die Bekenntnisse des Augustinus in die Hände. In der That ein wunderbares Buch, diese Confessionen! Der Rhetor, der auf sein blühendes Wort vertraut und für seine Kunst eine Bühne sucht, stößt hier zusammen mit dem Christen, der nichts durch sich, Alles nur durch die Gnade Gottes sein will. Etwas, dünkt uns, von dem Hange, der Augustinus zum Schauspielen zog, hat ihn verleitet, sein Herz zur Bühne zu machen und vor einem Publicum seine Conversion darzustellen. Eitel und selbstgefällig, so lange er das Leben als ein geistreicher Heide genoß, läßt er die rhetorische Verbildung auch dann noch verspüren, als er sich in das Meer der Gnade stürzte und mit pathetischem Entzücken die Empfindung der tiefsten Demuth genoß. Er konnte nicht mehr zur Einfalt und Einheit des Wesens zurückkehren. So steht dieser denkwürdige Mensch an einer Grenzscheide gleich Petrarca, beide sind rückwärts- und vorwärtsschauende Janusgestalten, beide fesseln uns durch das Bild des ringenden und kämpfenden Menschen, der werden möchte wie ein Kind und doch seine Vergangenheit gleich einer Kette mit sich schleppen muß.

Wir verstehen nun wohl, was Petrarca an diesem Buche der Confessionen so mächtig anzog, warum es in ihm gährt und glüht, wenn er von Augustinus spricht. Er empfand die verwandte Natur und sah in ihrem Spiegel sein eigenes Bild; er fühlte, daß auch in ihm dieselben Elemente schliefen und zum Kampfe erwachen mußten. In der That stand er keinem Menschen so nahe als diesem Kirchenlehrer, der ein Jahrtausend vor ihm gelebt. Gern nennt er ihn: mein Augustinus. Im Stolze des Ciceronianers hatte er die Leuchten der Kirche, im Selbstgefühl des Dichters den Christen bis dahin wenig beachtet.[1] Aus diesem Buche hörte er den Menschen zum Menschen reden und an das Tiefinnerste pochen, was er selber in seinem Busen barg; heilige Empfindungen sah er gepaart mit quellender, oft hinreißender Beredtsamkeit. Es wurde das Buch seines Herzens, dieses

[1] Epist. rer. senil. XV, 1: Nondum sane sanctorum libros attigeram, et errore coecus et typo tumidus aetatis.

„thränenfeuchte" Buch der Confessionen. [1]) Er hatte seinen geistlichen Helden gefunden, den er nun sofort zu einem neuen Idole machte und mit dessen Cultus er sich recht vor die Augen der Welt drängte, gleichwie er im weltlichen Gebiete seine auf Scipio Africanus gefallene Lieblingswahl bis ins Abgeschmackte verfolgte. Aber völlig neu war doch diese Auffassung eines Schriftstellers der Kirche. An den Classikern hatte Petrarca wieder gelernt, einen Autor lesen, aus dessen Büchern man bisher nur einzelne Stellen gerissen, um sie gepaart etwa mit Thomas von Aquino's und Lyra's Glossen zur schulmäßigen Deduction zu verwenden.

Petrarca ist ferner der erste, der zwischen der Religion Christi, wie sie in den Schriften des neuen Bundes, den Werken eines Hieronymus und Lactantius, vor Allen aber seines geliebten Augustinus gelehrt wird, auf der einen und der neueren Theologie auf der andern Seite eine scharfe Scheidelinie zieht. Der scholastische Theolog steht ihm nicht höher als der scholastische Philosoph und Jurist. Den heiligen Namen der Theologie, sagt er, den einst würdige Bekenner geziert, entehren jetzt profane und geschwätzige Dialektiker, daher diese Masse unbrauchbarer Magister. [2]) Ihre Gelehrsamkeit flößt ihm nicht die mindeste Ehrfurcht ein und ebensowenig ist er für mönchischen Spuk empfänglich; denn jene entbehren der Weisheit des Alterthums und diesem widerspricht die Philosophie der Römer. Wenn Petrarca dennoch als Apologet des Christenthums nicht geringen Ruhm erlangt, so müssen wir die Gelegenheit und die Motive mit in Betrachtung ziehen.

Eben zu seiner Zeit hatte die scholastische Philosophie einen wunderlichen Auswuchs getrieben und eine Schule erzeugt, die der humanistischen schroff entgegenstand und den Vater des Humanismus an sich zum Kampfe herausforderte. Leider kennen wir diese wissenschaftliche Secte nur aus Petrarca's Schilderung, und dieser hebt als ihr Gegner allein die negativen und anstößigen Lehren hervor. In Venedig lernte er sie (etwa 1366) kennen, viel weiter verbreitet war sie jedenfalls, aber herrschend oder auch nur auf den Hochschulen populär war sie ebenso gewiß nicht. Ihre Tendenzen waren an sich nur Wenigen zugänglich, die Mitglieder scheinen eine Art Geheimbund gebildet zu ha-

[1]) Epist. rer. variar. 29. nennt er Augustini scatentes lacrymis Confessionum libros, de quibus quidam ridiculi homines ridere solent.

[2]) *De remedio* utr. fortunae Lib. I. dial. 46.

den, der entweder nur durch stilles Einverständniß und gewisse Stichworte zusammenhielt oder auch in seiner Verzweigung und seiner Stellung neben der Kirche an das Freimaurer- und Logenwesen wenigstens erinnern mag, wenn wir auch den behaupteten Zusammenhang zwischen Averroisten und Freimaurern deshalb nicht vertheidigen wollen. Von einem Ausläufer dieser Secte, der in Florenz sein Wesen trieb, gedenken wir noch zu sprechen.

Es waren die „modernen Philosophen", „die Bekenner einer neuen geheimeren Weisheit", eine Gesellschaft von Freigeistern. Im Stolze auf ihre dialektische Kunst erklärten sie nämlich jeden Autoritätsglauben für einen Nothbehelf schwacher Seelen. Sie stellten den Geist möglichst auf den Geist allein, wiesen alle Voraussetzungen zurück außer denen, welche die sinnliche Wahrnehmung und die Logik aufstellen, und triumphirten nur in solchen Resultaten, die sie dem absoluten Denken zu verdanken meinten. Es war also, wenn wir recht sehen, die scholastische Methode, die sich von allem Stofflichen und von jeder Zucht, auch der kirchlichen, loszumachen strebte, um auf eigene Hand als Wissenschaft, als eigentliche Philosophie aufzutreten. Wie aber gemeinhin die eine Autorität nur bei Seite geschoben wird, um eine andre an ihre Stelle zu setzen, so wurde Aristoteles von dieser Schule wie der Prophet und seine Commentatoren, zumal Averroes, wie die Evangelisten verehrt. Die Naturwissenschaften, insofern sie auf der reinen Empirie beruhen, gaben häufig den Stoff zu Disputationen, aber statt den eigenen Augen zu vertrauen, ging man doch auch hier auf Aristoteles und die Araber zurück und stritt sich, dürfen wir Petrarca als einem Gegner der Secte glauben, mit großem Ernst über die unphilosophischesten Probleme, zum Beispiel wie viele Mähnenhaare der Löwe oder wie viele Federn der Habicht im Schwanze habe, wie sich die Elephanten begatten, ob wirklich der Krokodil das einzige Thier sei, welches die obere Kinnlade bewegen könne, ob wirklich der Phönix in die aromatischen Flammen stürze und aus der Asche neu geboren werde und dergleichen.

Auch gegen das Christenthum stellten sich diese Philosophen ganz selbstständig, obwohl sie, verstehen wir eine Andeutung Petrarca's recht, zum großen Theil Mönche waren. Doch war diese Selbstständigkeit schon eine Opposition, nur daß sie nicht laut zu werden wagte und sich damit begnügte, im Gefühl der Ueberlegenheit die gläubige Menge zu verachten. War in diesem Kreise von Christo, den Aposteln und dem

Evangelium die Rede, so gab es entweder frivole Scherze oder man bezeugte sich durch Lächeln und stumme Winke das stolze Einverständniß. Bei öffentlichen Disputationen pflegte man vorauszuschicken, es werde jetzt „abgesehen vom Glauben" gesprochen.

Weil Petrarca als der Großgeist seiner Zeit verehrt wurde und auch diese Dialektiker sich auf der Höhe derselben fühlten, glaubten sie nicht anders, als er müsse im Stillen mit ihnen einverstanden sein, und einige, die ohnehin mit ihm befreundet waren, nahten sich ihm mit dieser Voraussetzung. Auch wollten sie wohl, gleich allen Sectirern, unter angesehenen und gefeierten Männern Propaganda machen. Doch eben das brachte Petrarca ihrer Gemeinschaft um so ferner. Er hatte sich immer als ein Individuum angesehen, das allein und ohne gleichen bestand. Nicht nur seine Gelehrsamkeit war einzig und über jede Anfechtung erhaben, er war auch der große Weise seines Jahrhunderts und selbst seine religiöse Anschauung theilte er mit keinem Lebenden. Was ihm sein Augustinus war, davon hatten jene keine Ahnung, und ihr Aristoteles war ihm längst zuwider. Er war überdies ein Greis geworden; man weiß ja, wie Leute sind, welche das Alter in einer bestimmten Meinung von sich befestigt hat.

So ist es an sich begreiflich, daß Petrarca den „modernen Philosophen" abhold sein mußte. Er sagt, sie hätten über Sokrates und Pythagoras, über Platon und Aristoteles gelacht, Cicero und Seneca verachtet, über Virgilius gespöttelt, Ambrosius, Augustinus und Hieronymus für Schwätzer erklärt. Ihnen liege nichts daran, daß die meisten Schriften der Alten verloren gegangen sind; denn sie glauben ja selbst genug und Alles zu wissen. Die Wohlredenheit verachteten sie als wissenschaftlicher Menschen unwürdig. — Wir hören hier ohne Zweifel Aeußerungen, die gerade und nur gegen Petrarca aufgestellt werden konnten, die ihn, den Schüler und Verehrer des Alterthums, mit Geringschätzung trafen und vermuthlich viel von ihrer absprechenden Schärfe erst der Phantasie des Beleidigten verdanken. Es sind unmöglich entwickelte Dogmen der Secte, die doch nicht den Commentator Averroes, wie Petrarca ihr vorwirft, verehren und den commentirten Aristoteles verlachen konnte. Ueberdies sagt Petrarca an einer andern Stelle selbst wieder, Aristoteles sei ihr Abgott, und er nennt sie mit demselben Spott bald Aristoteliker bald Averroisten. Auch reizten sie ihn unmittelbar persönlich. Der Eine sprach von den Glaubenskämpfen *des Augustinus* wie von einer leeren Fabelei und als Petrarca ihn

deshalb wie einen Unglücklichen bemitleiden wollte, entgegnete er lächelnd: Wie thöricht mußt du sein, wenn du wirklich so glauben solltest, wie du sprichst. Ein Anderer, der ihn in seinem Arbeitszimmer zu Venedig besuchte, zeigte im Gespräche den ganzen Uebermuth seines Unglaubens: er nannte den Apostel Paulus einen albernen Schwätzer, hieß Petrarca, der ihn in Schutz nahm, spöttelnd einen guten Christen sein und versicherte, er glaube von allen den Dingen der Bibel nichts. Wie viel höher stehe Averroes als Paulus und Augustinus, die unwissenden Fabelmacher. In Petrarca wallte der Zorn auf, er faßte den Ketzer beim Kleide und warf ihn zur Thüre hinaus.

Mochte so die Gesinnung einzelner unter den absoluten Philosophen sein, offenbar übertrieben ist es, wenn Petrarca versichert, sie zeigten sich überall wie ein dichter Haufen von Ameisen, ihre Zahl wachse täglich, sie füllten die Städte und Schulen, sie seien die Richter der Wissenschaft. Nur weil er selbst sich in diesem Kampfe als ein gegen die Pelagianer eifernder Augustinus fühlte, brauchte er zu demselben auch eine furchtbare Schaar von Gegnern; da er sie nicht vorfand, erschuf sie seine Phantasie sich selber. Wie hätte die Kirche gegen solche Schaaren kecker Leugner gleichgültig, wie hätte uns, wenn auch diese Dialektiker nur in Disputationen, nicht in Schriften ihre Weisheit fortpflanzten, alle weitere Kunde von ihnen außer Petrarca's Bericht vorenthalten bleiben können!

Petrarca forderte einen jungen Philosophen, den Augustinermönch Luigi Marsigli auf, gegen Averroes, den „wüthenden Hund", der Christum und den katholischen Glauben anbelle und schmähe, und gegen seine modernen Jünger zu schreiben.[1]) Es geschah nicht, vielmehr haben wir Grund zu glauben, daß Marsigli sich zu den Gegnern schlug. So ergriff denn der Meister selber die Feder und verfaßte das berühmte Werk „über seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit".[2]) Die Tendenz ist einfach: Petrarca bringt die christliche Einfalt zu Ehren gegen die philosophische Aufgeblasenheit. Den Philosophen zum Trotz stürzt er sich in die kriechendste Demuth, auf welche er dann im Grunde viel stolzer ist als sie auf ihre dialektische Weisheit. Jede Seite des

[1]) Epist. s. tit. 20 an Marsigli (Opp. p. 812).

[2]) De sui ipsius et multorum (s. aliorum) ignorantia (Opp. p. 1141 sq.). Petrarca beendete dieses Werk zu Arqua am 25. Juni 1370 (Mehus Vita Ambr. Travers. p. 238). Es ist natürlich die Hauptquelle des oben Erzählten. Dazu kommen epist. rer. senil. V, 3. und XIV, 8 und einige zerstreute Bemerkungen.

Buches zeigt uns, wie es nicht sowohl darauf ankommt, einem übermüthigen Dünkel zu Leibe zu gehen und ihm die abgerissene Larve vor die Füße zu werfen, als vielmehr denjenigen ihre Armseligkeit zu weisen, die an seinem Ruhme zu zupfen, seinem Weisheitsprincipat zu widersprechen gewagt. Statt der Sache selbst, in welcher Stoff genug zur Polemik lag, hat er immer nur die kleinen Conflicte im Auge, in welche er mit einzelnen Gliedern jener Secte gerathen. Das Motiv, welches er ihnen unterlegt und auf welches er in diesem Werke unermüdlich zurückkommt, ist wahrhaft abenteuerlich und gewiß nicht von augustinischer Demuth erfunden. Mit dem Neide nämlich glaubt er den Krieg zu führen: aus Neid gegen seinen Ruhm suchten ihn die aristotelischen Ketzer zu ihrer eigenen Unwissenheit herabzuziehen und verschrieen ihn als Verächter des Aristoteles.[1] Ihre Mißachtung der Religion und ihre Mißachtung seines Ruhmes erscheinen Petrarca als zwei Verbrechen, die ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Wenn sie unter sich sind, sagt er, lachen sie über Christus und verschreien mich als einen Unwissenden, weil ich aus Gläubigkeit ihnen nicht zustimme.[2] Fast sollte man nach seinen Worten glauben, die ganze Secte verdanke nur dem neidischen Widerspruch gegen seine Autorität ihren Ursprung und mit ihr sei die ganze Welt der Wissenschaft gegen ihn in den Kampf getreten.

Wo sich Petrarca am eifrigsten als Christ und als Vertheidiger der christlichen Religion ausspricht, da stachelt ihn meistens der Antagonismus gegen die Averroisten an. Er vertheidigt daher nicht die Hoheit des Christenthums im Allgemeinen, sondern immer nur die seines Christenthums. „Je mehr ich gegen den Glauben Christi sprechen höre, desto mehr liebe ich Christus, desto fester bin ich im Glauben Christi. Denn mir ergeht es wie Einem, der in der Liebe zu seinem Vater matter geworden ist; wenn er aber hört, daß gegen ihn gesprochen wird, so erglüht alsbald von Neuem die Liebe, die erloschen schien, und so muß es sein, wenn er ein wahrhafter Sohn ist. Oft haben mich, und dafür rufe ich Christum selbst zum Zeugen an, die Lästerungen der Ketzer aus einem christlichen Gläubigen zu einem allerchristlichsten gemacht. Denn jene heidnischen Alten, wenn sie auch viel von den göttlichen Dingen fabeln, lästern dennoch nicht, weil sie die

---

[1]) De ignorantia p. 1142. 1143. 1158. 1164. et al.

[2]) *ibid. p. 1156.*

Erkenntniß des wahren Gottes nicht haben und Christi Namen niemals hörten". [1])

So hat es die verhaßte Ueberhebung seiner Gegner dem kämpfenden Petrarca wohl wesentlich erleichtert, seine irdische, das heißt hier classische Weisheit vor der himmlischen zu demüthigen und in dieser Demuth seinen Ruhm zu suchen. Gestehen wir zu, daß er in allen seinen Schriften von der christlichen Lehre mit Ehrerbietung gesprochen, aber erst in späteren Jahren und seit jenen Conflicten liebte er es, sie recht geflissentlich und ausdrücklich selbst den heidnischen Philosophen gegenüber emporzuheben. Er ruft Gott zum Zeugen an, daß er lieber ein tugendhafter Mensch als ein Gelehrter sein wolle, er erbittet sich von ihm Demuth, Einsicht in seine Unwissenheit und Gebrechlichkeit, um vor dem Hochmuth der Aristoteliker bewahrt zu bleiben. Einer der Kleinsten, die an Gott glauben, ist ihm größer als Platon, Aristoteles und Cicero mit aller ihrer Weisheit; denn Christo gegenüber sind sie nur gebrechliche Menschen, die vielfach irren, und ihre Lehre ist ohne Autorität. Hielten ihm seine Gegner vor, er sei ein allzu eifriger Ciceronianer, so antwortet er: ja ich bin Ciceronianer, aber wo die höchsten Wahrheiten der Religion, wo das ewige Heil in Betracht kommt, da bin ich weder Ciceronianer noch Platoniker, sondern Christ. Auch ist er überzeugt, daß Cicero Christ geworden wäre, wenn das Evangelium an ihn hätte kommen können, gleichwie Augustinus kein Bedenken trägt, dasselbe von Platon zu behaupten. Das Christenthum ist ihm die einzige und unerschütterliche Grundlage aller wahren Wissenschaft, auf die allein der menschliche Geist bauen darf. Das Evangelium soll ihm immer im Ohre klingen, auch wenn er die dichterischen, philosophischen und geschichtlichen Werke der Alten liest. [2])

Wir finden es nun erklärlich, daß selbst die strengen Männer des Glaubens und der Kirche Petrarca trotz seiner Beschäftigung mit dem Heidenthum nicht antasteten, vielmehr bei seinen Bewunderern standen. Auch in späterer Zeit hat die Kirche den Vater des Humanismus mit Wohlgefallen zu ihren Streitern gezählt. Abgesehen davon, daß ein paar seiner poetischen Episteln, die gegen das avenionensische Papstthum gerichtet sind, im Index der von der katholischen Kirche verbotenen Bücher stehen, hat keine Inquisition in seinem Laura-Cultus oder in

---

[1]) ibid. p. 1151.

[2]) cf. de ignorantia *p. 1145. 1146.* 1162. 1163; epist. rer. famil. VI, 2 et al.

seiner schwärmischen Verehrung der Alten einen Anstoß gefunden. Wir freilich sehen die Sache, vom Erfolge belehrt, anders an. Jene Künstler des formalen Denkens, gegen die er kämpfte, haben dem Glauben keinen wesentlichen Schaden mehr zugefügt; denn ihre Lehre konnte auch nicht den Schein eines neuen Inhaltes bieten. Die Jünger Petrarca's dagegen sind in jener religiösen Scheu am wenigsten ihrem Meister gefolgt: oft haben sie, die sprühende Fackel des Heidenthums in der Hand, mit der ermatteten Sonne des Glaubens zu wetteifern gewagt und nicht selten sich des Sieges rühmen dürfen.

Petrarca's Auftreten gegen die Averroisten zeigte uns bereits ein charakteristisches Stück aus dem Gewebe seiner Seele; wir entrollen dieses Gewebe ganz und finden es entsprechend. Er wollte mehr sein als ein gefeierter Schriftsteller, er wollte als Weltweiser hoch über seinem Zeitalter thronen, bewundert und verehrt wie eine Sonne, von deren Strahlen man nicht weiß, was sie sind und von wannen sie kommen. Ein Gedanke von staunenswerther Kühnheit und Neuheit, auch wenn wir im voraus eingestehen, daß er höchst unvollkommen ausgeführt wurde, daß der Prophet auf jedem Schritte die menschliche Spur zurückließ.

Petrarca bedurfte auch hier der Folie, des dunkeln Hintergrundes, gegen welchen seine eigene Gestalt desto leuchtender abstach. Gleichwie er sich jene Averroisten nicht bösartig und gefährlich genug vorstellen konnte, kann er auch sein Jahrhundert, die ihn umgebende Welt nicht schwarz genug ausmalen. Mag er ihr nun das rosige Alterthum entgegenstellen oder mag er mit den Mönchen über den allgemeinen Sündenpfuhl zetern, immer fühlt er nur sich selbst als den großen Menschen, der in dieses erbärmliche und entartete Dasein gebannt sei. Seinem Jahrhundert zu Liebe will er nicht schriftstellern und wirken, denn ihm könne in seinem Elend nicht mehr geholfen werden. Um „diejenigen zu vergessen, mit denen ein ungünstiger Stern ihm zu leben beschieden, will er im Geiste mit seinen großen Ahnen des Alterthums, im wirklichen Leben aber seine einsame Bahn wandeln.[1]) Dennoch hat er in jüngeren Jahren den Becher der Lust gekostet wie nur einer, und

[1]) Epist. de reb. famil. VI, 4. Aehnliche Aeußerungen finden sich überall in seinen Schriften. Noch in der epist. ad posteritatem (vor der Ausgabe seiner Werke gedruckt), welche gleichsam sein Testament an die Nachwelt ist, sagt er: Incubui unice inter multa ad notitiam vetustatis, quoniam mihi semper aetas ista (nostra) displicuit ect.

so tief er sein Jahrhundert verachtete, hat er doch seine Bewunderung nie entbehren können.

Auf welchem Felde wir nun Petrarca's Gedankenlauf verfolgen, immer finden wir ein redliches Streben nach der tiefsten Wahrheit gemischt mit dem eitelsten Haschen nach dem Scheine, ein stetes Ringen der besseren Einsicht mit der unüberwindlichen Lüge im Herzen.

Petrarca wollte die stoische Philosophie nicht nur in seinen Schriften, sondern auch in seinem Leben darstellen. Das Merkmal eines ächten philosophischen Strebens ist ihm, daß ein hochbegabter Geist sich bescheiden in anspruchslose Verhältnisse zurückziehe, Alles gering achte außer Wissenschaft und Tugend, vor Allem aber jede Eitelkeit und Ostentation verschmähe. Als Schriftsteller und Dichter ruhte sein Stolz auf der Eloquenz, jener gefährlichen Kunst, welche freilich schnell die Bewunderung mit sich reißt, aber oft den Schreibenden oder Redenden nicht minder täuscht wie den Leser oder Hörer. Diese Gefahr hat Petrarca mit unbeirrtem Scharfsinn erkannt. Die Eloquenz soll ihm eine keusche Muse sein. Er weiß es, daß sie, um Werth zu haben, mit Tugend und Weisheit verbunden sein muß, nur dann sei sie „ein großes Mittel zum Ruhme". Die schmeichlerische Süßigkeit und den trügerischen Schmuck der Rede vergleicht er dagegen mit der Schminke einer Dirne oder mit honigsüßem Gift. [1]) „Es ist eine windbeutelhafte Ruhmsucht, lediglich durch den Glanz der Worte ein Ansehen unter den Menschen zu suchen". [2]) — „Auf die Thaten richte deinen Geist! In den Worten ist eitel Großthun, mühseliges Ringen und hohler Klang, in den Thaten ist Ruhe, Tugend und Glück". [3]) So tief durchdringt ihn die Erkenntniß dieses Widerspruches, daß er sich sogar verpflichtet fühlt, dem hochverehrten Cicero seine Schwäche vorzuhalten: „Was hilft es, andre zu belehren, was nützt es, immer in den prächtigsten Worten von den Tugenden zu reden, wenn du dir selber dabei nicht folgst"? [4]) Er wirft dem Römer vor, daß er trotz seinen schönen stoischen Grundsätzen, die er mit so hinreißender Redekunst auszusprechen wisse, doch immer zu klagen habe, bald über Verbannung und

---

[1]) De remed. utr. fort. Lib. I. dial. 9.

[2]) Epist. ad posteritatem.

[3]) De remed. Lib. II. dial. 102.

[4]) Brief an Cicero (Opp. p. 780). Zu Arezzo befand sich ein Brief, in welchem ein Spaßvogel als Cicero dem Petrarca antwortete. cf. Leonardi Bruni epist. IV, 4 ed. Mehus.

Krankheit, über die Wirren des Gerichtes und des Forums, bald über den Verlust von Geld und Gütern und über die Beeinträchtigung seines Ruhmes, daß man in seinen Briefen oft schmähende Angriffe auf Männer finde, die er kurz vorher gelobt. [1]) Dieser Widerspruch zwischen Wort und Handlung, diese selbstgefällige Gesinnungslosigkeit, auf die im Grunde Alles herauskommt, was man in unserer Zeit gegen Cicero scharf und schärfer geltend gemacht hat, spürte also schon Petrarca mit feinem Instinct heraus und zwar deshalb, weil er in sich ganz denselben Antagonismus, dasselbe Schwanken vorfand. Wie er zu Cicero, so sagte sein Augustinus zu ihm: „Was nützt es dir, andern noch so süße Dinge vorzusingen, wenn du dich selber nicht hörst“? [2]) „Wie viel mehr — so gesteht Petrarca einst — liegt uns Allen, die wir im Staube der literarischen Palästra leben, die Wohlredenheit am Herzen als unser Leben, wie viel eifriger streben wir nach dem Ruhme als nach der Tugend“! [3])

Es war eine freie und großartige Stellung, die Petrarca der Mitwelt gegenüber einzunehmen gedachte: er wollte ihr auf der Wolkenhöhe des Gedankens, der Philosophie erscheinen, erhaben über irdische Vortheile und menschliches Lob. Die Schranken, welche edlere Geburt und Abkunft zwischen dem Menschen und dem Menschen ziehen, schwinden vor seinem Blick. Berühmtheit, sagt er, wird nicht durch edle Geburt erworben, sondern durch das Leben. Es ist lächerlich, sich fremden Verdienstes zu rühmen; ja die Flecken entarteter Enkel werden durch den Glanz und Ruhm der Vorfahren erst recht hervorgehoben. [4]) Demgemäß ist Petrarca ein stolzer Republicaner, wo er seinen Theorien den Lauf läßt, die Fürsten erscheinen ihm dann als Phalariden und Dionyse, denen ein Platon mit freiem Wort entgegentreten muß. Dennoch zog es ihn an die Höfe der Fürsten und in die Paläste der Vornehmen; er bürgerte hier den Humanismus ein, der dann Jahrhunderte lang als ihr schönster Schmuck galt. Er hat bei König Roberto von Neapel, bei den Correggi zu Parma, den Visconti zu Mailand, den Carrara zu Padua gelebt. Unter den Adelsfamilien, deren innigster Vertrautheit er sich rühmen durfte, nennen wir nur die Colonna, die

[1]) Praefat. in Epistt. famil. (Opp. p. 635).

[2]) De contemptu mundi Dial. III (Opp. p. 415).

[3]) Epist. rer. variar. 32.

[4]) De remed. utr. fort. I, 16. II, 5.

er zu derselben Zeit mit Schmeicheleien bedachte, in welcher er als Cola's Parteigänger und als Organ des Republicanismus den römischen Adel ein räuberisches Geschlecht von fremden Eindringlingen nannte. Der Dichter saß mit den Großen der Welt zu Tafel und empfing ihre freundschaftlichen Besuche. Wie vergötternd schauten selbst Fürsten zu ihm empor; er hat darin nur im Philosophen von Ferney seinesgleichen gehabt. Zu derselben Zeit rief ihn der römische König zu sich, der König von Frankreich lud ihn mit Geschenken, der Papst übertrug ihm zwei Pfründen und versprach ihm viel mehr, wenn er zu ihm als Secretär kommen wolle. [1]) Petrarca war schon ein Greis, da wünschte ihn Urban V. bei sich zu sehen: er sollte weder ein Amt noch eine Arbeit übernehmen, sondern nur durch seine Anwesenheit die Curie zieren. [2]) Immer entschuldigte sich der Philosoph mit seinem Alter oder seiner Kränklichkeit. Er ließ sich aufsuchen und bitten und erschien um so großartiger, wenn er die Ehre abwehrte. Er habe nie zum Vertrauten der Herrscher gepaßt, schrieb er seinem Bruder, und passe jetzt als Greis am wenigsten dazu; er wolle sich zu einem ruhigen, mäßigen und einsamen Leben zurückziehen, lesen, schreiben und durch Andachtsübungen an seiner Seele arbeiten. [3])

Aber alle jene Ehren erlangte Petrarca nicht ohne Einbuße an seinen philosophischen Grundsätzen. Er wußte die Ohren der Fürsten durch die süßen Töne der demüthigen Verehrung und jener Dankbarkeit zu gewinnen, die zum Entgelt für Ehren und Wohlthaten die Verherrlichung des Namens durch den Mund des Dichters verheißt. Gern rühmt er sich damit, wie sich die Könige und Päpste um seine Person bemüht. Aber stolzer noch rühmt er sich, daß er stets ein völlig freier Mann gewesen, daß er nie in einer Lage geblieben sein würde, die ihn seinem Selbst und seinen Studien auch nur ein wenig entzogen hätte. Niemand könne sagen, daß er viel Zeit im Dienste von Fürsten verloren. Ihr Staatsrath habe ihn nie — daran zweifeln wir nicht — ihre Gastmähler selten gefesselt. Wenn Alles sich im Palaste tummelte und hin und her drängte, sei er im stillen Zimmer bei seinen Büchern geblieben oder einsam nachdenkend ins Grüne hinausgegangen. So sei er nur zum

---

[1]) Epist. rer. senil. I. 1. XIV, 6.

[2]) ibid. XIV, 3. Vom Anbieten eines Cardinalates weiß allein Cecco Polentone (bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 200) zu erzählen.

[3]) ibid. XIV, 6.

Schein bei den Fürsten, in Wahrheit aber die Fürsten bei ihm gewesen; wollten sie seine Gesellschaft, so müßten sie sich seiner Laune anbequemen. [1])

Eine solche Lage erwirbt man nicht ohne Lebenskunst. Auch der Philosoph will essen und trinken und an den Gütern dieser Welt lieber einen etwas reichlichen Antheil haben als den bittern Becher der Entbehrung kosten. In der Wirklichkeit wußte Petrarca gerade die goldene Mitte zu treffen, in der sich's am behaglichsten lebt. Doch schwankt er hier auch in der Theorie. Bald schien ihm die genießende Ruhe eines Horatius wünschenswerth und er wollte die beengende Armuth in dem Sinne vermeiden, daß er in vollem Maaße hatte, was sein Herz begehrte; er habe, meinte er dann, die beschränkte Mittelmäßigkeit zwar lieben, aber nicht ertragen gelernt. [2]) Bald hüllte er sich in den anachoretischen Mantel, konnte Gold und Schätze nicht genug verachten und verdammen, wollte sich nur von Früchten und Quellwasser nähren, wünschte sich nichts als einen guten Tod. Einem Dienste, etwa an der Curie, wollte er seine Freiheit nimmer zum Opfer bringen; ein Secretariat, ja ein Bisthum und jedes mit Seelsorge verbundene Beneficium wies er mit dem stolzen Grunde zurück, er habe mit der Sorge für seine eigene Seele genug zu thun. Aber von Pfründen zu leben, für die er nichts leistete, fürstliche Geschenke zu nehmen, die er nur mit schmeichlerischem Danke vergalt, das beleidigte seinen Stolz nicht im mindesten. Wir erinnern an das schreiendste Beispiel, wie er mit der römischen Deputation und als römischer Bürger zu Avignon vor Clemens VI. stand und dem französischen Papste so gefällig sprach, daß er auf der Stelle mit einem Priorat zu Migliarino belohnt wurde.

Noch als Greis, während er im Rufe eines philosophischen Heiligen zu Arqua seine letzten Jahre hinlebte, verschmähte er es nicht, die Gunst des Papstes zur Erhöhung seiner Einkünfte zu benutzen. Bezeichnend aber ist seine Art zu bitten. Er habe wohl so viel, als etwa zum Leben eines Canonikers hinreiche. Da er indeß für mehrere Bastarde — auch gerade kein Erforderniß für einen Weltweisen — sorgen

---

[1]) ibid. VI, 2. XVI, 2 an Boccaccio. Filippo Villani bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 197: Ceterum quum curias frequentaret invitus et renuens, in illis, quod dictu mirabile est, solitarius erat.

[2]) Epist. rer. senil. VIII, 3.

müsse, so erwüchsen ihm daraus so viel Kosten, als etwa die Erhaltung eines ganzen Capitels verursachen würde. Gern lebe er einsam und einfach auf dem Lande. Doch müsse er Diener halten — „o könnte ich doch ohne sie leben!“ — sich mit zwei Pferden und drei Schreibern begnügen. Bisweilen, wenn er allein und in seiner Weise zu speisen wünsche, komme eine Schaar von Gästen, die er doch anständig bewirthen müsse, um nicht geizig zu erscheinen (!) [1]) Niemand könne so leicht, wenn er nur wolle, eine Wohlthat ertheilen, als der Papst; er aber, der Dichter, wisse nicht zu bitten, da er über solche Dinge wenig nachgedacht. Doch Eines mache er bemerklich: übertrage man ihm eine Pfründe, so dürfe man seines Alters und seiner Hinfälligkeit wegen darauf rechnen, sie bald einem Andern verleihen zu können. [2]) — So zierlich Petrarca diese Operation eingeleitet, schlug sie doch fehl. Ein Freund von der Curie schrieb ihm, der Papst sei ihm zwar sehr günstig, werde indeß schwerlich viel für ihn thun, weil die Schaar der neu-creirten und heißhungrigen Cardinäle ihn ganz in Anspruch nehme. Jetzt warf sich Petrarca desto mehr in seinen Stolz, weil er das beschämende Gefühl nicht los wurde, daß er sich im Bitten erniedrigt. Jetzt versicherte er erst recht energisch, er habe nach irdischen Gütern niemals Verlangen getragen, er werde sich wenig darum kümmern, ob man ihm ein großes oder ein bescheidenes Theil oder nichts zukommen lasse. Aber seinem Aerger über die unersättlichen Prälaten muß er Luft machen. Die versagte Pfründe wird in seiner Phantasie alsbald zum Sinnbild und zum Merkzeichen der übelverwalteten Kirche: der Papst scheint ihm zu allem Guten willig, die Cardinäle aber sind ihm die Anwälte alles Bösen. „Ich und die Wahrheit“, sagt er, haben an der Curie große Gegner, die meinem Vortheil und meiner Ehre mit aller Gewalt entgegenstehen. Mit welcher Verachtung sieht er nun auf den Haufen der aufgeblasenen Cardinäle herab, während er sich durch das freundliche Wort jedes einzelnen hochgeschmeichelt fühlen würde. An ihnen werde nur die Infel und der rothe Hut geehrt; die Ehre dagegen, die ihm, dem Dichter, gezollt werde, gelte auch ihm selber. Und weil ihm das Denken an den Tod das Hauptmerkmal des Philo-

---

[1]) Zur beliebigen Auslegung diene folgende Notiz des Cecco Polentone (bei Mehus l. c. p. 199) über Petrarca: Pinguior enim simul et senior factus est.

[2]) Epist. var. 44. an Franc. Bruni. Im letzten Theile des Briefes stimmen mehrere Sätze fast wörtlich mit dem Schlusse von epist. rer. senil. XIII, 12. an denselben Bruni überein. Letzterer Brief ist seinem Inhalte nach der spätere.

sophen zu sein scheint, stellt er die in Pomp und Schwelgerei genießenden Cardinäle, um sie recht tief zu verachten, in die Reihe derer, welche den Todesgedanken fliehen. [1])

Hundertmal erzählt uns Petrarca, wie er gern den Lärm der Stadt und der Menschen gemieden, sich in die Einsamkeit zurückgezogen, im stillen Studirzimmer über seinen Büchern gesessen, oder wie er durch Wald und Fluren wandelnd, den Vögeln oder dem murmelnden Quell lauschend, allein und in sich selbst vertieft seinem Denken und Dichten nachgehangen. So schildert er sich nicht etwa nur in seinen Reimen, auch in den Briefen und den philosophischen Schriften ist er unermüdlich, dem Leser dieses Bild seines Dichterlebens einzuprägen. [2]) In welchem Lichte er da seinen Zeitgenossen erschien, sehen wir an Boccaccio, der von der Zurückgezogenheit seines Freundes jedesmal mit geheimnißvoller Ehrfurcht wie von der Göttin des aricischen Haines spricht. Die Quellen der Sorgue wurden schon unmittelbar nach Petrarca's Tode den Reisenden als die Wunderstätte gewiesen, an welcher das Buch „vom einsamen Leben" entstanden sei. [3]) Auch jetzt noch verknüpft die Phantasie das Andenken an den melodischen Sänger Laura's am liebsten mit dem zauberhaften Thale von Vaucluse, und den gelehrten Petrarca, über seine lateinischen Bücher gebückt, denken wir uns unwillkürlich im bescheidenen Häuschen zu Arqua, vor dem Fenster jener Gärten, dessen Olivenbäume er mit eigner Hand gepflanzt und gepflegt.

Die römischen Dichter singen von dieser idyllischen Einsamkeit, die Männer des Krieges und der Staatsverwaltung im alten Rom liebten die ländliche Zurückgezogenheit und die literarische Muße. Sie zunächst waren Petrarca's Vorbilder. Dann aber fühlte er sich desto erhabener über die Masse der gemeinen Menschen, wenn er ihrer Weise, das Leben mit plumpen Sinnen zu genießen, entsagend, seinen Geist nur im traulichen Verkehr mit sich selbst und mit den Geistern der Vorwelt ergötzte. Man hat viel von einem mönchisch-asketischen

---

[1]) Epist. rer. senil. XIII, 12. 13, beide an jenen Bruni, seinen Geschäftsführer an der Curie.

[2]) Nur ein Beispiel, wie er sein Leben in Feld und Wald schildert, aus epist. metr. I, 7:

> Saepe dies totos agimus per devia soli,
> Inque manu calamus dextra est, at carta sinistram
> Occupat, et variae complent praecordia curae.

[3]) Dominicus Aretinus bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 198.

Zuge in Petrarca gesprochen, aber wie sehr hat man ihn da mißverstanden! So gern er von seinen Fasten, Nachtwachen und Entbehrungen redet und sein beschauliches Leben zur Schau trägt, so ist doch ungleich mehr von dem Stolze des gelehrten als von der demüthigen Einfachheit des religiosen Standes in ihm. Er hat ein Buch über das Leben in der Einsamkeit geschrieben, welches zwar den Klosterleuten, die ihren Stand darin verherrlicht sahen, unmäßig gefiel, aber sich von den erbaulichen Betrachtungen mönchischer Richtung schon durch die philosophische Behandlung und den glänzenden Rednerstil deutlich genug unterscheidet, auch den still-grübelnden Philosophen des Alterthums und den christlichen Einsiedler in bedenklicher Weise auf eine Stufe stellt. Es predigt, genau genommen, nicht die einförmig-fromme Stille des Klosters, sondern die Ungestörtheit des Studirzimmers und die Wonne des einfachen Lebens mit der Natur, die den Lärm der Außenwelt gern entbehren, um ein inneres, mannigfaches Leben desto reicher zu entfalten. Lesen, Schreiben und Denken, sagt Petrarca, seien immer seine höchste Lust gewesen [1]); in diesem Sinne rühmt er die Güter, welche ihm die Einsamkeit gewähre und nur sie gewähren könne: Ruhe, Freiheit und Muße. Wenn er unaufhörlich arbeitet und schafft, fühlt er die Fülle des Daseins in seiner Brust. Als einst Boccaccio meinte, er dürfe endlich auf seinen Lorbeeren ruhen und sich ein bequemes Alter gönnen, wies er diesen freundschaftlichen Rath als seiner unwürdig zurück. [2]) Ein ander Mal hatte ihm derselbe Freund die Werke des Augustinus in einem sehr starken Bande geschenkt. Nun, versicherte ihm Petrarca, versäume er bei der eifrigen Lectüre manche Mahlzeit und manche Nacht gehe schlaflos hin. Dieses Lesen sei seine einzige Lust; davon ahne freilich der Pöbel nichts, der außer dem Sinnenreiz kein Vergnügen kenne. [3]) Aus demselben Nimbus, in den er so gern sich hüllte, erschien ihm auch das Familienleben verächtlich. Sein abgeschlossenes gelehrtes Treiben sollte auch in dieser Beziehung ein modernes Mönchthum sein. Das Studium der Philosophie und eine Gattin, findet er, wohnen schlecht bei einander; denn das Weib sei der wahre Teufel, der Erzfeind des Friedens und der Seelenruhe. Oft führe die Ehe zu Gefahren aller Art, öfter zur Schande und fast immer zu Ueber-

[1]) Epist. rer. senil. XIII, 7; Invect. c. medicum Lib. IV (Opp. p. 1225)
[2]) Epist. rer. senil. XVI, 2.
[3]) Epist. rer. variar. 23.

bruß und Ekel. Wer die Wollust und den Kinderlärm liebe, möge eine Gattin nehmen und auf diese Weise für die Ewigkeit seines Familiennamens sorgen. „Wir werden, wenn es Uns gegeben wird, Unsern Namen nicht durch die Ehe, sondern durch den Geist, nicht durch Kinder, sondern durch Bücher, nicht mit Hülfe eines Weibes, sondern mit Hülfe der Tugend ausbreiten". [1])

In diese gelehrte Einsiedelei will Petrarca vor den Menschen fliehen, um ihren anstaunenden Blicken zu entgehen und das Lob ihres Mundes nicht zu hören. Desto ungestörter genoß er in seiner Phantasie die Fülle des Ruhmes, den ihm gerade der Ruf von seiner geräuschlosen philosophischen Muße eintragen mußte. Je mehr er sich vor den Huldigungen der Menschen zurückzuziehen schien, desto neugieriger suchten sie den außerordentlichen Mann auf. Wie ehrend, wenn viele und namhafte Männer zum Thale von Vaucluse wallfahrteten, nur um ihn zu sehen und zu sprechen! [2]) Wie süß, als ihn die Einladungen zur Dichterkrönung an den Quellen der Sorgue aufsuchen mußten! Zu König Syphax, erzählt er, kamen die Gesandten von Rom und Karthago, um ihn zur Bundesgenossenschaft und Hülfe aufzufordern, sie fanden ihn auf stolzem Thron und von Trabanten umgeben; mich fanden jene Einladungen, während ich einsam morgens in den Wäldern, abends am Ufer des Flusses umherschweifte. [3])

Und dasselbe Gefühl, mit dem er jene besuchenden Fremden und jene Einladungen zur Lorbeerkrönung empfing, trieb ihn zu andern Zeiten wieder recht mitten unter die Menschen. Dann hatte er nirgend lange Ruhe, zog von einer Stadt zur andern, unersättlich überall den dargebrachten Weihrauch einschlürfend. Selbst Scipio Africanus — so entschuldigt er diesen Wechsel des Aufenthaltes — sei durch den täglichen Umgang in den Augen der Römer eine gemeine Persönlichkeit geworden; was habe da ein Anderer zu hoffen, der kein Scipio sei und nicht unter Römern lebe! [4])

Wir haben Petrarca's eigenes Geständniß, welches jeden Zweifel abschneidet und über seine Einsamkeit zu Vaucluse, in seinem Linternum zu Garignano und in den euganeischen Bergen den einfachsten Aufschluß

[1]) Epist. rer. senil. XIV, 4 (Opp. p. 1034).
[2]) Invect. c. medicum l. c. (Opp. p. 1226).
[3]) Petrarca Thomae Messanensi vom 23. August 1340; (Opp. p. 1251).
[4]) *Epist. rer. senil.* VI, 2.

giebt. Allerdings habe er oft die großen Städte und die Feierlichkeiten der Menschen gemieden, sich in den einsamen Wald und die stille Flur zurückgezogen. Aber das Motiv sei doch gerade sein Ehrgeiz gewesen. Er habe sich dieser Flucht vor der Verehrung der Menschen zu rühmen gedacht, er habe den gemeinen, vielbetretenen Weg des Ehrgeizes verlassen, aber auf einem andern Wege wieder demselben Ziele zugestrebt: der Endzweck seiner Einsamkeit, seiner stillen Studien sei doch immer der Ruhm gewesen. [1])

Cicero hat ein Buch über die Freundschaft geschrieben; wie oft und emphatisch spricht Seneca von ihr in seinen Briefen! Auch Petrarca meinte ohne sie kein vollgültiger Philosoph zu sein. Noch in seinem Brief an die Nachwelt rühmte er sich, er habe mit dem eifrigsten Ernste nach ehrenhaften Freundschaften gestrebt und sei ihr treuester Pfleger gewesen. [2]). Immer spricht er mit begeisterter Liebe von seinen Freunden und als sie alle vor ihm das Zeitliche gesegnet, mit gerührtem Andenken. Was ihm aber seine Freunde ihrerseits gewesen, sehen wir nicht recht. Selbst die vielgeliebten Lälius, Jacopo Colonna und Boccaccio nicht ausgenommen, erkennen wir nirgend die Natur eines persönlichen Verhältnisses, auf welchem der Freundesbund beruht hätte. Sie waren eine Auswahl seiner Verehrer. Die Briefe, die Petrarca an sie richtet, gehen auf ihre Verhältnisse fast niemals ein, es sind meistens Selbstgespräche, mit deren Adresse der Freund beehrt wird. So ist Petrarca die Freundschaft nicht ein Genuß, der in der Fähigkeit und Freude der Hingabe läge und die Menschenliebe im engeren Kreise übte, sie ist ihm ein Apparat, dessen er zum Aufbau seines philosophischen Thrones bedarf, der mit Freunden umgeben sein muß wie ein fürstlicher mit edlem Hofgefolge. Die bewährtesten seiner Freunde erhalten antike Pseudonymen wie Sokrates, Lälius, Simonides. Andre genießen aus Höflichkeit nicht nur den Titel der Freundschaft, sondern noch einige ciceronische Wendungen über sie dazu. „Wer nur Nutzen von seinen Freunden ziehen will, ist ein Krämer der Freundschaft, nicht ihr Verehrer" — so schrieb Petrarca dem Francesco Bruni, der Abbreviator an der Curie war und von dem er offenbar nichts weiter erwartete, als daß er ihm zu einer Pfründe verhelfe. [3]) Meistens in diesem letzteren Sinne hat dann der Freundschaftscultus seine Rolle in

[1]) De contemptu mundi Dial. II (Opp. p. 389).
[2]) Epist. ad. poster. l. s. c.
[3]) Epist. rer. senil. XIII, 18.

der humanistischen Literatur fortgespielt, wie denn überhaupt so Manches, was Petrarca noch mit einem großartigen Schimmer zu umkleiden wußte, unter seinen Nachfolgern immer mehr der gemeinen Sphäre anheimgefallen ist.

Das Verdienst und die Größe Anderer ohne Beziehung auf sich selber zu wägen und anzuerkennen, war Petrarca völlig unmöglich, es hätten denn die Alten sein müssen, an deren ferne Gestalten der Neid nicht reicht. Keiner der Neueren hatte einen Anspruch, ihm an die Seite zu treten, nur ragte unter der Menge der Literatoren, auf die er schauen mochte, Einer wie ein einsamer Felsen hervor, Dante Alighieri. Petrarca vermeidet, von ihm zu sprechen, er hält ihn mit einer gewissen Scheu von sich fern. Als Boccaccio ihm ein Exemplar der göttlichen Comödie verehrt, welches er mit eigener Hand für ihn abgeschrieben, glaubt Petrarca sich entschuldigen zu müssen, daß er die Begeisterung des Freundes nicht theilen kann. Um dem Vorwurfe des Neides zu entgehen, der ihm in der That schon damals allgemein zugewälzt wurde, versichert er, daß Dante ihm, hätte das Schicksal ihnen zusammen zu leben beschieden, ein theurer Freund sein würde, daß er seinen hohen, durch Armuth und Verfolgung unbeirrten Lebensgang bewundere. Seine Verachtung müssen nun die unverständigen Verehrer Dante's tragen, die ihren Poeten auf Straßen und in Tabernen loben, ohne seinen wahren Werth zu erkennen. Er ersinnt die wunderlichsten Wendungen, um die Unmöglichkeit des Neides darzuthun. Wie könne man glauben, daß er den beneide, der sein ganzes Leben über, wenn auch noch so erhaben, in jener Vulgärsprache geschrieben, welcher er selbst kaum einen Theil seiner jungen Jahre und diese nur im Spiele gewidmet. Sei er doch selbst auf Virgilius nicht neidisch. Auch könne der rohe Beifall der Waschweiber, der Weinschenker und solcher Tagelöhner ihn nicht reizen, ja er wünsche sich mit Virgilius und Homeros Glück, wenn er solcher Bewunderung entgehe. Nur die Neider seines Ruhmes hätten die Albernheit erfunden, als beneide er Dante. Wie sonderbar Petrarca auch die Beschäftigung mit der göttlichen Comödie selbst abweiset! Er möge aus dem Gedichte nicht lernen, weil er fürchte, es wider Willen zu bestehlen. Man sage, was man will, ihn kränkte das bewunderte Werk und sein lorbeergekrönter Dichter, er schob sie bei Seite, um die traurige Empfindung fremder Größe und eigenen Neides los zu werden.[1])

---

[1]) De Sade Mémoires pour la vie de F. Pétrarque T. III p. 508. Bal-

Seinerseits dagegen weiß Petrarca von Neidern und Feinden oft zu sprechen. Er bedurfte ihrer, weil dem niedrigen Haufen das Große und Ungewöhnliche immer zuletzt zum Aergerniß wird, weil der Neid den Ruhm zur Folie hat. Er hatte Gegner, ohne Zweifel: die Männer der Katheder, die er angegriffen, die Mediciner und Aristoteliker voran, werden ihrem Zorn nach Kräften Luft gemacht haben; andre zogen ihr Fachstudium den Humanioren vor; wieder andre mögen sich ein wenig respectlos über ihn oder über die Poesie geäußert haben oder sie verhielten sich gegen die allgemeine Bewunderung seiner Person mehr ablehnend, ja mancher wurde offenbar durch das Uebermaaß dieser Bewunderung zum Widerspruch angestachelt. Petrarca stand so glücklich da, daß er weder in seinen äußeren Lebensverhältnissen noch in seinem Studienkreise von solchen Gegnern belästigt oder gestört werden konnte. Er hätte sie so ruhig übersehen können. Aber wo ihm ein laues Urtheil, ein Angriff auf seine Studien oder gar auf sein Verdienst zu Gehör kam, wo sich ihm nicht Alles bescheiden unterordnete, sah er sogleich eine Schaar hämischer Feinde und Verschwörer gegen seinen Ruhm, dann brechen sofort die gereizte Eitelkeit und der Hochmuth, und oft in recht kleinlicher Weise, hervor. Jemand, den er zuvor als Freund behandelt, hatte sich erlaubt, an seinen Schriften ein wenig zu kritteln; sofort griff er ihn mit Heftigkeit als einen „Feind" an und ließ ihn das stolze Sus docet Minervam hören. [1]) Andre hatten, wie man ihm zutrug, geringschätzig über seinen Geist geurtheilt: sie sind ihm alsbald „eine Schaar plebejischer Geister", die in ihrem Urtheil um so kühner und schneller verfahren, je ungebildeter und leichtfertiger sie sind; man muß ihr leeres Geschwätz verachten und durch Tugend und tiefe Gelehrsamkeit ihren Neid überwinden. Sie können das Licht verdecken, aber nicht auslöschen, es lebt fort und wird plötzlich wieder strahlend durch die Wolken brechen. „Viele urtheilen über mich, die ich nicht kenne, auch nicht kennen will und zu kennen nicht würdige. In der That wundert mich, wer sie zu Richtern über mich gesetzt. [2]) Wieder andre wollten die Poesie und die Dichter der Alten

delli Vita di Giov. Boccacci. Firenze, 1806. p. 130 e seg. So eben liest man in den Zeitungsblättern, daß zu Florenz ein von Petrarca's Hand copirtes Werk Dante's aufgefunden sei. Doch würde diese Nachricht, auch wenn sie sich bestätigte, unser obiges Urtheil schwerlich ändern.

[1]) Epist. metr. II, 18.

[2]) Epist. rer. senil. II, 3.

so hoch nicht schätzen wie er: Maro und Flaccus, sprachen sie wohl, sind ja längst begraben, warum von ihnen noch viel Aufhebens machen! So sprachen sie nach Petrarca's Meinung nur, um ihre Zeitgenossen, denen sie es nicht nachthun können, vom Studium der Alten abzuschrecken, diese Literatoren sind „ein aufgeblasenes und fauliges Geschlecht". [1]) Aehnliche Gegner hatte einst Boccaccio in einer Streitschrift zurückgewiesen. Petrarca dagegen meinte anfangs auf seinem philosophischen Throne zu Arqua, sie seien als alberne Menschen des Zornes nicht werth, ihr Urtheil habe ihm nur ein Lachen abgelockt; indeß wurmte es ihn doch so lange, bis er endlich — wie er uns glauben machen will, auf einer Reise durch die Langeweile geplagt — die Feder gegen sie ergriff. [2]) Am bezeichnendsten aber ist ein Vorfall, der seine Bedeutung durch den hohen Kreis erhielt, in dem er sich zutrug. Petrarca's Jugendfreund, der Cardinal Colonna, hatte ihn einst dem Papste Urban dringend empfohlen und in der Wärme der Bewunderung mehrmals als einen wahren Phönix bezeichnet, der einzig auf dieser Erde sei. Dieses Lob zwar wies Petrarca als das eines übernachsichtigen Freundes zurück, aber er ergrimmte doch sehr gegen einen andern Cardinal, der über den begeisterten Collegen und über den Phönix seinen Spott losgelassen: jener Cardinal sei sein Feind, hasse die Wahrheit und Freimüthigkeit (!), sei mit dem Teufel recht eigentlich der Vater der Lüge, eine wahre Nachteule. [3]) In seinem Kampfe mit den Averroisten hätte er es nicht unpassend gefunden, wenn eine Art Inquisition das Heiligthum seines Ruhmes geschützt hätte. Indem er nicht etwa die Ketzer, sondern nur seine persönlichen Gegner in ihnen angreift, findet er das größte Uebel in der zu weit getriebenen Freiheit der Worte, die thörichten Menschen gestatte, berühmte Namen durch Spott herabzuziehen; sie hätten gar leicht die Masse, die eben auch aus Thörichten bestehe, auf ihrer Seite. [4])

Für solchen Aerger entschädigte sich Petrarca durch das Wohlbehagen, mit welchem er die Huldigungen auch unbedeutender Personen hinnahm. [5]) Zwar verstand er Lob und Bewunderung mit feiner Manier und freundlicher Bescheidenheit abzulehnen, aber selbst mit diesen

[1]) Brief an König Robert von Sicilien (Opp. p. 1253).
[2]) Epist. rer. senil. XIV, 8.
[3]) Epist. rer. senil. XIII, 12 an Franc. Bruni.
[4]) De ignorantia (Opp. p. 1165).
[5]) *cf.* epist. rer. famil. VII, 14. 16. senil. II, 1. VI, 3. 6. et al.

bescheidenen Wendungen buhlt er nur um das Lob einer neuen Tugend. Ebenso oft ist er selbst die Posaune seines Ruhmes gewesen, ja er beruft sich dafür auf Ovidius, Seneca und Statius, die gleichfalls ihr Fortleben im Nachruhm kühn in ihren Werken geweissagt. [1]) Wie gewöhnlich tritt auch bei ihm die Eitelkeit im höheren Alter mit lächerlicher Unbefangenheit hervor; der Mensch vergißt so leicht keine Schmeichelei, gewöhnt sich immer mehr an die Imagination seines Werthes und seiner Werthschätzung, wird überhaupt geschwätziger und darum auch ruhmrediger. Nur so läßt es sich erklären, wie Petrarca seine bessere Einsicht oft glücklich durch einen Schwall von Bescheidenheitsfloskeln zu betäuben vermochte. Als Jüngling, so gestand er einst, habe er aus Uebermuth Alles verachtet außer sich selbst; im ernsten Mannesalter habe er nur sich selbst verachtet; jetzt als Greis verachte er vor Allem sich selbst und lasse nur das Wenige gelten, was sich durch Tugend über die Verachtung erhebe. [2]) Gerade auf der Warte des Greisenalters meinte er am sichersten die Frucht seiner Philosophie zu genießen, wenn er auf seinen schwellenden Jünglingsstolz, der doch nur ein andres Kleid angelegt, gleich Einem herabblickte, der über solche Regungen längst erhaben ist. Einst hatte er sich in seinen jungen Jahren vor einem Freunde zu dem sokratischen Bekenntniß erniedrigt, daß er nichts wisse; in älteren Jahren erzählte er nun diese Selbstdemüthigung wieder mit dem vollen Stolze seines philosophischen Bewußtseins. [3]) So haben wir hier denselben Widerspruch, der sein Leben und Denken in allen Richtungen durchzieht.

Petrarca's grenzenlose, untilgbare, gleichsam mit allen Fasern seines Geistes zusammengewachsene Eitelkeit, ließe sie noch einen Zweifel zu, wir könnten sie durch eine Blüthenlese aus seinen Werken und

---

[1]) De remed. utr. fortunae Lib. I. dial. 117.

[2]) Epist. rer. senil. XIII, 7. Petrarca scheint sich dabei unmittelbar auf einen Ausspruch zu beziehen, den er einst selbst in seinen Mannesjahren der Welt kundgethan. Er hatte in epist. metr. I, 7 gesungen:

> Nil usquam invideo, nullum ferventius odi,
> Nullum despicio nisi me, licet hactenus idem
> Despicerem cunctos et me super astra levarem.

Aehnlich in der epist. ad poster. (l. c.): Sensi superbiam in aliis, non in me, et cum parvus fuerim semper, minor judicio meo fui. — Eloquio, ut quidam dixerunt, claro ac potenti, ut mihi visum est, fragili et obscuro.

[3]) Epist. rer. senil. XV, 6.

seine eigenen Geständnisse bis zur schreiendsten Evidenz darthun. Doch was fangen wir mit dem gewonnenen Resultate an? Sollen wir diese Eitelkeit entschuldigen und beschönigen, wie die Literatoren Italiens zu thun pflegen, sollen wir sie mit Stacheln und Keulenschlägen verfolgen, wie einer der neuesten deutschen Beurtheiler gethan hat, sollen wir uns mit dem Gemeinplatz trösten, daß große Männer auch ihre Schwächen haben? Uns dünkt, die geschichtliche Wissenschaft soll vom Richterstuhl herabsteigen, sie soll, den Gang eines Ganzen im Auge haltend, sich der alltäglichen und unsicheren Maaße der Moralität, der Abwägung von Tugenden und Lastern begeben, sie soll redlich nach dem Wie, dem Woher und Wohin der Erscheinung forschen. Dann tritt als der letzte Maaßstab, den wir an eine weltgeschichtliche Persönlichkeit zu legen haben, ihre Stellung zu einem Größeren, ihre Auswirkung ins Ganze hervor. Und von diesen Standpunct aus erhebt sich Petrarca auch vor unsern Augen zu der großartigen Hoheit, in welcher seine Zeitgenossen ihn sahen.

Seine Eitelkeit mit allen ihren lächerlichen Extravaganzen, was ist sie anders als eine krankhafte und verkümmerte Sehnsucht nach dem Ruhme? Diese Sehnsucht aber, vielleicht das edelste und tiefste Handlungsmotiv bei den Völkern der classischen Welt, der innerste Pulsschlag ihrer Geschichte, auch sie ist durch Petrarca aus dem Grabe erweckt und als eine neue Triebfeder der modernen Welt zugeführt worden. Das asketische Christenthum hatte sie verdammen müssen; denn führt sie gleich den Geist des Individuums über Tod und Asche hinaus, so bleibt sie doch am Diesseits haften und findet ihr Ziel unter den Menschen, unter den Geistern der vorgeahnten Generationen. Erst der Sinn für eigentliche Geschichte, erst die Erfahrung, daß der längst verwehte Staub Verstorbener sich vor unserm innern Auge wieder zur wandelnden Gestalt zusammenfügen und von unserm Geiste aus neubelebt werden kann, erst die Anerkennung, daß Geistesgröße und Verdienst in ihren Wirkungen auf Erden nicht hinsterben, daß ein Geschlecht vom andern zu lernen und seine hervorragenden Lehrer dafür mit dankbarem Angedenken zu ehren hat, also erst eine Ahnung von dem, was der Mensch als einzelnes Wesen für die unsterbliche Menschheit sein kann — konnte das Idol des Ruhmes, der Unsterblichkeit des Namens wieder aufkommen lassen. Es trat Petrarca aus der Römerwelt, zumal aus Cicero, den Geschichtschreibern und den Dichtern entgegen. Die alte Geschichte überhaupt erschien ihm als eine Ruhmeshalle und diente zugleich zum deut-

lichen Beispiel, wie trotz der Ferne der Zeiten und gerade durch sie die Gestalten immer leuchtender und heldenhafter werden. Jene Männer, die ein mühevolles Leben und selbst den Tod nicht gescheut, um ihren Namen der Vergessenheit zu entreißen, sie hatten es jetzt ja erreicht, und es war Petrarca's Stolz, in der Verkündung ihres Ruhmes den seinigen zu suchen. Welch ein entzückender Gedanke, ihnen an die Seite zu treten und nach Jahrhunderten genannt zu werden wie sie, wie berauschend mußte er auf den wirken, der ihn zuerst wieder hegte. Dante hat ihn vielleicht vorempfunden, aber Petrarca hat ihn selbstständig fortentwickelt und zur völligen Klarheit gebracht. Er ist vielleicht die folgenreichste Entdeckung, die er der Menschheit hinterlassen. Darf es uns da wundern, wenn diese Idee ihn selbst ganz und gar beherrschte? Als Jüngling ließ sie ihn nicht ruhen und nicht schlafen, und noch als Greis mußte er trotz allen Einwendungen gestehen, der mächtigste Sporn für hochherzige Geister sei die Liebe zum Ruhme. [1]) Auf sie führt er seinen Trieb zu den Wissenschaften, sein Haschen nach der Wohlredenheit, sein unermüdliches Arbeiten und seine Nachtwachen zurück. Sie begeisterte ihn zu seinen Werken, unter welchen er besonders von der »Africa« erwartete, sie solle ein »ruhmvolles, seltenes und ausgezeichnetes Werk« werden. [2]) Seiner ganzen Lebens- und Denkweise lag diese eine Leidenschaft zu Grunde. Bald erglühte sie in ihm wie eine heilige Flamme, bald strömte sie in den Flackerlichtern der Eitelkeit aus. Er nennt sie seine schwerste Krankheit, die er nicht bändigen könne. Denn dieser verzehrenden Sehnsucht, die wir immerhin als eine Infection des Heidenthums betrachten dürfen, widersprach doch sein christliches Bewußtsein. Cicero hatte gesagt, gerade die Besten würden am meisten von der Begierde nach Ruhm gestachelt; das Evangelium aber weiß nichts von diesem Motive guter Thaten. Darum sagt sich Petrarca, er müsse von diesem eiteln Streben nach dem Ruhm lassen und nach der Tugend selber streben, da der Ruhm nur ein Schatten

---

[1]) Epist. rer. senil. V, 6. Statt der unzähligen Belege, die wir in seinen Werken überall finden, nur zwei Aussprüche aus den früheren Lebensaltern. Als Jüngling sang er epist. metr. I, 1:

Implumem tepido praeceps me gloria nido
Expulit et coelo jussit volitare remoto.

Und bald nach seiner Dichterkrönung (epist. metr. II, 11):

— — — — — — est mihi famae
Immortalis honos et gloria meta laborum.

[2]) De contemptu mundi Dial. III (Opp. p. 410).

der Tugend sei, ein verlockender Sirenenklang, der aber desto gefährlicher ist und desto energischer verdammt werden muß; sein Bücherschreiben sei vom Uebel, sein Studium müsse ohne Ehrgeiz und ohne Aufsehen getrieben werden und nur der wahrhaften Erleuchtung gewidmet sein.[1]) So predigt er sich selber und bisweilen glaubt er dieses Ziel zu erreichen, den Feind aus dem Felde geschlagen zu haben, aber desto siegreicher ist dieser von der andern Seite wieder eingezogen. Sein großer Geistesfreund, der h. Augustinus, hatte dasselbe in sich erlebt und ausgesprochen: „Oft rühmt sich der Mensch, wie er den eitlen Ruhm verachte, aber er rühmt sich desto eitler. Darum darf er sich der wirklichen Verachtung des eitlen Ruhmes schon nicht mehr rühmen; denn er verachtet ihn nicht, da er sich innerlich rühmt“.[2]) Eben das war Petrarca's unheilbare Krankheit.

Wir weisen dieses Schwanken zwischen einem brennenden Gefühle, welches der Philosophie widerstrebt, und der Philosophie, welche dieses Gefühl verdammt, an einem Beispiel nach. Die Ehren, die Petrarca von der Nachwelt im Tempel der Geschichte erwartete, verlangte es ihn glühend, im Vorgeschmack schon von der Mitwelt zu genießen. Die Sehnsucht nach der Dichterkrönung hatte ihm manche schlaflose Nacht bereitet. Von Dante's Leichenkrönung wußte er nicht, nur dunkel schwebten seiner Phantasie die Spiele und Wettkämpfe der Hellenen und der delphische Kranz vor, schimmernder noch der capitolinische Lorbeer, der als höchste irdische Ehre einst das Haupt berühmter Cäsaren und heiliger Sänger geschmückt. Der Welt wollte er ein Schauspiel geben, welches sie seit Jahrhunderten, seit Domitianus' Zeiten nicht gesehen und welches ihn in dem vollen Glanze zeigte, den einst die Beherrscher der Welt mit dem Dichter getheilt. Wir zweifeln nicht, daß die Veranstaltungen von ihm ausgingen. Er wußte den König Robert von Neapel durch den befreundeten Dionigi de' Roberti, einen Augustiner aus dem tuscischen Borgo San Sepolcro, für seine Poesien zu erwärmen und führte die Unterhandlung durch einen andern Freund an demselben Hofe, mit welchem er zusammen in Bologna die Rechte studirt, Tommaso Caloria von Messina. Wenn er gleichzeitig die pariser Hochschule, deren Canzler Roberto de' Bardi sein tuscischer Landsmann war, zu demselben Erbieten anzuregen suchte, so war es ihm

[1]) ibid. p. 414. 397. Rer. memorand. Lib. III (Opp. p. 512).

[2]) *Confess.* X, 38.

sicher kein Ernst damit und er wollte nur den neapolitanischen König und den römischen Senat durch die Drohung mit einem Nebenbuhler zu Eifer und Eile spornen. An einem Tage, es war der 23. August 1340, erhielt er beide Einladungen; sie trafen ihn, wie wir oben sahen, mitten in seinem philosophischen Leben, während er denkend und dichtend durch Wald und Flur schweifte. Er that eine Zeit lang, als schwanke er zwischen Paris und Rom. Auf jener Seite ziehe ihn die Neuheit der Sache an und der Ruhm der großen Hochschule; er entschied sich natürlich für das ehrwürdige Alterthum, für das „Haupt der Welt und die Königin der Städte", für den geweihten Platz „über der Asche der alten Sänger", für das römische Capitol. Aber noch im Philosophenthale von Vaucluse, wo er die ersehnte Botschaft empfangen, faßte ihn das nüchterne Gefühl ihrer Nichtigkeit. „Du fragst: warum dieses Mühen, dieser Eifer, diese Sorge? ob mich der Lorbeerkranz gelehrter oder besser machen wird? Er wird mich vielleicht berühmter machen und mehr noch dem Neide aussetzen. Der Thron des Wissens und der Tugend aber ist der Geist, hier hausen sie, nicht gleich Vögeln in den belaubten Zweigen. Warum also diese Zurüstung des Lorbeers? Du fragst, was ich darauf antworten kann. Was meinst du wohl? Nichts als, wie der hebräische Weise sagt: Vanitas vanitatum et omnia vanitas. Aber so sind die Menschen!" [1])

Die Dichterkrönung fand am Ostertage 1341 statt. Noch kurz vorher hatte Petrarca feierlich in Gegenwart der römischen Senatoren erklärt, er habe den Lorbeer nicht um des Ruhmes willen erstrebt, sondern weit mehr, um andere zu ähnlichem Studieneifer zu entzünden. Diese Erklärung nahm man in sein Dichterdiplom auf, welches „gegeben auf dem Capitol" und durch eine goldene Bulle beglaubigt wurde. [2]) Aber wie erfaßte ihn der Rausch, als die Ceremonie vollzogen wurde und er den Jubel der schaulustigen Menge hörte! Er fühlte sein Haupt wie ein geheiligtes, Rom und das Capitol hörte er frohlocken über die erneuerte Ehre. [3]) In einer Stunde rühmte er sich freudig der seltenen Zier, die ihm allein zu Theil geworden, und fragte sich doch, warum ihm ewig dieser Lorbeer im Sinne liege, den doch nur das gemeine Volk wie einen Schauspielschmuck bewundere, ob er nicht besser

[1]) Epistt. ad Thomam Messanensem (Opp. p. 1251. 1252).
[2]) Opp. p. 1254.
[3]) Petrarca Roberto Siciliae Regi (Opp. p. 1253).

gethan hätte, durch Feld und Wald, unter Hütten und Landleuten zu wandeln, die von seinen Gesängen nichts wüßten, als das Capitol der königlichen Stadt zu besteigen.[1]

Hier tritt uns noch einmal die Gestalt Cola's des Volkstribunen entgegen, und was seiner gedenken läßt, sind nicht nur die Scenen, die das Capitol wenige Jahre nach Petrarca's Dichterkrönung sah. Wir deuteten schon oben darauf hin, wie eine fast mystische Verehrung des Alterthums beiden gemeinsam war und sie auch in ihren äußeren Lebensgängen verknüpfte. Vermögen wir nun Vorgänge des innersten Busens, welche Petrarca's Feder oft nur gelegentlich und andeutend verrieth, mit solchen in Vergleich zu stellen, die in einem handelnden Leben sich kundthun, so werden wir noch ungleich mehr durch die geistige Verwandtschaft zwischen dem Philosophen und dem Befreier Roms überrascht.

Es fördert unser Verständniß nicht wenig, daß Cola auch Schriftsteller war und daß wir von ihm eine Reihe von Briefen besitzen, von denen mehrere den Umfang kleiner Abhandlungen haben. In ihnen nun ist er genau derselbe Phantast wie in den Schauspielen, deren Zeuge und Mitspielender das Volk von Rom war. Cola's Schreibweise ist aus verschiedenen Elementen verworren gemischt. Die Form läßt oft den Notar noch deutlich erkennen, gleichwie mancher niedrige Zug in seinem Benehmen den Sohn der Wäscherin zu verrathen scheint. Dann aber schwanken das alte Rom und das päpstliche Rom, livianische und apokalyptische Gespenster auf das Wunderlichste durcheinander. Das alte Rom erfüllt ihn mit einem unklaren Bilde von vergangener Größe und Hoheit. Das Bild einer glänzenden Zukunft und einer Heldenrolle, die er zu spielen berufen, ist dagegen stark mit prophetischen und apokalyptischen Phantasien unterwoben. Eine Schaar von

---

[1] Epist. metr. II, 11:

Laurea, perrarum decus atque hoc tempore soli
Speratum optatumque mihi — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Cur redit in dubium totiens mea laurea? numquid
Non satis est meminisse semel? decuitne per urbes
Circumferre nova viridantia tempora fronde,
Testarique greges hominum, populique favorem
Infami captare via? Laudarier olim
A paucis mihi propositum. Quid inertia vulgi
Millia contulerint, quid murmura vana theatri?

widersprechenden Begriffen — ein einiges freies Italien und Rom als Vorherrscherin — Cäsarenthum und Volksherrschaft — weltgebietendes Ansehen der Kirche und des Papstes, aber auch des Volkstribunates und seiner selbst — Freiheit im Namen des allgemeinen Friedens und der Gerechtigkeit, dabei aber Terrorismus und anmaßende Weltherrschaft — republicanische Einfachheit und sinnlose Prunksucht — sentimentale Sympathie für stilles, häusliches Menschenglück und niedertretender, oft kindischer Stolz — kleinliche Willkür und freies Walten des heiligen Geistes — alle diese Vorstellungen und Empfindungen liefen gleich Irrlichtern in seinem Hirne hin und her. Es war als wollte er die ganze Geschichte Roms in allen ihren Phasen noch einmal spielen lassen und den Zustand des Paradises so wie den der Wiederkunft Christi hinzufügen. Seine Person dachte er sich stets obenan, aber wohin er sie stellen sollte, darüber hatte er sehr mannigfache Vorstellungen. Bezeichnend sind die Beinamen, die er sich öffentlich und feierlich zulegte und von deren Bedeutung er oft den unklarsten Begriff hatte. Er nannte sich den Tribunen, ohne auch nur eine Ahnung von dem Amte eines altrömischen Volkstribunen zu haben; das Wort bezeichnete ihm nur eine republicanische Würde, die ihn an die Spitze der Stadt stellte, oder noch allgemeiner einen Anwalt der Freiheit und Gerechtigkeit. Was dachte er sich wohl unter dem „tribunicischen Kranze"? Warum er sich Augustus nannte, entschuldigte er vor Papst Clemens VI mit folgenden Gründen: weil der heilige Geist durch ihn in wenigen Tagen die römische Republik befreit, weil derselbe ihn an den Calenden des Monats August zum Ritter gemacht, weil er das Ritterbad in der Wanne genommen, in welcher einst der Kaiser Constantinus getauft sei.[1]) Was aber wollte er mit dem Ausdrucke Tribunus Augustus? Ferner nannte er sich Candidatus, worunter er sich wohl nur einen weißgekleideten Beamten vorstellte. Dann weihte er sich selbst zum Ritter des heiligen Geistes. Andere Titel dienen nur zum Pomp, wie wenn er sich „den Strengen und Gütigen, den Befreier der Stadt, den Schwärmer für Italien, den Freund des Erdkreises" nannte und zwar so, daß alle diese Bei-

---

[1]) Ceterum cum diffusa gratia Spiritus Sancti in paucorum dierum circulo sub meo regimine Rempublicam liberavit et auxit, et in Kalendis Augusti praefatis ad militiam mea humilitas est promota, michi Augusti nomen et titulus est attributus. Sein Brief an Clemens VI bei Papencordt, Cola di Rienzo, Urk. 6. p. X.

namen stehende officielle Formel waren.[1]) Denn gelegentlich giebt er sich auch andre begeisterte Prädicate und nennt sich zum Beispiel „den Tribunen der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, den herrlichen Befreier der heiligen römischen Republik.“[2]) Wir sehen, wie er gleich Petrarca das Urtheil der Geschichte anticipirt, wie eine grenzenlose Eitelkeit ihn treibt, als politischer Heros so großartig dazustehen wie Petrarca als philosophischer. Lechzte dieser nach dem Wahnbilde des capitolinischen Kranzes, so gelüstete Cola nach dem tribunicischen. Er ließ sich am 15. August 1347 sechs Kronen auf einmal übertragen, vom Laube der Eiche, des Epheu, der Myrthe, der Olive, des Lorbeers und von vergoldetem Silber,[3]) unersättlich in Pomp und Prunk, gleich Petrarca, wenn er das gespendete Lob gierig einschlürfte und immer neues provocirte. Und wie Petrarca die Weisheit der Erde und des Himmels in seiner Person zu vereinigen meinte, so finden wir auch in Cola neben der weltlichsten Herrschsucht einen phantastisch-religiösen Zug. Er führte den heiligen Geist unaufhörlich im Munde, wollte Alles zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus gethan haben, verlegte seine republicanischen Feierlichkeiten auf kirchliche Festtage, betheuerte, daß er ein rechtgläubiger Christ und ein besonderer Verehrer der glorreichen Gottesmutter sei.[4]) Wenn er das Scepter der Senatoren trug, so war auf dem Apfel desselben ein goldenes Kreuz mit einer Reliquie angebracht und im Wappen führte er sowohl die Schlüssel Petri wie das S. P. Q. R. Für seinen Geschmack lag in dieser Mischung nichts Bedenkliches, er sagt: Wenn ich neue Namen und Titel annehme und mein Haupt mit verschiedenen Laubkränzen schmücke, wenn ich die alten römischen Amtsbezeichnungen und die alten Gebräuche erneuere, was ficht es den Glauben an?[5])

Das bewegende Princip aber war bei Cola wie bei Petrarca jene subjective Ruhmbegier, die sich hier wie dort am Thatenglanze des

---

[1]) Candidatus, Spiritus Sancti Miles, Nicolaus Severus et Clemens, Liberator Urbis, Zelator Italiae, amator orbis et Tribunus Augustus. So im Briefe an Clemens VI. l. c. p. XI, in einer öffentlichen Verordnung ebend. Urk. 7. p. XIII. Vgl. Urk. 9. p. XIX. Wenn er Karl IV. einreden wollte (ebend. Urk. 13. p. XXXIV), den Beisatz Severus habe er um des Boethius Severus willen angenommen, so ist das doch wohl nur ein Einfall, mit dem er sich augenblicklich rechtfertigen will.

[2]) ebend. Urk. 1. p. I.

[3]) ebend. Urk. 10. p. XX.

[4]) ebend. Urk. 13. an Karl IV. p. XXIX.

[5]) ebend. Urk. 11. p. XXII.

Alterthums entzündet. Der Tribun fing mit Kleidung, Putz und Festen an wie Petrarca mit der blumigen Eloquenz. In die einzelnen Artikel des Putzes und Pompes legte er gern allerlei symbolische Geheimnisse, gleichwie Petrarca es liebte, seine Gedichte und sein Leben durch ein Mysterium verhüllt erscheinen zu lassen. Wie dann Petrarca zur praktischen Philosophie, so ging Cola zum vollen Walten der Herrschsucht über. Auch er hatte vielleicht schwärmerische Stunden, in denen er sich einredete, nur um des gemeinen Besten und um des Völkerglückes willen gehandelt zu haben. Dann schwebte ihm eine Staatsregierung vor, welche die Guten schirmt und die Bösen straft, Allen gleiche Gerechtigkeit zuwiegt, die Tyrannen niedertritt, den Armen hilft, den Wittwen und Waisen beisteht, die Kirchen und Klöster schützt, die Liederlichen zur Kirche führt, Gattenzwist und Ehebruch verhütet und Aehnliches.[1] Wie sehr entspricht dieses politische Utopien dem moralischen Petrarca's, seinen Begriffen von Tugend und Lebensphilosophie! Aber auch bei Cola drängt sich durch diese Traumwolken immer das Bild seiner Persönlichkeit: er wiegt sich in der schmeichelnden Vorstellung, wie die Römer und die Italiener überhaupt ihn lieben und anstaunen, er verkündet selbst die Unsterblichkeit seines Namens und ihm ist, als wenn die Großen der Welt nicht sowohl seine Republik als vielmehr neidisch seinen unendlichen Ruhm verfolgen,[2] ganz wie Petrarca in jedem Gegner der Poesie seinen persönlichen Neider sieht. Wir bemerkten, wie Petrarca bei seiner Dichterkrönung die persönlichen Motive gern ableugnen und vorspiegeln wollte, als glaube er nur der Poesie diese Ehre schuldig zu sein. Desgleichen Cola: „Wenn ich mich zum Ritter weihen und mit dem tribunicischen Kranze krönen ließ, Gott sei mein Zeuge, daß ich den Ritternamen nicht um des eitlen Ruhmes willen annahm — weiß ich doch nicht, wie lange ich noch lebe, da das menschliche Leben zwischen Morgen und Abend vergeht — sondern es geschah nur zur Ehre des tribunicischen Amtes und des heiligen Geistes, nach dessen Willen und dessen Namen mein Ritterdienst bezeichnet ist.“[3] Dennoch, als er seiner Macht beraubt, demüthig von Karl IV Schutz und Hülfe

[1]) ebend. Urk. 11. p. XX und Urk. 13. p. XXXVI.

[2]) Vergl. ebend. Urk. 12. p. XXVI. Urk. 13. p. XXXV: quanquam multi preeminentes in mundo illam (famam mei nominis gloriosam) extinguere sitiant ob invidiam et timorem, ne videlicet nomen meum gratum in Italia atque clarum nomen eorum obscurum faciat et neglectum.

[3]) Ebend. Urk. 11. p. XXII.

erflehte, gestand er auch seinen Stolz und Uebermuth, die Eitelkeit und den ehrsüchtigen Pomp, zu dem er sich in den Tagen seines Glückes verführen lassen, [1]) und endlich ging er in seiner Haltungslosigkeit genau so weit wie Petrarca, indem er sich nämlich dieser Demuth und der freiwilligen Entäußerung dieser Ruhmesliebe zu rühmen begann. [2])

So sind Petrarca und Cola Kinder einer Zeit und derselben Idee. Man darf den einen nicht anstaunen und über den andern mitleidig die Achsel zucken. Der Tribun verrieth durch seine lächerliche Prunksucht den faulen Fleck seines Herzens, und er hatte es mit dem erbärmlichen Römervolke zu thun; seine Handlungen traten nach außen und man sah ihre Folgen. Petrarca bedurfte zu dem Geisterkampfe, den er führte, nur seiner selbst und der Helden und Denker des ehrwürdigen Alterthums. Er blieb als eine geheimnißvolle hohe Persönlichkeit dastehen; denn wer war im Stande ihm Herz und Nieren zu prüfen? Und in der That ging er als strebender Mensch seine großartige Bahn weiter, nachdem der Römer seinen ehrgeizigen Traum mit dem Fluche der Lächerlichkeit und mit dem Tode gebüßt.

Nichts durchdringt und bezeichnet das christliche Mittelalter — die Jahrhunderte vor Petrarca mögen hier einmal darunter verstanden werden — so entschieden als der corporative Zug. Nach dem Chaos der Völkerwanderung krystallisirte sich gleichsam die erneuerte Menschheit in Gruppen, Ordnungen, Systeme. Hierarchie und Feudalismus waren nur die größten Formationen. Selbst das wissenschaftliche und künstlerische Leben, welches doch nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerungen beschäftigte und sich minder leicht in eine gemeinsame Richtung drängen läßt, fügte sich doch dem allgemeinen Hange: es schoß wie gefrierendes Wasser nach gewissen Mittelpuncten zusammen und von diesen gingen dann die Strahlen wieder nach allen Seiten aus. Zu keiner Zeit haben solche Massen von Menschen so gleich gelebt und

---

[1]) Ebend. Urk. 12. p. XXVI.

[2]) Er schrieb an den Erzbischof von Prag (ebend. Urk. 20. p. LXV): Nullus est enim hominum, qui tantum (sibi) in pompe et vane glorie presumptione detraxerit, quantum ego meis accusationibus michi ipsi, nec plura de sumptis honoribus et operibus virtuosis, quam de hujusmodi meis delictis, scripture mee *undique jam redundant.*

gehandelt, ja gedacht und empfunden. Wenn großartige Menschen hervorragen, so erscheinen sie nur als Repräsentanten des Systems, in dessen Mitte sie stehen, nur als die Ersten unter ihresgleichen, ganz so wie die Häupter des Lehnsstaates und der Kirche. Ihre Größe und Macht hängt nicht von den Zufälligkeiten und Eigenheiten ihrer Person, sondern davon ab, daß sie mit Energie den ideellen Kern ihres Systems vertreten und sich selber dabei aufopfernd verleugnen. Aus solchem Zusammenstehen und Zusammenwirken entspringen natürlich auch großartige Erfolge, erhebende Thaten; denn jeder sieht dasselbe Ziel und die Kräfte zersplittern sich nicht. Die Vorkämpfer der Menschheit sind nicht Individuen, welche die Masse geistig beherrschen, sondern Stände und Körperschaften, die dem Individuum nur wie einer Standarte folgen.

Wer ist nun der gewaltige Mensch, der diesen Bann der Corporation durchbricht, der seiner Mitwelt nichts zu danken scheint, der im Umgange mit längst Verstorbenen und mit sich selbst Alles geworden ist, was er ist, der sein Ich zum Spiegel der Welt zu erheben und für seine Individualität das Staunen der Mitwelt und den Ruhm der Nachwelt zu fordern wagt? Wir nehmen keinen Anstand, Petrarca in diesem Sinne den Propheten der neuen Zeit, den Ahnherrn der modernen Welt zu nennen. Die Individualität und ihr Recht treten in ihm zum ersten Male kühn und frei mit dem Anspruch auf hohe Bedeutung hervor. Wohl liegt auch schon in Dante, wenn er finster und einsam durch das Leben schritt, dieses Element verborgen, aber es bricht nur selten und unklar durch seine methodische und disciplinirte Anschauung. Petrarca stellt es dagegen in der beweglichsten Mannigfaltigkeit und bis zu den Extremen dar. Selbst seine ungemessene Ruhmsucht und seine kleinlichen Eitelkeiten gehören als sehr wesentliche Bestandtheile dazu. Was er liest und lernt, was er thut und erlebt, Alles bezieht er auf seine Person, die ganze Außenwelt dient ihm nur zum Stoffe seiner persönlichen Bildung. Wie anders lernte er aus Büchern! Nicht nur sein Gedächtniß eignet sich Kenntnisse an, nicht nur sein Verstand übt sich im Scheiden und Urtheilen, sein ganzes Selbst tritt in Verkehr mit den großen Männern, die vor ihm gelebt. Er spürt in Cicero's und Augustinus' Büchern solchen Empfindungen nach, die denen des eigenen Busens gleichen; er sucht in den Büchern den Menschen.

Petrarca hat für die classischen Wissenschaften viel geleistet, er hat zum Sturze des Scholasticismus die mächtigste Anregung gegeben,

aber bei weitem seine größte, mühevollste und verdienstlichste Leistung war sein Selbst. An sich und für sich zu arbeiten, erklärt er oft für seinen höchsten Lebensberuf, aber es ist nicht das Abmühen des ehrlichen Klosterbruders, der um sein Seelenheil bekümmert sich mit seinen sparsamen Begriffen von Fleisch und Geist herumplagt, der, wenn er die Sinnenlust erdrückt und seine Frömmigkeit in regelmäßigen Gang gebracht hat, mit dieser Anwartschaft auf den Himmel sich zufrieden giebt, es ist in Petrarca das ruhelose Drängen und Pochen tiefgreifender Widersprüche, das gewaltige Ringen verschiedener Bildungselemente zur Einheit, welches eben den modernen Individual-Menschen ankündigt.

Das war der innerste und mächtigste Zauber, welcher die Verehrung der Zeitgenossen an diesen Menschen wie an einen geheimnißvollen Propheten fesselte, und überlegen wir, wie dieser Zauber auf sein Selbstbewußtsein zurückwirken mußte, so erscheinen Stolz, Ruhmsucht und Eitelkeit kaum mehr als Flecken des Charakters, sondern als die natürlichen Consequenzen eines Selbstgefühls, welches schrankenlos sein mußte, weil es niemand auf Erden über oder neben sich sah, sich also mit niemand vergleichen und keinen Richter anerkennen konnte. Zwar hat, gleich dem Entdecker der neuen Welt jenseits des Oceans, der bekanntlich ohne die Ahnung gestorben ist, daß er eben eine neue Welt entdeckt, so auch Petrarca die neue Zeit nicht geahnt, die mit ihm anbricht; beide glaubten nur dem Alten auf einem neuen Wege beigekommen zu sein. Doch fühlte Petrarca ein Etwas in sich, mit dem er allein unter den Menschen, allein seinem Gotte gegenüber und weit entrückt dem Seelenleben der Masse dastand.

Indem wir nun daran gehen, das Tiefste und Dunkelste, was in Petrarca's Seele vorging, nachzuweisen, müssen wir es freilich dem Leser überlassen, ob er die oben ausgesprochenen Resultate daraus folgern will. Darum lassen wir die Geständnisse und Aussprüche Petrarca's möglichst für sich reden oder trennen doch merkbar ab, was wir hinzufügen.

Petrarca erzählt uns eine Scene, die etwa in sein 32. Lebensjahr fällt. Nur von seinem jüngeren Bruder Gerardo begleitet, bestieg er einst den Mont-Ventoux. Das mühsame Bergansteigen erweckte in ihm die Betrachtung, wie man durch eine willensstarke Aneignung von Tugenden zum seligen Leben emporsteige. Er erreichte den Gipfel und sah die Wolken zu seinen Füßen sich thürmen. Hier ging sein Lebenslauf an ihm vorüber. Vor zehn Jahren hatte er die Hochschule von

Bologna verlassen und sich ohne Hemmung der Poesie und Eloquenz hingegeben. Seit noch nicht drei Jahren hatte in seiner Seele der Kampf begonnen, in welchem sich der geistige Mensch gegen den fleischlichen auflehnte, der bis dahin ohne Widerspruch in ihm geherrscht. Er dachte vorwärts, wie weit dieser Kampf nach zehn Jahren in ihm gediehen sein würde. Dabei war sein Auge auf das Schauspiel um ihn her gerichtet: hier der breite Zug der Sevennen, dort der Golf von Lyon, tief unter ihm der majestätische Rhone. Die Sonne neigte sich bereits, er war so gut wie allein. Seine Seele fühlte das Bedürfniß der Erhebung, er beschloß, in den Confessionen des Augustinus, die er in einem kleinen Bande mit sich führte, die erste beste Stelle aufzuschlagen und als einen Wink von oben zu nehmen. Er las: „Und die Menschen gehen hin, um die Bergeshöhen zu bewundern und die ungeheuren Fluthen des Meeres und den breiten Lauf der Ströme und den weiten Kreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer Acht, vor sich selbst bleiben sie ohne Bewunderung." [1]) Betroffen las er nicht weiter und schloß das Buch. Er zürnte sich selbst, weil er nicht längst von den heidnischen Philosophen gelernt, daß nichts zu bewundern sei außer dem menschlichen Geiste und daß dem großen Geiste nichts mehr groß erscheine (außer sich selbst). Bis sie am Fuße des Berges wiederangelangt, sprach er kein Wort. Als sie aber in die nämliche Hütte zurückkehrten, von welcher sie ausgegangen, setzte er sich nieder und berichtete den wunderbaren Vorgang in einem Briefe dem befreundeten Giovanni da Colonna. [2])

Es war im Grunde nur eine Scene, die er mit seiner eigenen Seele spielte. Er ahmte das Tolle, lege! des h. Augustinus nach. Aber wir sehen auch, wie in dieser Stunde ein gewaltiger Gedanke, den er vielleicht schon lange in sich getragen, zur Reife gedieh. Sein Selbst war ihm fortan das tiefste Studium. Wie es auch sein mochte, er hing mit der größten Liebe an diesem Selbst und gewann es immer noch lieber, je mehr er sich mit ihm beschäftigte. Und doch war auch der Blick, den er nach Innen richtete, scharf genug, um die Fülle der Schwächen und Halbheiten, um den Abgrund der Eitelkeiten bis auf den Boden zu durchdringen. Dann schauderte er vor seiner eigenen

[1]) S. Augustini Confess. X, 8 § 6.

[2]) Epist. rer. famil. IV, 1.

Seele und konnte doch seine Liebe nicht von ihr losreißen. Er wollte sie in Einklang mit ihrem Ideale bringen und begann den harten Krieg mit sich selbst, aber er kam immer nur bis zur finstern Miene und zum zornigen Worte; die scharfe Waffe, die nach dem Herzen des Gegners strebt, vermochte er nicht gegen den Liebling zu zücken. Denkend und schreibend meinte er Beichte und Buße vollziehen zu können, und doch dachte und schrieb er sich nur immer tiefer in seine Selbstliebe hinein. Diese eitle Seele, die er hassen wollte, liebte er zuletzt am meisten um ihrer Reue und ihres schmerzhaften Kampfes willen.

In diesem Kampfe, der Petrarca's Leben seit jenem Sonnenuntergange auf dem Mont-Ventoux bis zum Eintritte des minder stürmischen Greisenalters durchzieht, meinen wir sehr deutlich zwei Perioden wahrzunehmen. Die erste wird durch eine Reihe von philosophischen Tractaten bezeichnet: vom Mittel gegen Leiden und Freuden, vom einsamen Leben, von der Muße der Religiosen, von der wahren Weisheit. Alle diese Werke haben im Grunde denselben Inhalt. Sie zeigen den Philosophen, wie er sich auf seinem classischen Flitterthrone noch wohl und majestätisch fühlt, wie er nur sorgt, daß die Welt ihn bewundern möge, wie er den Conflict seines Busens noch mit dem glänzenden Scheine zu betäuben sucht.

Die Dialoge „vom Mittel gegen Leiden und Freuden“, die hier an Bedeutung voranstehen, sind, wie es auf den ersten Anblick scheint, in möglichst objectiver Weise gehalten. Die Leiden des Lebens wie seine Freuden werden nämlich vorgeführt, dürfen nach Herzenslust jene klagen und diese triumphiren, dann werden sie in senecaischer Weise mit philosophischen Gemeinplätzen geprüft, gesichtet und endlich auf ein Aequam memento zurückgeführt, welches das wahre Glück sichere. Meistens sind sie einfacher und faßlicher Natur; dann werden sie mit ruhiger Dialektik abgefertigt. An mehreren Stellen aber fühlen wir plötzlich den Pulsschlag des Autors und seine Philosophie geräth dann gleichsam ins Fiebern, sie läßt uns ihr unruhiges und sich zersetzendes Lebensblut ahnen, und die ausgleichende, beruhigende Tendenz des Werkes bleibt rathlos vor einem vernichtenden Gedanken stehen, der des stoischen Wortkrames zu spotten scheint. Aber dieser Gedanke wird nicht erschöpft, als scheue sich Petrarca, ihn auf seinen Urquell zurückzuführen.

So gleich in der Vorrede des Tractates.[1]) Das Leben erscheint

---

[1]) *De remedio* utriusque (secundae et adversae) fortunae Praefat. (Opp. p. 1).

dem Verfasser, der es hier im Großen und Ganzen überschaut, traurig und voll Sorgen. „Mit welchem Eifer schaffen wir uns die Veranlassungen des Elends und die Nahrung der Schmerzen! Dadurch machen wir das Leben, welches, recht geführt, so glücklich und süß sein müßte, elend und traurig. Seinen Beginn beherrschen Blindheit und Erinnerungslosigkeit, seinen Verlauf Mühe und Arbeit, seinen Ausgang Schmerz; Irrthum beherrscht das ganze." Aber liegt nicht die Schuld, wenn wir es uns aufrichtig gestehen, in uns? Wir führen einen ewigen Krieg mit dem Schicksal (fortuna!); wir wissen, daß allein die Tugend uns zum Sieger machen kann und dennoch werden wir ihr mit Bewußtsein und Willen abtrünnig.

Im Verlauf der Schrift, wo Petrarca auf die scholastischen Philosophen und Theologen, wo er auf die Eloquenz und die römischen Dichter zu sprechen kommt, überall entfaltet er seine Ansicht mit Sicherheit und ruhigem Selbstgefühl. Dann spricht er auch vom Nachruhme, wie Ovidius und Seneca den eigenen zu prophezeien gewagt, und hier durchzuckt ihn wieder ein Gefühl der Nichtigkeit: „Lasset die leeren Hoffnungen und die eitlen Wünsche, verachtet das Irdische und lernet endlich das Himmlische zu erwünschen und zu hoffen!" [1]) Der Widerspruch ist aufgerissen, aber er bleibt ungelöset liegen; die Wunde ist bloß gelegt, aber es fehlt der ernste Wille, zu ihrer Heilung zu schreiten.

Hier nun spricht Petrarca auch zum ersten Male von jener Traurigkeit, die keine augenscheinliche Ursache habe, einem zerrüttenden Wehe, in welchem doch wieder eine gewisse Süßigkeit liege. [2]) Es sei das gleichsam eine philosophische Krankheit, Cicero und Seneca hätten Aehnliches empfunden und als aegritudo animi bezeichnet. Später hat er noch oft von dieser Krankheit gesprochen, sie zu schildern und zu ergründen gesucht. Das Leben, die Welt, das Schicksal sollten anfangs herhalten und die feindlichen Mächte sein, aus welchen dieser unerklärliche Trübsinn entspringe. Wohl müsse man Lebensekel empfinden, wenn man täglich das Gedränge der Leidenschaften und das tausendfache Wehe in der Welt umher sehe und mitempfinde. Vielleicht helfe dagegen, wenn

---

[1]) Ibid. Lib. I. dial. 117.

[2]) Ibid. Lib. II. dial. 93: dolendi voluptas quaedam, quae moestam animam facit, pestis eo funestior, quo ignotior causa atque ita difficilior cura est. Auf diese Stelle bezieht sich Petrarca epist. rer. senil. XV, 9 ad fin.

man sich die Freuden des Lebens ebenso lebhaft vergegenwärtige und mit Maaß genieße. Jene Deutung widerlegt ihm sein Augustinus treffend: wer selbst mit ruhigem Busen auf trocknem Ufer stehe, werde auch den Schiffbruch Anderer ruhiger mitansehen.[1]) Das philosophische Heilmittel aber wollte garnicht anschlagen. So viel sah Petrarca sehr bald, daß die Ursache jener Krankheit in ihm selbst liegen müsse. Das ganze Leben um ihn und in ihm erschien seiner Betrachtung nun als ein beständiger Kampf. Nicht nur gegen andre Geschöpfe, sondern gegen seine eigene Gattung kämpft ein Jeder, nicht nur gegen ein andres Individuum, sondern gegen sich selbst. Bis in die tiefsten Tiefen des Busens hinein führt ein Jeder mit sich einen unaufhörlichen Krieg, hier zerfleischt sich ein Jeder durch den Sturm widersprechender Gefühle und Leidenschaften.[2]) Die Seele ist in zwei Theile gespalten und diese liegen miteinander gleichsam im ewigen Bürgerkriege. Das macht das Leben düster und sorgenvoll, so daß der Mensch sich selber zur Last, zur Mühe und Strafe wird.[3]) Oft beklagt sich Petrarca über die Unruhe, die ihn hin und her treibe; er hoffte die Lebenslust anzufrischen, wenn er den Aufenthalt wechselte, und dann meinte er wieder ruhig zu werden, wenn er an den früheren Ort zurückkehrte.[4]) Die Krankheit, klagt er, folge ihm überall hin. Nie lasse sie ihn zu der Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes kommen, die ihm doch als das höchste Gut erscheine. Sie quäle ihn bisweilen Tag und Nacht, stürze ihn in das Gefühl der dicksten Finsterniß und des bittersten Todes. Sein Schicksal und das der Welt, Vergangenheit und Zukunft lasteten dann so schwer auf ihm, daß er sich wie von allen Seiten bestürmt und erdrückt fühle. Das Menschenthum überhaupt erscheine ihm dann hassenswerth und verächtlich, fremdes Elend drücke ihn nieder und das eigene. Er nennt diese Krankheit, die größte Pest seiner Seele, mit einem specifischen Namen Acedia, Weltschmerz.[5])

Was ist sie für eine Krankheit, diese Acedia? Der Begriff wurde

---

[1]) De contemptu mundi Dial. II (Opp. p. 394).

[2]) De remedio etc. Praefat. ad Lib. II (Opp. p. 124).

[3]) So schildert Petrarca epist. rer. senil. VIII, 3. seine jüngeren Jahre: quippe pugnantibus inter se animae partibus et dissensione perpetua ac civilibus velut bellis vitae statum pacemque turbantibus etc. — — ipse mihi pondus et labor et supplicium factus eram.

[4]) Epist. ad poster. in fine.

[5]) *De contemptu* mundi Dial. II (Opp. p. 391).

zunächst aus dem vierten Buche der aristotelischen Ethik aufgenommen und dann durch mittelalterliche Anschauungsweise gefärbt. Bedeutet das Wort (ἀκήδεια) seiner Etymologie nach die träge Gleichgültigkeit des Geistes gegen Alles, was die menschliche Sorge in Anspruch nimmt, das Versinken der Seele in ihre Passivität, so läßt die kirchliche Sittenlehre diesen unseligen Zustand bald als bedauerliche Melancholie erscheinen, die zugleich aus physischen und moralischen Ursachen entsteht und also auch des Arztes bedarf, bald aber als die schwerste Lässigkeitssünde.[1]) In den scholastischen Systemen der Ethik erscheint die Acedia als eines der sieben Hauptlaster. Mönche, besonders solche, die eben erst die strenge Regel auf sich genommen, unterliegen diesem Uebel am meisten, mag nun aus der scharfen Askese durch ihre Einwirkung auf leibliche Organe eine drückende Hypochondrie entstehen, mag der schneidende Widerspruch zwischen der todten Einförmigkeit des Klosters und dem muntern Weltleben sie erzeugen oder mag aus dem hinträumenden Leben ein tiefes Gefühl seiner Unnatur entspringen.

Irren wir nicht, so verändert sich die Vorstellung wesentlich, sobald sie von der Laienwelt aufgenommen wird. Von einer specifischen Klosterkrankheit ist hier nicht mehr die Rede, man geht wieder mehr auf den ursprünglichen und antiken Begriff zurück. Das Gefühl, daß Thätigkeit das eigentlichste Lebenselement des Menschen ist, bestätigt durch die Erfahrung, daß er sich im Arbeiten und Schaffen am wohlsten und auch in sittlicher Zufriedenheit befindet, brandmarkt nun jedes träge Hinbrüten, jedes Sichabschließen von Leid und Freude der Welt als faule und selbstische Sünde. In dieser Weise scheint Dante die Acedia zu fassen. Im fünften Kreise der Hölle findet er die Zornmüthigen, die im sumpfigen Styx einander mit Fäusten und Bissen zerfleischen. Unter dem fauligen Wasser gurgeln und lallen Andere, die auf der heitern Erde trübsinnig und lebensunlustig gewesen, sie klagen:

> Tristi fummo
> Nel aere dolce, che dal Sol s'allegra,
> Portando dentro accidioso fummo.[2])

---

[1]) Eine Uebersicht über den Sprachgebrauch des Wortes seit Hieronymus findet man in Du Cange Glossar. med. et inf. latin. digess. Henschel s. v. Acedia.

[2]) Inferno Canto VII s. fine.

Gerade die Zusammenstellung mit den Iracondi bezeichnet am treffendsten die Accidiosi: jene überschreiten das Maaß des Handelns, indem sie der Bewegung ihres Gemüthes auf rücksichtslose Weise Luft machen; diese gerathen nicht in Wallung, wo ein tüchtiger Mensch gerathen sollte, sie verleugnen die Natur, indem sie sich nicht rächen, nicht betrüben, nicht aufregen mögen, ihnen ist verloren gegangen, was im Leben und zum Leben reizt und spornt. Diese Auslegung des tiefsinnigen Dichters, die man bei mehreren neueren Commentatoren durch gezwungene Wunderlichkeiten ersetzt findet, ist bereits von Boccaccio aufgestellt, der sich hierüber mit besonderer Ausführlichkeit ergeht. [1]) Er erklärt die Acedia durchaus als eine stumpfe und verdammliche Trägheit und weiset auf die Betrachtung der unermüdlich geschäftigen Ameise hin. Er schildert den Accidioso wider die Gewohnheit seiner interpretirenden Methode so anschaulich, daß man glauben sollte, er habe Unglückliche der Art gekannt: ein solcher Mensch mag nichts anfangen, und treibt ihn die Nothwendigkeit zu etwas, so führt er es nicht zu Ende; das Leben schleicht ihm hin, als lebte er nicht; seine Gedanken werden immer düsterer und trüber, er mag nicht die Gesellschaft, Einsamkeit, Dunkel und Schweigen zieht er ihr vor, er mag nicht die Kirche besuchen und beichten, nicht die Handlungen der Menschenliebe üben, niedergeschlagen verkommt er in Armuth und Elend, haßt sein Leben und sich selbst, er empfindet erst Gleichgültigkeit, dann Widerwillen und Ekel gegen Alles, was gut und schön ist (fastidio generale d'ogni bene).

War das nun Petrarca's Fall? Sollte er, der immer thätig und fleißig war, der die Früchte seines Fleißes von Andern gesucht und gelobt sah, dem die Selbstzufriedenheit mehr als billig lohnte, der mit Lust an seinen alterthümlichen Studien hing, der das Dasein mit empfänglichen Sinnen genoß und dazu mit durstigen Zügen die Wonne des Nachruhms schlürfte, der sich gegen Freunde hülfreich und herzlich erwies, sollte er den Druck des stumpfen Lebensekels empfunden haben? Ein Hinbrüten war seine Krankheit jedenfalls nicht; schildert er sie doch gerade als einen steten Kampf. Wenn er sie ganz unpassend als Acedia bezeichnete, so müssen wir bedenken, daß er weder im Stande war, die Abstammung dieses Wortes zu ergründen, noch seine Bedeutung in der scholastischen Philosophie einer näheren Kenntnißnahme würdigte. Er

---

[1]) Comento sopra Dante cap. VII (Opp. vol. VI. Firenze, 1724. p. 53—65).

nennt sie eine philosophische Krankheit und bezieht sich auf Cicero und Seneca. Hier haben wir den Schlüssel zu dem Geheimniß zu suchen. Cicero zwar spricht allerdings im dritten Buche der tusculanischen Untersuchungen, auf welches Petrarca besonders hinweiset, von einer aegritudo animi, aber in einer Weise, die seinem verehrenden Leser unmöglich das Gefühl der Sympathie erwecken konnte: statt auf Seelenzustände einzugehen, kommt er auf seine Gemeinplätze vom höchsten Gut, von Schmerz und Lust, auf stoische und epikuräische Ansichten zurück. Aber Seneca in seinem Werke „von der Ruhe des Gemüthes" spricht in der That Worte, die wie Pfeile in Petrarca's Herz dringen mußten, er enthüllt hier seine krankhafte und zwiespaltige Natur, die mit Petrarca's eine überraschende Verwandtschaft zeigt.

Wie Petrarca hat Seneca die strebende Sehnsucht in sich gefühlt, sein Leben in einer elenden Zeit vermittels philosophischer Beruhigung tragen zu lernen, doch war seine Bildung die des Redners oder vielmehr des Wort- und Gedankenkünstlers. Seiner Philosophie gemäß hätte er ein zurückgezogenes, einfältiges Leben führen müssen, sein Talent aber trug ihn wieder auf Bahnen, in denen es vor der Welt seinen Glanz entfalten konnte. Er erkennt es wohl für das Bessere, wenn er die Objecte seiner Studien einfach für sich sprechen ließe und dem Schimmer der Beredtsamkeit, dem Anspruch auf den Ruhm der Nachwelt entsagte. Dennoch reiße ihn der Ehrgeiz immer wieder nach den Höhen der Wohlredenheit und entfremde ihn seinem besseren Selbst. Es sei gar zu lockend, Lob und Schmeichelei zu hören, und gar zu bitter, sich selbst die volle Wahrheit zu sagen. [1]) So, bekennt er sich, ist dein Leben ein gemachtes und auf den Schein berechnetes, du wagst dich nicht einfach und frei darzustellen, wie du bist, stets mußt du die Maske hüten und dir ein Ansehen geben, welches deinem wirklichen Wesen widerspricht. Und doch wäre es immer noch besser, wegen seines einfachen Geistes gering geachtet zu werden, als die Qual einer steten Heuchelei zu ertragen. [2]) Dieses Schwanken ist seine Krankheit. [3]) Die reinere Erkenntniß hat manchen Angriff versucht und doch nicht durchzubringen vermocht; immer trat ihr die festgewurzelte Eitelkeit als

---

[1]) cf. de tranquill. animi I, 10—17.

[2]) ibid. XVII, 1.

[3]) Animi inter utrumque dubii nec ad recta fortiter nec ad prava vergentis infirmitas. ibid. I, 4. Auch den Ausdruck morbus gebraucht er dafür.

eine unüberwindliche Macht entgegen,[1]) und endlich drückte das Bewußtsein eines nutzlosen Kampfes den Lebensmuth des Philosophen nieder.[2]) Er sinnt auf ein Heilmittel gegen diese Krankheit und findet doch kein andres als ein auf öffentliche oder private Thätigkeit gerichtetes Leben. Bei jener aber wird zu der innern Gefahr, der er eben entgehen will, noch die äußere kommen, und das Studienleben ist ja gerade der Herd der Gefahr selbst.

Schon ahnen wir, wie sich Petrarca bei der Lectüre dieser lebensphilosophischen Grübeleien getroffen fühlte. Der Mensch, der die Triebfedern des eigenen Innern zu erkennen und zu regeln strebt, der an seiner Persönlichkeit arbeitende Mensch trat aus diesem senecaischen Buche hervor wie aus den Confessionen Augustins. Man erkennt die ansteckende Wirkung auch geistiger Krankheitsstoffe. Denn schon jene grübelnde Neigung allein ist eine Krankheit, da die geistigen Kräfte, gleich den körperlichen Sinnen, von Natur zu einer Richtung nach außen bestimmt sind und so ihre gesundeste Thätigkeit entfalten. Nicht im Prüfen, Abwägen und Beichten des Selbst, sondern im Thun erkennt sich der Mensch. Wie den körperlich Kranken das Nachdenken über diese Krankheit immer tiefer in dieselbe hineinzieht, so erscheinen auch geistige Verstimmungen bei längerer Selbstbespiegelung zuletzt wie reizende Geheimnisse, indem sie uns ein schmeichelndes Gefühl von der Mannigfaltigkeit und Tiefe unsers Selbst geben, und der Mensch gefällt sich nur gar zu wohl in einem Gedankenkreise, dessen Mittelpunkt sein Ich ist.

Kehren wir nun zu Petrarca's Acedia zurück. Immer spricht er von ihr in ziemlich dunkeln Ausdrücken, das Gefühl der Krankheit selbst ist ihm ein unbestimmt-drückendes und ermattendes. Sie ist ihm wie ein Geheimniß, das er nur in philosophischer Beichte sich selber anvertrauen darf. Oft zwar spricht er über die Sache, aber den Namen nennt er nur in einem seiner Werke, in welchem er, wie wir gleich sehen werden, wie vor Gott das tiefinner[illegible]ben seiner Gedanken darlegt.

Das ist das Werk „von der Vera[illegible] oder, wie der Titel in den meisten Han[illegible] be[illegible] „über den ge-

---

[1]) Tum malorum quan[illegible] [illegible]duit. ibid. I, 3.

[2]) [illegible] itaque non [illegible] mu[illegible] nihil [illegible] [illegible] evocatit. ibid.

heimen Kampf seiner Herzenssorgen." [1]) Ein Buch von der unermeßlichsten Bedeutung, das Monument einer reichen und vielverschlungenen Subjectivität gleich den Confessionen eines Augustinus, Montaigne, Rousseau, der Schlüssel zu allen andern Werken Petrarca's und die Krone derselben. Schon die Dialoge „über die Heilmittel gegen Glück und Unglück" waren eine Art von systematischer Selbstschau, doch überwog, wie wir sahen, in ihnen noch der objective und wissenschaftliche Charakter. Hier haben wir eine Beichte im eigentlichsten Sinne, begonnen mit dem redlichsten Bestreben, durch unerbittliche Offenheit zur Klarheit und zu einem friedlichen Gewissen zu gelangen. Petrarca will dieses Buch, wie er in der Vorrede sagt, nicht gleich seinen andern um des Ruhmes willen schreiben, es soll nur ihm selbst gehören, ein Beichtspiegel sein, den er still für sich immer wieder zu lesen gedenkt. Du sollst mein Geheimniß sein und heißen, sagt er zu dem Buche.

Der heilige Augustinus ist allein würdig diese Beichte zu hören. Seneca mochte als Seelenverwandter, als Mitleidender erscheinen, Augustinus aber stand vor Petrarca zugleich als ein Priester da, der mit ernster Strenge zur Aufrichtigkeit des Bekenntnisses und zur Buße mahnt, zugleich war er der Vater aller dieser Gedanken. Wir müssen hier noch einmal betonen, daß zunächst nicht der Trieb des eigenen Gewissens, sondern die Confessionen jenes Glaubensmannes Petrarca den Beichtgedanken eingaben. Wenn ich ihn lese, sagt er, erscheint mir mein ganzes Leben wie ein flüchtiger Traum, wie ein luftiges Phantasma; er regt mich so auf, daß er mich aus dem Schlummer aufschreckt; mein Wille schwankt und meine Wünsche werden uneins miteinander, der äußere Mensch kämpft gegen den inneren. [2]) Dennoch liegt etwas Wahres in dem Vorwurfe, den einst Jacopo da Colonna, zugleich sein Freund und sein Mephisto, gegen Petrarca aussprach, er habe sich Augustinus und seinen Werken „mit gemachter Anhänglichkeit" hingegeben, in der That aber sich von den Dichtern und Philosophen des Alterthums nicht losgerissen. Die Scene auf dem Mont-Ventoux ist von Affectation so wenig frei wie Petrarca's Begeisterung für diese „Sonne der Kirche" überhaupt. Das ist von vorn herein ein Wurmstich in der Freudigkeit und Hingebung des Bekenntnisses.

---

[1]) De secreto conflictu curarum suarum, auch wohl Secretum (cf. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 237) und ein andermal Liber maximus rerum mearum genannt.

[2]) Epist. rer. famil. II, 9. an Jacopo Colonna.

Petrarca beschuldigt sich selbst eines unmäßigen Stolzes auf sein Genie, auf die vielen Bücher, die er gelesen, auf seine Wohlredenheit: er zeiht sich einer Selbstgefälligkeit, die „bis zum Hasse gegen den Schöpfer" gehe. Er gesteht seinen Ehrgeiz. Nur um von den Menschen desto mehr bewundert und gerühmt zu werden, habe er zum Beispiel die Einsamkeit aufgesucht. [1]) Die Ruhmliebe erkennt er als einen der gefährlichsten Affecte an, weil sie den Schein des Hohen und Edlen trage und mit den süßesten Tönen locke. Das Verlangen nach der Unsterblichkeit des Namens sei seine schwerste Krankheit, die er nicht bändigen könne. [2]) Unter den Eitelkeiten wird vor allen die Buhlerei um den Lorbeer gerügt. Wie schwer ihm gerade dieses Geständniß wurde, sehen wir aus den Wendungen und Windungen, mit denen er herumzukommen suchte. Denn bald wollte er den Lorbeer nur gewünscht haben, um Andre zum Nachstreben anzuspornen, bald nur um des Namens seiner Laura willen. [3])

Hier ist die einzige Stelle in seinen prosaischen Werken, in welcher er von dieser berühmten Liebe eingehender spricht, aber auch hier dunkel und offenbar mit der Absicht, das lockende Geheimniß nicht aufzuklären. Wiederum hören wir die spöttelnde Stimme jenes Jacopo da Colonna: Petrarca habe den hohen Namen Laura's nur erfunden, damit er ihn verherrlichen könne und damit die Leute von ihm redeten; die Laura in seinem Herzen sei keine andre als die Poesie, der Grund seiner Lieder sei erdichtet und seine Seufzer erheuchelt. „O wäre es Heuchelei und nicht Wahnsinn!" hatte ihm Petrarca geantwortet. [4]) Jetzt will er seine Liebe als eine reine und edle Erhebung des Geistes vertheidigen, aber sein religiöses Gewissen, sein Augustinus verlangt, er solle einen verbrecherischen Wahnsinn darin sehen, daß er seinen Sinn vom Himmel zu ihr, vom Schöpfer zur Creatur gewendet, daß sie ihn Gott vergessen gemacht habe. [5]) Auch hier finden wir uns in einem Nebel von Schein, Täuschung und Widersprüchen, der das reizende Mysterium immer dichter verschleiert.

---

[1]) De contemptu mundi Dial. II (Opp. p. 383. 389). Wir binden uns hier nicht an die im Buche selbst gegebene Reihenfolge der Confessionen, weil sie uns weder beabsichtigt noch wesentlich erscheint.

[2]) ibid. Dial. III (p. 397. 410).

[3]) ibid. p. 403.

[4]) Epist. rer. famil. II, 9.

[5]) De contemptu mundi Dial. III (Opp. p. 398. 403).

Petrarca stellt sich seiner eigenen Lebensphilosophie gegenüber. Er findet, daß sein Geist sich in allzu vielfachen Beschäftigungen zerstreue, ohne Plan hierhin und dorthin schwanke, nirgend ganz und einig sei. Beweglichkeit lasse ihn nicht bei seinen heilsamen Planen verharren und dadurch am meisten entstehe „jener innere Zwiespalt, jene Angst der sich selber zürnenden Seele: sie ekelt vor ihrem Schmutze und sie wäscht ihn doch nicht ab, sie erkennt die gewundenen Wege und verläßt sie doch nicht, sie fürchtet die drohende Gefahr und weicht ihr doch nicht aus.[1]) Er hat ja, was ihm dagegen noth thut: die Vorschriften der stoischen Philosophie — aber freilich sie sind „der Wahrheit näher als der Anwendung"; die Gebote der Religion — träten sie nur nicht dem Gebildeten ebenso unerbittlich, Gehorsam und Demuth fordernd gegenüber wie jedem Dummkopf, wollten sie nur nicht Den, der hoch und einzig dasteht, zum gemeinen Volke herunterstoßen, ließen sie nur dem denkenden Menschen einige Freiheit in seinen Meinungen, statt auch ihn unter eine und eine alleinige Autorität zu beugen.[2]) Aber diese Normen sind doch immer wahr. Der Stoicismus und das Leben in Christo können allein der Seele den Frieden wiedergeben, sie dulden keine Halbheit. Es muß mit ihnen bitterer und unbedingter Ernst gemacht werden, Petrarca muß Myrthe und Epheu, selbst den Lorbeer, den er allein unter seinen Zeitgenossen zu tragen verdient, vergessen, alle irdischen Wünsche müssen von ihm weichen, will er das wahre Gut, den hohen Standpunct von Augustinus' Confessionen erlangen.[3])

Er hat den Menschen so oft erzählt, daß der Gedanke an den Tod ihn unaufhörlich beschäftige, daß er beständig das Bild des Todes wie mit schwarzen Zügen auf seine Seele geschrieben in sich herumtrage. Das Thema kehrt in seinen Briefen und Tractaten bis zur Langweiligkeit wieder, er kam sich darin am weltweisesten vor. Nun prüft er sich mit schneidendem Ernste. Und siehe, der Todesgedanke erfüllt ihn immer noch mit kindischer Furcht, er hat sich keineswegs an ihn ge-

---

[1]) ibid. Dial. I. (Opp. p. 382).

[2]) Petrarca meint beiläufig Dial. III (p. 398): Suam quisque sententiam sequatur; est enim opinionum ingens varietas (so muß ohne Zweifel gelesen werden, nicht veritas; auch finde ich jene Lesart in einem Manuscript der k. Bibliothek zu Königsberg) libertasque judicandi. Dagegen sagt sein Augustinus, die Kirche: Veritas una atque eadem semper est. Uns dünkt, es liege ein folgenschwereres Princip in solchen Worten.

[3]) ibid. Dial. I (Opp. p. 377. 378).

wöhnt, und wie er recht in sich dringt, findet er, daß er sich nur einbilde, viel und ernstlich an den Tod gedacht zu haben. Er verlangt von sich, daß der Gedanke des Todes ihm wirklich und lebhaft, bis zum Erbleichen und Durchschaudern vor der Seele stehe; es müsse ihm dann sein, als zittere er schon vor der furchtbaren Rechenschaft, wo Körperschönheit, der Ruhm der Welt, Wohlredenheit, Macht und Reichthum, wo alles Irdische nichts ist; die Hölle mit ihrem Grauen müsse gegenwärtig sein. Er war verzweifelt, nicht zu empfinden, wie er doch empfinden sollte, er zwang sich zu einer phantastischen Zerknirschung, die doch mit dem Herzen nichts zu thun hatte. Er legte sich zur nächtlichen Stunde wie ein Sterbender auf sein Bette, stellte sich lebhaft den Act vor, der den Geist vom Leibe scheidet, phantasirte sich in die Schrecken des Todes und des Weltgerichtes hinein, er sah die Hölle, fuhr bebend empor, schrie laut wie ein Wahnsinniger Jesum um Hülfe an, brach in einen Thränenstrom aus und — fand sich dann zu seiner Verwunderung als denselben Menschen wieder, der er vorher gewesen. [1])

Nach der Analogie dieses philosophischen Kampfes verstehen wir nun auch die moralischen Bußkämpfe Petrarca's, wir verstehen seine Klage, daß das Gewissen ihm zwar oft die tiefste Zerknirschung und bittre Thränen ausgepreßt, niemals aber seinen Vorsatz und Willen gründlich geändert, den eitlen Sinn überwunden habe. Darum findet er nichts trauriger im Leben, als die eitle und verderbliche Sucht der Menschen, sich selbst zu täuschen. „Da ist die Liebe und das Ansehen und das Zutrauen unendlich groß: ein Jeder schätzt sich höher als er gilt, liebt sich mehr als er sollte, und deshalb ist der Betrogene vom Betrüger nicht mehr zu unterscheiden." [2])

Das eben ist der individuelle Mensch. Einmal zu dem Bewußtsein gelangt, daß er eine Monade auf dieser Erde ist, kann er seine Einzelstellung nicht mehr aufgeben, kämpft er vergebens gegen die Bildung, die ihm zur eigenthümlichen Natur geworden ist. Einmal geworden, wird er nur auf seinem eigenen Wege anders und selten auch das. Für die unbedingte Autorität ist er verloren: er wird kein gelehriger Schüler, kein guter Soldat, kein richtiger Mönch mehr.

---

[1]) ibid. Dial. I (Opp. p. 378—380): Corpus hoc in morem morientium compono, ipsam quoque mortis horam et quicquid circa eam mens horrendum reperit, intentissime mihi ipse confingo, usque adeo, ut in agone moriendi positus mihi videar etc.

[2]) ibid. Dial. I (p. 376).

Auch Petrarca ist nach seinen Confessionen genau derselbe geblieben, der er vorher gewesen. Es kommt bei denselben nichts weiter heraus, als womit er anfing und was er längst wußte, daß er das eitle Streben nach dem Ruhme lassen und die Tugend selber erringen müsse, daß der Rest seines Lebens ganz darauf gerichtet sein solle, den Gedanken des Todes auszudenken und Gräber zu betrachten.[1]) Um die Wirkung dieses Entschlusses zu erfahren, dürfen wir kaum erst auf sein späteres Leben und seine späteren Schriften sehen. Schon die Confessionen selbst genügen uns. Wie matt und halb ist der dritte Dialog gegen die beiden ersten, wie ist ihm während des Schreibens schon der Wille erlahmt, das Buch zu einer großartigen That zu machen! Während er eben noch seinen Stolz und seine Eitelkeiten verdammt hat, freut er sich schon wieder „seines Genies und seines gedankenschweren Geistes."[2]) Während er sich im Anfange vorgesetzt, dieses Buch solle nur ihm selbst gehören, hat er es doch veröffentlicht und in jenem dritten Dialoge schwebt ihm deutlich schon wieder der bewundernde Leser vor.[3]) Einst hatte er mehr sein wollen, als er war, und das war nicht ehrlich gegen die Menschen; jetzt wollte er ehrlich gegen sich selber sein und vermochte es nicht mehr. Um diesen Preis hat er den philosophischen Heiligenschein erkauft.

Petrarca versichert uns, daß er in seinem Alter ruhiger und einiger mit sich geworden.[4]) Daß er deshalb aber der Philosoph nicht geworden, zu welchem er sich in den Confessionen hinaufzuläutern gedachte, beweisen seine senilen Schriften auf jeder Seite. In der Geschwätzigkeit des Alters erscheint er sogar noch eitler und ruhmrediger als zuvor. Er ersparte sich aber die unfruchtbare Reue und das nutzlose Verlangen, ein andrer werden zu wollen. Mit Behagen, aber nicht mehr mit gierigen Zügen, genoß er in seiner Einsamkeit zu Arqua immer noch den Becher des Ruhmes und der Bewunderung. Je näher er dem Grabe rückte, desto großartiger erschien dem heranwachsenden Geschlechte seine philosophische Majestät.

Wunderbar, daß gerade jener Zug, der Petrarca von Sittenrichtern am meisten zum Vorwurfe gemacht ist, jenes eitle Hervordrängen seiner

---

[1]) ibid. Dial. III (p. 414)

[2]) ibid. Dial. III (p. 407).

[3]) ibid. p. 410 läßt er Augustinus seine miserias erwähnen, quas sciens sileo, ne arguar a quoquam, si quis forte aurem in hos sermones nostros intulerit.

[4]) Epist. rer. senil. VIII, 3.

Persönlichkeit und der Nimbus, in dem er sie darzustellen suchte, seine Wirkung auf die Welt und zunächst auf die Literatur am meisten bedingt hat. An seiner Person lernte man den Dichter, den Philosophen, den Alterthumsforscher ehren. Den Umschwung und die Ausbreitung mancher Ideen fördert nichts so sehr, als wenn die Welt sie in einer Person repräsentirt und gleichsam verkörpert sieht. Unzählige haben die Fähigkeit, einen Menschen zu verehren, wenn sie auch von dem, was er eigentlich will, wenig Notiz nehmen oder verstehen. Und endlich kommen die Huldigungen, die von der Eitelkeit als persönlicher Tribut eingefordert werden, doch wieder der Sache zu Gute, und selbst das Kleine an großen Menschen dient der höheren Weltordnung.

Petrarca wurde wie ein Wunder der Schöpfung angestaunt. Wir deuteten bereits an, daß nicht allein der Ruf seiner Gelehrsamkeit und der süße Klang seiner Lieder die Ursache waren, sondern mehr noch das Geheimniß seiner Persönlichkeit. [1]) Daher erscheint die Verehrung, die man ihm zollte, mitunter unverständig und kindisch, oft aber auch ahnungsvoll und rührend. Er war noch ein junger Mann und lebte zu Avignon, da kamen schon nicht selten vornehme und gebildete Männer aus Frankreich und Italien, lediglich um ihn zu sehen und zu sprechen, schickten auch wohl kostbare Geschenke voraus, um sich den Weg zu ihm zu bahnen. War er in der Stadt nicht anwesend, so suchten sie den Philosophen in seiner Einsamkeit an den Quellen der Sorgue auf. Er gedenkt, wie er das erzählt, daß Hieronymus Aehnliches von Titus Livius berichte. Päpste und Fürsten, die Höchsten vom Adel und Klerus wetteiferten, ihm durch Geschenke und Schmeicheleien ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Hat später die humanistische Richtung ein einigendes Band um Italien geschlungen, ist sie zum kosmopolitischen Bindemittel zwischen den gebildeten Nationen Europa's geworden, so war der Anfang dieser Erscheinung die gemeinsame Verehrung Petrarca's. Italien hatte nun einen Namen, dessen Klang von den Alpen bis zum jonischen Meer der edelste und vollgültigste war; so vergalt man Petrarca die feurige Liebe, mit welcher er in Wort und Lied die

---

[1]) Bei seinem Tode besang ihn Franco Sacchetti (bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 231) als

> Colui, che sempre avea co' vizzi guerra,
> Cercando i modi santi e il regno eterno.
> Tanto avea gli occhi verso il ciel divino etc.

ruhmreiche Halbinsel gepriesen. In einem Decrete des venetianischen Senates heißt es von Petrarca, sein Ruhm sei so groß auf dem ganzen Erdkreise, daß seit Menschengedenken unter den Christen kein Moralphilosoph und Dichter gewesen sei noch jetzt lebe, der mit ihm verglichen werden könne.[1] Wie stolz waren die Bürger seiner Vaterstadt Arezzo auf ihn! sie führten ihn, als er einst hinkam, wie im Triumphe durch die Straßen und zu seinem Geburtshaus, dessen Umbau dem damaligen Eigenthümer untersagt wurde, damit es als Denkmal des großen Bürgers stehen bleibe.'[2]) Auch Florenz, die fruchtbarste Stätte, in welche die Aussaat des petrarchischen Geistes gefallen ist, beehrte sich, den großen Tuscier ihren „Mitbürger" zu nennen. Auf Staatskosten wurden die Ländereien, die einst seinem verbannten Großvater entrissen waren, wieder eingelöset und dem Dichter zurückgeschenkt. Durch seinen Ruhm angeregt, beschloß die Republik, ihrer Hochschule eine Facultät der freien und schönen Studien hinzuzufügen, und lud mit den schmeichelhaftesten Erbietungen den Mann ein, „der seit Jahrhunderten seinesgleichen nicht gehabt und in der Zukunft schwerlich haben werde", den sie verehre," als hätte Maro's Geist oder Cicero's Beredtsamkeit sich wieder mit menschlichen Gliedern bekleidet." Unter seiner Führung sollte das neue Studium erblühen und durch seine Mitgliedschaft alle andern in Schatten stellen. Boccaccio wurde beauftragt, diese Einladung zu überbringen, aber Petrarca begnügte sich auch hier mit der Ehre des Rufes.[3])

Rührender noch war die Verehrung Einzelner. Ein alter, völlig erblindeter Schulmeister aus Pontremoli, der selber dichtete und eine innige Liebe zu den schönen Wissenschaften hegte, kam, auf seinen einzigen Sohn und einen Schüler gestützt, bis nach Neapel gewandert, um den großen Petrarca einmal hören und vielleicht antasten zu dürfen. Da dieser Neapel bereits verlassen, reiste er ihm in derselben Weise über den schneeigen Apennin bis Parma nach. Hier endlich traf er ihn, und wie oft küßte er sein Haupt um der Gedanken willen, die

[1]) Das Decret vom 4. Sept. 1362 bei Tiraboschi Storia della Letteratura Italiana (II. ediz.) T. V (Milano, 1823) p. 173.

[2]) Epist. rer. senil. XIII, 3. Cecco Polentone bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 199).

[3]) Das Schreiben der Priori, des Gonfaloniere di giustizia und der Commune von Florenz im Auszuge bei Mehus l. c. p. 243. und bei de Sade Mémoires T. III. p. 125. Baldelli Vita di Giov. Boccacci. Firenze, 1806. p. 108.

es gehegt, wie oft seine rechte Hand um der entzückenden Worte willen, die sie geschrieben! [1]) Selbst Männer wie der nüchterne Filippo Villani erhielten von Petrarca's Persönlichkeit einen tiefen Eindruck. Er war, sagt jener, in jeder Beziehung das Bild der vollendeten Tugend und gewissermaßen ein Spiegel der Sitten. Dadurch habe er auf sein elendes Zeitalter nicht weniger eingewirkt als durch seine Rede, da Viele ihm nachstrebten. Auch findet es Villani sehr glaublich, daß aus dem Munde des sterbenden Petrarca eine weiße Nebelwolke gen Himmel aufgestiegen sei, und er sieht darin ein Wunderzeugniß für die Gottseligkeit des Verstorbenen. [2]) Hören wir noch einen Zeugen. Wenige Tage vor Petrarca's Tode besuchte ihn in Arqua der junge Domenico von Arezzo, ein vielseitiger Gelehrter, der auch ein kurzes Leben Petrarca's geschrieben hat. Als Landsmann wagt er es, ihm sein Buch Fons Memorabilium Universi zur Ansicht zu überreichen. Nach einiger Prüfung desselben heftet der Meister die Augen auf ihn und sagt: „Gehe hin, mein Sohn, und verfolge mit gutem Glück, tüchtig und löblich, was du begonnen hast! Ergründe alle Bücher, schlage sie immer wieder und wieder um und bringe dadurch deinen Namen auf die fernste Zukunft!" In wenigen Tagen muß Domenico hören, daß den großen Mann ein Schlagfluß dahingerafft. Er möchte, sagt er, gar viel von ihm erzählen, aber so oft er an ihn denke, entströmten ihm die Thränen und die bebenden Hände wollten nicht schreiben. [3])

Bis in die barbarische Fremde wirkten die Ruhmesstrahlen, die von Petrarca's gekröntem Haupte ausgingen, mit zündender Kraft. Dreimal lud Karl IV den Dichter zu sich: er trage das größte Verlangen, ihn zu sehen, sich seiner Wohlredenheit zu erfreuen und die Lehren der Moral von ihm zu hören. Sein Canzler, der Bischof Johann von Olmütz, war wie verzaubert von den Schriften Petrarca's, die er sich kommen lassen, und von dem Rufe des wunderbaren Philosophen, der von selbst zu ihm gedrungen. Er schämte sich, da er im Auftrage des Königs die Einladungen an Petrarca zu schreiben hatte, seiner stilistischen Plumpheit, die er demüthig mit der deutschen Barbarei zu entschuldigen bat. [4]) Er empfand wahrhaften Trübsinn

---

[1]) Epist. rer. senil. XV, 7.

[2]) Villani bei Mehus l. c. p. 197.

[3]) Dominicus Aretinus ibid. p. 198.

[4]) Erubescam igitur de mea grossitie, quam rustica involvit semper barbaries, qui germanicis nivibus natus Orientis non valeo viribus adaequari.

darüber, daß er nur den süßen Klang von Petrarca's Eclogen herauszuhören, ihren tieferen Sinn aber nicht zu ergründen vermochte. Ja er gedachte mit Schaam seiner notarialen Kunst und seiner Canzlerwürde, in der er sich dem schwunghaften Worte Petrarca's gegenüber wie eine schwatzende Elster erscheine. Und so fand er nur zu beklagen, daß ihm nicht das Glück geworden, Jünger einer solchen Schule zu sein, er wünschte nur von den Brosamen, die von dem reichen Tische des heiligen Sängers abfielen, seinen Hunger zu stillen und wollte sich selig preisen, wenn er, mit dem Angesicht auf der Erde, die Fußspuren eines solchen Redners verehren könnte. [1])

Jene lateinischen Werke Petrarca's, über welche jetzt so Mancher, der sie nicht kennt, zu lächeln sich erkühnt, haben zu ihrer Zeit ein Aufsehen erregt, welches sich in Ursache und Wirkung vielleicht nur mit dem Wertherfieber vergleichen läßt. Eben weil man überall die Herzenserlebnisse des Verfassers durchzittern fühlte, entzündeten sie wunderbar die Gemüther. Wir hören das selbst von solchen Schriften, bei denen uns der sentimentale Eindruck fast unbegreiflich scheinen will, zum Beispiel von dem Tractate über das einsiedlerische Leben. Verschiedene Personen fühlten sich gedrängt, dem Autor ihre Bewunderung auszusprechen. Ein Arzt aus Siena versicherte ihm, er habe bei mehreren Stellen fromme Thränen geweint. Der Bischof von Cavaillon, nachmals Cardinal von S. Sabina, ließ es in seiner geistlichen Familie bei Tische lesen, als wären seine Capitel heilige Legenden. Ein alter und frommer Camaldulenserprior vermißte unter den heiligen Einsiedlern S. Romualdo, den Stifter seines Ordens, er schickte Petrarca ein Leben desselben und bat dringend, ihn in die ehrwürdige Reihe aufzunehmen. Da Petrarca einwilligte, bewarb sich ein andrer Freund sogleich um dieselbe Ehre für den heiligen Johannes von Vallombrosa. Die Dominicaner beklagten sich, daß man den heiligen Franciscus in dem Buche finde, nicht aber ihren Dominicus, worauf Petrarca antwortete, er habe nirgend gelesen, daß S. Dominicus ein Einsiedlerleben geführt. [2])

Unter Petrarca's Werken finden wir fast alle die Gattungen vertreten, die hundert Jahre lang von seinen Jüngern, den Humanisten,

---

[1]) Sechs Briefe des Canzlers an Petrarca bei **Mehus** l. c. p. 221 sq., die Antwortsbriefe Petrarca's bezeichnet Mehus p. 245.

[2]) Epist. rer. senil. XV, 3.

gepflegt wurden. Die Epistolographie erhob er wieder zur Kunst und schuf in ihr zugleich ein Bindemittel für die zukünftige Gelehrtenrepublik. Schon bei seinen Lebzeiten fing sich eine epistolographische Schule um ihn zu bilden an: wir sehen, wie seine Freunde und Cicero's Verehrer sich in Venedig, Parma und anderswo bemühten, philosophisch, mit gesuchten Wendungen, mit classischen Citaten, mit historischen und mythologischen Anspielungen zu schreiben.[1]) Petrarca dichtete Eclogen und poetische Episteln, in denen man Virgils glatte Sprache und Horatius' Feinheit wiederzufinden meinte, ferner distichische Epitaphien. Die antiken metrischen Formen sind seitdem aus der lateinischen Poesie nicht mehr verdrängt, das Reimspiel ist in die Vulgärdichtung verwiesen worden. Verse aber machte bald ein Jeder, der nur den grammatischen Cursus hinter sich hatte. Das Heldengedicht Africa, mit welchem Petrarca den Kranz zu verdienen meinte, den nach seiner Phantasie einst Augustus dem Sänger der Aeneide auf die ruhmerglühten Schläfen gedrückt, ist doch immerhin der erste Versuch des modernen Kunstepos und steht durch eine Reihe von Mittelgliedern in Verbindung mit dem rasenden Orlando und dem befreiten Jerusalem. Der moralische Tractat ist seit Petrarca der Tummelplatz antiker Philosophie und antiquarischer Kenntnisse aller Art geblieben. Ihn durch eine große Subjectivität zu beseelen wie er, haben seine Nachfolger freilich nicht vermocht. Auch in der Invective ist er wahrlich nicht ohne Nachahmung geblieben, es knüpft sich als Gegenspiel an diese Gattung die Lob- und Festrede, deren Petrarca vielleicht nur sich selber würdig hielt. Er versuchte sich in der Geschichtschreibung großen Stils, obwohl seine römische Geschichte, die von Romulus bis auf Titus führen sollte,[2]) im Plane liegen blieb und nur die 31 Lebensbeschreibungen berühmter Männer fertig wurden. Seine Sammlung alter und neuer Anekdoten, in der Weise des Valerius Maximus, führte in leichterer Form die menschlichen und charakteristischen Züge der alten Geschichte vor.[3]) Und sein Itinerarium Syriacum muß als der erste Versuch gelten, die Geographie der alten Welt herzustellen.

Alles, was er als Dichtung und Alterthum bezeichnete — jene beiden Begriffe, die ihm so nahe verwandt schienen — sah Petrarca

---

[1]) Vergl. die eingestreuten Briefe Andrer in Petrarca's Epistolae rerum variarum.
[2]) De contemptu mundi Dial. III (Opp. p. 410).
[3]) Ich meine die Rerum memorandarum Libri IV.

noch bei seinen Lebzeiten in üppigen Aufwuchs kommen. Niemals, sagt er halb mit Freude halb mit Besorgniß, niemals war des Horatius Wort Scribimus indocti doctique poemata passim wahrer als jetzt. Täglich regneten ihm aus allen Winkeln Italiens Verse zu, ja aus Frankreich, Deutschland, England und Griechenland. Die Juristen verlassen ihren Justinianus und die Aerzte ihren Aesculap, sie wollen nur von Virgilius und Homeros sprechen hören. Selbst an die römische Curie habe sich das Uebel schon eingeschlichen. „Ich fürchte, daß ich mit meinem Beispiel zu dieser Thorheit beigetragen habe. Man sagt, der Lorbeer erzeuge wahre Träume, aber ich besorge, daß der, den ich mit allzu großer Begier erworben, noch nicht reif war und mir und vielen andern falsche Träume bringe.“ [1])

---

[1]) Bei de Sade Mémoires T. III p. 243.

Zweites Buch.

Die Gründer der florentinischen Musenrepublik. Die Wanderlehrer. Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern.

Petrarca würde sich bitter getäuscht fühlen, wenn er den Ruhm, den er ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode genoß, mit demjenigen vergliche, den sein brennendes Herz sich für Aeonen gesichert glaubte. Aber warum setzte er auch den Ruhm in die blinde Bewunderung, in das lärmende Lob der Menschen! Dieses verhallt und jene wird matt, ja die jungen Generationen, die auf des Meisters Schultern stehen, vergessen gern den Arm, der sie emporgehoben, und meinen größer zu sein, weil sie mit keckem Uebermuth über sein Haupt hinwegsehen. Ein andrer Ruhm dagegen, der freilich nicht so faßlich von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr sich ausbreitet, ist Petrarca in reichem Maße zu Theil geworden: das stille und oft auf verborgenen Wegen beinahe geisterhaft wirkende Fortleben seines Geistes. Die Saat, die er ausgeworfen, hat Tausende von Menschen zu ihrer Pflege gerufen und Jahrhunderte zur Reife bedurft. Nicht nur auf allen Seiten dieses Buches, wohl auch auf allen Blättern, welche die Weltgeschichte der folgenden Jahrhunderte erzählen, wird der feinfühlende Leser den Geist des neubelebten Alterthums und gerade in der Gewandung rauschen hören, die er durch Petrarca empfangen.

Wir fassen in diesem Abschnitte die Anregungen ins Auge, die allzunächst von Petrarca ausgingen und nicht bei dem bloßen unthätigen Staunen verharrend, zu lebendig fortwirkenden Kräften wurden, wir weisen die erste Propaganda seines Geistes auf. Da finden wir

denn, wie die Arbeit, die er auf sein alleiniges Haupt genommen, sofort getheilt wird, wie einzelne Persönlichkeiten diesen oder jenen Strahl seines Seelenlebens aufgefangen haben und in ihrer Weise darstellen, wie die Richtungen sich sondern und doch wieder in Gruppen zusammentreten, um einander zu unterstützen und zu ergänzen. Eine Concentration, wie sie in Petrarca's Individualität gleichsam vorbildlich vorhanden war, findet jetzt in dem tuscischen Stamm oder vielmehr geradezu in der Capitale desselben, in Florenz statt, welches durch Petrarca's Geist fortan zum Sitze der Musen geweiht wird, die besten seiner Jünger in sich versammelt und so dem Humanismus eine feste Stätte gründet. Es ist unleugbar, daß von dieser Republik die moderne Republik der Wissenschaften zum großen Theile Form und Charakter empfangen hat.

Wir nennen sogleich die drei Jünger Petrarca's, denen wir diesen Einfluß zuschreiben: es sind Giovanni Boccaccio, Luigi Marsigli und Coluccio Salutato. Wir bezeichnen auch sogleich den Kern ihrer Wirksamkeit: Boccaccio stellt die Freude des stillen Gelehrtenfleißes dar; Marsigli ist der Gründer des ersten freien Vereines, in welchem Wissenschaft und menschliches Streben außerhalb der Kirche und Hochschule gepflegt werden; Salutato hat dem Humanismus im Staatsleben das Bürgerrecht erworben. Sie alle umschlingt ein gewisser republicanischer Geist, der Petrarca, dem Weltbürger, persönlich fremd gewesen und doch von seiner Lehre den Ursprung herführt. Inwiefern sich jene Männer auch sonst Petrarca anschließen, wird das Folgende deutlich genug zeigen, aber lassen wir auch allem Besondern, was an ihrer Persönlichkeit und ihrer Stellung haftet, sein Recht widerfahren.

Dem Genie scheint wie einem Glückskinde Vieles von selbst zuzufallen, was Andre mühsam erarbeiten müssen, und was in andern Fällen für ein bedauerliches Hinderniß gehalten wird, erscheint bei ihm oft gerade als fördernde Vorsehung. Petrarca war durch seinen Vater, der einen Advocaten aus ihm machen wollte, in seinem schöngeistigen Treiben gehemmt worden, indeß brach der Dichter in ihm nur desto mächtiger durch, die Kraft und die Begeisterung wuchsen unter dem Drucke und mit der Juristerei warf er die ganze scholastische Methode hinter sich. Wie anders war der Bildungsgang seines treuesten Jüngers, des Giovanni Boccaccio aus Certaldo! Er hatte noch das siebente Jahr nicht erreicht, da versuchte er sich schon in kleinen Dichtungen, natürlich in tuscischer Sprache. Sein Vater aber bestimmte

ihn zum Kaufmann und ließ ihn sechs Jahre lang, eine unwiederbringliche Zeit, mit Rechnungen und Geschäften verkehren, bis er endlich, auf die Befähigung des Sohnes aufmerksam gemacht, seinem Studieneifer nichts mehr entgegensetzte, aber ihn auf eine Brodwissenschaft, das kanonische Recht, verwies. In dieser Zeit, angefeuert durch Petrarca's vielgerühmten Namen, begann Giovanni die alten Autoren zu lesen, ohne Anleitung, doch mit desto größerer Begier. Wiederum sechs Jahre lang hielt ihn sein Vater bei den Rechtsstudien fest und ärgerte sich an seinen schöngeistigen Gelüsten. Auch seine Freunde schalten ihn darüber und wenn sie ihn Dichter nannten, so geschah es nicht ohne Spott. Boccaccio ließ sich das Alles nicht irren. Als er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre durch den Tod des Vaters ein freier Mann wurde, war sein Entschluß gefaßt. Ob dazu gerade das Grabmal Virgils beigetragen, lassen wir dahingestellt sein.[1]) Boccaccio wußte, daß den Poeten nicht das Wohlleben erwartete, welches sich der Kleriker oder Advocat allenfalls schaffen konnte. Aber er gehörte zu denen, in deren Seele ein unauslöschlicher Funke des petrarchischen Ruhmgedankens gefallen war. Dennoch war ihm die Zeit, in welcher die Geisteskräfte und Talente geweckt werden, allzu bitter verkümmert. Er selbst wenigstens behielt bis in sein Alter das Gefühl, daß er vielleicht ein berühmter Dichter geworden wäre, hätte sein Vater ihm sogleich freien Lauf gelassen.[2])

Daß Petrarca ihn der Freundschaft würdigte, nahm Boccaccio wie eine unverdiente Gnade auf. Mit neidloser Bewunderung sah er, wie Päpste und Könige um diese Freundschaft des großen Mannes buhlten und wie der Ruhm desselben die Welt erfüllte. Er schreibt seinen Namen nicht, ohne daß die Begeisterung ein ehrendes Beiwort hinzufügt. Er nennt ihn seinen berühmten und erhabenen Lehrer, seinen Vater und Herrn, einen Dichter, der eher den herrlichen Alten als den Modernen beigezählt werden müsse, einen wahrhaft himmlischen Menschen, das glorreiche Wunder seiner Zeit.[3]) Als Petrarca einst

---

[1]) Er selbst spricht nicht davon, nur Filippo Villani le Vite d'uomini illustri Fiorentini data alla luce del Conte Giamm. Mazzuchelli. Venezia, 1747. p. 12.

[2]) Jo. Bocatii περὶ γενεαλογίας Deorum Libri XV. Basileae, 1532. Lib. XV. cap. 10.

[3]) ibid. XIV, 10. 11. 19. XV, 6. 14. Comento sopra la Commedia di Dante cap. 1 (Opere vol. IV. Firenze, 1724. p. 34. 35). cf. Petrarca epist. rer. senil. I, 4.

von literarischen Gegnern angegriffen wurde, vertheidigte ihn Boccaccio in einer lebhaften, vom Feuer der Freundschaft eingegebenen Apologie.[1]) Wir besitzen sie nicht, aber er wird darin gesprochen haben wie an einer andern Stelle, wo er sich selbst nur als den „gehorsamen Sclaven“ des großen Meisters bezeichnet. Dessen Seele, sagt er, wandelt in höheren Regionen, seine Schreibweise ist wunderbar geschmückt und erhabene Sentenzen zieren sie; denn er schreibt mit wohlerwogenem Urtheil und aus der Tiefe des Gedankens.[2]) Gerade solche Freunde liebte Petrarca: er hat Boccaccio eine reichliche Zahl von Briefen gewidmet, er hat ihm in seinem Testamente fünfzig Goldgulden vermacht zu einem Winterkleide, das den fleißigen Freund bei seinen nächtlichen Studien erwärmen möge.[3]) Boccaccio war krank, als er von diesem letzten Liebeszeugniß und vom Tode des Mannes hörte, den er länger als vierzig Jahre hatte seinen Freund nennen dürfen. Ein Brief, den er damals mit zitternder Hand zum Lobe des Dahingeschiedenen schrieb, ist das schönste und rührendste Denkmal dieses Bundes.[4])

Daß Boccaccio der Bildner der schönen tuscischen Prosa, daß er der behaglichste und liebenswürdigste Erzähler von Geschichten war, liegt außer unserm Kreise gleich Petrarca's Reimen. Aber auffallend ist es doch, daß er in seinen lateinischen Werken nie und nirgend der tuscischen gedenkt, während doch Petrarca von den seinen, wenn auch nur mit vornehmer Geringschätzung spricht. Auch Boccaccio bekennt sein Verlangen nach literarischem Ruhm[5]), aber er denkt nicht daran, ihn anderswoher als von seinen classischen Studien zu erwarten. Man sagte sogar, die lasciven Jugendschriften, die Novellen, hätten ihm als Greis schwer auf dem Gewissen gelegen und er hätte sie vernichtet gewünscht, wären sie nicht schon durch ganz Italien verbreitet gewesen.[6])

Petrarca's Genialität kann durch keinen Beweis in so klares Licht gesetzt werden als durch den Abfall, den wir von ihm zu Boccaccio wahrnehmen. Petrarca war das Alterthum eine Schule des Menschen, er ist sich seiner geistigen Durchdringung bewußt, er beherrscht, was er

[1]) Petrarca Epist. rer. senil. XIV, 8.

[2]) Epilogus Libri de montibus etc., der Genealogia Deorum angefügt, in der obigen Ausgabe p. 504.

[3]) Petrarchae Opp. p. 1373.

[4]) Bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 203 sq.

[5]) z. B. de geneal. Deor. XV, 13.

[6]) Dominicus Aretinus bei Mehus l. c. p. 265.

liest, und was ihm paßt, wird sein persönliches Eigenthum. Boccaccio ergreift diese Wissenschaft allein mit dem stofflichen Interesse, sein Fleiß ist sein Verdienst, er bleibt ein Sclave des Kleinigkeitskrames. Er hat rüstig in die Breite gearbeitet, während Petrarca's Streben immer nach der Tiefe drang. Sein Hauptwerk, welches er auf der Schwelle des Greisenalters schrieb, ist seine Mythologie (de genealogia Deorum), ein wüstes und geschmackloses Notizenmagazin. Zwar mögen wir betonen, daß dieser Stoff zu seiner Zeit immer noch ein neuer war und daß wir in dem Werke das erste zusammenfassende Handbuch einer Alterthumsdisciplin haben, wir mögen die Belesenheit und den Sammelfleiß des Autors bewundern, aber das Alles hebt ihn nicht wesentlich über die dürftige Manier der früheren Jahrhunderte hinaus. Gerade die veränderte Art der Behandlung machte ja die Beschäftigung mit den Alterthumswissenschaften so bedeutsam und fruchtbar. Wo dieses Studium nicht lehrte, die Leichtgläubigkeit, die stumpfe Urtheilslosigkeit und die engherzige Systemsucht zu überwinden, da war es eben kein erfrischendes, kein humanistisches mehr. Boccaccio häuft und thürmt die mythologischen Notizen aufeinander und bringt dann noch seine unselige Sucht hinzu, Alles allegorisch und symbolisch zu deuten.[1]) Sein Buch „über die Berge, Wälder, Quellen, Seen, Flüsse, Sümpfe und Meere“, welches dem vorigen gewöhnlich angehängt wird, ist weiter nichts als ein alphabetisches Lexikon der alten Geographie, welches bei dem Studium der römischen Dichter als Hülfsmittel dienen soll. Und die Schrift „über die berühmten Frauen“, welche ein Seitenstück zu Petrarca's Werk „über berühmte Männer“ sein sollte und wie dieses fast ausschließlich Biographien aus dem Alterthum enthält, ist gleichfalls nichts mehr als eine mühselige Compilation.[2])

Wer erkennte in dem trockenen nächtlichen Gelehrten den corpulenten und launigen Erzähler des Decamerone, den schalkischen und frivolen Dichter des fiesolanischen Nymphenspiels und des Ameto! Und doch ist Boccaccio, wo er sein episches Talent unterdrücken und sich als Gelehrter zeigen muß, immer derselbe. Mühsam prägte er sich unter

---

[1]) Die wissenschaftliche Würdigung dieses Werkes ist der Hauptinhalt der kleinen Schrift von Jul. Schück, zur Charakteristik der ital. Humanisten des 14. und 15. Jahrh. Breslau, 1857.

[2]) Die neun Bücher de casibus virorum ac feminarum illustrium sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Das Buch de claris mulieribus kenne ich in der Ausgabe *Bernae, 1539.*

der Leitung eines mürrischen und cynischen Lehrers, der den feinsinnigen Petrarca von Weitem anekelte, die griechischen Buchstaben und die Elemente der Grammatik ein, ließ sich von ihm die Iliade erklären und notirte sich emsig alle die dummen Erklärungen und Bemerkungen, die der unwissende Lehrer dem staunenden Schüler vortrug. Die Uebersetzung der homerischen Gesänge, die derselbe verfertigt, schrieb sich Boccaccio mit eigener Hand ab. Er war seelenvergnügt darüber, daß er zuerst und auf eigene Kosten die Werke Homers und andrer Griechen habe nach Tuscien kommen lassen,[1]) daß er zuerst einen Lehrer des Griechischen berufen und beherbergt, daß er zuerst unter allen Italienern wieder den Homer las, daß seine antiquarischen Notizen sich so reichlich mehrten. Keine Arbeit war ihm zu sauer, keine Sorgfalt zu peinlich. Die Comödien des Terentius schrieb er lieber selbst ab, ehe er sich den Text von gewissenlosen Copisten verderben ließ.[2]) Der Gedanke, die alten Handschriften mit einander zu vergleichen und eine aus der andern zu verbessern, ist sein Verdienst. Aber über das, was an solchen Arbeiten das handwerksmäßige ist, kam er nicht hinaus. Er ist der Vorgänger und Typus der philologischen Kleinmeisterei, deren Arbeit erst durch den Geist befruchtet werden muß, um fruchtbar zu werden. Und doch fühlte er sich glücklich in dieser Beschränktheit: wie Petrarca seine philosophische Persönlichkeit, so setzte er dem hochmüthigen Scholastiker seinen edlen Arbeitsstoff, und den gemeinen Menschen, die nur für Essen, Trinken und die sündhaften Gelüste des Fleisches leben, seinen Fleiß und seine Studien entgegen.

Was Boccaccio von Gesichtspuncten und Ideen vorbringt, ist allemal Petrarca's Eigenthum. Aber nur einzelne Fäden des Gewebes ergreift er, um sie weiterzuspinnen, weit mehrere entgehen ihm völlig und von ihrer Bedeutung im Zusammenhang hat er keine Ahnung. Es erscheint uns oft unbegreiflich, wie ein so naher Freund und hingebender Bewunderer Petrarca's von diesem nicht mehr gelernt haben

---

[1]) De geneal. Deor. XV, 7. In welchem Verhältniß diese Uebersiedelung Homers zu dem obenerwähnten Geschenke des Sigeros (oder Sergios) an Petrarca stand, wissen wir nicht. Uebrigens wird von diesen griechischen Studien noch im fünften Buche ausführlicher die Rede sein.

[2]) Mehus (Vita Ambr. Travers. p. 275) hat im Codex der Laurentiana die Hand Boccaccio's zu erkennen gemeint. Der größte Theil der Codices, die er geschrieben, ist später mit seiner Bibliothek verbrannt. Näheres bei Baldelli Vita di Giov. Boccacci p. 127 e seg.

konnte. Der Mund des Weisen, Bücher und Lebenserfahrung werfen doch nur Samenkörner aus ins Unbestimmte; wo der Boden nicht bereitet ist, sie zu empfangen, geht die keimtreibende Kraft verloren.

Petrarca nimmt im Gefühl seines selbstständigen Geistes auch dem Alterthum gegenüber oft eine kritisirende Stellung ein, er sondert und wägt bereits die Meinungen alter Autoren; Boccaccio häuft ohne Wahl die verschiedensten Autoritäten verschiedener Zeitalter aufeinander. Mit welcher Sicherheit hatte Petrarca die von Julius Cäsar und Nero ausgestellten österreichischen Privilegien als alberne Erfindungen aufgedeckt und kritisch vernichtet! [1]) Boccaccio hat nicht den Muth zu einer energischen Meinung; alles Geschriebene erscheint ihm noch ehrwürdig. Findet er im Vincentius Bellovacensis, daß die Franken von Franko, einem Sohne Hektor's, abstammen, so will er es zwar nicht sehr glauben, aber ja auch nicht völlig leugnen, weil bei Gott kein Ding unmöglich sei. [2]) Wir sahen, wie Petrarca es sich herausnahm, selbst seinem verehrten Cicero moralische Vorwürfe zu machen. Boccaccio hat nicht entfernt diese verpflichtende Schülerstellung zu Cicero; wo er von ihm spricht, zeigt er sogleich, wie wenig er ihn eigentlich kannte. [3]) Folgt er ihm aber in irgend einem Falle nicht, so fügt er ängstlich ein Salva tamen semper Ciceronis reverentia hinzu. So sehr er in Petrarca den Menschen neben dem Schriftsteller verehrte, entging ihm doch völlig, wie dieser unablässig der Schulphilosophie eine Lebensphilosophie gegenübersetzt.

Wohl fährt auch er, der getreue Schildknappe seines Herrn und Ritters, gelegentlich auf die scholastischen Philosophen los, die Philosophie ist aber ihm selber auch nicht mehr als die Kunst der Argumentation, die scholastische Dialektik. [4]) Und Aristoteles, dessen Hegemonie im Reiche des Denkens Petrarca kühn anzugreifen wagte, ist Boccaccio wieder „in allen bedeutenden Dingen die würdigste Autorität,“ [5]) und wenn Aristoteles zum Beispiel sagt, die Dichter seien die Bildner der Religion gewesen, so hält der Dichter Boccaccio diesen Kernspruch den Theologen seines Zeitalters zur Beherzigung hin. Doch am auffallendsten ist wohl das große Gewicht, welches Boccaccio wieder auf die

[1]) Epist. rer. senil. XV, 5 an Karl IV.
[2]) De geneal. Deor. VI, 24.
[3]) v. Comento s. Dante cap. 4 (Opere vol. V. p. 249).
[4]) v. Vita di Dante (Opere vol. IV p. 56).
[5]) *ibid. p. 40:* dignissimo testimonio ad ogni gran cosa.

astrologischen Träumereien legt. Nicht nur daß Petrarca jede Gelegenheit aufgesucht, sie lächerlich zu machen, gerade in Briefen an Boccaccio hatte er sich ausführlich und heftig gegen sie ausgelassen. Und dieser ist nun wieder überzeugt, die Kunst der Astrologen sei an sich wahr und beruhe auf sichern Grundlagen; wo sie irre, liege der Grund nur in der schwer zu erforschenden Größe des Himmelsgewölbes und in der menschlich-mangelhaften Kenntniß von den Umwälzungen und Conjuncturen der Planeten. [1])

Wir lernten in Petrarca einen eifrigen Vertheidiger des christlichen Glaubens kennen, der sich bemühte, die Lehre der Kirche auf seine Weise mit dem heidnischen Stoicismus in Einklang zu bringen und beide dem Bedürfniß seiner Persönlichkeit anzupassen. Er wagte es, ohne die Vermittelung des geistlichen Standes und der sichtbaren Kirche, selbstständig und allein vor seinen Gott zu treten. Boccaccio dagegen bezeugt der scholastischen Theologie meistens seine höchste Achtung, er gefällt sich sogar in ihren mysteriösen Begriffen und Terminologien. [2]) Er trennt sich in seiner religiösen Anschauung nicht von der allgemeinen seines Zeitalters. Obwohl er sein Gewissen nicht vor dem Publicum aufdeckt wie Petrarca, beunruhigt ihn doch Reue über die Leichtfertigkeit seiner früheren Jahre. Ein merkwürdiger Vorfall, bei dem zunächst er, dann aber auch Petrarca betheiligt wurde, zeigt uns deutlich, wie jeder von ihnen dachte. Piero Petroni, ein Carthäuser zu Siena, fromm und im Rufe der Heiligkeit, beauftragt sterbend den Bruder Giovacchino Ciani, zu Boccaccio zu gehen und sein Gewissen zur Umkehr von seinem bisherigen leichten und heidnischen Leben zu bewegen. Zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung soll er ihm gewisse Geheimnisse kundthun, die außer Boccaccio selbst nicht gut jemand wissen kann. Er soll ihn an seine Schriften erinnern, durch welche er die guten Sitten verderbt, die Keuschheit verletzt und das Laster beschönigt habe, ihn mahnen, von dem Streben nach nichtiger Ehre und eitlem Ruhme zu lassen, ihn mit baldigem Tode und mit den Strafen der Hölle bedrohen. Boccaccio läßt sich erschrecken: in der ersten Zerknirschung will er sogleich seine Bücher verkaufen und der Poesie Lebewohl sagen. Er theilt Petrarca das Ereigniß und seine Reue mit. Dieser verhehlt

---

[1]) ibid. p. 55. Comento s. Dante cap. 1. 5. 7. (Opere vol. V. p. 55. 316. vol. VI. p. 21).

[2]) Einen gelegentlichen Ausfall, den er sich gegen die modernen Theologen erlaubt, werden wir *im* 7. *Buche* erwähnen.

sein Bedenken nicht: man müsse in solchen Fällen die Persönlichkeit des Gottesboten wohl prüfen, oft sei unter dem Schleier der Religion Trug und Lüge verborgen. Er erinnert Boccaccio, daß er nicht erst durch den Mönch, sondern längst schon hätte wissen sollen, daß sein Lebensfaden ein kurzer sei. Er billigt durchaus seine Absicht, die weltlichen Sorgen und Leidenschaften abzuthun, aber er findet es ganz ungerechtfertigt, daß der Freund auch das Studium, den Trost seines Alters, bei Seite werfen wolle. [1]) Boccaccio kam mit der Zeit zu derselben Meinung, wir sehen aber, wie es ihm an der sichern Persönlichkeit fehlte.

Andre Lehren Petrarca's dagegen, die Boccaccio einmal aufgenommen, kann er auch wieder nicht genug ausführen und mit breiter Redseligkeit verkünden. Die Poesie nach dem Begriffe Petrarca's, in welchem sie zugleich die Eloquenz und die Alterthumswissenschaft in sich faßte, war eine neue Kunst, sie fand Verehrer, aber auch heftige Gegner. Letztere hatte Petrarca meistens nur mit einigen verächtlichen Worten abgefertigt. Er griff an; sich und seine Muse zu vertheidigen, war er zu stolz. Diesen Kampf aber, der des Meisters nicht würdig schien, nahm Boccaccio auf sich. Ein ganzes Buch, das vierzehnte, seiner Mythologie hat er ihm gewidmet. Darin nimmt er nun die Dichter des Alterthums in Schutz, die Dichtung überhaupt und zugleich seine eigene Beschäftigung mit den Mythen. Die scholastischen Philosophen und Theologen, welche die Poesie als eitle Fabelei verachten und vornehm sprechen: „Was sollten wir diese Possen ansehen? Bah, wir haben sie nicht gesehen und wollen sie auch nicht sehen, wir haben Besseres zu thun," die geldgierigen Juristen, welche den Dichter als armseligen Lumpen verachten, die heuchlerischen Mönche, welche den alten Dichtern ihre Vielgötterei, ihre possenhaften Göttergeschichten und ihre verführerischen Lascivitäten nicht vergeben können und ihre Werke deshalb den Flammen überliefert und in alle Winde zerstreut wünschten — alle diese Gegner werden ernsthaft, eifrig und ausführlich widerlegt. Um seine mythologischen Studien zu vertheidigen, beruft sich Boccaccio auf Augustinus, Hieronymus und Lactantius. [2]) Kommt er in dringende Verlegenheit, wie er zum Beispiel die Frivolität gewisser römischer Dichter weder leugnen noch entschuldigen kann, so

---

[1]) Petrarca epist. rer. senil. I, 4. v. Baldelli Vita di Giov. Boccacci *p.* 155 e seg.

[2]) *De geneal. Deor.* XV, 9.

giebt er einige preis: Plautus, Terentius und Ovidius haben dieses Schicksal. [1])

In Boccaccio's Definition der Poesie ist es recht bemerkbar, wie er einige gelegentliche Aeußerungen Petrarca's aufgefangen hat, ohne zu dem freilich allgemeinen und durch subjective Bezüge verworrenen Gedanken seines Lehrers zu gelangen. Dieser sah den Dichter vor Allem in sich selbst: er faßte den Philosophen, den religiösen Denker, den geheimnißvoll-großartigen Menschen, den Propheten — alle in den Begriff des Poeta, des Vates zusammen. Die Macht des Wortes und den tieferen allegorischen Sinn führte er nur nebenbei als Attribute der Poesie auf. Gerade in diese beiden Merkmale ist Boccaccio wie verrannt. Zunächst scheint ihm die praktische Rhetorik der Poesie sehr ähnlich. Die Arbeit des Dichters ist nach seiner Meinung nichts anders, als neue unerhörte Stoffe auszufinden, zu ordnen, mit ungewöhnlichen Worten und Sentenzen auszuschmücken, die Situation auszumalen, die Menschen zu loben, zu begeistern, anzutreiben und zu zügeln. Nur ist ihm im Vergleich mit der Rhetorik Poesie der weitere Begriff, wie er zu ihrer Ehre sagt, in der That aber der engere; denn es gehört zu ihr noch die allegorische Verhüllung eines tieferen Gedankens, der Fabelschleier. [2]) Er erklärt diejenigen für lächerlich albern, welche der Annahme widerstrebten, daß die alten Dichter ihren Fabeln einen tieferen Sinn untergelegt. Nur ein Verrückter könne das in Virgilius' Bucolica, Georgica und in der Aeneide leugnen. So seien in Dante's großem Gedicht die Tiefen der katholischen Wahrheit verborgen und nicht minder in seines Meisters Petrarca Gedichten. [3]) Ganz wie dieser und offenbar als sein bloßer Nachbeter rühmt er das Vergnügen, welches ein feiner Kopf empfinde, wenn er den vor des Pöbels Augen verborgenen Sinn herausgefunden, nur macht er ein langes Gerede aus dem, was Petrarca in einem Satze sagte. [4]) Wir

---

[1]) ibid. XIV, 19. Ziemlich dieselbe Vertheidigung der Poesie giebt Boccaccio auch im Comento s. Dante cap. 1 (Opere vol. V. p. 33—42).

[2]) De geneal. Deor. XIV, 7. Mera poesis est, quicquid sub velamine componimus et exquiritur (doch wohl exprimitur) exquisite. Komisch ist dabei Boccaccio's Sträuben, poeta von ποιῶ = fingo abzuleiten, was er für eine böswillige Entwürdigung hält. Es soll von einem griechischen Worte ποιητός herkommen, welches, vom Stil gebraucht, etwa sotto faboloso velame e esquisito parlare bedeute. v. Comento s. Dante cap. I (vol. V. p. 33).

[3]) De geneal. Deor. XIV, 10.

[4]) Comento s. Dante cap. I (vol. V. p. 54). Siehe oben S. 18.

sahen oben, wie er sich über den geheimen Sinn von Petrarca's Eclogen freute, der ihm vielleicht vom Dichter selbst enthüllt worden war. Auch er hat Eclogen in dieser Weise gedichtet.[1]) Wenn sich darin der Hirt Daphnis und die Schäferin Florida zanken, so bedeutet das den Streit der Kaiser mit der Stadt Florenz. Einen Fürsten von Rimini, der gern zur Jagd durch die Wälder strich, versteht er unter dem Namen Faunus. Den flüchtigen König Ludwig von Sicilien bezeichnet er als Dorus, den wandernden Sohn des Hellen; im Namen Dorus findet er zugleich den Stamm eines griechischen Wortes, welches „Bitterkeit" bezeichne — diese Etymologie habe ich noch nicht ergründen können — und hier vorzüglich passe, weil dem Vertriebenen die Verbannung wahrscheinlich sehr bitter gewesen sei. Nach seiner Rückkehr nennt er denselben König Ludwig Alcestus, theils weil dieser ein guter König gewesen sei, theils mit feiner Anspielung auf ἀλκή und aestus, weil er mit Gluth nach der Tapferkeit gestrebt habe. Hätte Boccaccio für die Enthüllung dieser und ähnlicher Geheimnisse nicht selber Sorge getragen, sie würden zweifellos der Welt ewig unlösbare Räthsel geblieben sein.[2]) In seiner Mythologie läßt er sich durch das Allegorisiren zum willkürlichsten Unsinn verleiten. Sogar die christliche Theologie scheint ihm mit der Poesie nahe verwandt wegen der bildlichen Wendungen und Erzählungen im alten und neuen Testamente. Den heiligen Geist findet er „sehr gelehrt", weil er sich des poetischen Mittels der Allegorie bedient, um die höchsten Geheimnisse des göttlichen Geistes zu verhüllen, wie in den Visionen gewisser Propheten und noch in der Apokalypse geschehen sei.[3]) So deutet er den feurigen Busch, in welchem Jehovah dem Moses erschien, auf die Jungfräulichkeit Christi und die Vision des Nabuchodonosor auf die Zeitalter der christlichen Lehre, er findet diese Allegorien so natürlich wie daß in dem zu den Göttern erhobenen Herakles der Lohn der Tugend und in dem in einen Wolf verwandelten Lykaon der des Lasters dargestellt sei.[4])

Der Nachruhm und der Dichterlorbeer, diese beiden Idole, die Petrarca in ewigem Kampfe bald anbetete bald von sich wies, werden

---

[1]) Sie finden sich in den Bucolicorum Auctores. Basileae ex officina Joa. Oporini 1546.

[2]) v. Guingené Histoire litt. d'Italie T. III (Paris, 1811) p. 39—43.

[3]) Comento s. Dante l. c.

[4]) Vita di Dante l. c. p. 36 e seg., ähnlich Comento l. c. p. 57.

bei Boccaccio zu erstaunlich nüchternen Dingen. Er findet es sehr anziehend, wenn die Menschen von einem tüchtigen Manne noch bei seinen Lebzeiten singen und sagen, wenn man mit Bewunderung auf ihn sieht und mit Ehrfurcht auf ihn hinzeigt, und noch anziehender, wenn sein Leben in Schriften verherrlicht und nach Jahrhunderten immer wieder gelesen wird. Da aber nicht Jeder ein Julius Cäsar oder ein großer Alexander werden könne, so stehe es ihm eher offen, unsterbliche Werke zu schreiben. In dieser Ueberlegung nimmt Boccaccio nirgend Anstoß zu bekennen, daß auch er gern so viel Ruhm einlegen möchte als möglich, und daß dieses Verlangen ihn bei seinen Studien antreibe. Diejenigen Menschen, die der Ruhm anstachelt, erscheinen ihm als eine bevorzugte Classe denen gegenüber, die nur nach Geld jagen und den Bauch pflegen. Zu jener höheren Classe rechnet er unbefangen auch sich, da er ja der gewinnverheißenden Jurisprudenz entsagt und den ärmlichen Dichterstand gewählt. [1]) Von Petrarca's Demuthsaffectationen zeigt er keine Anwandlung.

Ist daher Petrarca's inneres Leben ungleich großartiger, so lebte Boccaccio zufriedener und glücklicher. Er war ohne Drang und Zwang der Philosoph, den Petrarca niemals erreicht hat. Der Ueberfluß plagte ihn nicht, ja mitunter mag es ihm etwas ärmlich und knapp geworden sein. [2]) Im volkreichen Florenz befand sich der fette, heitere und witzige Mann ganz wohl, wenn die Cabalen der Stadtparteien ihm nur keine Sorge machten. Aber auch wenn er sich nach seinem Certaldo zurückzog, wo er dann starb, theilte er Leid und Freude der dortigen Kleinbürger. Er sah mit Behagen die grünen Bäume und die bunten Blumen, hörte die Vögel singen und verkehrte im stillen Stübchen mit seinen Büchern. [3])

Boccaccio, sehen wir, hat als stiller Gelehrter ein geräuschloses Dasein geführt. Er hatte nicht den Trieb, im geselligen Vereine thätig zu sein oder sich einer Corporation anzuschließen. Der Kirche ge-

---

[1]) So findet er es bei Dante natürlich, daß ihn nur der Ruhm zu seinem Gedichte getrieben haben könne und daß er nach dem Lorbeer verlangt. Fu desideroso di fama, come generalmente siamo tutti. — Auch den Beruf der Dichter, die Namen großer Männer zu verewigen, behandelt er wie ein Handwerk, z. B. Comento s. Dante cap. 4. (p. 276).

[2]) Lett. a. M. Pino de Rossi (Opere vol. IV p. 3. 9); Filippo Villani l. c. p. 18.

[3]) Lett. a Pino; Dominicus Aretinus l. s. c.

hörte er nicht mehr an wie jeder andre Laie und an der Universität lehrte er nur gleichsam zufällig und vorübergehend. Diese Loslösung der humanistischen Wissenschaft von der Kirche und ihren Instituten so wie andrerseits auch von den Hochschulen, diese selbstständige Stellung der ersten Humanisten halten wir für ein höchst bedeutsames Moment; denn sie ist keinesweges eine bloß äußerliche.

Unter diesem Gesichtspunct haben wir nun einen gelehrten Verein, eine Akademie im Sinne der alten platonischen, zu betrachten, die sich in Florenz aufthat und gerade durch das Geheimniß, in welches sie sich hüllt, eine besondre Bedeutung erhält. Leider sind unsre Nachrichten über sie spärlich, doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir sie für einen Zweig jenes Geheimbundes halten, dessen Mitglieder die absolute Philosophie in der dialektischen Kunst fanden und ohne wissenschaftliche oder dogmatische Voraussetzungen lediglich der aristotelischen und averroistischen Methode anhingen, jener Freigeisterei, gegen welche Petrarca mit solcher Entrüstung gekämpft.

Bei den Augustinern von San Spirito nämlich, wo Boccaccio's Bibliothek aufgestellt war, pflegten die feinen Geister von Florenz sich täglich zusammenzufinden. Auf einer Tafel, die an der Wand oder einer Säule hing, war der jedesmalige Gegenstand der Disputation bezeichnet: er wurde der Dialektik, der Physik oder Metaphysik entnommen. Da galt nun die Kunst des Disputirens, der Gegenstand und das Resultat waren an sich gleichgültig.

Der obengenannte Luigi Marsigli, ein Mönch jenes Ordens, war Mittelpunct und Seele des Kreises, der sich hier versammelte. Als Knabe war er durch einen Verwandten Petrarca zugeführt worden, der dem jungen Manne dann eine bedeutende Zukunft weissagte und ihn anspornte, keinen Tag in Trägheit hingehen zu lassen, die Theologie mit andern Studien zu verbinden und sich zu einem großen Kampfe gegen die Afterphilosophie der Averroisten vorzubereiten. [1]) Doch scheint Marsigli im Gegentheil ihr entschiedenster Anhänger geworden zu sein und durch ihn gewinnen wir von jener sogenannten Secte freilich eine ganz andre Vorstellung als durch Petrarca's Angriffe. Nicht nur war ihm die Verachtung der Alterthumsstudien, die Petrarca den Averroisten

---

[1]) Petrarca epist. s. tit. 20 (Opp. p. 810) ist nach den Auslegern an Marsigli gerichtet. Für das Verhältniß zwischen beiden ist bezeichnend Petrarca epist. rer. senil. XIV, 7.

Schuld giebt, durchaus fern, sondern er sprach noch beim Tode dieses Mannes seine wärmste Bewunderung für ihn aus. [1]) Damals befand er sich in Paris, wo er die Würde eines Magisters der Theologie erworben hat. Auch in seinem Orden genoß er hohes Ansehen: er war Provincial des pisaner Sprengels, 1389 begehrten ihn die Florentiner von Bonifacius IX zum Bischof ihrer Stadt. Trotzdem scheint er der Kirche seiner Zeit fast entfremdet und mehr ein italienischer Patriot gewesen zu sein. Wenn er einige Sonette Petrarca's commentirte, so wählte er gerade diejenigen, welche das kranke Papstthum von Avignon angreifen, und die Canzone Italia mia. [2])

Die Fülle seiner Weisheit aber strömte in dem privaten Kreise von San Spirito aus. Unter den gelehrten Disputanten, die sich hier regelmäßig einfanden, werden uns Vangelista da Pisa und Girolamo da Napoli genannt; von beiden wüßten wir sonst nichts zu sagen. Auch mancher angesehene Florentiner besuchte diese Versammlungen, darunter Coluccio Salutato, der Staatscanzler, Roberto de' Rossi, Niccolo Niccoli, und das sind Namen, die uns noch mehr als einmal entgegentreten werden. Der junge Manetti, dessen älterlicher Garten nur durch eine Mauer vom Kloster getrennt war, trat wie zufällig in diesen Kreis, zeigte sich bald als gewandter Dialektiker und legte hier den Grund seiner Bildung. [3]) Alle jüngeren Freunde verehrten Marsigli als einen würdigen Greis von ungewöhnlichem Scharfsinn und tiefer theologischer Gelehrsamkeit, „als ein göttliches Orakel". Man sprach auch von der moralisch-erziehenden Gewalt, die er unter ihnen übte. Doch scheint es, daß seine Moral minder die der Kirche als die des feinen und honetten Geistes war, den seine gebildete Sphäre vor groben Sinnlichkeiten schützte und mit einer gewissen Hoheit umkleidete. Marsigli besaß die Gabe des Wortes in hohem Grade, er fesselte den Hörer, indem er Alles zu wissen schien und die Weisheit Cicero's, Virgils und Seneca's in reichlichen Citaten darlegte, aber er verband

---

[1]) Vergl. seinen Brief bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 227.

[2]) Mehus l. c. p. 261.

[3]) Vespasiano: Giann. Manetti § 2. (Wir werden diese sehr schätzbaren Lebensbeschreibungen des florentinischen Buchhändlers Vespasiano de' Bisticci von nun an öfters citiren, sie sind vollständig gedruckt in dem vom Cardinal Angelo Mai herausg. Spicilegium Romanum T. I.) Naldi Vita Jannot. Manetti ap. Muratori Scriptt. T. XX. p. 531. Poggius Orat. in funere Nic. Nicoli (Opp. Basileae, 1538 p. 271). Mehus Vita Ambr. Travers. p. 30.

damit nach dem Zeugnisse eines verehrenden Schülers eine rücksichtslose und ungebundene Art zu witzeln und zu spotten.[1])

Bleibt nach diesen Angaben unsre Vorstellung von Marsigli und seiner Akademie immerhin noch eine schwankende, so sehen wir doch jedenfalls einen geselligen Verein, der sich um einen Weltweisen gruppirt und aus gebildeten Männern besteht, die eben nicht Schüler waren. Und wir wiederholen, daß die Absonderung dieser humanistischen Philosophen von Kirche und Universität uns an sich vielbedeutend erscheint. Frei wie Petrarca als Persönlichkeit, steht dieser Bund von den hergebrachten Instituten da, wiederum ein Vorbild der Gelehrtenrepublik, die der Humanismus als seine eigenthümlichste Lebensform schuf.

Ein Produkt gleichsam aller der Anregungen, die von Petrarca, Boccaccio und der Akademie von San Spirito ausgingen, ist Coluccio di Piero de' Salutati.[2]) Seine Natur war in jüngeren Jahren eine überaus biegsame und lernbegierige. Schon als Knabe auf der Schule zu Bologna hatte er beständig die Lehrer zu fragen und mit den Mitschülern zu disputiren. Gleich als fühlte er, zu wie mannigfachem Wirken er einst berufen sein sollte, nahm er an Allem ein lebhaftes Interesse. Was er gelesen und gelernt, trieb es ihn sofort mit jemand durchzusprechen.[3]) Als sein Lehrer in der Grammatik und Rhetorik wird dann Pietro da Muglio genannt, der Freund Petrarca's und Boccaccio's. Dies seine erste, freilich noch sehr ferne Berührung mit dem Geistesfürsten, aber auch hier ein Beispiel, wie elektrisch der Name Petrarca auf irgend empfängliche Gemüther wirkte. Den jungen Salutato, der den Meister selbst nie gesehen, läßt sein Ruhm nicht schlafen, er richtet an ihn einen Brief voll Verehrung und erhält dafür eine kurze, aber freundliche und aufmunternde Antwort.[4]) Er vergißt ihn nicht, während er der Curie als Secretär dient, und zwar unter

---

[1]) Manetti Vita Nicolai (Niccoli) bei Mehus l. c. p. 76: loquendi et objurgandi vaga quaedam ac soluta libertas atque licentia. cf. ibid. p. 283 sq. Poggius drückt dasselbe in der Leichenrede (l. c.) etwas zarter aus. — Marsigli starb am 21. August 1394.

[2]) Den Namen Lino übergehe ich hier absichtlich, da er so wie Coluccio doch nur eine tuscische Verstümmelung von Niccolo ist. Doch ist nicht zu leugnen, daß beide oft neben einander gebraucht wurden. Piero aber ist nicht ein Name des Canzlers, sondern nur der seines Vaters.

[3]) So läßt ihn Lionardo Bruni in einem ungedruckten Dialog sich selbst schildern bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 289.

[4]) Petrarca epist. rer. senil. XI, 4.

Urban V und Gregor XI; im Gefolge des ersteren macht er den Zug nach Rom und die Rückkehr nach Avignon mit, auch der Eindruck dieser Ereignisse ist ihm geblieben. Wann er nach Florenz übersiedelte, wissen wir nicht genau; jedenfalls hat er schon zwei Jahre, bevor er 1375 die Leitung der Staatscancelei übernahm, ein öffentliches Amt, wohl ein geringeres städtisches Notariat, bekleidet. [1]) Damals lebte der greise Petrarca längst gleich Einem, der schon halb der Erde entrückt, unter den Oliven von Arqua, auch der alte Boccaccio befand sich meistens zu Certaldo oder sonst auf der Villeggiatur. Letzteren jedoch hat Salutato noch seinen Freund nennen dürfen: so oft sie mit einander sprachen, war der Gegenstand jedesmal Petrarca, und wenn er von ihm erzählte und ihn pries, wußte der freundliche, redselige Greis kein Ende zu finden. [2]) Am 18. Juli 1374 stieg Petrarca's Geist zu seinem Schöpfer auf, am 20. December 1375 folgte ihm Boccaccio. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man sich lange an das Dasein bedeutender und verehrter Menschen gewöhnt hat und wenn nun der Tod plötzlich auf die leere Lücke zeigt. Es war Salutato, der nicht lange vor Boccaccio's Hingang an die Spitze der Staatscancelei getreten, zu Muthe, als sei er nun berufen, dem allgemeinen Schmerze den Ausdruck zu geben und das Werk der Beiden nach Kräften fortzusetzen, dann aber sie der florentinischen Republik, welcher er nun angehörte, gleichsam zu vindiciren. »Wehe, ruhmreiche Florentia, die du noch jüngst mit zwei Leuchten glänztest, die dich mit denen des Himmels wetteifern ließen, denen das Alterthum nicht ähnliche an die Seite stellen könnte!" [3])

Tag und Nacht, sagte Salutato, als die sichre Kunde von Petrarca's Tode nach Florenz gelangt war, könne er „den für die Welt erloschenen Stern« nicht vergessen. »Durch seine Verdienste, wenn mich die Liebe nicht täuscht, wird unser Zeitalter ein ruhmreiches bei der Nachwelt werden.« Diese Verdienste aber auch der Nachwelt zu erhalten, war nun sein eifrigstes Streben. Er hatte bereits Verse an Petrarca fertig gehabt, die diesen zur Veröffentlichung der geheimnißvollen „Africa" antreiben sollten; denn überall war die Kunde verbrei-

---

[1]) Lini Colucii Pierii Salutati Epistolae ed. a Jos. Rigaccio P. II (Florentiae, 1742) epist. 5. 6.

[2]) In cujus laudationem adeo libenter sermones usurpabat, ut nihil avidius nihilque copiosius narraret. Salutati epist. II, 6 an Francescolo de Brossano, Petrarca's Schwiegersohn.

[3]) Salutati epist. II, 6.

tet, ihrer harre nach des Dichters Testament der Flammentod, weil er der Welt kein unreifes Machwerk hinterlassen wolle. Der Mailänder Francescolo de Brossano, Petrarca's Schwiegersohn und Haupterbe, versprach, das Werk copiren zu lassen und unter gewissen Bedingungen nach Florenz an Boccaccio zu senden. Als über den Verhandlungen auch dieser gestorben war, bat Salutato mit inniger Dringlichkeit, ihn an Stelle des Verblichenen als Freund anzunehmen und der „göttlichen Africa" theilhaftig zu machen, er wollte sogleich Hand ans Werk legen und durch Bessern und Feilen suchen „die göttliche Scipiade ewig zu machen." So haben denn Boccaccio und Salutato und wohl als Gehülfe des letzteren ein gewisser Niccolo Niccoli, der zum Abschreiben der Africa nach Padua ging — wir lernen ihn schon noch kennen — mit dem gefeierten Epos gleichsam den Geist Petrarca's nach Florenz getragen und ihm durch Nacheifer hier eine Wohnstätte gegründet, in welcher er am reinsten und reichsten fortgelebt. Sehr bezeichnend ist die blinde Verehrung, die Salutato den beiden großen „Florentinern" noch unbedingt entgegentrug. Nicht nur ihr persönliches Andenken verherrlichte er in Briefen und Trauergedichten, auch ihre Werke bewunderte er ohne Wahl. So meint er zum Beispiel nichts Albernes zu sagen, wenn er Petrarca's Invectiven gegen den päpstlichen Leibarzt den Verrinen und Philippiken, ja wohl den catilinarischen Reden Cicero's vorzieht. Boccaccio's Mythologie findet er „in völlig göttlichem Stil" geschrieben. Gerade einer so begeisterten Hingabe bedurfte es, um dem neuen Studium, das an sich mit Opfern und Schwierigkeiten genug verbunden war, Jünger und Förderer zu gewinnen.[1])

Dann war Salutato einer der eifrigsten Besucher von San Spirito und mit Marsigli engbefreundet. Während des langen Weges zu diesem weltweisen Augustiner, der jenseits des Arno wohnte, pflegte er sich schon zurechtzulegen, worüber er mit ihm sprechen wollte. Da fand denn sein Drang Genüge, sich über die tiefsten Fragen der Moral ins Klare zu bringen.[2])

Als Salutato am 25. April 1375 zum Schreiber der Priori ernannt wurde, war er ein fertiger Mann von 45 Jahren. Mit diesem Amte, welches er bis zu seinem Tode, fast dreißig Jahre lang beklei-

---

[1]) Ejusd. epist. II, 3. 5. an den bekannten Benvenuto (de' Rambaldi) da Imola; II, 6. 7.

[2]) Nach Bruni's Dialog bei Mehus l. c. p. 290.

dete, wuchs seine Persönlichkeit gleichsam zusammen. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von mehr als mäßiger Größe, von imponirendem Auftreten, obwohl er später ein wenig gebeugt ging, eine vollkräftige, markige Gestalt. Auch in den Gesichtszügen, zumal in den gewaltigen Kinnladen und Lippen, lag der Ausdruck männlicher Fülle. Sein Blick hatte etwas Finsteres und fast Zurückschreckendes, seine Rede war ernst, und langsam wie die eines Mannes, der gewohnt ist, sich zu bewachen. Doch brach durch Auge und Rede, wenn er sich dem vertrauten Umgange hingab, gar leicht die freundlichste Gutmüthigkeit durch. [1]) Ein humanes Wesen zeigte er auch in seinem Amte: es wird ihm besonders nachgerühmt, wie er sich gegen jeden Bürger freundlich und gefällig erwiesen. [2]) Er konnte für ein Muster von republicanischer Bürgertugend gelten, es lag etwas von der antiken Kalokagathie in dieser Strenge, dieser Unbescholtenheit, dieser Hingabe an das gemeine Beste. Schon daß während seiner dreißigjährigen Amtsführung das in ihn gesetzte Vertrauen nicht ein einziges Mal wankte, ist ein genügender Beweis seiner festen Redlichkeit, zumal wenn wir an das schnellbereite Mißtrauen denken, mit welchem Beamte einer vielbewegten Republik beobachtet werden. Ein ansehnliches Privatvermögen setzte ihn in den Stand, zehn Kinder mit Ehren aufziehen zu können. [3]) Nach seinem Tode untersuchte man die Hinterlassenschaft: es wurde gefunden, daß er weder ein Haus noch sonst ein Besitzthum hatte, das er nicht ererbt; die Baarschaft betrug nur vierzig Goldgulden. [4])

Salutato war in der That ein politischer Charakter. In ihm zuerst wurde die Weisheit des Alterthums fruchtbar für das Staatsleben. Wie nun früher gar oft der Kleriker zugleich der praktische Staatsverwalter gewesen war und die überlegene Bildung der Kirche in die Geschäftsführung getragen hatte, so geht seit Salutato diese Rolle ebenso oft auf Gelehrte und Humanisten über. Er adelte durch Bildung und Patriotismus das Amt, welches, da er es übernahm, das eines Notars und Kenners der Canceleiregeln war; vom Diener der Priori stieg er zum einflußreichen Staatsmann empor, und nun erhielt der Titel eines

[1]) Filippo Villani Vite etc. ed Mazzuchelli p. 28, auch in Rigacci's Ausgabe der Briefe P. I. p. XIII. Manetti bei Mehus l. c. p. 289.

[2]) Lucas de Scarparia in seinem gleichzeitigen Chronicon bei Rigacci l. c. p. XIV.

[3]) Manetti l. c. p. 288.

[4]) Nach dem Katalog der Priori in der Magliabechiana bei Rigacci l. c. p. XXI.

Staatscanzlers eine völlig andre Bedeutung. Ein hoher Sinn und musische Bildung ließen Salutato nicht in den Alltäglichkeiten des Geschäftslebens untergehen; weil ihn, wie er sich einmal ausdrückt, die Majestät des Vaterlandes hob, wußte er auch das Kleine und Gemeine zu besorgen und in großem Sinne zu fassen. Vielleicht schützte ihn gerade die Fülle der kleinen Dienstverrichtungen vor jener Alterthumsträumerei, die Petrarca noch als die Essenz antiker Staatsweisheit erschienen war. Der Freiheitsgedanke, der ihn beseelte, war kein unklarer und wüster, sondern er heftete sich ganz an die florentinische Vaterstadt und wurde durch die Geschicke derselben zur hellen Begeisterung angefacht.

Gleich die ersten Jahre seiner Amtsführung fielen mit jenem dreijährigen Kriege zusammen, der sich zwischen Florenz und Papst Gregor XI entsponnen. Es war ein zerrüttender Krieg, mit fremden Söldnern ausgefochten, nicht durch Schlachten ausgezeichnet, wohl aber durch Heimtücke und Verrath. Für die florentinische Republik handelte es sich um ein hohes Gut, um ihre Unabhängigkeit. Sie führte damals zwei Banner: das eine war das der Commune, auf dem andern prangte mit goldenen Buchstaben das goldene Wort der Freiheit. [1]) In ihrem Namen suchte die Republik auch die Städte des Kirchenstaates zu einem ghibellinischen Bunde zu vereinigen, der als "heilige Ligue", heilig eben im Namen der Freiheit, dem Herrn der Kirche den Gehorsam aufkündigte. [2]) Da gab es für den Staatscanzler viel zu thun: er führte für die regierenden Achtmänner den brieflichen Verkehr mit den Bundesstädten, den Söldnerhäuptlingen, den Parteigehülfen hier und dort. Die moralische Macht und die Macht der Ueberredung, die kein geringes Feld hatte, wo auf viele Köpfe und viele Sinne einzuwirken war, lag in seiner Feder. Ein Gedanke begeisterte ihn: „Das ist diese Stadt, das ist dieses Volk, welches sowohl bei sich die Tyrannenherrschaft verabscheut und ihr flucht, als auch immer bereit ist, die Freiheit der andern Städte nach Kräften zu vertheidigen. [3]) Auf der andern Seite hegte er gegen den Feind einen rechtschaffenen Haß;

---

[1]) S. Antonius Chronicon P. III. tit. XXII cap. 9. § 1.

[2]) Vergl. Papencordt Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, herausgeg. von Höfler. Paderborn, 1857. S. 438, wo die Sachlage sich freilich von der römischen Seite her anders ausnimmt als von der florentinischen.

[3]) Aus seinem Briefe an Franc. Guinigi, den lucchesischen Gesandten, bei Corniani i Secoli della Letteratura Italiana T. I (Milano, 1832) p. 107.

er hatte ihn als Diener der avenionensischen Curie eingesogen. Wie ihre Machinationen durch Aufhetzung der Volksparteien im Kirchenstaate vergolten wurden, so trat der Staatscanzler ihren drohenden und fluchenden Censuren mit der Kraft und Schärfe des Wortes entgegen. Zwar wahrt er die Ehre der Republik gegen den Vorwurf, als streite sie gegen die heilige Kirche; sie will, sagt er, nur ihre Freiheit schützen und das fremde Volk verjagen, welches der Papst zum Unheil Italiens ins Land gerufen. Aber er scheut auch nicht vor den Worten der bittersten Wahrheit zurück, die zwischen ihm und dem Papstthum eine ewige Scheidewand bauen mußten. Mit der Kirche, heißt es in einem seiner Briefe, ist kein dauerhafter Friede zu denken; „denn ihr Haupt kann, ja ich sage es mit aller Ehrfurcht, es pflegt aus der Fülle seiner Macht Bünde zu brechen, Verträge zu vernichten, von Eiden zu lösen u. s. w." Der Papst vertraut wohl auf die innere Uneinigkeit, auf den Bürgerzwist in Florenz; aber je dringender die Gefahr ist, desto mehr wird wahrlich dieser Zwist aufhören, alle Florentiner werden gegen den Feind ein Leib und eine Seele sein.[1]) — „Wir wissen, daß die Kirche viel vermag. Wir glauben, daß der Papst viel auf Rache sinnt und auf die Verwüstung Italiens. Aber der Herr vernichtet die Rathschläge der Ungerechtigkeit und wendet sie auf die Häupter derer, von denen sie ausgegangen. — Uns aber ist eine umstrittene Freiheit theurer als müßige Knechtschaft. Mag der Feind drohen, reicher und vielleicht mächtiger: wir werden der Macht die Macht entgegensetzen und zeigen, daß die Freiheit der Florentiner wohl feindlich bedroht, aber nicht so leicht überwunden werden kann. Und endlich wird das Alles, da es über die Kräfte der Menschen hinausgeht, in den Händen Gottes sein. Er wird über die Sache seines Volkes richten und in seiner Barmherzigkeit uns und unsern Nachkommen die Freiheit schützen."[2])

Ein solcher Sinn, der in der That Zeugniß ablegt, „daß die alte Kraft in italischen Herzen noch nimmer erstorben", tritt nicht etwa nur in einzelnen Stellen der Briefe Salutato's, gleich den hier ausgehobenen, hervor, er durchbebt sie insgesammt als ein gewaltiger Pulsschlag. Als die gallischen Cardinäle von dem italischen Papste Urban VI abfielen und Clemens VII, einen Franzosen, mit der dreifachen Tiara schmück-

---

[1]) Epist. II, 2. ed Rigacci.

[2]) Epist. I, 78.

ten, als das große Schisma begann (1378), da tritt wiederum Salutato mit einer patriotischen Kampfschrift auf, die aus grollendem Herzen und von einem scharfen Denker geschrieben, abgefaßt ferner im Namen einer mächtigen Republik, ebenso weit die petrarchischen Declamationen wie die mönchischen Zeterschriften hinter sich läßt. [1]) Das schnöde Spiel, das mit dem Heiligen getrieben wird, hat seinen energischen Haß genährt. Und so finden wir es in der Ordnung, wenn er demselben nicht nur in seiner Eigenschaft als Staatscanzler, sondern überall Luft macht, wo er auf die Curie zu sprechen kommt. Dann liegen ihm Zorn und Spott wie in der Feder. Es ist nicht ein zufälliger Scherz, wenn er zum Beispiel seinen jungen Schützling Lionardo Bruni, der nach Rom gegangen war, um eine Anstellung in der Cancelei zu suchen, ironisch „Ehrwürdiger Vater in Christo" anredet, [2]) es ist auch das eine Wallung des Ghibellinenblutes in seinen Adern. Er konnte nicht wie Petrarca über das Verderben der Kirche winseln und jedem Prälaten einzeln die Hand drücken, sein Charakter war einmal ein ganzer und aus einem Stücke derben Holzes geschnitten.

Der Schwerpunct seiner literarischen Wirksamkeit liegt gleichfalls in den amtlichen und halbamtlichen Briefen, die von seiner Cancelei aus über Italien und jenseits der Alpen versendet wurden. Man las und copirte sie, staunend über die neue Weise, das politische Geschäft mit dem Glanze tullianischer Beredtsamkeit auszustatten. [3]) Sie wurden bald für den Verkehr der italienischen Staaten das, was vorher und bei andern Nationen die Formelbücher waren, sie wurden die Vorbilder eines neuen, mit Redeblumen und philosophischen Sentenzen

[1]) Epist. I, 9. an die gallischen Cardinäle gerichtet; in ähnlichem Sinne I, 10. an Cardinal Corsini und I, 51. an den Markgrafen Jobocus von Brandenburg und Mähren.

[2]) Epist. I, 1.

[3]) Lucas de Scarparia l. s. c. Manetti ap. Mehus l. c. p. 288: epistolas privatas et publicas paene infinitas ita egregie dictavit, ut in hoc epistolarum genere solus consensu omnium regnare diceretur. Die Ausgabe auserlesener Briefe von Rigacci ist bereits genannt. Die von Mehus besorgte, welche gleichfalls zu Florenz 1741 erschien, scheint in Folge der Bemühungen des Verlegers Rigacci, der sich mit Mehus überwarf, höchst selten geworden zu sein. Sie war auf fünf Bände berechnet, von welchen indeß nur der erste, 31 Briefe enthaltend, erschienen ist. Vergl. Mazzuchelli zu Villani Vite etc. p. 23. not. 7. Kleinere Serien von Briefen finden sich bei Pez Thesaurus Anecd. noviss. T. V. P. III, in Baluzii Miscell. Lib. IV. p. 510. 511. 516. und in den Epistolae Principum etc. (ed. ab. Hier. Donzelino) Venet., 1574. p. 208.

aufgeputzten Canceleistils. Die Form der Diplomatie ward überhaupt eine andre. Den Gesandtenverkehr ersetzte immer öfter der schriftliche, und in diesem wurde neben dem eleganten Stil die florentinische Höflichkeit Mode. Gelehrte und in der Stilistik gewandte Staatscanzler erscheinen seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts für die Republiken und Dynasten Italiens als ein entschiedenes Bedürfniß. So fanden denn ausgezeichnete Humanisten auch in Venedig, Genua und Siena, in Neapel und Mailand, ja an der römischen Curie amtliche Lebensstellung und oft reichlichen Lohn, eine Entschädigung für ihr wandelbares Schicksal an den Universitäten. Und daß für den literarischen Ehrgeiz auch politische Wirkungskreise sich eröffneten, ist für die Literatur wie für die Politik von unberechenbarem Einfluß gewesen.

Freilich ist die Kunst der Ueberredung immer zugleich die der Täuschung und dessen war sich auch Salutato wohl bewußt. „Was ist wirksamer, um zu täuschen, als eine wohlgesetzte und ausgeschmückte Süßigkeit? Was ist angenehmer und gefälliger als eine nach allen Seiten entsprechende und gefeilte Redeweise? Was zieht den menschlichen Geist mehr mit sich, bewegt und überwindet ihn mehr als eine süße und kunstreiche Darstellung?“ [1]) Indeß ist Salutato so wenig als hundert Jahre später sein Amtsnachfolger Macchiavelli der Vater der Lügenpolitik gewesen. Nur hatte ersterer den Vortheil, daß das System, mit zierlichen Worten zu täuschen, noch neu, daß die „Würde der Eloquenz, die Schwere der Sentenzen und die Majestät des Stils“, die man an seinen Briefen bewunderte, noch wenig erprobt und darum von stärkerer Wirkung waren. Man wiederholte sich gern einen Ausspruch, der Giangaleazzo Visconti, dem Tyrannen von Mailand, zugeschrieben wurde: Salutato habe ihm durch seine Schriften mehr geschadet als tausend florentinische Reiter. [2])

Die Republik ehrte das Verdienst des großen Staatscanzlers in der angemessensten Weise. Am 4. Mai 1406 war er gestorben; obwohl ein Greis von 76 Jahren, hatte er doch bis zu den letzten Tagen seinem Amte mit voller Kraft vorgestanden. Die Leiche wurde am folgenden Tage auf dem öffentlichen Platze degli Peruzzi zur Schau niedergesetzt. Die höchsten Beamten der Stadt, die Priori und der

---

[1]) Bei Pez l. c. p. 80.

[2]) Ich finde dieses Wort zuerst bei Aeneas Sylvius Europa cap. 54; Pii II. Comment. p. 50.

Gonfaloniere della giustizia umstanden sie, dann die Doctoren der Hochschule, bürgerliche und gelehrte Notabilitäten, und die Menge des Volks. Viviano Neri de' Franchi, Notar der Riformagioni, also ein College des Verstorbenen, trat hervor, hielt eine ehrende Rede und krönte dann nach dem Beschlusse der Priori und des Gonfaloniere das Haupt des Todten mit dem Dichterlorbeer. Die Banner und Zeichen der Commune und der einzelnen Zünfte wurden über ihn gesenkt. Man setzte den Sarkophag in S. Liparata [1]) bei und errichtete dem Andenken des Canzlers hier auf Kosten der Commune ein Marmordenkmal. Den Bürgern ward befohlen, ihn hinfort nicht anders als Coluccio Poeta zu nennen, und sie, sagt ein Berichterstatter, waren der Meinung, daß er diese Ehre verdient. [2]).

Die literarische Thätigkeit Salutato's außerhalb der Staatscancelei erscheint nur, mit der politischen verglichen, minder bedeutend, würde sonst aber an sich genügen, unsern Blick auf ihn zu lenken. Leider nur liegt von den Zeugnissen derselben fast nichts vor als die Berichte Andrer. Er hat Eclogen und Elegien gedichtet, auch ein Epos, welches den Krieg des Königs Pyrrhos von Epeiros gegen die Römer behandelte, wohl Fabricius zum Helden hatte und handgreiflich durch Petrarca's Scipiade angeregt war. Ferner schrieb er philosophische Tractate über die Arbeiten des Hercules (mit allegorischen Deutungen), de verecundia und de fato, de religione et fuga seculi und ähnliche Dinge, die wiederum schon in ihrem Titel Petrarca als Vorbild zu erkennen geben. [3]) Auch ihn schmerzte es, wenn er die classischen Werke durch die Unwissenheit und Nachlässigkeit der Abschreiber verstümmelt sah, er verglich verschiedene Exemplare von Seneca's und Augustinus' Schriften miteinander und verbesserte den Text. Er begann Kritik zu üben und suchte zum Beispiel zu erweisen, daß der Philosoph Seneca unmöglich der Verfasser der ihm zugeschriebenen Tragödien sein könne. [4])

Auch im Umgange mit den jüngeren Schöngeistern, die unter seiner Protection heranwuchsen, zeigte Salutato die biedre Derbheit seines

---

[1]) Damals der Volksausdruck für die bekannte Kathedrale S. Maria del Fiore.

[2]) Nach dem Priorista (Priorenverzeichniß) jenes Viviano (Giovіano) Neri und dem Chronicon des Lucas de Scarparia bei Rigacci l. c. p. XIV. XV. XXI.

[3]) Ein Verzeichniß seiner Werke bei Rigacci p. XXXIV.

[4]) Epist. II, 41. ed. Rigacci.

Wesens. Es war ihm unmöglich, die Leichtfertigkeiten und Eitelkeiten dieses jüngeren Geschlechts hingehen zu lassen. Den jungen Poggio, der in Florenz ärmlich gelebt und dann an der Curie ein gutes Unterkommen gefunden, ermahnte er, dasselbe ja nicht seinen Verdiensten und Talenten, sondern nächst der Gnade Gottes der Fürsprache eines gewissen Prälaten zuzuschreiben; ein andermal warnt er ihn, die Schmähungen und Zänkereien zu meiden, nicht über Alles unberufen mitzuschwatzen. [1]) Wenn wir diesen Poggio näher kennen gelernt haben, wird sich zeigen, daß solche Ermahnungen ihm durchaus nicht überflüssig waren, und nun ist Salutato der einzige Mensch, von welchem er dergleichen geduldig hingenommen hat. Lionardo Bruni, der Salutato Alles verdankte und einst in ähnlicher Weise von ihm zurechtgewiesen wurde, benahm sich in der ersten Wallung des Stolzes ein wenig ungezogen gegen den Wohlthäter, aber er hat es in der Folge ehrlich bereut. [2]) Es liegt etwas Rührendes in dem Andenken, in welchem der alte Staatscanzler bei solchen Jüngern stand, und wenn sie ihn den Erzvätern des Humanismus als ein würdiges Glied anzureihen pflegten, so tragen auch wir kein Bedenken, ihm einen solchen Rang unter den Ersten seiner Zeit zuzuerkennen.

Florenz, das seinen Dante ausgestoßen, hat diese Schuld reichlich gesühnt. Seit Boccaccio und Salutato, Jahrhunderte hindurch ist es die Metropole der neuen Bildung geblieben, und ein auffallend großer Theil ihrer Vertreter stammte aus tuscischem Blute.

In Vielen wohl mochte durch den Vorgang jener großen Männer die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter der römischen Literatur recht rege geworden sein. Uns dagegen erscheinen im Verhältniß zu dem Feuer, mit welchem man sich den neuen Studien widmete, die Fortschritte doch mäßig, die Ausbreitung langsam. Es bedurfte eines Jahrhunderts zu dem, was bei uns ohne Zweifel ein Jahrzehent leisten würde. Die Mittel des Lernens und der Mittheilung waren allzu gering und dürftig. Wer nicht große Kosten auf die Anschaffung von Büchern verwenden konnte oder in dem günstigen Falle war, von einem liberalen Bücherbesitzer leihen zu können, mußte sich vielleicht mit einem Virgilius und wenigen Schriften Cicero's begnügen und konnte nur sehr allmählig durch eigenhändiges Abschreiben seine Schätze vermehren.

---

[1]) Epist. I. 6. 76.

[2]) Leon. Bruni epist. I. 10. X, 5. recens. Mehus.

Die alten Compendien der Grammatik und Rhetorik waren unbrauchbar geworden, neue noch nicht vorhanden; immer wiederholte Lectüre, Auswendiglernen, nachahmende Uebungen mußten den systematischen Unterricht ersetzen und ersetzten ihn natürlich nur sehr unvollkommen. Der Kreis der Freunde, den Petrarca, Boccaccio und Salutato um sich schufen, war ein sehr großer, aber immer noch klein im Verhältniß zu den Hunderten und Tausenden, die so gern lernen wollten und sich doch auf jedem Schritte des Studiums gehemmt sahen. Ehe die Buchdruckerei mit beweglichen Lettern der Wissenschaft Flügel gab, bedurfte es, ihren Lauf zu beschleunigen, andrer Hebel.

So folgte denn auf die Männer der Wiedererweckung eine zweite Generation, die der herumziehenden Lehrer, der wandernden Schulen. In ähnlicher Weise war auch der Gründung der italischen Hochschulen ein Wanderthum der Lehrer und Schüler vorausgegangen und ganz wie damals waren es auch jetzt vorzüglich die Grammatiker und Rhetoren, die als Privatlehrer von Stadt zu Stadt zogen.[1] Ludi litterarii, der classische Ausdruck, blieb der übliche. Nun fanden sich zu den Füßen gefeierter Lehrer Jung und Alt, Vornehm und Gering, Landsleute und Fremde in buntester Mischung ein, und wie die Lehrer von einer Katheder zur andern zogen, reisten oft auch die Schüler umher, um hier den feinen Stil, dort die Auslegung eines Autors, hier die antike Moral, dort die Elemente des Griechischen zu lernen. Durch mannigfaltigen Unterricht, durch Bewegung und Reibung wurden die bildenden Kräfte vervielfacht und ein immer regeres und vielseitigeres Interesse geweckt.

Der erste der Wanderlehrer ging unmittelbar von Petrarca aus. Bei diesem lebte drei Jahre lang als ein armer Jüngling Giovanni Malpaghino, gewöhnlich nach seiner Geburtsstadt Ravenna beibenannt. Zunächst empfahlen ihn ein glückliches Gedächtniß, welches die zwölf Eclogen Petrarca's zu des Meisters Erstaunen in eilf Tagen auswendig lernte, eine ungewöhnliche Solidität in jeder Arbeit und eine schöne Handschrift. Er war ganz geeignet, Petrarca's Werke sorgfältig und zierlich zu copiren und scheint sich anfangs diesem Geschäft mit großem Eifer gewidmet zu haben. Er war es, der die unübersehbare Menge der familiären Briefe Petrarca's, an deren Ordnung dieser selbst fast

[1]) cf. Wilh. Giesebrecht de litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Berolini, 1845. p. 15 sq.

verzweifeln wollte, in ein sauber gefertigtes Volumen zusammenbrachte. Petrarca hatte an ihm den brauchbarsten Diener, dieser aber wuchs unterdeß selber zum Gelehrten heran. Es regte sich in ihm ein unruhiger, treibender Geist. Er wurde es müde, nichts mehr als ein bloßer Schreiber zu sein; ihm stockte das Blut, da er in den rüstigsten Jahren die Lebensweise des stillen Greises theilen sollte. Er richtete seinen Geist auf Byzanz und die griechische Sprache, wollte sein Glück und seinen Ruhm auf eigene Hand begründen. Mit dieser Forderung trat er endlich vor den Meister, gab auf dessen altväterische Mahnungen trotzige Antwort und verließ ihn stürmischen Sinnes. Wohl fühlte er in sich eine Kraft, die ihn zu höheren Zwecken berief. Petrarca aber behandelte ihn immer als werdenden Schüler und verwies ihn auf zukünftige Leistungen von höherer Reife. Wir wissen ja, wie er gewohnt war, in jedem Talente nur einen Trabanten des seinigen zu sehen, wie er nicht begriff, daß man seiner Zucht entwachsen könne. So sollte sich auch der junge Giovanni selig preisen, in seinem Dienste, unter seinen Augen und durch sein erhabenes Vorbild geleitet, zum Philosophen zu werden. Als er sich endlich losgerissen, sah Petrarca in ihm nur einen unstäten Jüngling, einen ruhelosen Landstreicher, obwohl er ihm seine väterliche Gunst nicht völlig entzog. Freilich hatte er die Genugthuung, daß Geldnoth, Gefahren und Elend den jungen Ravennaten beschämt vor die Augen seines Herrn zurückführten. Aber die Aussöhnung dauerte nicht lange: von Neuem und besser ausgerüstet zog Giovanni davon, um hier und dort in Italien das Leben und die Menschen zu sehen, um als Lehrer zu verkünden, was er in stillen, einsamen Stunden gelernt.[1])

Eine Zeit lang war er Canzler am Hofe von Carrara, in dieser Stellung soll er Tractate „über seinen Eintritt in den Hofdienst" und „über das Glück bei Hofe" geschrieben haben[2]), ohne Zweifel, um seinem Unbehagen über die gebundene Stellung Luft zu machen. Sein Beruf war umherzuziehen und Samen auszustreuen, die Frucht konnte er nirgend abwarten. In Padua, Florenz, Venedig und wohl noch in

[1]) Petrarca epist. rer. senil. V, 6. 7. XI, 8. 9. an Giovanni da Certaldo (Boccaccio). Mehus Vita Ambr. Travers p. 349. Von der Länge des Aufenthaltes Giovanni's bei Petrarca sagt Salutatus epist. ad Carolum de Malatestis bei Mehus l. c. p. 351. wohl irrthümlich: trilustris permansit.

[2]) Tiraboschi T. V. p. 957. Wohl während des Aufenthaltes in Carrara schrieb Petrarca an ihn die epist. rer. senil. XIV, 14, adressirt: Vago cuidam.

mancher andern Stadt hat er seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, Cicero und die römischen Dichter erklärt. Wie aus dem trojanischen Pferde — so drückte sich ein Jahrhundert später, den Erfolg überschauend, der Literarhistoriker Rafaele Maffei da Volterra aus [1]) — so ging aus der Schule des Giovanni da Ravenna eine Schaar ausgezeichneter Männer hervor, die dann wieder in Schulen und durch ihre Studien die Welt mit Bildung erfüllten. Was er geschrieben, verdient keine Erwähnung; schon nach einigen Jahrzehnten wußte man von seinen Schriften nichts mehr. Er kam wohl nicht hinaus über das Talent der Nachahmung und Nachbildung, vor dessen einseitiger Verfolgung schon Petrarca ihn gewarnt. Aber „wie durch eine Gnade Gottes", sagt einer seiner Schüler, Lionardo Bruni, wußte er seine Zuhörer zum Betriebe der schönen Wissenschaften und zur Nachahmung Cicero's zu entflammen. [2]) In Venedig war Francesco Barbaro sein bester Schüler, in Florenz, um nur diejenigen zu nennen, die uns nachher als Größen der Literatur wieder entgegentreten werden, Palla degli Strozzi, Giacomo d'Angelo da Scarparia und Roberto de' Rossi, alle drei dem reichsten Adel angehörig, Carlo Marsuppini, Lionardo Bruni und Poggio Bracciolini, drei gefeierte Namen, die später in der Staatscanzlerwürde glänzten, Guarino da Verona und Vittorino da Feltre, die beiden namhaftesten Ludimagistri der folgenden Periode, Ambrogio Traversari, Ognibene da Vicenza, Pier-Paolo Vergerio. [3])

Um einige Jahrzehnte später trat Gasparino da Barzizza in dieselbe Laufbahn. Sein Zuname ist der des Fleckens, in dem er geboren; da derselbe im Gebiete von Bergamo lag, bezeichnete man auch den Mann nicht selten als Bergomas. Er lehrte eine Reihe von Jahren zu Padua und Venedig, wo viele edle Venetianer, darunter wieder Francesco Barbaro, aber auch Fremde wie Antonio Beccadelli seine Schüler waren. [4]) Durch den glänzenden Erfolg ermuthigt, wäre er gern weiter umhergezogen, wenn ihm nicht Filippo Maria von Mailand 1418 als seinem Unterthanen geboten hätte, sich nach Mailand

---

[1]) Rafael Volaterranus Comment. urban. Lib. XXI.

[2]) cf. Blondus Italia illustr. p. 346. 347.

[3]) Meiners über das Leben und die Verdienste des Johann von Ravenna in den „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften" Bd. I (Zürich, 1795).

[4]) Francisci Barbari Epistolae (ed Card. Quirino) Brixiae, 1743. epist. 118.

zu übersiedeln und hier eine Schule zu begründen. So werden wir ihn denn unter den viscontischen Hofgelehrten wiederfinden.[1] Er hat ein eigenthümliches Verdienst um die feinere Epistolographie, die er streng nach dem Vorbilde der Briefe Cicero's in seiner Schule lehrte und in ein förmliches System brachte. Salutato hatte jenem römischen Muster nur die philosophirende Weise und die Höflichkeitsformen abgelernt; im Uebrigen schrieb er noch schwülstig und gesucht. Jetzt sollte der Brief mit genialischer Nachlässigkeit hingeworfen erscheinen, man sollte schreiben, wie man sich lebhaft unterhält, so daß der Wortstrom leicht und elegant hinfließe. Bruni und Poggio erreichten die Meisterschaft in dieser Gattung. An Gasparino selbst aber wußte man zu tadeln, daß seine Redeweise zwar zierlich, aber nicht kräftig und eindringlich sei.

Zur Zeit Bonifacius' IX erschien der Byzantiner Manuel Chrysoloras in Italien und zwar zuerst in Venedig. In seiner Begleitung war Demetrios Kydonios, und auf beide richtete man sofort von Florenz das Auge, um vermittels eingeborener und gebildeter Griechen sich den Schätzen der hellenischen Literatur zu nähern. Zwei edle Florentiner, Giacomo d'Angelo da Scarparia und Roberto de' Rossi, eilten nach Venedig, beide voll begeisterter Lernbegier. Giacomo ging dann mit den heimreisenden Gesandten nach Konstantinopel, Rossi kehrte nach Florenz zurück, nachdem er, wie es scheint, mit Chrysoloras schon vorläufig unterhandelt und sich in die Elemente der griechischen Sprache hatte einweihen lassen. Die beiden Griechen sollten im Namen des paläologischen Kaisers die Hülfe der abendländischen Völker gegen die Türken erbitten. Ihre Sendung war als eine politische ohne Erfolg, sie fanden die Fürsten gleichgültig, die republicanischen Signorien vorsichtig und engherzig. Desto glänzender aber glückte ihre literarische Mission, die ihnen ihr Kaiser nicht aufgetragen. Chrysoloras war seit langer Zeit der erste wahrhaft gelehrte Grieche, der sich im Abendlande sehen ließ, der zugleich ein grammatisches Fundament legen, die Classiker der Hellenen interpretiren und sich auch in lateinischer Sprache verständlich machen konnte. Er war ferner bereits ein Mann von

[1] Blondus l. s. c. Barth. Facii de viris illustribus Liber ed. Laur. Mehus. Florentiae, 1745. p. 28. — Sein Leben von Jos. Alex. Furiettus vor dessen Ausgabe von Gasparini Barzizii Bergomatis et Guiniforti filii Opera. Romae, 1723.

Ruf. Guarino von Verona hatte schon als Jüngling fünf Jahre in Konstantinopel zugebracht, um unter seiner Leitung die griechische Sprache zu studiren.[1]) Jetzt verkündete Rossi seinen Ruhm und erweckte unter den edelsten Geistern der Stadt ein dringendes Verlangen, den gelehrten Griechen für Florenz zu gewinnen. Am eifrigsten zeigte sich Salutato: obwohl ein Mann von 65 Jahren, fühlte er dennoch bei dem Gedanken, sich jetzt der griechischen Sprache und Weisheit bemächtigen zu können, das rasche Blut der Jünglingsjahre wieder in seinen Adern. Er gedachte Cato's, der ja auch noch im höheren Alter Griechisch gelernt. Auch erheiterte ihn die Vorstellung, wie er den Lehrer fragen und quälen wolle, wie seine erwachsenen Mitschüler lachen würden, wenn sie den gravitätischen Staatscanzler griechische Sylben stammeln und stottern hörten. Er trug einem jüngeren Freunde, jenem Giacomo da Scarparia, der zur Erlernung des Griechischen nach Byzanz reiste, auf, nicht anders als mit griechischen Büchern beladen heimzukehren: er möge alle Geschichtschreiber, vor andern den Plutarchos, alle Dichter, zumal aber einen mit deutlichen Buchstaben auf Pergament geschriebenen Homeros aufkaufen und auch Vocabularien nicht vergessen.[2])

Neben Salutato, der indeß selbst die Frucht seiner Bemühungen nicht mehr geerndtet hat, waren besonders Palla Strozzi und Niccolo Niccoli für die Berufung des Chrysoloras thätig. Im Jahre 1396 erging an diesen von Staatswegen die Einladung. Man bewilligte ihm als Lehrer der griechischen Sprache ein Jahresgehalt von 150 Goldgulden, welches später auf 250 vermehrt wurde. Und welche Schüler sah er nun täglich zu seinen Füßen sitzen! Es waren fast alle Zuhörer des Giovanni da Ravenna, die nun unter seiner Leitung das Griechische von den Elementen an lernten, Palla Strozzi und der schon bejahrte Roberto de' Rossi als Vertreter des florentinischen Adels voran, der achtzehnjährige Poggio, Lionardo Bruni, Giannozzo Manetti, Carlo Marsuppini, wohl auch Ambrogio Traversari als die fähigsten Schüler. Bruni studirte seit vier Jahren das bürgerliche Recht, aber längst hatte ihn auch die neue Weise der Stilistik und Rhetorik angezogen. Die Ankunft des Byzantiners führte ihn auf den Scheideweg. Er

[1]) Maffei Verona illustrata P. II. p. 133. Dagegen läßt ihn Vespasiano (Guarino Veronese § 1) einfach mit den Andern in Florenz des Chrysoloras Schüler sein.

[2]) Mehus Vita Ambr. Travers. p. 356, besonders Salutato's Brief an Giacomo ibid. p. 358.

sprach zu sich: Nun wäre es dir möglich, den Homer, den Platon, den Demosthenes und alle die Dichter, Philosophen und Redner kennen zu lernen, von denen so viel Wunderbares erzählt wird. Solltest du es jetzt an dir fehlen lassen? Seit siebenhundert Jahren hat niemand in Italien Griechisch verstanden und doch bekennen wir, daß alle Wissenschaft von diesem Volke ausgegangen ist. Der Doctoren des bürgerlichen Rechtes giebt es genug, das kannst du immer noch lernen. Aber hier ist nun ein Lehrer des Griechischen, er ist der einzige! — Der Entschluß war gefaßt: zwei Jahre lang hörte Bruni den gelehrten Griechen; was er am Tage gelernt, sagt er, sei ihm während des nächtlichen Schlafes immer noch im Kopfe herumgegangen. [1]) Dies ein Bild des Eifers, der seitdem für die griechische Sprache entflammte. In wenigen Jahrzehnten stand es so, daß auch ein tüchtiger Latinist, wenn er nicht zugleich Griechisch verstand, nur als halbgelehrt angesehen wurde. [2]) Auch nach Rom kam Chrysoloras und eröffnete hier eine Schule, wie er zu Florenz, Padua, Mailand und Venedig gethan. Nach einigen Jahren, die er in seiner Heimath verlebt, erschien er wieder in Italien, zog mit dem Cardinal Zabarella nach Costnitz, starb aber hier schon am 15. April 1415, lange bevor die griechische Gesandtschaft ankam, welcher er als Vermittler dienen sollte. Man setzte seine Leiche bei den Dominicanern bei und einer seiner Schüler, Pier-Paolo Vergerio, widmete ihr eine einfache Grabschrift; ein andrer, der Dichter Cenci, hielt ihm die Leichenrede. [3])

Sein Ruf und die Achtung der Zeitgenossen bewährten sich immer mehr und seine vielen Schüler sprachen stets mit hoher Anerkennung von ihm, obwohl ihn das jüngere Geschlecht an stilistischer Eleganz sehr bald überholt zu haben meinte. [4]) Noch vierzig Jahre nach seinem

---

[1]) Leonardi Aretini Rerum suo tempore in Italia gestarum Commentarius ap. Muratori Scriptt. T. XIX. p. 920.

[2]) cf. Franc. Barbari epist. 127. edit. cit.

[3]) Poggius Orat. in funere Nic. Nicoli (Opp. p. 272). Vespasiano: Palla di Nofri Strozzi § 1. Blondus l. c. Raphael Volaterr. l. c. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 348—364. v. Wessenberg, die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrh. Bd. II. S. 111. Ueber das Leben und die Schriften des Chrysoloras Humphr. Hodius de Graecis illustribus linguae Graecae literarumque humaniorum instauratoribus Libri duo. Londini, 1742. Lib. I. cap. 2. F. Jacobs in der Allg. Encyklopädie der Wiss. und Künste s. v. Chrysoloras (Th. XXI. Nachträge).

[4]) cf. Leonardi Bruni epist. IV, 1. ed. Mehus.

Tode faßte sein eifrigster Schüler Guarino [1]), damals ein Greis von 83 Jahren, den Gedanken, „dem weisesten und göttlichen Philosophen seines Zeitalters, seinem süßesten Lehrer", der sich um die Aussaat der schönen Wissenschaften in Italien ein unsterbliches Verdienst erworben, ein literarisches Denkmal zu setzen. Er sammelte die zerstreuten Briefe des Chrysoloras in einen Band und ging Poggio, den einzigen, der außer ihm von jener „alten Schule" noch übrig war, mit der Bitte an, zu jenem Denkmal beizusteuern. [2]) Selbst im Zeitalter Leo's X, als die griechische Bildung begann der lateinischen fast gleichzukommen, bestand noch ein gutes Andenken an den ersten würdigen Lehrer der griechischen Sprache.

Nur von den ersten Schulen, die das Beispiel gaben, sollte hier die Rede sein, nur von den ersten Lehrern, die mit der Fackel des humanistischen Studiums umherziehend, das Licht in hundert Herzen entzündeten. Wie sich nach dem feurigen Anfange erwarten ließ, fanden sich bald unter den Schülern jener Männer nicht wenige, die nach ihrem Beispiele Schulen aufthaten, der Griechen kamen immer mehr und bald zu viele nach Italien herüber, junge Humanisten Italiens machten eine Lehrzeit in Konstantinopel durch, um dann wieder ihren Landsleuten die erworbene Kenntniß des Griechischen und neue Monumente der Literatur zurückzubringen.

Mit dem fünfzehnten Jahrhundert beginnt in Italien ein so reges literarisches Leben, wie es unsre Zeit etwa auf dem industriellen Gebiete beobachtet. Das Signal, welches Petrarca gegeben, findet hundert- und tausendfachen Wiederhall. In allen Winkeln stöbert man nach alten Codices, bald auch im Auslande, man vergleicht und verbessert, man copirt und verbreitet sie. Der stille Gelehrte arbeitet nicht mehr in einsamer Zelle, er tritt mit seinen Entdeckungen und Schöpfungen alsbald auf einen offenen literarischen Markt. Es werden Lehrstühle begründet, welche die Aufhellung des Alterthums und seiner beiden classischen Sprachen als selbstständigen Zweck verfolgen. In den Freistaaten und an den Höfen steigen die Humanisten als angesehene Männer empor und finden aufmunternden Lohn. Sie sind die gefeierten

---

[1]) Vergl. seine begeisterten Briefe über Chrysoloras bei Hodius p. 44—61.

[2]) Guarino's Brief v. 26. Mai 1455 und Poggio's Antwort im Spicilegium Romanum T. X. p. 353. Epist. 81. 82. Zugleich widerlegt hier Poggio die damals wie noch jetzt vielverbreitete Notiz, als habe auch er neben Cenci dem Chrysoloras zu Costnitz eine Leichenrede gehalten oder geschrieben.

Helden des Zeitalters. Sie leben unter sich in einer vielverzweigten Gesellschaft, einer Gelehrtenrepublik, in welche Talent und Fleiß den Zutritt eröffnen. Ein neuer Stand bildet sich, fern von aller kastenhaften Beschränkung, frei und unabhängig gestellt und dennoch geschätzt und gesucht von den Vornehmen der Welt. Im Alterthum wurzelt dieser Männer Dichten und Denken: seine Schriftwerke, seine Medaillen, Statuen und Gemmen werden gesammelt und wie heilig verehrt, seine Paläste, Tempel, Cirkus und Grabdenkmale fangen an zu reden und zu zeugen.

Als die Begeisterung entzündet und der erste Anlauf genommen war, regte sich, wie in Petrarca, zunächst der Wunsch, von den Resten des Alterthums zu retten, was noch zu retten war. Man sprach gern vom Roste der Zeit, der auf seinen Denkmalen liege und nun endlich weggeräumt werden müsse. Bücher, die in den Klöstern aufbewahrt wurden und gar außerhalb Italiens, schienen durch die Barbarei ihrer Hüter dem sichern Untergange geweiht; sie mußten entführt oder durch Abschriften erhalten werden. Mochte auch die Besorgniß und der Eifer der Suchenden die Gefahr ein wenig übertreiben, so leitete sie doch im Ganzen ein richtiger Instinct: erst die Erfahrung, daß bereits manches unschätzbare Werk der römischen Literatur verloren war, konnte lehren, daß man eilig und ängstlich suchen müsse. Boccaccio erzählte gern, was ihm bei den Benedictinern zu Monte Cassino begegnet. Neugierig, ihre alte Bibliothek zu sehen, bat er einen der Mönche, sie ihm zu öffnen. Der wies ihn trocken nach einer steilen Treppe: Steige nur hinauf, sie ist offen! In der That war das Bücherzimmer weder durch Schlösser noch durch Thüren irgendwie geschützt. Als Boccaccio einige der Codices prüfend öffnet, findet er, daß hier die Ränder abgeschnitten sind, dort ganze Lagen fehlen, Verstümmelungen aller Art. Weinend vor Unwillen steigt er hinab und fragt einen Mönch, der ihm gerade entgegentritt, warum man diese herrlichen Schätze so schmählich behandle. Ein paar seiner Brüder hätten, antwortet dieser, um zwei bis fünf Solidi zu verdienen, das ausgerissene und abgeschnittene Pergament zu Psaltern und Breven verwendet, die dann an Kinder und Frauen verkauft würden.[1]) Geschah das in diesem Mutterhause der Gelehrsamkeit, was war von andern zu erwarten?

---

[1]) Benvenuti Imolensis Comment. in Dantis Comoed. ap. Muratori Antiq. Ital. T. I, p. 1296.

Gerade jene Jünglinge und Männer, die in Florenz vor Giovanni's da Ravenna und Chrysoloras' Lehrstuhl gesessen, führten mit unermüdlichem Eifer das Geschäft des Suchens fort und genossen den Triumph des Findens. Die Schätze, die Italien barg, waren bald ans Licht gefördert. Für die Durchforschung andrer Länder hat das costnitzer Concil Epoche gemacht, wie denn überhaupt der Einfluß der beiden großen Kirchenversammlungen auf den Contact der Nationen nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Nicht selten waren auch die Legaten und Nuntien der Curie, Visitatoren geistlichen und mönchischen Standes gleichzeitig literarische Emissäre. Einige von ihnen, wie die Cardinäle Branda und Cesarini, besaßen genügende Bildung, um selbst in den Klosterbibliotheken Deutschlands nach den Werken des Alterthums zu forschen; andre zählten humanistische Secretäre zu ihrer geistlichen Familie. Unvermuthet sandte der Cardinal von Pisa aus dem fernen Spanien den Pompejus Trogus, das heißt den Auszug aus diesem Autor, wie wir ihn noch besitzen und Justinus zuschreiben.[1] Zur Zeit des basler Concils trieben Legaten wie Cesarini und Albergati das Büchergeschäft neben dem politischen und kirchlichen.

Poggio Bracciolini hat auf diesem Felde seinen schönsten Lorbeer errungen. Er war als päpstlicher Secretär nach Costnitz gekommen, aber er lächelte im Stillen, wenn sich die gelehrten Prälaten und Doctoren um des Schisma oder der hussitischen Ketzer willen in langen Expositionen und Discussionen ergingen. Ihre Reden erschienen ihm altmodisch und thöricht. So wandte er ihnen lieber ganz den Rücken und trieb seine literarische Mission fort, aufgemuntert durch die Briefe seiner florentinischen und venetianischen Freunde, unbekümmert um die Kirche und um sein apostolisches Secretariat. Der Einfluß einiger kirchlicher Würdenträger, unter denen wohl Cardinal Zabarella war, öffnete ihm den Zutritt zu den Bibliotheken der nahen Klöster. Ein harter Winter und der Schnee auf den Landstraßen hielten ihn nicht ab. Der erste Ausflug in die Umgegend führte ihn nach den Benedictinerabteien Reichenau und Weingarten, aus welchen während des Concils manche schöne Handschrift zum Gebrauche der gelehrten Väter nach Costnitz gebracht und nicht zurückgeliefert wurde.[2] Glänzenden

---

[1]) Ambros. Traversarii epist. VI, 14. recens. Petro Canneto. Florentiae, 1759.

[2]) Pregizer bei von der Hardt Magn. oecum. Constant. Concilium, Pro-

Lohn für seine Mühe fand er erst in St. Gallen. In welchem Zustande er hier die reiche und noch jetzt so ansehnliche Bibliothek antraf, weiß er nicht schlimm genug zu schildern. Die Bücher, erzählt er, lagen in einem dunkeln Thurmzimmer, das man keinem verurtheilten Missethäter anweisen würde, unter Schutt und Staub wüst umher. Niemand kümmerte sich um die unschätzbarsten Denkmäler, die hier in Finsterniß versteckt verrotteten. Dafür gedenkt Poggio selten der Deutschen, ohne sie als Barbaren und ihre Klosterbibliotheken als Kerker (ergastula) zu brandmarken, und in dieser Gesinnung hielt er es ohne Zweifel für eine ruhmwürdige That, einzelne der edlen Gefangenen, wo es sich thun ließ, zu entführen und ihrem Vaterlande jenseits der Alpen zurückzugeben.

Seine Entdeckungen rechtfertigten in der That den triumphirenden Ton, mit dem er sie verkündete. Zuerst fand er die Institutionen Quintilians, wenn auch nicht, wie er in der ersten Freude nach Italien berichtete und auch später noch vornehm behauptete, in einem vollständigen Exemplar. [1]) Man hatte diesen Autor bisher nur in höchst mangelhafter Gestalt gelesen. Petrarca fand 1350 in Florenz ein übel zugerichtetes und defectes Exemplar, das gerade nur hinreichte, um diesen Lehrer der römischen Beredtsamkeit schätzen, nicht um ihn kennen zu lernen. Dann wurde Salutato durch die Nachricht getäuscht, als sei aus Frankreich ein vollständiger Quintilianus zu erwarten. [2]) Der Wunsch war mächtig angeregt, aber desto schmerzlicher erschien der Verlust. Lionardo Bruni quälte sich in Florenz mit den Fragmenten ab, wohl den von Petrarca gefundenen; in Mailand hatte Gasparino da Barzizza die trostlose Arbeit unternommen, das Fehlende aus eigenem Kopfe zu ergänzen. [3]) Jetzt kam, von Poggio's zierlicher Hand in 32 arbeitsamen Tagen abgeschrieben, ein Exemplar nach Florenz, aus welchem Bruni durch Vergleichung mit dem dortigen Codex einen lesbaren Quintilian herstellen konnte. [4])

---

legomena ad T. I. p. 13. Weidmann Geschichte der Bibliothek von St. Gallen. St. Gallen, 1846. S. 36.

[1]) Poggii epist. ad Johannem amicum (aus Costnitz ohne Datum) ap. Muratori Scriptt. T. XX. p. 160. Ejusd. Oratio in funere Nic. Nicoli (Opp. p. 272), de infelicitate principum (Opp. p. 394).

[2]) Sein Brief bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 386.

[3]) Blondus Italia illustr. p. 346. Raphael Volaterr. Lib. XXI.

[4]) Mehus (l. c. p. 34) erkennt den von Poggio gefundenen Quintilian in einem Codex der Laurentiana. cf. Leonardi Bruni epist. IV, 5. 9. recens. Mehus,

Es folgte eine Reihe von Werken, die man bis dahin in Italien noch nicht gekannt, die vielleicht bis auf den Namen verschollen gewesen, und die nun auf Poggio's Ruf aus dem staubigen und moderigen Grabe erstanden, um wieder ihren Einzug in das Land zu halten, dessen Sprache sie verherrlichten. Jetzt erst wurde der mönchische Fleiß des neunten Jahrhunderts für die Welt nutzbar gemacht. Noch in St. Gallen schrieb Poggio die Argonautica des Valerius Flaccus ab, freilich nur die drei ersten Bücher und die Hälfte des vierten, ferner des Grammatikers Asconius Pedianus Commentar zu acht Reden Cicero's. Aus deutschen und französischen Klöstern gingen alte Dichter von Neuem hervor, Lucretius Carus, der Lehrdichter „von der Natur der Dinge", wenn auch nur in Fragmenten, Silius Italicus, der Sänger der Punica, Manilius, der den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen gelehrt. Die Werke des Vitruvius über Baukunst und des Columella über Landwirthschaft bereicherten die Kenntniß des Alterthums. Auch des Frontinus Buch über die Wasserleitungen Roms entdeckte Poggio später zu Monte Cassino, wo er sich den Abt zum Freunde gemacht. [1]) Ein Theil der Kaisergeschichte wurde durch Ammianus Marcellinus aufgehellt, den Poggio freilich so unvollständig fand, wie wir ihn noch jetzt lesen. Niccoli schrieb dieses Buch sowie den Lucretius und Columella sofort mit eigener Hand ab, seine Abschriften befinden sich noch jetzt in der Laurentiana. [2]) An Quintilianus schlossen sich spätere grammatische Werke von Nonius Marcellus, Priscianus aus Cäsarea, Flavius Caper, Eutyches, Probus. [3])

Bei den Entdeckungsreisen, die er von Costnitz aus unternahm, hatte Poggio einen Nebenbuhler, dessen Verdienst er dann freilich ganz ins Dunkel gestellt hat. Es war Bartolommeo da Montepul-

---

Vespasiano: Poggio Fiorentino § 2. Recanati Vita Poggii cap. 6. ap. Muratori Scriptt. T. XX.

[1]) Poggii Descriptio urbis Romae (Opp. p. 136). Ambros. Travers. epist. VIII. 43. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 47 sq.

[2]) Poggii epist. 48 im Spicileg. Roman. T. X. und Mai's Noten dazu. Mehus l. c. p. 37.

[3]) Poggii epist. ad Johannem amicum l. c., ad Guarinum Veronensem vom 16. Decemb. 1416 in (Lenfant's) Poggiana. Amstelod., 1720. T. II. p. 309. Franc. Barbaro's Brief an Poggio, dat. Venedig den 6. Juli 1417, bei Pez Thesaur. Anecd. nov. T. VI. P. III. p. 165. und in Franc. Barbari epist. 1. recens. Quirino. Poggii Orat. in funere Nic. Nicoli l. c. Vespasiano l. c. *Weidmann a. a. O.* S. 38—48.

ciano, ein Mann von sehr untergeordneten Talenten, der sich für einen Philosophen hielt, weil er einige antike Sentenzen über die Freundschaft und über das höchste Gut aufgefangen, für einen Dichter, weil er einst die Schule des Chrysoloras genossen und zu Costnitz mit dessen Jünger Cenci de' Rustici verkehrte, und für ein wichtiges Glied der literarischen Kreise, weil es ihm gelungen mit Männern wie Guarino, Barbaro und Traversari in Briefwechsel zu treten. Lionardo Bruni hielt diesen Bartolommeo für einen völlig ungebildeten Menschen und spottete über seinen Einfall, sich testamentarisch eine Marmorstatue zu bestellen, damit das Grab des Dichters nicht in Vergessenheit gerathe. [1]) Dieselbe hohle und lächerliche Eitelkeit tritt uns auch aus dem einzigen Briefe entgegen, den wir von ihm besitzen und der uns offenbar nur deshalb erhalten blieb, weil er an einen bedeutenden Mann gerichtet, nicht weil er von einem solchen geschrieben ist. [2]) Auch Bartolommeo reiste in den schwäbischen Klöstern umher, wohl durch Poggio's Erfolge gestachelt. Ihm verdankte man des Vegetius Werk über die Kriegskunst und den grammatischen Auszug des Pompejus Festus, [3]) wahrscheinlich auch den Silius und den Lucretius; doch hat Poggio in seiner ruhmredigen Weise sich selbst die Bekanntmachung aller dieser Autoren zugeschrieben und den Gefährten so um den besten Theil des Ruhmes gebracht. [4])

Im Cluniacenserkloster zu Langres fiel in Poggio's Hände zuerst eine Rede Cicero's, die man in Italien noch nicht besaß, es war die für Cäcina. Später hat er noch sieben andre Reden Cicero's auf verschiedenen Reisen gefunden. [5]) Man erinnere sich der Verehrung, die Cicero seit Petrarca's Zeiten genoß, und man wird den Enthusiasmus begreiflich finden, mit dem im florentinischen Gelehrtenkreise die

---

[1]) Leon. Bruni epist. VI, 5. recens. Mehus.

[2]) Nämlich an Traversari in dessen Epist. XXIV, 9. recens. Canneto.

[3]) Diese beiden fand er, wie aus dem Briefe an Traversari hervorgeht, in St. Gallen.

[4]) Mehus l. c. p. 36. 37. 380. Den Lucretius mag Poggio gefunden haben, jedenfalls aber hob Bartolommeo den Schatz, d. h. er schrieb das Buch ab. Vergl. Poggio's Brief an Niccoli unter denen des Ambros. Travers. recens. Canneto XXV, 42.

[5]) Poggii Dial. de infelicitate principum (Opp. p. 394). Leon. Bruni epist. IV, 4. recens. Mehus. Welche Reden Cicero's es waren, darüber Recanati l. c. und Mehus l. c. p. 35. 36, über die Rede für Cäcina auch Niebuhr in edit. Ciceronis Orationum pro M. Fontejo et pro C. Rabirio. Romae, 1820. p. 37.

von Poggio gesandten Abschriften und die entführten Codices empfangen wurden. Wie eifrig die Mittheilung, das Copiren und Collationiren hier gefördert würden, das sehen wir aus der Briefsammlung des Camaldulensers Ambrogio Traversari. Freilich handelte es sich bald auch um die pecuniäre Unterstützung des literarischen Entdeckungsreisenden. Denn oft waren die Erwerbungen nur durch Bestechung und Betrug möglich. So unterhandelte Poggio einst mit einem hersfelder Mönche, der in Geldnoth war: dieser sollte aus seinem Kloster einen Ammianus Marcellinus, einen Livius und einen Band mit ciceronischen Reden bis Nürnberg entführen; für das Weitere wollte Poggio selbst sorgen und den Dieb bezahlen. [1]) Wenn nun Cosimo de' Medici nicht gerade bei der Hand war und die florentinischen Freunde, selber arm, nicht zu helfen wußten, so hatte Poggio in Venedig zwei reiche Gönner, Leonardo Giustiniani und Francesco Barbaro. Zumal letzterer stachelte ihn zu immer neuem Suchen und Forschen an: „Du scheinst dazu geboren, noch Cicero's Werk vom Staate, Varro's und Cato's römische Alterthümer, die römische Geschichte des Sallustius und die verlorenen Decaden des Livius zu finden." [2]) Aehnlich spornte ihn Lionardo Bruni: „Es wird wahrlich einst dein Ruhm sein, wenn deine Mühe und dein Fleiß die schon verlorenen und zu Grunde gerichteten Schriften jener herrlichen Männer unserm Zeitalter wiederschenkt." [3]) Wie Camillus der zweite Gründer Roms, so werde er der zweite Autor jener Schriften genannt werden.

Poggio führte sein Schicksal für einige Zeit nach England hinüber, aber hier waren seine Nachforschungen vergeblich und für ihn war es keine Entschädigung, statt eines Classikers die Chronik des Sigbert von Gemblours zu finden und sich Notizen aus ihr zu machen [4]). Seitdem verließ er Italien nicht mehr. Noch im hohen Alter sah er mit freudigem Stolze auf die Fülle der Autoren, die er „der lateinischen Welt wiedergegeben." Auch blieb sein Interesse dafür immer rege, obgleich er noch manche Täuschung erfuhr. Einst hörte er von einem portugiesischen Freunde Velasquez, daß sich im Benedictinerstifte zu Alcobaça allerlei classische Werke befänden, zumal des A. Gellius

---

[1]) Sein Brief an Niccoli unter denen des Ambros. Travers. XXV, 42.

[2]) Sein Brief an Poggio vom 6. Juli 1417 a. a. O.

[3]) Leon. Bruni epist. IV, 5.

[4]) Poggii epist. 94. im Spicileg. Roman. T. X.

attische Nächte in einem vollständigen Exemplar. Sofort wandte er sich an einen Bischof in Portugal mit der Bitte, er möge eifrig nachforschen und von allen sogenannten heidnischen Büchern Verzeichnisse anfertigen lassen. Als besonders wünschenswerth bezeichnete er ihm die verlorenen Werke des Cicero und Livius; zunächst aber sollte Gellius recht genau copirt und auch die griechischen Stellen in seinem Werke nicht, wie es sonst geschah, ausgelassen werden. Zum Danke dafür versprach er dem Bischof, die Posaune seines Ruhmes sein zu wollen.[1]) Der aber, scheint es, hatte wenig Sinn für solchen Ruhm. Ein andermal wurde Poggio durch einen deutschen Mönch, Nicolaus von Trier, Hoffnung gemacht, daß verlorene Theile von Tacitus' Geschichte dem Staube und der Vergessenheit entrissen werden könnten. Auch von einem Geschichtswerke des Plinius, in welchem die Kriege der Römer gegen die Deutschen erzählt würden, und von Cicero's Werk vom Staate sprach dieser Deutsche mit großer Bestimmtheit. Doch wurden Poggio's Erwartungen genarrt. Darum wollte er auch an den Tacitus nicht glauben und verfolgte die Kunde läßlich. Sie war gleichwohl keine eitle gewesen: unter Leo X wurde das Manuscript, welches die fünf Bücher der Historien enthielt, die man unwiederbringlich verloren meinte, aus Deutschland wirklich herbeigebracht und in der Laurentiana niedergelegt.[2])

Auch sollte Poggio noch die Hoffnung aufleuchten, daß die fehlenden Decaden des Livius sich fänden, und diesmal im hohen Norden. An der Curie Martin's V fand sich nämlich ein Däne, Namens Nicolaus ein, der in Gegenwart Poggio's, des Cardinals Giordano degli Orsini und Andrer hoch und theuer versicherte, er habe im Cistercienserkloster Sorö bei Röskilde zwei oder drei gewaltige Bände gesehen, in welchen nach der Aufschrift auf einem derselben alle zehn Decaden des Livius enthalten seien. Er wollte sogar einige Abschnitte daraus gelesen haben; die Schrift der Codices sollte die longobardische sein, doch untermischt mit gothischen Charakteren. Der Däne erschien als ein leichtfertiger Geselle, doch zeigte er sich so wohl unterrichtet, daß man ihm das Verständniß für solche Dinge wohl zutrauen konnte, und zu einer bloßen unverschämten Lüge war kein Grund zu sehen. Cardinal

---

[1]) Poggii epist. 54. ibid.

[2]) Poggio's Brief an Niccoli vom 27. Sept. 1427 unter denen des Ambros. Travers. XXV, 40. 42. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 47.

Orsini wollte auf Poggio's Zureden sofort einen Boten nach Seeland abgehen lassen, auch wendete sich dieser an Niccoli und durch diesen angespornt beauftragte Cosimo de' Medici seinen lübecker Agenten, sich sogleich an Ort und Stelle zu begeben und Nachforschung zu halten. Doch wurden in dem bezeichneten Kloster keine Bücher der Art gefunden, obwohl nach einiger Zeit ein zweiter Zeuge, ein Reisender, die Aussage jenes Nicolaus bekräftigte. Dann wurde ein andres nordisches Kloster genannt und auch hier auf Poggio's Veranstaltung nachgesucht, auch hier vergebens. [1])

Wir verstehen es wohl, wenn nach einigen solchen Erfahrungen die hohen Gönner, welche das Geld zu den Nachforschungen hergaben, schwieriger wurden, und doch finden wir es auch natürlich, wenn Poggio sich bitter über die Fürsten und Bischöfe beklagt, die nur für Geld und Prunk Sinn haben, die ihre Tage lieber in Kriegen und Lüsten hinbringen, als bedacht sind, aus den Gefängnissen der Barbaren jene Autoren zu befreien, „durch deren Weisheit und Gelehrsamkeit man zum wahren Glück und zu einem seligen Leben gelangt." [2]) Ihm war zu Muthe, als müßte die Welt in freudigem Erstaunen über seine Entdeckungen stille stehen, und er stieß auf Kälte und kleinliche Rücksichten, nicht ganz unähnlich dem Entdecker der neuen Welt.

Durch jenen Nicolaus von Trier, der sich als Geldeintreiber der Curie in Deutschland aufhielt, erhielten Poggio und sein Freund Niccoli die Botschaft, daß in einem deutschen Codex außer den acht schon bekannten Comödien des Plautus noch zwölf andre sich fänden. Dieser Nicolaus nun kam gegen Ende des Jahres 1429 nach Rom, brachte den kostbaren Codex mit und übergab ihn dem Cardinal Giordano Orsini. Da sehen wir, wie solch ein Fund in den literarischen Kreisen sofort eine kleine Revolution verursachte, wie sich alles drängte, um eine Abschrift zu erhalten. Der Camaldulenser Traversari trug zuerst seine Bitte vor, er erhielt nicht einmal Antwort. [3]) Dann bewarben sich bei dem Cardinal der Herzog Filippo Maria von Mailand, Markgraf Lionello von Este und Lorenzo de' Medici. Jenen trieb wahr-

---

[1]) Poggii Dialogus de varietate fortunae cum epistolis LVII. ed. Dominicus Georgius. Paris., 1723. epist. 23. 30. Poggii epist. 51. im Spicil. Roman. T. X. Mehus l. c. p. 46. 47.

[2]) Poggii Dial. de infelic. principum l. c. Vergl. seinen Brief an Niccoli unter denen Traversari's XXV, 44.

[3]) *Ambr.* Traversarii epist. VIII, 35. 36.

scheinlich Gasparino da Barzizza, den Markgrafen Guarino,[1]) den Medici aber Niccoli, Poggio und Traversari. Doch der Cardinal Orsini machte Schwierigkeit, den seltenen Schatz aus der Hand zu geben. Erst als Lorenzo de' Medici selber nach Rom kam, um dem neuen Papste Eugen IV im Namen der Republik die Obedienz zu leisten, gelang es seiner List, dem Cardinal den Codex abzulocken und nach Florenz zu entführen, wo Traversari und Niccoli sogleich mit eigener Hand Abschrift davon nahmen. Letzterem wurde es offenbar recht sauer, das herrliche Volumen, nachdem er es hinreichend benutzt, zur Rücksendung nach Rom wieder herauszugeben.[2])

Wir haben oben diejenigen Schriften Cicero's bezeichnet, die während des Mittelalters niemals ganz in Vergessenheit gerathen waren. Petrarca hatte dazu die Briefe gefunden und einen Theil der Reden, deren Sammlung durch Poggio wesentlich vervollständigt wurde. Welche Veränderung die Literatur gerade durch diese Briefe und Reden erlitten, bezeugen nicht nur die unzähligen Nachahmungen derselben, sondern der Ciceronianismus überhaupt, der noch nach Jahrhunderten ein Losungswort der Humanisten war und immer sich in der epistolographischen und rhetorischen Gattung am meisten gefiel. Jeder glückliche Zufall, der noch unbekannte Werke Cicero's ans Licht brachte, wurde als ein neues Evangelium begrüßt. Lionardo Bruni hatte die Freude, daß bei seiner Anwesenheit zu Pistoja (etwa 1409) ein alter Codex der ciceronischen Briefe gefunden wurde. Enthielt er gleich nicht einmal alle die Briefe, die man bereits kannte, so war er doch zur Vergleichung und Verbesserung des Textes willkommen.[3]) Dann geschah es, daß zu Lodi, während man in einer lange verschlossenen Lade, die im alten Dome stand, nach gewissen Privilegien suchte, durch Gerardo Landriani, den Bischof der Stadt, ein sehr alter, aus vielen Stücken bestehender Codex ciceronischer Schriften gefunden wurde. Er enthielt außer den beiden als Rhetorik bezeichneten Werken, die man bereits kannte (nämlich den Libri quatuor Rhetoricorum ad C. Herennium, die damals

---

[1]) Dessen Briefe an Card. Orsini und an Lionello von Este bei Pez l. c. T. V. P. III. epist. 14. 8.

[2]) Ambr. Travers. epist. VIII, 2. 37. 41. Poggio's Brief an Niccoli ibid. XXV, 44. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 39—43. 388. Vergl. Ritschl über die Kritik des Plautus im Rhein. Museum für Philologie herausg. von Welcker und Näke Jahrg. IV. Bonn, 1835.

[3]) Leon. Bruni epist. III, 13. recens. Mehus.

noch allgemein Cicero zugeschrieben wurden, und den Rhetorica a. de inventione rhetorica Libri duo), die drei vollständigen Bücher „vom Redner", den „Brutus oder über die berühmten Redner" und den an Brutus gerichteten „Redner". Nur von der Schrift „vom Redner" besaß man verstümmelte Fragmente, an denen wiederum, wie vorher an Quintilians Institutionen, Gasparino seine Ergänzungskunst geübt. Nun aber war der lodesische Codex mit seiner alterthümlichen Handschrift ein Buch mit sieben Siegeln, vor dem die lombardischen Gelehrten nur mit unthätiger Bewunderung zu stehen wußten, bis sich endlich ein geschickter Diplomatiker fand, Cosimo aus Cremona, der die Bücher „vom Redner" entzifferte und dann in mehreren Copien einen wahren Triumphzug durch Italien halten ließ. Gasparino hatte die Genugthuung, die erste Abschrift zu erhalten.[1]) Der junge Flavio Biondo aus Forli, der in Geschäften seiner Vaterstadt nach Mailand kam, schrieb den Brutus ab „mit wunderbarer Gluth und Schnelligkeit," wie er selbst sagt; er schickte ihn zuerst dem Guarino von Verona, dann nach Venedig an Leonardo Giustiniani, und bald waren die Exemplare auch dieses Werkes durch ganz Italien verbreitet.[2])

Es ist kaum Uebertreibung zu nennen, wenn dieser Biondo mit der Verbreitung der bezeichneten Schriften Cicero's, „diesen Nahrungsquellen der Wohlredenheit", eine neue literarische Aera beginnen läßt. Die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der römischen Literatur waren damit, für dieses Jahrhundert wenigstens, in würdiger Weise abgeschlossen. Was man noch fand, erscheint nur als ärmliche Nach-

---

[1]) Sein Brief an den Bischof von Lodi, leider ohne Datum, in s. Opp. ed. Furietto p. 215.

[2]) Blondus selbst giebt uns Nachricht von diesem denkwürdigen Funde in seiner Italia illustr. p. 346. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 46. Vespasiano läßt im Leben Poggio's, wohl nach dessen ruhmrediger Aussage oder weil Poggio's Name allen literarischen Entdeckungen gleichsam inhärent geworden, auch die Schrift de oratore, die Briefe Cicero's an Atticus, die zwölf erwähnten Comödien des Plautus und Anderes, Alles insgesammt von Poggio gefunden werden. Dieser erhielt Nachricht von dem lodesischen Funde, während er in London war, durch Niccoli (vgl. seinen Brief an Niccoli unter denen des Ambr. Travers. XXV, 39). Aus dieser Notiz und aus dem Umstande, daß Landriani von 1418 bis 1427 den Episcopat von Lodi verwaltete, läßt sich die Zeit des Fundes ungefähr ersehen. Vespasiano: Nicc. Niccoli § 2.

lese. Es konnte die Aneignung, Verbreitung und Verarbeitung des gesammelten Stoffes nun beginnen.

Außerdem kehrten jene Italiener zurück, die nach Byzanz gegangen waren, um dort die griechische Weisheit aus der Quelle zu schöpfen und griechische Bücher zu erwerben. Sie brachten reiche Schätze mit. Zwar verlor Guarino einen Theil seiner griechischen Codices auf der See; man hat später erzählt, sein Haar sei aus Kummer darüber grau geworden. [1]) Aurispa aber brachte, als er 1423 in Venedig landete, eine Sammlung von 238 Codices mit, die nur alte heidnische Autoren enthielten; denn um deren Entführung kümmerten sich die Griechen wenig, während sie über die der „heiligen Bücher" bei ihrem Kaiser Klage führten. [2]) Unter jenen waren zum Beispiel alle Werke Platon's und Xenophon's, Arrhianos, Dio Cassius, Diodoros, Strabon, Lukianos. Auch Francesco Filelfo brachte mehrere Kisten voll Bücher nach Venedig mit, als er im Jahre 1427 heimkehrte. Freilich war eine Kenntniß der griechischen Sprache, wie sie zum Lesen jener Classiker erforderlich, immer noch das Eigenthum weniger Glücklicher. Aber Uebersetzungen führten nun bald den neuen Stoff auch der lateinischen Welt zu, und immer deutlicher und strahlender trat das Alterthum aus seinem Dunkel hervor.

Wie die Bücher, so gewannen nun auch die Ruinen, Statuen, Inscriptionen, Medaillen und Münzen der alten Zeit wieder eine Bedeutung. Unbewegliche Alterthümer standen fortan als sacrosanct unter dem Schutze des Nationalgefühls, die beweglichen wurden allmählig in Cabinets und Gallerien vereinigt. Auch hier eilte der Eifer des Erhaltens und Sammelns dem Verständniß voraus, und wie Poggio in den staubigen Bibliotheken der stöbernde Geist war, so hatten auch die Alterthümer ihren wunderlichen Entdeckungsreisenden in dem Anconitaner Ciriaco de' Pizzicolli. Unstäte Wissensneugier, rastloses Suchen und Spüren, Triumph des Findens, Eitelkeit, Leichtfertigkeit und Ruhmrednerei, die nicht schnell genug den Lorbeer für die Mühen und Verdienste einerndten kann, kurz Alles, was das literarische Leben dieser Periode mit dem Schimmer und den Fehlern der Jugendlichkeit umkleidet, erscheint in diesem Wandergelehrten wie verkörpert. Denken

[1]) Maffei Verona illustr. P. II. p. 134 nach Pontico Virunio.

[2]) Aurispa's Brief unter denen des Ambros. Travers. XXIV, 53. cf. ibid. VIII, 28. 39.

wir uns den Humanisten jener Zeit bei der stillen Lampe, lesend und schreibend, mit wachsender Lust von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch, von einer köstlichen Erwerbung zur andern vorwärts eilend, wie seine Phantasie sich in den hellenischen Orient und drüber hinaus nach allen Schauplätzen des antiken Lebens hinträumt: so trieb es unsern reisefertigen Anconitaner wirklich von einer geschichtlich geheiligten Stätte zur andern fort. Wo sich Spuren des Alterthums fanden oder nur vermuthen ließen, da war ihm heiliges Land. Wäre nur sein Geist gründlicher ausgerüstet gewesen! aber er war Autodidakt in der lateinischen Sprache wie in der griechischen, seine Kenntnisse reich genug, aber bunt und verwirrt wie sein Leben. Anfangs, so scheint es, durchzog er die Welt als Kaufmann und Geschäftsagent und zugleich als Abenteurer, dann als gelehrter Sammler und wieder zugleich als Abenteurer. Ein Reisender von Profession und in mannigfachen Verbindungen mit venetianischen und genuesischen Handelsleuten, wußte er sich überall die Wege zu öffnen. Drei- bis viermal war er in Griechenland, trieb sich bald in Byzanz, bald in Morea, auf Rhodos, Kreta, Cypern und den Inseln des Archipelagus umher. Bis nach Beirut und Damascus drang er vor und zweimal war er im ägyptischen Alexandrien. Seine Gedanken aber richteten sich nach dem hundertthorigen Theben, nach Persien und Indien; dann entwarf er wieder einen Reiseplan, nach Aethiopien, zum Orakel des Amun und zum Atlasgebirge vorzudringen. Die Erdkunde alter und neuerer Zeiten taumelte ihm abenteuerlich im Kopfe herum. Auch wenn er nach Italien heimgekehrt war, sehen wir ihn kreuz und quer ziehen: bald ist er in Florenz, Ferrara, Mailand und flugs wieder in Neapel oder Palermo. [1])

Nicht minder wirr ist seine Thätigkeit. In Cypern erwarb er die Gedichte Homers und die Trauerspiele des Euripides. In Italien suchte er die Höfe und Gelehrten auf und schriftstellerte. In allen Städten, Klöstern und Flecken suchte er nach alten Bauwerken, Trümmern, Statuen und Reliefs. In Rom wies er Kaiser Sigmund, wie schmählich man mit den Bauten des Alterthums umgegangen sei. Seine

---

[1]) Ein sicilischer Dichter sang ihn an:

Tanta libido animo veterum monumenta videndi
Fixa tuo, ut mundus area parva fuit.

vornehmste Leidenschaft war indeß, Medaillen und Münzen zu sammeln und Inscriptionen zu verzeichnen, solche Dinge, die er die Siegel der Geschichte zu nennen pflegte. Aber er führte auch unzählige andre Antiquitäten und Curiositäten mit sich umher.

Was nun die Resultate seiner Forschungen betrifft, die er in Werken niedergelegt hat, so wüßte ich kein competentes Urtheil anzuführen. Einige seiner Inschriften, deren Vaterland Italien ist, sind später auch von Andern gefunden und beglaubigt worden, andre hat er ohne Verständniß und leichtfertig copirt, ein großer Theil ist von neueren Forschern auf den ersten Blick als untergeschoben und erlogen erkannt worden. Schon unter seinen Zeitgenossen schwankte die Meinung über ihn höchst bedenklich. Filelfo, Barbaro und Bruni, auch Poggio, bevor er durch eine Schrift Ciriaco's gereizt, eine heftige Invective gegen ihn schleuderte, haben seiner als eines gelehrten und eifrigen Mannes mit Lob gedacht.[1]) Dagegen schilderte ihn Poggio in späterer Zeit und noch lange nach seinem Tode immer als einen schwatzhaften Prahlhans,[2]) und Traversari, dem er Münzen von Philippos und Alexander von Makedonien, ein Bild des jüngeren Scipio, in Onyx geschnitten, und dergleichen Raritäten auskramte, scheint dieselben nicht ohne mißtrauische Ironie betrachtet zu haben.[3]) Dem Herzog Filippo Maria von Mailand schwindelte Ciriaco so großartige Dinge vor, daß dieser ihn als Lügner davonjagte.[4]) Indeß wußte er sich bei Papst Eugen IV wie bei Cosimo de' Medici für einige Zeit in Ansehen zu setzen. So scheint es denn, daß unser Antiquarius zwar anfänglich aller Orten mit großem Interesse empfangen wurde, daß man seinen wundersamen Erzählungen mit Neugier zuhorchte, daß aber sein confuses, leichtfertiges Wesen bald an den Tag trat und seine Schwatzhaftigkeit den Aufschneider erkennen ließ. Wie dem auch sei

[1]) Leon. Bruni epist. VI, 9. IX, 5. rec. Mehus. Vergl. Poggio's freilich matten Empfehlungsbrief in seinen Opera p. 328, dagegen die an Bruni gerichtete Invective, die freilich auch nur mit großem Mißtrauen gelesen werden darf, ibid. p. 330.

[2]) In der Invective, in den Facetien (Opp. p. 442) und sonst.

[3]) Ambr. Travers. epist. VIII, 45. 47. Beide Briefe enthalten indeß einen dunkeln Bezug, der andern Lesern erlaubt hat, Traversari sogar zu den Lobrednern des Anconitaners zu rechnen.

[4]) Petr. Cand. December Vita Phil. Mariae bei Muratori Scriptt. T. XX. cap. 63.

und wie wenig Glauben seine Inschriftensammlung auch verdienen mag, so durfte dieses treueste Spiegelbild aus den Wanderjahren des Humanismus um seines anregenden Einflusses willen nicht unerwähnt bleiben. [1])

---

[1]) Mehus Vita Ambr. Travers. p. 23—28. Da mir die meisten Schriften Ciriaco's nicht zugänglich waren, muß ich mich im Uebrigen auf Tiraboschi T. VI. p. 263—297 berufen, ohne in die Entschuldigungen und Rechtfertigungen, mit denen dieser gelehrte Forscher seine italienischen Landsleute so gern in Schutz nimmt, einstimmen zu dürfen.

Drittes Buch.

Das erste mediceische Zeitalter. Der Humanismus in den Republiken Italiens.

Wir haben auf die großen Geister, die Finder der Bahnen hingewiesen, wir haben gesehen, wie die wandernden Magister das neue Licht des Classicismus durch die Städte und Höfe Italiens ausbreiteten und wie durch ihre begeisterten Jünger die Zeugen des Alterthums aus allen Winkeln hervor und aus der Ferne herbeigeschafft wurden. Nun aber treten wir in die Zeit, wo sich die Talente mehr in Masse auf das neue Studium werfen, wo froh-beweglich eines dem andern in die Hand arbeitet, wo eine große vielgliedrige Gelehrtenrepublik sich aufthut, wo bald durch gebildete Freundschaften, bald in erbittertem Kampfe, bald durch aufopfernde Hingebung an das Studium, bald durch gehässige Reibungen elender Charaktere und gemeiner Laster doch von Allen ein Ziel erstrebt und auf verschiedenen Wegen zuletzt eine Culturepoche erreicht wird.

Es ist für die Wissenschaften oder Künste, wo sie sich eben erst erheben, gewiß sehr von Vortheil, wenn sie die festen Sitze noch fliehen und so mit einer verfrühten Stabilisirung auch mancher Einseitigkeit entgehen. Ist es doch mit der Ausbildung der Individuen nicht anders. Doch ebenso förderlich und nothwendig wird dann auch die Fixirung der Kräfte und Bestrebungen, das verbundene, planmäßige und gleichsam sich forterbende Zusammenwirken, die Concentration. So sehen wir denn die Wanderschulen allmählig in das geregelte Universitätsleben übergehen und den Humanismus Domicil suchen. Seine Jünger gruppiren sich in mannigfacher Weise, bald als privater Ge-

lehrtenstand, bald um die republicanischen Aristokratien, bald an den Höfen der Dynasten. Damit ist auch für unsre Darstellung Maßstab und Ordnung gegeben.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß hier nur die Centralstellen des literarischen Lebens und auch an ihnen nur die Größen ersten oder doch zweiten Ranges — nach damaliger Schätzung — ins Auge gefaßt werden sollen. Wie neben ihnen eine Schaar von Winkelgelehrten und Kleindichtern auftauchte, überlassen wir der Phantasie des Lesers, der sich derselben Erscheinung in ziemlich allen Literaturen erinnern wird.

Am frühsten und am schönsten ordnete sich die Musenrepublik von Florenz, dieser Mutter der feinen Sitte, die für das literarische und künstlerische Leben nicht minder die Sonne gewesen ist, als Venedig für das kaufmännische, als Rom für das kirchliche. Und je mehr die kirchliche Sonne sich verdunkelte, desto strahlender schien durch die Nacht der Vergessenheit die Sonne des Heidenthums wieder hervor; ihr schönster Strahl beglückte die tuscische Capitale. Sie schien berufen, für Italien fortan das zu sein, was Italien für die mittelalterliche Welt gewesen war. In der Politik war die Rolle, welche der Kirchenstaat bisher gespielt, seit seiner Zerrüttung allmählig auf Florenz übergegangen, es war zu einer italischen Großmacht herangewachsen, die zwischen den Dynasten Ober- und Unteritaliens das Gleichgewicht erhielt. Nach manchen inneren Stürmen und längerem Schwanken fand sich eine Ausgleichung zwischen dem aristokratischen und dem plebejischen Element. Der Parteikampf hatte blutige Auftritte herbeigeführt, aber er hatte auch die Talente aus der Verborgenheit geweckt und ein munteres Leben in den Staatskörper gebracht. Die Herrschaft der Besten und Tüchtigsten stellte sich hier als ein natürliches Bedürfniß heraus. Die wohlhabenden Bürger waren stolz auf das Ansehen, welches Reichthum, gepaart mit Geistesbildung und schmückender Eleganz, ihrem Freistaate erworben. Aus diesen Eigenschaften bildeten sie sich den Begriff der Nobilität, und wie überhaupt in Republiken die großen Namen ihrer Vorzeit nicht leicht vergessen werden, so erhielten Männer wie Dante und Giotto, wie Petrarca, Boccaccio und Salutato gleichsam das Bürgerrecht der Republik, einen Platz unter den Edlen derselben. Mit bündigem Stolze, wenn auch mit mehr oder minder Recht, nannte man sie kurzweg Florentiner.

Eine Nobilität wie die florentinische fand sich in der That sonst nirgend in Italien. Zu Venedig sonderte sich der Adel wie eine ver-

schworene Faction vom Volke ab, welches vom „Staat", dieser unsichtbar-unheimlichen moralischen Person, in den Banden der Ehrerbietung und Furcht gehalten wurde. In Genua gab es neben dem Kaufmannsadel auch einen Landadel, der räuberisch auf seinen Schlössern hauste. Die Neapolitaner setzten den Werth des Adels darin, daß man von seinen Besitzungen leben, vornehm-stille sitzen und höchstens einmal spazieren reiten dürfe. Mit dem Landbau mochte sich hier der Edelmann nicht abgeben, jeder Geschäftsbetrieb war ihm verächtlich. Der Tochter eines Adligen, der den Weinertrag seiner Güter zu verkaufen pflegte, half keine Mitgift zum Manne; denn ihr Vater galt als Krämer. Im Kirchenstaate gab es einen Landadel, der Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch in verwirrten Zeiten zur Raubritterei und zu Parteischarmützeln in den Straßen Roms sehr geneigt war. Der Handel war auch hier verachtet. [1]) Florenz dagegen hatte einen Geburtsadel, der ohne Scheu dem Handel und jedem gewinnverheißenden Geschäfte lebte. Dadurch stellte er sich selbst mit dem reichen Bürger auf eine Stufe, trat mit ihm in täglichen Verkehr und nicht selten in Familienbündniß. Die Masse des Volkes wurde — der altrömischen Sitte nicht unähnlich — durch weltliche und kirchliche Schauspiele unterhalten, wobei Tänze, Gesänge, Feuerwerke und Schlachtvorstellungen mit frommen Ceremonien abwechselten. Seltener fanden diese Feste auf öffentliche Kosten statt; gewöhnlich gaben sie reiche Männer vom Adel und wetteiferten dabei, wie im alten Rom, durch Aufwand und Pracht. So suchte der florentinische Adel seine Würde durch Eifer und Verdienst um das Gemeinwesen, durch höfische Sitte und vor Allem durch eine umfassendere und feinere Weltbildung zu wahren. Sein Ideal war wirklich der Kalokagathie der Hellenen und der Staatstugend der Römer nicht unähnlich.

So ging denn auch der Adel von Florenz voran, als der antike Humanismus die feine Modebildung wurde. Cosimo de' Medici, den die Literatur- und Kunstgeschichte mit einer Art von Heiligenschein umkleidet hat, war nur sein lebhaftester Typus. Schon die Schätze, die ihm sein Vater Giovanni hinterlassen, machten ihn zum reichsten Privatmann in Italien. Er selbst vermehrte sie noch unglaublich. Seine Handelsverbindungen reichten durch ganz Europa und bis nach Aegypten hin. Desgleichen war auch sein Blick auf das Weite und

---

[1]) Nach Poggius de nobilitate (Opp. p. 67).

Allgemeine gerichtet. In jüngeren Jahren hatte er dem costnitzer Concil beigewohnt und einen großen Theil von Deutschland und Frankreich bereist. Italien insbesondre lag wie durchsichtig vor seinem Geiste: er kannte die Geheimnisse der Höfe und die Stimmungen der Völker. Auf hundert unsichtbaren Wegen flossen ihm die politischen und commerciellen Nachrichten zu. Er selbst aber erschien verschlossen, völlig unzugänglich für den neugierigen Späher, den Staatsmännern und Gesandten ein Geheimniß, an dessen Ergründung sie verzweifeln mochten. Was wohl am meisten dazu beitrug, war die glatte Höflichkeit seiner Worte, wie der florentinischen Diplomatie überhaupt. Ganz anders sahen ihn seine Mitbürger: gegen sie war sein Betragen gemessen und stätig, sein Gespräch ruhig, ein wenig einsylbig, Späßen und Frivolitäten abgeneigt, immer aber leutselig und hülfreich, wie seine Hand dem Bedürftigen. Für seine Person schien er ohne Ehrgeiz oder Selbstsucht, in würdevoller Einfachheit zu leben. Ging er durch die Stadt, so folgte ihm nur ein Diener; auf der Straße und im Rathe ließ er älteren Bürgern bescheiden den Vortritt. Seine rastlose Arbeitsamkeit, der er oft den nächtlichen Schlaf zum Opfer brachte, schien nur dem Staate, aller Pomp und alle Pracht, die aus seinem Reichthum hervorgingen, nur dem Nutzen und der Zierde der Republik gewidmet zu sein. Wir ahnen es wohl, wie solche republicanische Freigebigkeit, welche die mediceische Bank als die Staatscasse erscheinen ließ, aus kluger Berechnung entsprang; man hielt sie aber für Gewohnheit und erblichen Charakterzug. Der Mann, welchem die öffentlichen Einkünfte verpfändet waren, welchem unzählige einzelne Bürger schuldeten, kannte keine Erholung und Muße, als wenn er las, wenn er die Weinstöcke in seinen Gärten zu Carreggi und Caffaggiolo beschnitt und pflegte, wenn er bisweilen eine Partie Schach spielte. Es war natürlich, daß er der Erste im Staate sein mußte; fühlen ließ er es niemand. Auch hatte er, seit er 1434 aus dem Exil zurückkehrte, „den Neid überwunden" und herrschte nun bis an seinen Tod, über dreißig Jahre lang, ohne weitere Anfechtung, ungleich sicherer und mächtiger als einst Perikles über Athen.[1])

---

[1]) Da die florentinischen Literaten sämmtlich seine Panegyriker sind, glaubten wir die Vorstellung Cosimo's, die sie und zumal Machiavelli in die Geschichte gepflanzt haben, in Manchem ändern zu müssen. Eine treuherzige Charakteristik giebt Vespasiano: Cosimo de' Medici und in andern Biographien, ein geistvolles Ur-

Alle Mediceer erscheinen als die Mäcene der Wissenschaft und Kunst, aber keiner, selbst Lorenzo der Erlauchte nicht, war es in so hohem und edlem Sinne wie Cosimo. Kein Gelehrter, doch vielseitig angeregt und belesen, von schneller Auffassung, von feinem Gefühl für das Schöne, war er dennoch geneigt, jedes wissenschaftliche Verdienst, selbst das trockener Geister, nach Gebühr anzuerkennen. Der fleißige Kritiker, der seltene Handschriften copirte und verglich, der Dichter, dessen Feder die Hexameter mit genialer Leichtigkeit entrollten, der Lehrer der Sprachelemente, der Uebersetzer aus dem Griechischen, der tiefgelehrte Theolog und Philosoph, der Künstler, welcher Kirchen, Paläste, Villen und Brücken entwarf oder mit Statuen und Gemälden auszierte, sie alle gehörten vor Cosimo's Auge als Glieder zu einer Kette. Ihre Leistungen schmückten die Stadt, verherrlichten den Staat. Die Talente wurden herangezogen, ihnen Stellung und Sold angewiesen, sie wurden beschäftigt und belohnt, aber sie wußten es selbst kaum, ob sie es Cosimo, dem „Vater des Vaterlandes", oder Cosimo dem Privatmanne verdankten. Er ließ einen Jeden in seiner Weise gewähren und schaffen, legte keinem eine Pflicht auf als die des Amtes oder des inneren Triebes, verlangte keinen Weihrauch für seine Person, nahm aber den dargebrachten gütig an. [1]) So stand er, ein Gegenstand der Verehrung, hoch über den Zänkereien und dem Geklätsche da, die in der Welt der Literaten so wenig ausbleiben wie unter andern Concurrenten. Filelfo allein, der sich in seiner Anmaßung und Unverschämtheit wie ein Wahnsinniger geberdete, hat auch Cosimo mit seinem literarischen Schmutze zu bewerfen nicht gescheut.

Dem Bruder nicht unähnlich war Lorenzo de' Medici, auch er ein Mann von vielseitiger Bildung, ein Freund alter Gemälde, Münzen, Vasen, auch er gefeiert von den Literaten wegen seiner Freigebigkeit. Aber er starb schon am 23. September 1440, mehr verherrlicht durch eine glänzende Leichenrede Poggio's [2]) als durch die Ehre, die der anwesende Papst Eugen seiner Leiche erwies. — Die Kinder

---

theil Aeneas Sylvius de vir. clar. XV (im Appendix s. Tom. III. der Orationes Pii II. ed. Mansi und in der Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart I) und Pii II. Comment. p. 49. 50.

[1]) Ueber die Collectiones Cosmianae in der Laurentiana vergl. Roscoe the life of Lorenso de' Medici vol. I. Heidelb., 1825. p. 53.

[2]) In seinen Opp. p. 278 und Poggii epist. 49. a. im Spicileg. Roman. T. X. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 51.

der Medici wurden wieder von den Gelehrten herangebildet, die von den Vätern begünstigt worden, und so lebte in diesem Hause der mäcenatische Geist als ein erblicher fort.

Doch waren es, wie oben angedeutet, nicht die Medici allein, die Florenz zu einem neuen Athen gemacht. In den vorragenden Gliedern des Adels lebte derselbe Geist, nur daß er nicht in demselben Maße durch Reichthum und Glück begünstigt war. Der literarische Erzvater unter den Nobili war Roberto de' Rossi, ein reicher Hagestolz, der in seinen Palast eingeschlossen, den Aristoteles übersetzte, alte Autoren zum Vergnügen copirte und nebenbei jüngere Adlige unterrichtete. Wenn er einmal ausging, begleiteten ihn seine edlen Schüler aus den Familien Buoninsegni, Tebaldi, Albizzi, Alessandri; auch Cosimo de' Medici hatte dazu gehört. [1]) Rinaldo degli Albizzi, der als Gegner Cosimo's an der Spitze der Nobili stand, bediente sich der literarischen Macht vielleicht mehr als eines Mittels, um die öffentliche Meinung gegen den Medici aufzuregen. [2]) Aber Palla de' Strozzi, der, obwohl gemäßigter, doch zu derselben Partei gehörte, hätte Cosimo leicht auch in dem mäcenatischen Ruhme erreicht, nur daß er seit dem Emporkommen der Volkspartei seine Tage in der Verbannung hinleben mußte. Der in seinem Hause die Kinder unterrichtete, Tommaso Parentucelli, ist der nachmalige von den Literaten hochgefeierte Papst Nicolaus V. Wir erwähnten oben, daß Roberto de' Rossi und Palla de' Strozzi zu den eifrigsten Schülern des Giovanni da Ravenna und des Chrysoloras gehörten. Um letzteren nach Florenz zu ziehen, hatte Palla, bevor sich die Staatscasse dazu verstand, durch seine privaten Bekanntschaften die nöthige Geldsumme zusammengebracht und selber das Meiste dazu gethan. [3]) Gleichwie Cosimo während seines Exils zu Venedig Bücher zusammenkaufte, nahm der verbannte Strozzi den Griechen Joannes Argyropulos in sein Haus zu Padua auf, ließ sich von ihm den Aristoteles auslegen und hat dann selbst Werke Plutarchs, Platons und Chrysostomos' aus dem Griechischen übersetzt. Hier zu

---

[1]) Vespasiano: Cosimo de' Medici. § 1.

[2]) Die Ambrosiana bewahrt ein Exemplar von Filelfo's giftiger Satire gegen Cosimo de' Medici und dessen Anhänger. Albizzi hat es im November 1437 als Verbannter zu Ancona mit eigener Hand geschrieben. Carlo de' Rosmini Vita di Franc. Filelfo. Milano, 1808. T. I. p. 97.

[3]) Vespasiano: Nic. Nicoli § 7 und Vita della Alessandra de' Bardi im Spicileg. Roman. T. IX. p. 601.

Padua ist er, unablässig mit philosophischen Studien beschäftigt, 1462 in einem Alter von neunzig Jahren gestorben. [1]) Auch die Familie der Acciajoli verband berühmten Adel mit wissenschaftlichen Bestrebungen. Der prachtliebende Piero de' Pazzi konnte die ganze Aeneide und viele livianische Reden auswendig, verstand ein wenig Griechisch, hielt beständig Abschreiber in seinem Palast und gab viel Geld für Bücher aus. [2]) Matteo Palmieri adelte gleichsam sein Geschlecht durch seine Gelehrsamkeit. Zweimal war er unter den Priori und 1453 Gonfaloniere di giustizia, außerdem mehrmals Gesandter der Republik an Könige und Päpste. Er schrieb eine Weltchronik, pisanische Annalen und ein theologisches Gedicht Città di vita, eine Nachahmung der göttlichen Comödie, die indeß nicht frei von ketzerischen Lehren war und niemals publicirt wurde. Mit ihm zusammen lernte Leonardo de' Dati, später Notar der Republik, die griechische Sprache unter Traversari's und Marsuppini's Leitung. Er schrieb einen Commentar zur Città di vita, wie Boccaccio zu Dante's Gedicht. [3]) Lapo da Castiglionchio hat einige Lebensbeschreibungen Plutarchs übersetzt. Wir könnten noch manchen mehr oder minder berühmten Namen aus dem florentinischen Adel jener Zeit anführen, doch nur des genialen Alberti soll später noch gedacht werden.

Führen wir uns ein in den Literatenkreis, der sich um Cosimo de' Medici, den Mittelpunct des schöngeistigen Treibens, gruppirte. Sofort tritt uns seine originellste Gestalt entgegen, ein Mann von kaum mittlerer Statur, zur Corpulenz neigend, immer mit gesuchter Feinheit und Sauberkeit gekleidet, in seinen Zügen eine beständige Heiterkeit, so daß er bei jedem Worte zu lachen schien und wenn er ins Scherzen kam, die ganze Gesellschaft zu unwiderstehlichem Gelächter hinriß, bisweilen aber auch der Ausdruck sarkastischer Schärfe. Das ist der literarische Minister Cosimo's und ihm als Mäcenas nicht unähnlich, nur so arm als jener reich und so sehr ein genügsamer, glücklich eingeschränkter Lebensphilosoph als jener ein weitblickender Staatsmann. Es ist Niccolo de' Niccoli. Sein Vater war Kaufmann in Florenz gewesen und hatte auch ihn viele Jahre hindurch zum Ge-

---

[1]) Vespasiano: Palla di Nofri Strozzi. Pii II. Comment. p. 49.

[2]) Vespasiano: Piero de' Pazzi.

[3]) Vespasiano: Matteo Palmieri. Blondus Italia illustr. p. 687. Salvini Vita Leonardi Dathi vor dessen Epistolae ed. Mehus. Florentiae, 1743. p. 46. 51. Corniani i secoli d. Letter. Ital. T. I. p. 174.

schäft angehalten. Er aber warf nach dem Tode des Vaters, als Erbe eines mäßigen Vermögens den Handel bei Seite, um sich ganz seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften hinzugeben. Als der Plan seines Lebens einmal entworfen war, ließ er ihn bis an das Ende desselben nicht mehr los. Er lernte nun Lateinisch, auch bei Chrysoloras ein wenig Griechisch. In S. Spirito erwarb er Anschauungen von der Philosophie und Theologie. Dann wurden Bücher seine vornehmste Leidenschaft. Zunächst ging er, wie oben erzählt wurde, nach Padua, nur um von dort die Werke Petrarca's, zumal die Africa, zu holen. Es war wenige Jahre nach dem Tode des großen Aretiners, seine Verehrung gerade im vollsten Schwunge. Männer, die den greisen Philosophen noch gekannt, wußten dem begeisterten Niccoli viel von ihm zu erzählen, besonders Luigi Marsigli. Petrarca's Werke wurden der Grundstock seiner Bibliothek, die er seitdem mit einer erstaunlichen Energie vermehrte.

Den größten Theil dieser Bibliothek hat er selbst geschrieben. Noch jetzt werden zahlreiche Codices von seiner Hand in der Laurentiana und andern Sammlungen aufbewahrt, und manche, wie sein Lucretius und die erwähnten zwölf Comödien des Plautus, gehören zu den Handschriften ersten Ranges. Gemeinhin war er der erste, an welchen die neuaufgefundenen Bücher zur Copirung gelangten. Er zeigte dabei bis wenige Tage vor seinem Tode einen Eifer und eine Sorgsamkeit ohne gleichen. Je älter die Schrift, desto freudiger war er. Bei griechischen Wörtern, die etwa in den Text einzufügen waren, half ihm Traversari's, des Camaldulensers, freundschaftliche Hand. Ferner kaufte er Bücher, so weit seine Mittel reichten und so oft sich gute Gelegenheit bot. Die Bände zum Beispiel, die Salutato hinterlassen, wurden von dessen Erben zerstreut und verschleudert; Niccoli aber wußte sie einzeln theils selber zu erwerben theils Cosimo zum Ankauf zu empfehlen. Bald freilich fand er sich dafür am Rande der bittern Armuth. Indeß durfte er nur eine Quittung nach der mediceischen Bank schicken, deren Cassirer von Cosimo die Anweisung erhalten hatte, jede begehrte Summe sofort zu zahlen. Die Form des Darlehns ersparte ihm das beschämende Gefühl, durch mildthätige Hand sein Leben zu fristen. Er blieb bei seinem Tode der Bank mit 500 Ducaten verpflichtet, die er theils auf Bücher theils auf Lebensbedürfnisse verwendet.

Niccoli's Person war gleichsam das Börsenblatt für alle Notizen über Bibliotheken und Bücher. Für alte und werthvolle Codices hatte

er einen Sinn, den man Witterung aus der Ferne nennen möchte. Er war der anschlägige Kopf und die mediceischen Factoreien waren die Hände, darnach zu langen. Selten ging ein Florentiner nach Frankreich oder Griechenland, ohne literarische Instructionen von ihm mitzunehmen. Männer wie Poggio und Bruni mochten in Rom sein oder wo sonst die Curie ihren Sitz hatte, sie mochten in Costnitz am Concil leben und von dort aus die deutschen und französischen Klöster bereisen, ihre Briefe und Nachrichten, politische und literarische, ja ihre freundschaftlichen und Familienangelegenheiten gelangten regelmäßig zu Niccoli, und von ihm aus wurden sie wieder mit florentinischen Nachrichten, mit Büchern, literarischen Neuigkeiten, auch wohl mit Geld versorgt. Selbst berühmten Cardinälen wie Albergati und Cesarini, die auf ihren Legationsreisen in verschiedene Länder kamen, gab er Verzeichnisse von Büchern mit, auf die sie ein Augenmerk haben sollten. [1]) Noch im vorgerückten Alter beschäftigte er selbst sich mit dem Plan, Griechenland zu bereisen, um griechische Codices zu sammeln. Denn auch diese waren ihm wie heilige Reliquien, obwohl er sehr wenig von der griechischen Sprache verstand. Er genoß ein volles Entzücken, wenn er zum Beispiel aus Byzanz einen schönen Codex erhielt, in welchem sieben Tragödien des Sophokles, sechs des Aeschylos und die Argonautika des Apollonios enthalten waren, und wenn sein Freund Traversari die Entstehung dieses Volumens vor das Jahr 600 setzte. [2])

Er war aber kein bloßer Copist: er verglich verschiedene Exemplare, merzte offenbare Corruptionen aus, stellte den Text her, machte Capiteleintheilungen und Inhaltsangaben. Sein Geschmack in diesen Arbeiten, in denen eben der Geschmack noch zum guten Theil die Kritik ersetzte, begründete recht eigentlich seinen literarischen Ruhm.

Niccoli's Büchersammlung war durchaus die größte und beste in Florenz: sie enthielt 800 Bände, als er starb, und ihren Werth schätzte man, soweit sich dergleichen Dinge schätzen lassen, auf etwa 4000 Zecchinen. Er besaß eine Weltkarte und besondre Karten von Italien und Spanien. Dazu kam eine kleine Gallerie von antiken Statuen, Sculpturen, Gemälden, Vasen, Mosaiken, Gemmen, Münzen und Medaillen. Letztere waren zum Theil alten Ursprungs, doch verstand man bereits auch geschickte Bleiabgüsse zu fertigen.

---

[1]) Ambros. Traversarii epist. VIII, 2.
[2]) ibid. VIII, 8.

Das war die Welt, in welcher der kleine Mann, gleich einer zierlichen Spinne in ihrem Gewebe, hinlebte, doch ohne den Hang zur Einsamkeit und ohne den Fremdenhaß dieses Thieres. Er scheint Florenz selten verlassen zu haben. Einmal war er in Venedig, theils um die verbannten Medici zu besuchen, theils um die Bücherschätze der dortigen Klöster und seiner venetianischen Freunde gründlich durchzustöbern.[1]) Auch die Sehnsucht, die er seit seinen jungen Jahren gehegt, einmal nach Rom zu kommen, wurde ihm endlich erfüllt. Er war mit Cosimo de' Medici dort, aber wegen allerlei Umstände konnte ihr Aufenthalt nur ein kurzer sein. Er nahm von dieser Fülle zertrümmerter Reste des Alterthums nur den Eindruck eines schmerzlichen Mitleides nach Florenz heim.[2]) Hier allein konnte er glücklich und in seiner Weise leben. Nie bewarb er sich um ein öffentliches Amt oder buhlte um irgend eine Ehre. Auch blieb er Hagestolz, um die Kosten einer Ehe lieber der Wissenschaft zuzuwenden. Denn von mönchischer Neigung war er völlig frei; in ihren rüstigen Jahren pflegten sich Bruni und er an den Feiertagen vor den Kirchthüren aufzustellen und die hübschen Weiber, die herauskamen, zu beäugeln.[3]) Später lebte er mit einer friedsamen Concubine (una donna di tempo, wie Vespasiano sich ausdrückt), seiner Benvenuta, die er zärtlich und treu liebte, für die er sogar die Achtung seiner Freunde in Anspruch nahm und um die er sich mit seinen fünf Brüdern aufs bitterste erzürnte. Dieser Familienkrieg, pflegte er zu sagen, sei die einzige Störung seines Glückes. Benvenuta war zugleich seine Bedienung; denn Zwei machten das ganze Haus. Alles, was außerhalb dieses Hauses und außerhalb der literarischen Kreise vorging, störte nicht seine Heiterkeit. Wenn er aber speisete, mußten antike Vasen, elegante Thongefäße, alte Krüge und krystallene Becher auf seiner Tafel stehen, meistens Geschenke; das Gedeck mußte fein und reinlich sein.[4]) In solchen Dingen konnte er pedantische Laune zeigen. Auch waren seine Sinne ungewöhnlich scharf und empfindlich gegen widerliche Eindrücke: so hatte er eine besondre Antipathie gegen das Blöken eines Esels, das Knirschen einer Säge und das Quieken einer Maus.

---

[1]) ibid. VIII passim.

[2]) ibid. VIII, 8.

[3]) Leon. Bruni epist. IV, 4.

[4]) Vespasiano: A vederlo in tavola cosi antico come era, era una gentilezza.

Sonderbare Menschen dieser Art sind in der Regel abgeschlossene Selbstlinge, vergraben sich in ihren Sammlungen und haben keinen Trieb, auf das Große und Allgemeine einzuwirken. Das war Niccoli's Fall nicht im mindesten. Seine Thüre stand Jedem offen, der Belehrung oder literarische Hülfe suchte, seine Bücher waren für Jeden da, der sich ihrer zu bedienen wünschte. Als er starb, befanden sich zweihundert Bände seiner Bibliothek auswärts. Er gehörte zu den Personen, die mehr dazu geboren scheinen, Andre anzuregen als selbst etwas Zusammenhängendes zu leisten. Wer in seine Umgebung kam, fand sich gleichsam mitgezogen in das lebhafte wissenschaftliche Interesse, welches aus jedem seiner Worte und jeder seiner Mienen sprach. So oft ich einen Brief von dir erhalte, gestand ihm einst Lionardo Bruni, werde ich immer von Neuem zu den Studien angestachelt. [1]) Sein Haus war gleichsam ein Museum, der Sammelplatz aller Schöngeister von Florenz, zumal der jungen und aufstrebenden Literaten, aber auch der Maler, Bildhauer und Architekten. Fremde kamen oft, den merkwürdigen Mann in seiner merkwürdigen Umgebung kennen zu lernen. Da gab es keine Mahlzeiten und Feste, aber desto mehr gelehrte Gespräche und vielseitigen Gedankenumtausch. [2]) Bisweilen sah man zehn bis zwölf junge Leute in diesem Studiensaale sitzen, jeden mit einem Buche in der Hand: dann redete Niccoli den einen und den andern von ihnen an, prüfte, was er gelesen und wie er es aufgefaßt. Scherzen und Schwatzen ward nicht vernommen. Hier im privaten Museum wurde der Gelehrtenverein von S. Spirito gleichsam fortgesetzt, freilich in sehr veränderter Richtung; und so will es uns bedeutend scheinen, daß Niccoli geradezu als Schüler jenes Luigi Marsigli, des Hauptes von S. Spirito, genannt wird.

Wie Niccoli's Briefwechsel die Literaturzeitung der Humanisten, so war er selbst in Florenz das Orakel, wenn über lateinische oder griechische Bücher Anfrage geschah; über geschichtliche, literar-historische und kosmographische Materien wußte er genaue Rechenschaft zu geben. Er hatte ein starkes Gedächtniß; die göttliche Comödie, die er in jüngeren Jahren mit hoher Verehrung immer wieder und wieder gelesen, konnte er noch im Alter fast ganz ohne Buch hersagen. Außerdem galt er

[1]) Leon. Bruni epist. III, 19. Aehnlich Ambros. Travers. epist. VIII, 2.

[2]) Vergl. z. B. den Brief des jungen Ermolao Barbaro, der Guarino's Schüler war, mehr aber diesem florentinischen Kreise dankte, unter Ambr. Travers. epist. XXIV, 19.

für einen geschmackvollen, aber äußerst peinlichen Kenner der lateinischen Sprache. Er selbst hat nichts geschrieben als einen kurzen Tractat über die Orthographie der lateinischen Sprache, welcher zur Anleitung für junge Studirende bestimmt war; strittige Puncte suchte er durch die Autorität alter Münzen und Inscriptionen zu entscheiden. Aber auch dieses Werk, welches er übrigens in italienischer Sprache schrieb, scheint er, als es von Guarino heftig angegriffen wurde, der Oeffentlichkeit wieder entzogen zu haben. Auch seine Briefe verfaßte er regelmäßig in der Vulgärsprache. So viel man wußte, schrieb er überhaupt aus Grundsatz nichts Lateinisches. Auch sprach er niemals lateinisch. Man urtheilte hierüber verschieden. Bruni sagt in der Invective, die er gegen ihn richtete, er habe seine völlige Unkenntniß des Lateinischen damit verdecken wollen. Manetti, der sein Leben im lobrednerischen Schwunge, und Vespasiano, der es mit sichtbarer Vorliebe beschrieben, meinten, er habe ein zu vollkommenes Ideal von lateinischem Stil im Sinne gehabt, als daß er je hätte hoffen können, es zu erreichen. Aehnlich urtheilt Poggio in seiner Leichenrede, die natürlich nicht minder panegyrisch ist, er habe nur das Feine und Vollkommene gutgeheißen [1]) und deshalb hätten ihm auch seine eigenen Schriften nicht genügen können. Wohl am richtigsten äußert sich Enea Silvio: Niccoli habe seinem Geiste nicht recht getraut und seine Leistungen dem Urtheil Andrer deshalb nicht unterwerfen wollen, weil er selbst niemandes Leistung gelungen fand, alle zu tadeln wußte, die nur lebten, und auch unter den großen Todten nur Platon, Virgilius, Horatius und Hieronymus lobte. [2])

Das war nun eben der Punct, der den Verkehr mit ihm schwierig machte. Er fühlte sich ein wenig als unfehlbarer Kunstrichter und

---

[1]) Auch in einem Briefe an Traversari (unter dessen Epistt. XXIV, 7) sagt Poggio in einer bestimmten Verbindung von Niccoli: cui nihil nisi elimatum placet.

[2]) Aehnlich Philelfus Satyrarum (Venetiis, 1502) Dec. I. hec. 5. Nachdem er die Lebenden aufgezählt, die Niccoli's Neid verfolge, fährt er so fort:

Namque probos clarosque viros mens dira furensque
Nunquam ferre potest, nitidae qui congruat atrum
Virtuti vitium. — —
Naso valet nugis. Statius modo barbara blactit.
Deliras, Lucane, tuba. Nil Musa Maronis
Personat egregium, nisi quae te magne Priape
Concinit. Eloquii damnatur Tullius ipse.

als unabhängiger Mann. Ein eifriger Förderer und wohlwollender Freund im Großen, vernachlässigte er oft jene kleinen Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten, die ein behaglicher Umgang einmal erfordert und die er für seine Person selbst von den vertrautesten Freunden verlangte. Auch war er reizbar, faßte leicht Argwohn und hegte ihn mit Eigensinn.[1]) Widerspruch machte ihn erregt und zornig. Und da er schnell die Fehler und Schwächen Andrer durchschaute, äußerte er auch seine Meinungen und Gefühle darüber oft mit unvorsichtiger Freimüthigkeit, in welcher man den Jünger Marsigli's zu erkennen meinte. Desgleichen wußte er das Aussprudeln seines beißenden Witzes nicht zu zügeln, während er selbst hinter einem Scherze sehr bald die Absicht sah, man wolle ihn zum Narren halten. Verträglichere Freunde ließen ihm die böse Laune hingehen und mieden höchstens für einige Zeit seinen Besuch. Stolze oder heftigere Naturen aber wollten seine Ausfälle nicht unerwiedert lassen. So zog sich Niccoli die Feindschaft Vieler zu, die durch seinen Einfluß nach Florenz berufen worden und die anfangs unter seiner Protection gestanden hatten. Da aber seine Stimme bei Cosimo und bei den Beamten, die das gelehrte Wesen unter sich hatten (ufficiali dello studio), Alles galt, mußten seine Gegner gewöhnlich bald Florenz, dieses gelobte Land der Literaten, verlassen. So Manuel Chrysoloras und Guarino von Verona, die beide als Lehrer des Griechischen durch seine Vermittelung berufen waren, so Aurispa und Filelfo.[2]) Selbst Lionardo Bruni erzürnte sich heftig mit Niccoli, mit dem verbrüdert er einst den griechischen Lectionen des Chrysoloras beigewohnt, dem er seine ersten Uebersetzungen aus dem Griechischen gewidmet, den er als Censor und Richter über seine Schriften anerkannt hatte. Daß Niccoli den Studien des Camaldulensers Traversari ein größeres Interesse schenkte, war wohl die erste Ursache der Entfremdung. Die eigentliche Veranlassung aber gab ein scandalöser Vorfall mit Benvenuta. Jene Verwandten Niccoli's hatten sie überfallen und auf offener Straße, vor den Augen der höhnenden Nachbarn, recht mit entehrendem Schimpfe ausgeprügelt.[3]) Niccoli, dadurch verstimmt und gereizt, mußte hören, auch Bruni habe, statt ein tröstender

---

[1]) **Ambros. Travers.** epist. VI, 2. und **Poggio's** Brief an Niccoli ibid. XXV, 43.

[2]) cf. **Philelfi** Satyr. Dec. I. hec. 5.

[3]) **Leon. Bruni** epist. V, 4. an Poggio, IV, 23. IX, 19.

Freund in der Kümmerniß zu sein, über das zärtliche Verhältniß seine Mißachtung geäußert und die Concubine als Köchin bezeichnet. Der Zwist machte großes Aufsehen und nicht nur bei den florentinischen Literatoren, unter welchen Traversari zu wiederholten Malen und immer vergeblich eine Ausgleichung versuchte.[1]) Selbst Papst Eugen IV, der sich damals in Florenz aufhielt, ließ sich die Vermittelung angelegen sein, auch er vergebens. Bruni richtete eine Invective gegen Niccoli, in welcher es an Spott und Verleumdung nicht fehlte; dieser aber ließ sich nicht auf das publicistische Feld hinauslocken und rächte sich nur durch beißende Bonmots. Erst nach Jahren gelang es dem Venetianer Francesco Barbaro bei seiner Anwesenheit zu Florenz, die Beiden wenigstens äußerlich auszusöhnen, und Poggio gratulirte dem Friedensstifter von Rom aus mit einer Feierlichkeit, als sei die Welt nun von einem schweren Uebel befreit.[2]) Doch stellte sich die frühere Intimität nicht wieder her.

Dagegen haben Andre, die geduldig abwarteten, bis Niccoli sein Unrecht einsah, seine treue und hülfreiche Freundschaft unausgesetzt genossen, so Ambrogio Traversari und Carlo Marsuppini, so Poggio, der oft die bittern und argwöhnischen Bemerkungen des Freundes mit wunderbarer Geduld hinnahm. Es war doch ein schmerzlicher Verlust, den die Wissenschaft und ihre Jünger in Florenz erlitten, als der kleine Dictator, der arme Mäcen am 4. Februar 1437[3]) nach dreiundsiebzigjährigem Lebenslaufe in den Armen seines Freundes, des Camaldulensergenerals, und als guter Christ seinen Geist aushauchte. Seine letzte irdische Sorge war gewesen, daß er testamentarisch die Zukunft seiner Bücher sicherte. Die Leiche wurde dem Wunsche des Verstorbenen gemäß in S. Spirito beigesetzt.[4])

---

[1]) Ambros. Traversarii epist. VI, 18.

[2]) Poggii Epistolae LVII (bei s. Historiae de varietate fortunae Libri quatuor ed. a Dominico Georgio. Lutet. Paris., 1723) epist. 4. 5. 11. Traversar. epist. VIII, 16.

[3]) Der Todestag nach seiner Grabschrift, die doch für authentischer gelten muß als die Angabe Manetti's, er habe sein Testament am 22. Januar, pridie quam moreretur, aufgesetzt. Erwähnung verdient auch der rührende Nachruf, den ihm sein Freund Traversari widmete (epist. IX, 21) und zwar am 12. Februar, also noch im unmittelbaren Eindrucke des Verlustes.

[4]) Die willkommensten Nachrichten über diesen bisher zu wenig beachteten Mann verdanken wir dem oft schon citirten Mehus (Vita Ambr. Travers. p. 28—82. 367. und auch Vita Leon. Bruni p. 65 sq.) Ihnen liegt die Lebensbeschreibung dessel-

Unter den Freunden Niccoli's und auch sonst schon öfters ist des Lionardo Bruni gedacht worden. Gemeinhin führt er den Beinamen Aretino, er entstammte demselben Städtchen wie Petrarca. Gleich diesem mußte auch er sich mehrere Jahre lang dem Brodstudium der Rechte widmen; denn er war arm und von geringer Herkunft. Aber sein Sinn war bereits auf die liberalen Studien gerichtet. Schon als fünfzehnjähriger Knabe hatte er, während einer Stadtrevolution zu Arezzo in das Castell Quarata gesperrt, die Blicke nicht von einem Bildniß seines berühmten Landsmannes Petrarca losreißen können und eine brennende Sehnsucht empfunden, dem Gefeierten nachzufolgen. [1]) Später hatte Salutato den Waisenknaben unter seinen Schutz genommen und wie einen Sohn geliebt; ihm verdankte es Bruni nach eigenem Geständniß, wenn er die griechische Sprache erlernt und sich in der lateinischen eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erworben. [2]) Bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre lebte er unter der Protection des Staatscanzlers, den er noch in späteren Jahren seinen Vater und Lehrer zu nennen liebte. Aber so schnell arbeitete sich der frische Geist Bruni's empor, daß Salutato ihn bald neben sich sah und eingestehen mußte, sie seien wechselseitig Schüler und Lehrer. [3]) Wie die Ankunft des Chrysoloras in Florenz bestimmend auf den jungen Mann einwirkte, ließen wir ihn oben mit seinen eigenen Worten aussprechen. Dennoch nöthigte ihn der Mangel, auch seine Rechtsstudien fortzusetzen, bis er endlich durch Salutato's und Poggio's Verwendung unter Bonifacius IX das Amt eines apostolischen Secretärs erhielt und seitdem in gesicherter Stellung der Curie folgte. So ging er mit Johannes XXIII

---

den von Manetti in dessen ungedrucktem Buche de Illustribus longaevis und viel andres handschriftliches Material der florentinischen Bibliotheken und Archive zum Grunde. Auch aus der erwähnten Invective Bruni's gegen Niccoli (in nebulonem maledicum) hat Mehus nach einer Handschrift der Laurentiana das Wichtigste mitgetheilt. Vergl. außerdem Vespasiano: Nic. Nicoli; Ambrog. Camald. § 6; Cosimo de' Medici § 23. Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. Bart. Facius de vir. illustr. p. 11 (ed. Mehus. Florentiae, 1745) Poggius Orat. in funere Nic. Nicoli in s. Opp. p. 270 und bei Martene et Durand Vet. Script. et Monum. ampliss. Collectio T. III. p. 727. Hier findet man noch einige andre durch Niccoli's Tod veranlaßte Schriftstücke.

[1]) So erzählt er in s. Rerum suo tempore gestarum Commentarius ap. Muratori Scriptt. T. XIX p. 917. Manetti Orat. funebr. in Leon. Bruni Epistt. recens. Mehus p. XCII.

[2]) Epist. I, 12. II, 11. rec. Mehus. Vespasiano: Lionardo d'Arezzo § 1.

[3]) Salutati Epist. P. I. epist. 2. ed. Rigacci.

nach Costnitz, kehrte aber nach Italien zurück, noch bevor das Glück seinen Herrn völlig verlassen hatte. Im Jahre 1427 wurde er von der florentinischen Republik zu dem Amte eines Staatssecretärs oder Canzlers berufen, welches Salutato vordem inne gehabt. So gelangte er denn durch seine Bekanntschaft mit den Rechten und mehr noch durch sein klares, elegantes Latein zu einer ehrenvollen Stellung, die ihm vergönnte, wieder unter seinen Freunden und in der Atmosphäre zu leben, die ihm am meisten behagte. Auch blieb ihm noch Zeit genug, um seinen Namen durch gelehrte Werke zu verherrlichen. Seine Uebersetzungen griechischer Autoren haben ihm den meisten Ruhm eingebracht; sie galten nicht nur für zuverlässig, man wollte auch finden, daß er vor Andern die Schätze der hellenischen Welt durch feinen und klaren Ausdruck jedem Lateinisch-Gebildeten zugänglich gemacht. Durch ihn ferner erhielt Florenz die erste Geschichte seiner Republik, die in gefälliger lateinischer Form geschrieben war, wie der Geschmack jener Zeit es verlangte. Man belohnte ihn dafür mit dem florentinischen Bürgerrecht und mit der Immunität von den Staatssteuern, die sich auch auf seine Kinder erstrecken sollte. Er gehörte mehrmals zum Rathe der Zehner und sein Wort gab mitunter bei den wichtigsten Staatssachen den Ausschlag.[1]) Seine Briefe, die amtlichen wie die privaten, galten als Musterstücke schmucker Latinität. Auch seine öffentlichen Reden erinnerten an die perikleische Hoheit;[2]) doch wußte man, daß er vorbereitet sein mußte, denn sonst konnte er entweder gar nichts vorbringen oder er sprach baaren Unsinn.[3])

In Florenz war Bruni ein vornehmer, hochverehrter Mann, obwohl er sich nicht liebenswürdig zeigte wie Salutato und nichts von Niccoli's Gemeinsinn hatte. Er war überzeugt, daß er ganz allein der Reformator der lateinischen Sprache sei und daß sich niemand neben ihn stellen dürfe.[4]) In hohem Grade selbstgenügsam lebte er nur in seiner Cancelei und in seinem eigenen Hause; bei andern Bürgern sah man ihn fast nie. Ein Bild der Majestät schritt er ernst und

---

[1]) Vespasiano l. c. § 5. 6. Mehus Vita Leon. Bruni p. 44. Manetti Orat. funebr. l. c. p. XCVII.

[2]) Vergl. z. B. die Leichenrede auf Nanni Strozzi in Baluzii Miscell. Lib. III. p. 226.

[3]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI.

[4]) cf. Leon. Bruni epist. III, 19. Vespasiano: Ambrog. Camald. § 6.

feierlich in seinem langen rothen Mantel durch die Straßen.[1]) Wie so manche Leute, denen es in jungen Jahren allzu sauer geworden ist, war er mürrisch und unzugänglich, wortkarg und leicht zu beleidigen, und notorisch war auch sein Geiz.[2]) Doch thaten diese Fehler der Achtung, die er genoß, wenig Abbruch. Spanier und Franzosen, die in Italien Geschäfte hatten, kamen mitunter nur zu dem Zwecke nach Florenz, um den berühmten Staatscanzler zu sehen und wäre es auch nur von fern, wenn er Vormittags aus der Cancelei trat.[3]) Als er am 9. März 1443 gestorben war, gingen die Prioren der Stadt über sein Leichenbegängniß zu Rathe und es wurde auf den Vorschlag einiger gelehrter Männer beschlossen, den großen Todten nach Sitte der Alten zu ehren. Man hatte die Leiche in dunkle Seide gekleidet, auf ihrer Brust lag die florentinische Geschichte als das edelste Geschenk des Staatscanzlers an die Republik. Die Rede hielt der gelehrte Manetti, selbst Mitglied des Zehnerrathes, von einer Erhöhung aus, die zu Häupten der Bahre errichtet war. Am Schlusse derselben trat er zu dem Todten: „So wenden wir uns nun zu dir, ruhmwürdigster Stern der Lateiner, und krönen deine glücklichen, seligen Schläfen zum ewigen und unsterblichen Zeugniß deiner wunderbaren Weisheit und deiner unglaublichen Beredtsamkeit, zum Zeugniß für die Lebenden und für die kommenden Geschlechter, unserm Senatusconsulte gemäß mit diesem würdigen Schmucke des Lorbeers." Im Angesicht des Volkes von Florenz, vieler hoher Gesandten und Curialen — denn Papst Eugen residirte damals in Florenz — wurde das Haupt des todten Staatscanzlers mit dem Lorbeerkranze geschmückt und seine Leiche dann mit einem ehrenden Epitaphe in der Kirche S. Croce beigesetzt.[4])

---

[1]) Vespasiano: Lionardo d'Arezzo § 10.

[2]) Selbst Poggio sagt in seiner Oratio in funere Leon. Aretini (bei Baluzius l. c p. 248 und bei Mehus vor seiner Ausgabe der Briefe Bruni's p. CXXII): Vita fuit per omnem aetatem parcissima ac severa.

[3]) Vespasiano l. c. § 9.

[4]) Die Angabe des Todestages nach Matth. Palmerius de temporibus und wohl darnach in Staindelii Chronicon ap. Oefele Scriptt. rer. Boic. T. I. p. 536. Ungefähr stimmen damit die Angaben bei Mehus Vita Leon. Bruni p. 45. 46. Das Leichenbegängniß fand nach einer beiläufigen Bemerkung in einem florentinischen Codex am 12. März statt. Mehus Vita Ambr. Traversarii p. 261. — Die Hauptzüge aus Bruni's Leben bei S. Antoninus Chronicon P. III. tit. 22 cap. 11 § 15. Vespasiano: Giannozzo Manetti § 12. Naldi Vita Jann. Manetti ap. Muratori Scriptt. T. XX p. 543. Manetti's Leichenrede steht vor der

Carlo Marsuppini, gleichfalls ein Aretiner, war sein Nachfolger in der Canzlerwürde und als Schriftsteller nicht minder geschätzt. Man meinte, er komme Lionardo in der Prosa fast gleich, übertreffe ihn aber in der Leichtigkeit seiner Verse.[1]) Er hatte ein unglaubliches Gedächtniß. Als er in Florenz seinen ersten Kathedervortrag hielt, wurde geurtheilt, so habe noch niemand gesprochen und es gebe unter den lateinischen und griechischen Autoren keinen, den er in jener Stunde nicht citirt. In seinem Auftreten hatte er mit Bruni eine gewisse Aehnlichkeit: auch er war blaß, einsylbig und hypochondrisch in sich versunken. Des frivolen Scherzes schien sich seine Lippe zu schämen, er floh die muntre Gesellschaft. Sein Verkehr beschränkte sich auf den Kreis der Medici; seiner engeren Freundschaft durfte nur Niccoli sich rühmen. Den aber verehrte Carlo mit solcher Ergebenheit, daß ein „Er hat es gesagt" ihm gleich einem Orakel galt wie den Schülern des Pythagoras.[2]) Das Ansehen, welches dieser finstre und herzenskalte Mann genoß, stand dem Bruni's kaum nach. Auch er erhielt das Bürgerrecht in Florenz und auch seine Leiche wurde öffentlich durch die Hand seines Schülers Matteo Palmieri mit dem Lorbeer gekrönt und der Ruhestätte Bruni's gegenüber im Schiffe von S. Croce beigesetzt.[3]) Dabei war dieser Carlo ein notorischer Heide und hatte noch auf dem Todtenbette die letzte Beichte und das heilige Mahl verschmäht.[4]) Zu andern Zeiten hätte man wegen seines christlichen Leichenbegängnisses wohl Anstand genommen; jetzt half in Florenz die Dichterehre über jedes Bedenken hinweg.

Bildeten die genannten Männer, der eine durch seine unabhängige, die andern durch ihre einflußreiche Stellung gleichsam eine literarische Aristokratie, die mit dem Adel von Florenz wie mit ihresgleichen lebte,

---

Mehus'schen Ausgabe von Bruni's Briefen p. LXXXIX. Die Leichenrede Poggio's ist nie gehalten, auch offenbar viel später geschrieben, da er in derselben seine eigene Nachfolge in der Canzlerwürde erwähnt, die er doch erst 1453 antrat. Das Epitaph Bruni's bei Mabillon et Germain Museum Italicum T. I p. 163.

[1]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. Historia Friderici III in Kollarii Analecta Monum. Vindob. T. II p. 327, Pii II. Comment. p. 51.

[2]) Mehus Vita Ambr. Travers. p. 59. 379.

[3]) Mabillon l. c. Vespasiano: Carlo d'Arezzo § 2. Er starb am 24. April 1453. Filelfo schildert ihn Satir. Dec. I. hec. 6 eben mit Groll und Gift.

[4]) Sein Zeitgenosse Niccolo Ribolfi sagt von ihm (bei Tiraboschi T. VI p. 1596): Dio l'abbia onorato in Cielo, se l'ha merito, che non si stima; perchè morì senza confessione e comunione e non come buon Christiano.

so schließt sich ihnen mit dem Camaldulenser **Ambrogio Traversari** auch das geistliche Element in vollster Unbefangenheit an. Es war in Florenz die humanistische Schöngeisterei der neutrale Boden, auf welchem die verschiedenen Stände collegialisch zusammentrafen und einer gleich dem andern galt. Ambrogio war als vierzehnjähriger Knabe in das Kloster Maria degli Angioli vor den Mauern von Florenz eingetreten, aber viel tiefer hat auf sein inneres Leben das literarische Getreibe dieser Stadt, der Umgang mit Niccoli und die Ankunft des Chrysoloras eingewirkt, obwohl er seine Kenntniß der griechischen Sprache mehr der Autodidaxis als diesem Lehrer verdankte. Sein Leben wäre wohl ein sehr stilles, nur klösterliches und literarisches geblieben, hätte ihn nicht Papst Eugen IV, der als Cardinal Condolmieri der Protector des Camaldulenserordens und dadurch mit ihm befreundet gewesen war, am 27. October 1431 zum General des Ordens ernannt. Seitdem wurde er in das öffentliche Leben hinausgeführt und dieses zeigte seinem Ehrgeize noch andre Ziele als die literarische Berühmtheit.

Gar zu gern mochte Traversari sich nun bemerkbar machen und seine Hände ein wenig in die hohe Politik mischen. Da er in seinem Orden eifrig jene Kleinlichkeiten beförderte, die man als Observantismus und Reformation bezeichnete und in welchen auch der Papst das Heil der Welt sah, so durfte er sich in dieser hohen Gunst völlig sicher fühlen. Nun begann er gegen den Papst auf der einen Seite den heiligen Bernhard zu spielen und ihn mit feurigen Worten, doch ohne durch sie anzustoßen, an Kirchenreform zu mahnen, gegen den Prunk und die Simonie der Curie zu predigen und im Eifer für das Haus Gottes manche freimüthige Rede sich zu erlauben.[1]) Auf der andern Seite verstand er trefflich die Künste des Hofmannes: mit den Observanz-Mönchen, die zugleich des Papstes Beichtiger und auch seine Gewissensräthe in der kirchlichen Politik waren, stand er im vertraulichen Briefwechsel, und wenn er als S. Bernhard durch kühnes Wort scheinbar eine Wunde geschlagen, wußte er sie auch wieder desto schmeichlerischer zu liebkosen. Ferner war er Papist durch und durch: von den Vätern des basler Concils, die das Reformwerk ernsthaft in die Hand nehmen wollten, sprach er nie anders wie von einer Zusammenrottung wahnsinniger Verbrecher und Basel pflegte er das westliche Babylon zu nennen. Nur vorübergehend spielte er hier als päpstlicher Gesandter eine Rolle und

[1]) Ambr. Traversarii epist. I, 1. 26. 32. recens. Canneto.

mit seinem Instinct fühlte er sofort heraus, worauf es seiner Partei ankommen müsse, den Präsidenten des Concils nämlich, Cardinal Cesarini, von der Sache desselben abzuziehen. Das nun zwar hat nicht er, sondern die Gewalt der Umstände vermocht, auch war seine Gesandtschaft an Kaiser Sigmund ohne allen Erfolg, aber er selbst hat von seinen diplomatischen Thaten und von den Reden, die er dabei gehalten, ein Aufsehen gemacht, als sei der Umschwung der Dinge wesentlich sein Werk. Daß er bei seiner ersten Hauptrede zu Basel angesichts der versammelten Väter stecken blieb und sein Concept aus dem Aermel hervorziehen mußte, wissen wir freilich nicht durch ihn. [1]) Viel eher war er bei den Verhandlungen über die Glaubensunion mit der byzantinischen Kirche zur Mitwirkung berufen. Er wurde den Griechen schon nach Venedig entgegengeschickt und hatte zu ihrer Begrüßung bereits eine griechische Rede fertig, in welcher nach seinem eigenen Urtheil „nichts von Gräcität zu vermissen war.“ Leider mußte er, weil der Legat die Sache für unpassend hielt, sich der Rede und des Ruhmes begeben. [2]) In Ferrara und Florenz betheiligte er sich dann bei den Disputationen über das Filioque und ähnliche Fragen, theils indem er einschlagende Werke griechischer Kirchenschriftsteller zum Gebrauch seiner Landsleute übersetzte, theils indem er mit Andern das Geschäft des Dolmetschers übernahm. Auch hier wollte es ihm nachher scheinen, als habe er das Meiste allein gethan. [3])

Wer Traversari nur als öffentlichen Charakter kannte, mochte ihn für einen harten, intriguanten, ruhmredigen und heuchlerischen Mönch halten. Wir wundern uns nicht, daß er wenig beliebt war, daß er sich zumal mit Brüdern seines Ordens in gehässigen Streit verstrickte und überall mehr Zwist und Feindschaft als Versöhnung anstiftete.

Aber ein ganz andrer war er in seinem heimathlichen Florenz und unter den Literaten, hier kehrte er seine umgängliche und liebenswürdige Seite heraus. Im Kloster degli Angioli fanden sich die mediceischen Brüder, der muntre spitzige Niccoli, der kalte melancholische Marsuppini und manche Andre fast täglich zu traulichem Gespräch beisammen. An Cosimo's Tafel sah man den kleinen Camaldulensergeneral mit

---

[1]) Vespasiano: Ambrogio Camald. § 3.

[2]) Epist. I, 30. XIII, 16. XXIV, 24.

[3]) Epist. XIII, 34: Negocia ista Graecorum omnia ferme ipsi conficimus, vel ex graeco in latinum, vel ex latino in graecum convertendo, quae dicuntur et scribuntur omnia.

heiterem Gesicht und großer Beweglichkeit die Gesellschaft unterhalten. Männer wie Marsuppini, der classische Heide, wie Bruni und Poggio, die frivolen Spötter, durften sich von ihm keiner Sittenpredigten versehen. Mit Niccoli lebte er in fast studentischer Freundschaft. Das Bücherwesen und die literarischen Liebhabereien fesselten sie an einander. An Niccoli schickte er seine Berichte und alle Ausbeute, wenn er in Italien herum die Klöster und mehr noch die Klosterbibliotheken revidirte. War dagegen Niccoli einmal auswärts und hatte seine Benvenuta mitgenommen, so vertraute er der Obhut des Camaldulensergenerals des Theuerste, was er zurückließ, die Schlüssel zu den eisernen Bücherkasten — ein gutes Theil der Bücher hatte Traversari ohnehin stets in seiner Zelle — die antiquarischen Schätze des Hauses und seine Kleider, die der Camaldulenser auf Wunsch des pedantisch-saubern Freundes häufig durch einen seiner Ordensbrüder ausklopfen und reinigen lassen mußte.[1]) Wir sehen aus der Correspondenz der Beiden, wie Traversari die kleinen Launen und Schwächen Niccoli's mit bewunderungswürdiger Geduld erträgt, wie er gegen ihn voll Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten ist, wie er auch für persönliche Dinge die wärmste Theilnahme zeigt, wie er sich sogar den Ton des vertrauten Scherzes erlaubt, wenn florentinische Stadtgeschichten von ziemlich anstößigem Charakter in den Briefen verhandelt werden. Gewiß hat es ihm Niccoli hoch aufgenommen, wenn der ehrwürdige Ordensgeneral auch der Benvenuta, die dem Freunde trotz den erwähnten Scandalosis theuer geblieben, seine Ehrfurcht erwies, wenn er am Schlusse seiner Briefe selten vergaß, sich der Concubine als dem „treuesten Weibchen" höflich empfehlen zu lassen.[2]) Brüderlich lebten und arbeiteten sie auch in Florenz zusammen. Bald diente Niccoli als demüthiger Secretär, wenn Ambrogio, dessen Hand in späteren Jahren unsicher und zitternd wurde, etwa Werke des Chysostomos übersetzte, bald mußte Ambrogio, wenn Niccoli einen Classiker, der griechische Stellen einmischt, wie den Aulus Gellius abschrieb, ihm die griechischen Buchstaben zierlich in den Text malen.

Uebrigens ist der literarische Eifer Traversari's höher anzuschlagen

---

[1]) Epist. VIII, 2. 4. 8. et al. Ueberhaupt ist das achte Buch dieser Briefsammlung, welches 54 Briefe Traversari's an Niccoli enthält, von besonderem Interesse.

[2]) Femina fidelissima pflegt er sie zu nennen (epist. VIII, 2. 3. 5. 11. 33. 35. 37. 38), einmal nur (VIII, 36) nennt er sie fidelissimam famulam tuam.

als sein Talent. Von ersterem legen seine Briefe und sein Hodoeporicon, ein Tagebuch seiner Geschäftsreisen, das rühmlichste Zeugniß ab. Gleich Niccoli war auch er unermüdlich, Bücher zu suchen, zu kaufen, abschreiben zu lassen und selber abzuschreiben. Sein Stand und die Freundschaft der Medici verschafften ihm überall Zutritt und fast mit allen Freunden des Griechenthums in Italien, mit Guarino und Aurispa, besonders aber mit den Venetianern Francesco Barbaro und Leonardo Giustiniani stand er stets in literarischer Verbindung. Dabei war sein Augenmerk am meisten auf die griechischen Autoren der Kirche gerichtet; auf diesem Gebiete war er an Bücherreichthum und an Kenntniß unstreitig der Erste. Seinen literarischen Ruhm begründeten seine Uebertragungen aus dem Griechischen, von denen auch in seinen Briefen unaufhörlich die Rede ist. Nicht ohne Neid sah er auf die Uebersetzungen, die aus der profanen Literatur der Hellenen Lionardo Bruni geliefert und die freilich in ganz andrer Weise Aufsehen erregten als die seinigen.[1] Unter den Lateinern war Lactantius sein Liebling, weil er meinte, der stehe Cicero an goldenem Flusse der Beredtsamkeit nicht nach.[2]

Ihr eigentlichstes Interesse aber erregt Traversari's Gestalt, wenn wir beobachten, wie christliche Grundsätze und heidnische Anwandlungen, Mönchthum und Literatenthum in ihm ringen. Im Leben konnte er allenfalls zwei Gesichter haben, eines für seine Mönche, das andre, für seine florentinischen Freunde. Schwerer wurde es ihm, sich mit seinem Gewissen abzufinden. Jenes Streben nach Auszeichnung durch die Mitwelt, nach Ruhm bei der Nachwelt, dessen sich ein Bruni oder Poggio nicht schämte, wollte dem General des Camaldulenserordens nicht anstehen. Er fühlte den Ehrgeiz in seinem Busen brennen und wehrte sich doch gegen diese Sünde, indem er sie sich vom Gewissen wegzureden suchte. Wenn er zum Papste sprach, wußte er sich nimmer genug als unnützen Knecht, als Staub und Asche, als ein von der apostolischen Majestät geblendetes Erdenwürmchen zu demüthigen. Als nach seiner Ernennung zum General des Ordens die Meinung nahe lag, daß er noch höher steigen könne, versicherte er seinem Bruder Girolamo, der „Wahnsinn des Ehrgeizes" sei seiner Seele so fremd, daß er schon beim bloßen Anblicke von Pracht und Pomp rechten Ekel empfinde und lieber unter den Bergwerkssträflingen als unter den Herren der Welt leben

[1]) cf. epist. VIII. 8. 9.
[2]) Epist. VI. 5.

möge.[1]) Dennoch ging er in Rom bei allen Cardinälen herum und rühmte dann die freundliche Aufnahme, die ihm zu Theil geworden. Selbst Niccoli, der ihn sehr gut kannte und schätzte, pflegte unter Freunden die freimüthige Ansicht zu äußern, Ambrogio sei dem weltlichen Ehrgeize nicht ganz fremd und spanne seine Netze nach dem rothen Hute.[2]) Es scheint, daß das ironische Männchen seine Freude daran hatte, wenn er die weltlichen Gedanken des religiosen Freundes belauschte. Er selbst verleitete ihn durch Lob und Schmeicheleien, sich auf seine eleganten Briefe etwas einzubilden.[3]) That dann der Camaldulenser, als sei er für literarisches Lob ganz unempfänglich, so schüttelte Niccoli ungläubig den Kopf und trieb dadurch den Freund auf seine letzte Position zurück: dann nämlich bekannte sich Bruder Ambrogio zu dem „Laster der Eitelkeit", aber er that es mit einer so gesuchten Demuth, daß man sein Geständniß durchaus nur für die Regung eines allzu zarten Gewissens sollte halten können.[4])

In ähnlicher Weise mußte er sich winden, wenn ihn mitunter das Gefühl überschlich, als schicke es sich nicht für einen Camaldulensergeneral, so mitten in der humanistischen Gelehrtenrepublik zu stehen und um den Prunk eleganter Rede zu buhlen. Er vermied es sorgfältig und absichtlich, Stellen aus profanen Dichtern in seinen Briefen anzuführen, als verbiete ihm das die Ordensregel;[5]) wir haben nur eine einzige Stelle gefunden, wo ihm unter Bibelworten auch ein Citat aus Virgils Eclogen entschlüpft ist.[6]) Wunderbar nur, daß er nicht den mindesten Anstoß nahm, unaufhörlich in Briefen und Reden nach tullianischer Eloquenz zu haschen; vertrug diese sich etwa besser mit dem Eremitenkleid als ein unschuldiges Verslein? Wie ängstlich war er besorgt, daß seine Briefe nicht in verstümmelter Form verbreitet würden und ihn durch fehlerhafte Latinität bloßstellten![7]) In komische Ver-

---

[1]) Epist. XI, 15.

[2]) Poggii Dialogus contra hypocrisim, besonders herausg. Lugduni 1679, abgedruckt im Appendix ad Fasciculum rerum expetend. et fugiend. s. T. II. op. et stud. Edw. Brown. Londini, 1690. p. 583.

[3]) Vergl. z. B. epist. VIII, 47.

[4]) Nae ego nimium arrogans sum, qui me vanitatis vitio, cui miserabiliter addictus sum, liberum abs te putari voluerim etc. Epist. VIII, 36. 37.

[5]) Epist. VIII, 9 an Niccoli: Uterer ad te Naeviano versiculo, si id mihi religio permitteret etc.

[6]) Epist. III, 59.

[7]) Epist. III, 22.

legenheit gerieth er, als Niccoli und Cosimo de' Medici ihm anlagen, ein profanes Werk, des Diogenes von Laerte Nachrichten von berühmten Philosophen, aus dem Griechischen zu übersetzen. Sträubte sich wirklich sein Gewissen so gar heftig dagegen, so hätte er die Zumuthung immerhin ablehnen können. Doch scheint es ihn zu der Arbeit gezogen zu haben, vielleicht um auf diesem Felde mit Bruni zu wetteifern. Er fragte bei angesehenen Männern an, bei dem Erzbischof von Genua, bei Antonio da Massa, dem berühmten Theologen; sie fanden nicht den mindesten Scrupel bei der Sache. Nun bat er mit Berufung auf diese Autoritäten auch Leonardo Giustiniani um Rath, offenbar in der Meinung, der Freund werde ihn als freisinniger Mann, gleich den Andern zur Arbeit spornen. Dennoch rieth dieser ihm wider Erwarten, den alten keuschen Leuchten der Kirche zu folgen, die sich mit der Uebertragung heidnischer Schriften nicht befaßt hätten. Damals hatte er aber bereits Hand ans Werk gelegt und mußte sich nun auf die unwiderstehlichen Bitten seiner Freunde berufen. Während des Uebersetzens und noch damit beschäftigt, verschiedene Texte seines Autors miteinander zu vergleichen, seufzte er schon mit kämpfendem Gewissen: „Hätte ich doch niemals dieses Werk begonnen! Wie wäre das meinem Wunsche und meinem früheren Vorsatze gemäßer! — — Nachher aber will ich mit desto glühenderem Verlangen, desto heißerem Durste zur Uebertragung heiliger Schriften zurückkehren und sie um so inniger küssen, da ich fast von Kindheit auf an sie gewöhnt bin." Trotz diesen Bedenklichkeiten und Qualen ist er mit der Arbeit fertig geworden und hat sie mit einer Widmung an Cosimo veröffentlicht.[1]) Auch daß er seine Briefe copiren und sammeln ließ, will er nur auf die dringenden Bitten hoher Freunde gethan haben, denen er es nicht habe abschlagen können.[2])

So haben wir das erste Beispiel eines Mönches, in welchem der Schöngeist mit dem heiligen Geiste im Kampfe lag, und wir sehen schon, wie die künstlerische Liebhaberei von Florenz bereits das kirchliche Leben überwog. Die Zahl der humanistischen Geistlichen und Mönche ist keine kleine geblieben, die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Camaldu-

---

[1]) cf. epist. VI, 23. 25. 27. VII, 1. VIII, 8. Die Widmung selbst epist. XXIII, 10.

[2]) Epist. VI, 38.

lensers aber sehen wir bei seinen Nachfolgern immer mehr und mehr dahinschwinden.[1])

Der Schüler Traversari's im Lateinischen und Griechischen, in vielen Stücken auch der Fortsetzer seiner Bestrebungen war Giannozzo Manetti, aus edler florentinischer Familie. Erst in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre fing er an Lateinisch zu lernen, gönnte sich dann aber aus Studieneifer nur fünf Stunden nächtlichen Schlafes. Alles, was ihm nur erreichbar war, raffte er in die Schatzkammer seiner Kenntnisse zusammen. Wir haben gesehen, wie er als junger Mann in die philosophische Akademie von S. Spirito gerieth. Obwohl noch ein Neuling in den Wissenschaften, fand er doch auf die schwierigsten Fragen sofort eine Antwort und mischte sich keck in die Disputationen der gelehrtesten Männer.[2]) In Ermanglung solcher disputirte er gern mit gelehrten Juden über ihren Glauben, nicht um sie von diesem abzubringen, sondern indem er sich selbst auf ihren Standpunct stellte; es freute ihn dann, sie durch seine Kenntniß des Hebräischen zu beschämen. War Marsuppini ein Heide, so war dagegen Manetti ein mehr als rechtgläubiger Christ: den christlichen Glauben, sagte er, müsse man nicht einen Glauben, sondern eine Gewißheit nennen; die Lehre der Kirche sei so wahr, als ein Dreieck ein Dreieck ist. Er war der Mann, es zu beweisen. In der Philosophie und Theologie besaß er eine erstaunliche Belesenheit. Griechische Autoren verstand er bei schneller Uebersicht. Im lateinischen Sprechen und Disputiren soll er selbst Bruni's Neid erregt haben. Er konnte aus dem Stegreif eine geläufige und von gelehrten Zierathen strotzende Rede halten; freilich war sie aus rhetorischem Gesichtspunct, auch wenn er vorbereitet war, mittelmäßig genug. Wenn er in Florenz die Ethik und Politik des Aristoteles erklärte, hatte er eine große Zahl von bewundernden Zuhörern, darunter manchen jungen Edelmann. Er hat Lebensbeschreibungen des

---

[1]) Traversari starb am 20. October 1439. Sein Leben schrieb mit der mühsamsten Ausführlichkeit L. Mehus in dem osterwähnten Buche. Doch bleibt hier für die eigentliche Lebensbeschreibung unter den unendlichen Excursen nur p. 364 bis 436 übrig und die hier gemachten Angaben sind meistens nur Zusammenstellungen aus den Briefen und dem Hodoeporicon Traversari's, gerade der unnützeste Theil des ganzen Werkes. Eine zweite Biographie haben wir von Meiners in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherst. d. Wissensch. Bd. II. Zürich, 1796.

[2]) Vespasiano: Lionardo d'Arezzo § 10.

Sokrates und des Seneca, Dante's, Petrarca's und Boccaccio's, Niccoli's, Papst Nicolaus' V und seine eigene geschrieben, später auch andre sehr umfangreiche und gründliche gelehrte Werke theologischen Inhalts, die mit Fug und Recht ungedruckt geblieben sind. Ein älterer Kenner jener Literatur hat sich gewundert, daß Manetti's Ruhm trotz seinem ungewöhnlichen und vielseitigen Wissen dennoch hinter dem Anderer entschieden zurückgeblieben sei, wohl weil er es in Vielem weit, aber in keinem Zweige zur Meisterschaft gebracht habe.[1]) Der Grund ist wohl einfacher: bei aller Gelehrsamkeit vermißte man in Manetti's Werken die Grazien; wer ein so eintöniges und durch unvergleichliche Geschwätzigkeit ermüdendes Latein schrieb, wer so plump panegyrisirte, daß er nur einen Superlativ auf den andern häufte, dem half nach damaliger Geschmacksrichtung die prunkendste Schaustellung des Wissens zu wenig Ansehen.[2])

Das waren nun die ehrsamen Gelehrten, die Uebersetzer und Sprachmeister, die Büchersammler und Bibliothekenbegründer, welche die Arno-Stadt wohl zu einem neuen Alexandria machen, nicht aber zu dem Ruhme führen konnten, das moderne Athen zu werden. Es gesellten sich zu ihnen die Genies, die lebhaften losgebundenen Geister, welche Leben und Feuer in die stille Wissenschaft, Unfrieden und Cabalen in die Gelehrtenkreise brachten, schnellproducirende Talente ohne Charakter und voll Schwächen und Laster. Ihr Aufenthalt ist selten ein stätiger, ihre Thätigkeit nicht einer bestimmten Richtung gewidmet. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir sie bald hier bald dort finden und wenn auch in diesem Buche ihrer bald an dieser bald an jener Stelle, in dieser oder jener Beziehung gedacht werden muß.

So ist Gian-Francesco Poggio Bracciolini unserm Leser schon lange nicht mehr unbekannt. Wir rechnen ihn billig zur florentinischen Gruppe. Bei Florenz, im Castell Terranuova, war er geboren. Florenz verdankte er als Schüler Giovanni's da Ravenna und Chrysoloras' seine Bildung. Dann freilich ist er vierzig Jahre lang der päpstlichen Curie gefolgt (1413—1453). Aber wenn er in Deutschland und Frankreich nach den Werken der alten Römer umherstöberte, so war er doch

[1]) Paulus Cortesius de hominibus doctis Dialogus. Florentiae, 1734 p. 21.

[2]) Sein Leben schrieben sehr ausführlich Vespasiano (Spicileg. Roman. T. I. p. 578 e seg.) und Naldo Naldi (ap. Muratori Scriptt. T. XX). Wo beide Biographen dasselbe erzählen, stützen sie sich wahrscheinlich auf Manetti's Autobiographie.

gleichsam das auswärtige Mitglied des florentinischen Kreises: von dort wurde er unterstützt, an seine dortigen Freunde berichtete er über seine Funde, an sie sandte er die Autoren, die er zu neuem Leben auferweckt. Von Rom aus kam er fast jedes Jahr zum Besuch nach Florenz. Ein Decennium hindurch, während Eugen IV das rebellische Rom mied, lebte Poggio meistens unter seinen Freunden von Florenz. Er heirathete eine schöne achtzehnjährige Florentinerin aus dem adligen Hause der Buondelmonti. Nach dem Tode des Carlo Aretino wurde er als dessen Nachfolger nach Florenz zur Leitung der Staatscancelei berufen [1]), obwohl schon ein Greis von zweiundsiebzig Jahren; er erhielt das Bürgerrecht der Republik, wurde einst unter die Signori gewählt und nannte sich selbst gern einen Florentiner. Er starb zu Florenz am 30. October 1459 und sein letztes Werk, bei welchem der Tod ihn überraschte, war seine florentinische Geschichte.

Sein Leben in Florenz war das eines heitern Philosophen. Er war am römischen Hof ein reicher Mann geworden und genoß nun in seiner Heimath die Frucht seiner langjährigen Mühen und Arbeiten. Sein Amt nahm ihn nicht allzusehr in Anspruch: er rühmt die Florentiner wegen der Freiheit, die sie ihm gestattet, geschäftliche Arbeiten auf sich zu nehmen oder abzulehnen. Den besten Theil des Jahres verbrachte er auf der Villeggiatur und erfreute sich an dem Emporwachsen seiner Kinder, an ihrem Stammeln und Plappern, welches ihm oft anmuthiger erscheinen wollte als die höchste Beredtsamkeit. Als ihm die Leitung der Cancelei durch gewisse Gegner beneidet und verbittert wurde, legte er sie, um sich Aergerniß zu ersparen, lieber ganz nieder und widmete sich, immer noch ein hochgeachteter Mann, lediglich den Studien, einer ehrenvollen Muße. [2]) Nun er die Zeit der Nahrungssorgen, denn er hatte als junger Mensch durch Abschreiben von Büchern ein mühsames Brod verdienen müssen, nun er die Zeit der Wanderlust hinter sich hatte, blickte er mit freudigem Selbstgefühl auf jene Tage zurück, wo er in St. Gallen die Institutionen Quintilians gefunden und abgeschrieben und wo er so manchen andern römischen Autor aus dem Klostergrabe befreit. Er hatte sich ein Landgütchen bei Florenz erworben, 4000 Schritte von der Stadt entfernt, er nannte

[1]) Cominciò a fare sua patria Firenze, come meritamente si conveniva, sagt der Florentiner Vespasiano (Poggio Fiorentino § 4).

[2]) Vespasiano l. c. § 6.

es seine Valdarniana. Das Haus hatte er sich selber stattlich und bequem hergerichtet und da er für sein persönliches Wohlbehagen so gut gesorgt — also scherzt er — so habe er es würdig gefunden, auch für das Wohlbehagen seiner lieben Bücher einen eigenen kleinen Bibliotheksaal bauen zu lassen.[1]) Hier war der Stolz seines Lebens, eine Reihe von griechischen und lateinischen Codices aufgestellt, ferner ein kleines Museum von Marmorköpfen, Münzen und sonst allerlei Alterthümern, die er einst auf Ausflügen nach Ferentino und Tivoli, nach Frascati und Arpino, den classischen Stätten, und zu den Mönchen des ehrwürdigen Monte Cassino gesammelt oder durch Freunde aus Chios bezogen.[2]) Nur einen einzigen Marmorkopf besaß er, der ganz und schön war, alle andern hatten im Kampfe mit den Jahrhunderten die Nase eingebüßt oder sonst barbarische Verstümmelungen davongetragen. Aber er erkannte doch in ihnen immer noch die Hand des alten Künstlers, und erhielt er einmal dergleichen Sendungen aus Griechenland, so wurden die zerbrochenen Marmorstücke in seiner Phantasie sofort zu Kunstwerken von Praxiteles oder Polykleitos. Diese Umgebung nannte er seine Akademie. Es war sein Leben in der Valdarniana eine gelehrte Muße wie die Cicero's in seiner tusculanischen oder antianischen Villa, und gleich einem Römer der alten Republik erfrischte der greise Staatscanzler seinen Geist durch die Beschäftigung mit dem Land- und Gartenbau. Bisweilen fühlte er sich hier so ruhig und glücklich, daß er meinte, das Schicksal müsse ihn beneiden.[3])

Und welch' ein boshafter und bissiger Mensch war dieser Poggio gewesen. Nur mit seinen florentinischen Genossen lebte er im Frieden. Der alte Niccoli war ihm seit seiner Jugend Schutz und Hülfe gewesen, ihm gestand Poggio mehr als seinem leiblichen Vater zu verdanken. Zu Carlo Marsuppini führte ihn sein erster Gang, wenn er aus Rom zum Besuch herüberkam; im Hasse gegen die Heuchler und Mönche stimmten die Beiden trefflich zusammen.[4]) Auch mit Bruni stand er freundschaftlich. Aber sonst war er, so zu sagen, der literarische Gassenbube. Er hatte ein unverkennbares Talent für wüthendes Schimpfen und niederträchtiges Verleumden. Unter allen seinen Zeit-

[1]) Seine epist. 28. 30. 31. 53. 56. im Spicileg. Roman. T. X.
[2]) Poggii Epistt. LVII. epist. 18. 19.
[3]) Epist. 28. im Spicileg. Roman. T. X.
[4]) Poggii Dialogus c. hypocrisim l. s. c. p. 571.

genossen war er ohne Frage der gewandteste Kopf, er schrieb geistreich und piquant wie kein andrer, sein Stil ist von hinreißender Lebhaftigkeit. Vor seinem Witz und vor seiner wüthenden Bissigkeit herrschte eine wahrhafte Furcht, der selbst mächtige Fürsten sich nicht entziehen konnten.[1]) Als er dem Könige Alfonso von Neapel und Aragon seine Uebersetzung der Cyropädie gewidmet und zugeschickt,[2]) der erwartete Lohn aber allzu lange ausblieb, glaubte er in dieser Vernachlässigung die Einflüsterungen seines Gegners Lorenzo Valla deutlich zu erkennen und stimmte in seinem Aerger sofort einen andern Ton gegen den König an. „Es ist übrigens meine Schuld, daß ich mein Buch jemand gewidmet, der in seinem Urtheil mehr von Andern abhängt, als selbstständig ist. Der Ruf, welcher die Gelehrsamkeit jenes Fürsten preist, hat mich getäuscht. Er weiß, wie ich sehe, die tüchtigen Geister von den dummen nicht zu unterscheiden. Er thut gewisse Dinge zum Schein, damit es aussehen möge, als sei er gelehrten Männern hold. — Du sagst, man müsse die Albernheit solcher Menschen, die sich bemühen, andre herabzuziehen, ertragen und verachten. Du hast Recht. Aber die Albernheit von Fürsten muß man nicht nur ertragen, sondern ihr aus dem Wege gehen, da sie verderblicher ist und mit Schaden verbunden. Denn nichts, glaube mir, ist schlimmer als solche Albernheit, die das richtige Urtheil trübt und wo sie sich mit der Gewalt verbündet, zu jedem Verbrechen bereit ist. — Das schlechteste Ding ist die Undankbarkeit, sie ist die Mutter aller Laster; in wem dieses Laster herrscht, in dem kann keine Tugend bestehen. — Wenn die Sache nicht schon angefangen wäre, so wüßte ich wohl klüger mir bei einem Dankbareren eine Wohlthat zu erwerben." In solchen Betrachtungen erging sich Poggio, wenn er an seine Freunde in Neapel schrieb.[3]) Wir wissen nicht, ob Alfonso von seinem Unwillen erfuhr, doch ist es wahrscheinlich, da Poggio absichtlich die Briefe, in denen er sich ausgesprochen, an mannigfache Freunde versendete und verbreitete. In den Exemplaren seiner Uebersetzung, die er in der Zeit des Zornes abschreiben und ausgehen ließ, wurde der Name Alfonso's und die Dedication

---

[1]) Non era ignuno che non avesse paura di lui. Vespasiano l. c. §. 3.

[2]) Der Brief an Alfonso in Baluzii Miscell. (edit. nova) T. III. p. 154.

[3]) Die Briefe Poggio's an Bart. Fazio und Ant. Panormita in B. Facii de vir. illustr. ed. Mehus epist. 9—11 und Poggii epist. 75. 76. im Spicileg. Roman. T. X.

getilgt.[1]) Dennoch, wenn nicht eben deshalb, schickte ihm der König bald darauf 600 Ducaten, und der befriedigte Schriftsteller pries dafür seine Majestät nach wie vor.[2]) Er widmete ihm nun ein Prunkschreiben, in welchem er die Weisheit rühmte, die der König in der Befriedung Italiens gezeigt, und ihn anspornte, sich an die Spitze eines italienischen Seezuges gegen die Türken zu stellen.[3]) Es ist im Tone des feurigsten Panegyrikus verfaßt. Bartolommeo Fazio las es dem Könige im Beisein vieler Herren vom Hofe vor und Alfonso lauschte gespannt den Schmeicheleien des berühmten Literaten.[4])

Wir sprechen später noch von Poggio's Schmähschrift gegen Felix, den Papst des basler Concils, für welche er ohne Zweifel bezahlt wurde; auch die Fehden, die er zu Rom mit Valla, Perotti und Georgios Trapezuntios anknüpfte, lassen wir hier noch unberührt und gedenken nur einiger Kämpfe, die er mehr zur Ehre seiner Feder führte.

In Florenz knüpfte er den Streit mit Guarino über die Superiorität Scipio's oder Cäsars an. Die Veranlassung war vermuthlich eine Stelle in Petrarca's „Triumph des Ruhmes": der Dichter läßt hier nämlich Scipio Africanus den Aelteren und Julius Cäsar vorangehen, aber er will nicht entscheiden, wer von beiden der Göttin des Ruhmes zunächst geschritten sei; der eine sei eine Sclave der Tugend und nicht der Liebe, der andre ein Sclave beider gewesen.[5]) Poggio nun behauptete in einem Briefe[6]) die höhere Würde Scipio's, wobei er es an heftigen Angriffen gegen Cäsar nicht fehlen ließ. Die Schrift war ihm, wie er selbst gesteht, wenig mehr als eine Stilübung und um so unschuldiger, da er keines Lebenden darin erwähnte. Was den

---

[1]) Poggii epist. 79. im Spicileg. Roman. T. X. p. 350.

[2]) Ejusd. epist. 7. 8. 9. ibid. Vespasiano: Poggio Fiorent. § 4.

[3]) Poggii epist. 9. l. c.

[4]) Bart. Facii epist. 13. recens. Mehus l. s. c.

[5]) Petrarca Trionfo della Fama cap. I. v. 22:

> Da man destra, ove prima gli occhi porsi,
> La bella donna (la Fama) avea Cesare e Scipio;
> Ma qual piu presso, a gran pena m'accorsi.
> L'un di virtute e non d'amor mancipio,
> L'altro d'entrambi.

Petrarca hat bekanntlich beide verherrlicht, Cäsar in einer eigenen Lebensbeschreibung, Scipio in seiner „Africa".

[6]) Brief an einen gewissen Scipione da Ferrara, dessen Namen zu Liebe vielleicht die Entscheidung getroffen ist (Poggii Opp. p. 357).

alten Guarino, der mit Poggio befreundet und überhaupt ein friedlicher Mann war, bewog diesen Fehdehandschuh zu ergreifen, sehen wir nicht recht. Sein Gegner meinte, der Markgraf Lionello von Este sei ein besonderer Verehrer Cäsars und ihm zu Liebe, auch in der Hoffnung auf eine Belohnung, habe sich Guarino zum Anwalte Cäsars aufgeworfen. Seine Kampfschrift, die wir nicht gedruckt lesen, muß umfangreich und nicht arm an persönlichen Angriffen gewesen sein. Diese Beleidigungen, sagt Poggio, durch jemand, der damit die alte Freundschaft brach, habe er auf seiner Ehre nicht sitzen lassen dürfen. Er wolle indeß nicht „nach seiner Art" zu Felde ziehen und sich mäßigen. In der That ist die Invective Poggio's noch höflich zu nennen, wenn man sie mit andern vergleicht, obwohl er Guarino darin als einen unwissenden Prahler behandelt.[1]) Er betrachtete den Streit als einen honetten, wie er Männern der Wissenschaft ziemt, als eine löbliche Uebung, um die Schärfe des Geistes im Loben und Tadeln auszubilden. Man könne, meint er, wohl über einen solchen Punct verschieden denken und doch gut Freund bleiben. Als er die junge Florentinerin geheirathet und Guarino ihm eine höfliche Gratulation zuschickte, vergalt er in der Wonne der Flitterwochen die freundliche Annäherung des Gegners mit Gleichem und das gute Verhältniß war hergestellt[2]), ja Poggio setzte etwas darin, Guarino in Ehren zu halten und zu vertheidigen: er gehört, sagt er, noch zu unsrer alten Schule, die so viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht.[3]) Beide überhäuften sich seitdem mit den gesuchtesten und schmeichelhaftesten Artigkeiten.[4])

Doch für dieselbe Sache sollte Poggio noch einmal in die Schranken treten, diesmal aber nicht zum gelehrten Turnier, sondern zu einer literarischen Schlägerei. Ciriaco de' Pizzicolli, den Anconitaner, den wir oben kennen gelernt, reizte sein Unstern, gegen Poggio's Meinung eine Gegenschrift zu richten, die er als kaiserliche bezeichnete; er nahm nämlich in Cäsar den Begründer der Monarchie in Schutz und bezeichnete seine Verkleinerung als ein Sacrilegium. Gegen ihn ließ Poggio seiner schmähsüchtigen Laune den vollen Zügel, nannte ihn einen unverschämten und verwirrten Schwätzer, einen Dummkopf, eine

[1]) Poggio an Franc. Barbaro (Opp. p. 356). Die Invective selbst ist gleichfalls Barbaro gewidmet (ibid. p. 365).

[2]) Poggio an Guarino (Opp. p. 355).

[3]) Poggii epist. 52. im Spicileg. Roman. T. X.

[4]) Ejusd. epistt. 85—90. ibid.

lästige Cicade, einen vagabondirenden Narren, einen bärtigen Satyr, zweifüßigen Esel u. s. w. [1])

Außerdem verhöhnte Poggio die Franciscaner-Observanten, mit denen er Jahre lang im bittersten Kriege lag, und prostituirte endlich in den „Facetien" eine Menge von Lebenden und das Andenken so manches namhaften Todten. [2]) Das widerlichste Schauspiel aber entstand, als er mit Filelfo, der seiner hierin ganz würdig war, zusammentraf. In den vier Invectiven gegen ihn schüttete er ein wahres Füllhorn von Schmutz und Galle über den Gegner aus, gleich als wollte sich seine Phantasie einmal alles ihres Unrathes entladen. Und dann strömte dieselbe Seele wieder in feierlichen und pomphaften Leichenreden über, vergötterte die Medici, diesen und jenen reichen Nobile, diesen und jenen angesehenen Cardinal. Von den Höhen der Philosophie und aus den Tiefen des Glaubens ergoß sich dann das strahlende Lob und erhob die todten Gönner zu Heiligen, um von den Lebenden den Lohn der Verherrlichung zu empfangen.

Drei Italiener schöpften ihre Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur an der Quelle selbst, in Byzanz, es waren Guarino von Verona, Giovanni Aurispa und Francesco Filelfo aus Tolentino. In ihrem Lebenslaufe liegt eine gewisse äußerliche Aehnlichkeit. Wenn sie mit ihren Kisten voll griechischer Bücher in den großen Canal von Venedig einliefen, suchte man sie jedesmal zuerst hier zu fesseln, aber sehr bald lockte die leuchtende und wärmende Sonne von Florenz sie unter ihre Strahlen. Und doch konnte keiner von ihnen in Florenz heimisch werden: immer reizte ihr stolzes Selbstgefühl Niccoli's, des literarischen Dictators, kaustischen Witz, und er, der sie gerufen, zwang sie auch nach ein paar Jahren wieder davonzugehen, worauf sie dann an den Fürstenhöfen, Guarino und Aurispa zu Ferrara, Filelfo zu Mailand, ein dauerndes Unterkommen fanden. Man sieht deutlich, wie die eingeborenen Florentiner oder richtiger gesagt Tuscier gegen diese fremden Ankömmlinge zusammenhielten und eine stille Opposition bildeten.

Guarino für die Hochschule zu gewinnen, hatten die Curatoren

---

[1]) Diese Invective ist Lionardo Bruni gewidmet (Poggii Opp. p. 330). Ciriaco wird durch die Buchstaben C. A. deutlich genug bezeichnet.

[2]) Noch einiger andern Fehden Poggio's gedenkt Valla Antidot. in Poggium Lib. I. (Opp. p. 256)

derselben, die ufficiali dello studio, einst für so wünschenswerth gehalten, daß sie ihm selbst überließen, die Höhe des Soldes zu bestimmen.[1] Auch war er sonst ein verträglicher und allbeliebter Mann. Dennoch wurde man seiner müde, er konnte sich mit Niccoli nicht stellen.

Aurispa scheint nur kurze Zeit in Florenz gelehrt zu haben. Wohl sehnte er sich, als es ihm dann in Bologna ziemlich kläglich erging und selbst als er von da zu den Este gerufen wurde, nach den mediceischen Fleischtöpfen zurück, suchte seine nochmalige Berufung durch Traversari zu vermitteln und ließ allerlei kleine Intriguen spielen. Um sich erwünscht zu machen, deutete er auf die Anträge, die ihm von Bologna, Mailand und Rom aus gemacht seien. Um Traversari und Niccoli zu gewinnen, machte er sie nach seinen Bücherschätzen lüstern. Und um sich den Rückzug offen zu erhalten, bat er den Camaldulenser, die Unterhandlung insgeheim zu betreiben, damit sie dem Markgrafen, dem er diene, nicht zu Ohren komme.[2] Da aber die Florentiner schon eine Einladung an Filelfo erlassen, warnte er diesen freundschaftlich sie anzunehmen und stellte ihm vor, daß er in Ferrara ungleich besser situirt sein würde. So wollte er in Florenz den Mitbewerber loswerden und zugleich in Ferrara die Lücke füllen.[3])

Filelfo aber war nicht der Mann, sich den ehren- und gewinnvollen Ruf nach Florenz, wohin er von Cosimo Medici und Palla Strozzi, von Niccoli, Bruni und Traversari freundlichst geladen war, entgehen zu lassen. Er bediente sich, um den Camaldulenser und Niccoli zu ködern und sich einen guten Sold von wenigstens 400 Gulden auszuwirken, desselben Mittels wie Aurispa: er deutete an, daß er in Bologna recht wohl bleiben könne, daß man ihn überdies nach Padua gerufen und endlich ihm auch von Rom aus Anerbietungen gemacht habe; dazu schickte er ein Verzeichniß seiner griechischen Bücher und äußerte, daß er noch andre aus Byzanz auf venetianischen Schiffen erwarte. Auch warf er in den Briefen an Traversari und Bruni mit griechischen Brocken um sich, als wollte er sagen: Ihr seht, das kann der Filelfo! An Schmeicheleien und Liebesversicherungen ließ er es auch nicht fehlen: nach seiner Aussage sehnte er sich zum Sterben

[1]) Ambros. Travers. epist. VI, 20.

[2]) Ejusd. epist. VIII, 39. XXIV, 54. 55. sq. 62. Schon seine erste Berufung war Traversari's Werk. Vergl. dessen epist. V, 34. VIII, 3.

[3]) Franc. Philelfi epist. I, 48.

nach Florenz, nach dem Kloster degli Angioli, nach Traversari und Niccoli. Indeß verzögerten sich die Unterhandlungen längere Zeit hindurch, indem Filelfo auf die privaten Anerbietungen florentinischer Nobili nicht eingehen, sondern durch die Curatoren der Hochschule gerufen sein wollte. Auch hören wir, zu welchen Vorlesungen oder vielmehr Interpretationen er sich erbot: es waren täglich vier ordinarische über Cicero's Tusculanen, die erste Decade des Livius, eine rhetorische Schrift Cicero's und die Iliade; extraordinär gedachte er den Terentius, die Briefe Cicero's, verbunden mit praktischen Uebungen, dann einige Reden desselben und unter den griechischen Autoren den Thukydides und Xenophon's Politika zu erklären, außerdem über Moralphilosophie zu lesen. [1])

Im April 1429 traf Filelfo in Florenz ein. Er galt damals für den trefflichsten Griechen und den gewandtesten Dichter des Abendlandes, dazu für einen der elegantesten Latinisten. Wo er hinkam, hatte ihn die Posaune des Ruhmes schon angekündigt, er war der Abgott der literarischen Welt, den Alles mit Verehrung anstaunte. Auch in Florenz wurde er für einige Zeit das Tagesgespräch. Die Menschen gafften ihn auf der Straße an: er trug noch den griechischen Bart, und die junge Gemahlin, die er mit sich führte, war eine geborene Byzantinerin. Der reiche Cosimo und Palla Strozzi bezeugten ihm durch freundschaftliche Besuche ihre Huldigung. Auch Bruni, der Staatscanzler, fühlte sich damals durch Filelfo's Freundschaft geehrt; dieser hatte ihm einen Brief in griechischer Sprache geschrieben, um seine Befürwortung bei der Professur gebeten und ihm seine Uebertragung des Dio Cassius zugesendet. [2]) Selbst Niccoli schien hochachtender und zuvorkommender als gewöhnlich. Noch kam in Florenz die üble Nachrede nicht auf, die dem jungen Gelehrten aus Venedig, wo er mit den gebildetsten Nobili verkehrt, gefolgt war. Doch wurden gewisse Flecken seines Charakters, die sich dort gezeigt, auch in dem neuen Domicil bereits im Stillen besprochen. [3])

Filelfo war jung, fühlte die frischeste und reichste Kraft in sich, er glaubte als ein Lieblingssohn der Götter leichten Schrittes zum Tempel des ewigen und grenzenlosen Ruhmes emporzuschreiten. So

---

[1]) Ambros. Travers. epist. V, 14. XXIV, 27. 29. 30. 32. 35. 36. 40.

[2]) Leon. Bruni epist. V. 6. rec. Mehus.

[3]) Ambros. Travers. epist. VI, 34. an den Venetianer Leonardo Giustiniani.

nahm er jede Verehrung wie einen schuldigen Tribut entgegen; gleich einem verzogenen Kinde ahnte er nicht, daß alle die dargebrachten Huldigungen eigentlich mehr auf der Hoffnung beruhten, die man auf ihn setzte, als auf seinen schon erworbenen Verdiensten. Er stolzirte durch die Straßen wie Einer, der den höchsten Lorbeer schon auf dem Haupte trägt und der mit Verachtung auf die neidischen Bekläffer seines Ruhmes herabsieht.[1]) Daß er das Genie seiner Zeit sei, war bei ihm schon früh zur fixen Idee geworden; daher seine kindische und ganz lächerliche Ruhmredigkeit, die ihn auch noch als Greis nicht verlassen hat. Es ist natürlich, daß er sich Gegner in Fülle zuzog, es ist auch begreiflich, daß die erste Geringschätzung, auf die er stieß, alle bösen Geister des Argwohns, des Hasses und der Wuth in seiner Seele weckte.

Ohne Frage war es anfangs nur Wißbegierde, wenn sich in der Schule Filelfo's unter den Zuhörern, deren 200 und mehr zu sein pflegten, auch Niccoli und Carlo d'Arezzo einfanden. Filelfo selbst aber erschienen sie verdächtig, er war überzeugt, daß der Neid sie treiben müsse und daß sie ihm nur einen Fehler oder eine Schwäche ablauern wollten. Dem schweigsamen Carlo mißtraute er besonders, von Niccoli war er noch geneigt anzunehmen, er sei mehr ein alberner Schwätzer als ein hinterlistiger Mensch.[2]) Ganz falsch hat er in der That nicht gesehen. Der begeisterte Freudenrausch, mit dem man ihn empfangen, konnte nicht andauern, man lernte ihn kennen und die Meinung über ihn war bald, wie sie Traversari einmal aussprach, er sei doch voll griechischer Eitelkeit und Leichtfertigkeit, rede von sich selbst immer gewaltige Dinge, nnd sei das Lob auch wahr, so müsse es doch aus seinem Munde mißfallen.[3]) Auch schien er mehr auf Lohn und Geld zu sehen, als sich für einen edlen Geist schicken wollte. Einst las er, wie das gewöhnlich war, unter literarischen Freunden etwas von seinen Compositionen vor, in der Erwartung, daß jedem Wort ein

---

[1]) — — — — — — — — — — quod solus honore
Inter mille viros meritis et laude vigentes
Augeor. — Francisci Philelfi Satyrarum Dec. I. hec. 6. Ich benutze die Venetiis, 1502. 4o. erschienene Ausgabe der Satiren.

[2]) Filelfo an Aurispa v. 31. Juli 1429 und an Tommaso von Sarzana vom 1. Octob. 1432. Die Briefe der früheren Zeit sind nach dem Datum in allen Ausgaben leicht zu finden.

[3]) Ambros. Travers. epist. VI, 26 an Leonardo Giustiniani.

enthusiastischer Beifall gespendet werden müsse. Niccoli aber unterbrach ihn öfters mit Einwürfen, ja er konnte einige bittere und spöttelnde Bemerkungen nicht unterdrücken. Das war das Signal zum wüthendsten Kampfe. Filelfo beschwerte sich, er nannte Niccoli einen Verletzer der Freundschaft, einen Ignoranten, einen Undankbaren, letzteres, weil er, Filelfo, den vorher unbekannten Mann durch seine lobenden Briefe in der Welt berühmt gemacht habe. Er schrieb unter andrem Namen eine giftige Satire gegen ihn [1]) und hatte die Keckheit, sie mit einer Dedication an Traversari zu versehen, obwohl er wußte, wie befreundet dieser mit Niccoli war. Er wollte aber die schmutzigen Verbrechen, deren er Niccoli bezüchtigte, durch den angesehenen Namen des Camaldulensers gleichsam sanctioniren, und es sollte scheinen, als habe dieser den Impuls zur Lästerschrift gegeben. Ambrogio protestirte dagegen: die Satire könne nur als Verleumdung und ihr Verfasser als Lügner bezeichnet werden. Trotzdem veröffentlichte Filelfo sein Machwerk sammt der Dedication. [2]) Nun galt ihm auch Traversari als entschiedener Feind. Dieser übersetzte damals des Diogenes von Laerte Nachrichten von berühmten Philosophen, Filelfo hatte ihm über schwierigere Dinge Auskunft gegeben und insbesondre versprochen, die Uebertragung einiger in das Werk eingefügter Verse zu übernehmen. [3]) Diesen Umstand nun veröffentlichte Filelfo in einer spitzigen Satire, in welcher er Traversari als einen aufgeblasenen Menschen brandmarkte, der sich mit fremden Federn schmücken wolle; er rieth ihm, die Verse selbst zu übersetzen und könne er das nicht, es entweder zu lernen oder sie ganz auszulassen oder in Prosa wiederzugeben; am besten werde er es überhaupt unterlassen, ein profanes Werk zu übersetzen, und sich lieber mit seinem priesterlichen Amte beschäftigen, was einer Capuze besser zieme als die gelehrte Profession. Auch war es wohl wieder ein Act überlegter Bosheit, wenn er diese Satire an Manetti, den Schüler Traversari's, richtete. [4])

[1]) In Nicolaum Nichilum cognomine Lallum, sie ist nicht gedruckt. Traversari nennt sie orationem — — omnium, quas unquam legerim, teterrimam, impudentissimam atque acerbissimam.

[2]) Ambros. Travers. epist. VI, 21. an Franc. Barbaro.

[3]) Sein Brief an Ambrogio vom 30. Mai 1430 bei Carlo de' Rosmini Vita di Franc. Filelfo da Tolentino. Milano, 1808. T. I. p. 117, und v. 2. Mai 1433 in den Sammlungen der Briefe Filelfo's und unter den Briefen Traversari's XXIV, 43. Vespasiano Ambrog. Camald. § 4.

[4]) Philelfi Satyr. Dec. I. hec. 7.

Es wurde zu Florenz ein Libell gegen Filelfo verbreitet, als dessen Verfasser Poggio, der Freund Niccoli's, nicht leicht zu verkennen war. Filelfo forderte Rechenschaft von ihm, ob er „das alberne und unsinnige Zeug“ geschrieben. Poggio gestand es nicht offen zu, aber er wehrte die Vermuthung auch nicht ab: Filelfo möge nicht glauben, daß er allein die Erlaubniß habe zu schimpfen und zu verleumden, daß niemand im Stande sei, seinen Schmähungen gegen Niccoli zu antworten. [1])

So waren nun vier der angesehensten Männer schon entschiedene Feinde des übermüthigen Tolentiners, obwohl Traversari wenigstens in öffentlichen Aeußerungen noch einige Mäßigung behielt und auch seinen lieben Niccoli nicht von aller Schuld freisprechen mochte. In den vertrauten Briefen an diesen freilich zeigte er sich mit den Gegnern Filelfo's durchaus einverstanden; so machte er von Venedig aus den Vorschlag, als Lehrer des Griechischen Georgios Trapezuntios in Sold zu nehmen und so Filelfo zu verdrängen. [2]) Der Einzige, der noch mit diesem hielt, war Lionardo Bruni, weil er eben damals mit Niccoli wegen der Benvenuta gespannt war. Jene Feinde aber waren zu Filelfo's Unheil gerade die Günstlinge der Medici, und Filelfo meinte alsbald die Rückwirkung auf diese zu verspüren. Weil Cosimo ihm zurückhaltend, ernst und wortkarg erschien, traute er ihm alles Schlimme zu, obwohl sein Söhnchen Piero Filelfo's Schüler war. [3]) Doch hielt es dieser noch für möglich, Cosimo den Einflüssen zu entziehen, die Niccoli, Poggio und Marsuppini auf ihn übten. An Lorenzo de' Medici dagegen glaubte er eine unverhohlene Abneigung zu bemerken; er sah bei Seite, wenn Filelfo ihn grüßte. [4]) Noch deutlicher war die Ungunst, in die unser Gelehrter bei den Mediceern gefallen war, darin zu erkennen, daß durch ihren Einfluß jetzt Carlo d'Arezzo auf den Lehrstuhl der Eloquenz gerufen und so handgreiflich als sein Nebenbuhler aufgestellt wurde. Wirklich gelang es Marsuppini, seine Schule mit dem glänzendsten Erfolge zu eröffnen und Filelfo's

---

[1]) Der Brief Poggio's an Filelfo in s. Opp. p. 187, auch in Poggii Epistt. LVII. epist. 29.

[2]) Ambros. Travers. epist. VIII, 46.

[3]) Filelfo an den Cardinal von Bologna (Albergati) v. 22. Septemb. 1432. cf. Satyr. Dec. II. hec. 1.

[4]) Filelfo an Traversari v. 2. Mai 1433 a. a. O., an Piero de' Medici vom 7. Mai 1433 bei Rosmini l. c. p. 118.

bittern Neid zu erregen, da die gelehrtesten Männer von Florenz und von der apostolischen Curie sich nun vor seiner Katheder einfanden, Nepoten des Papstes und einiger Cardinäle.[1]) Auch war ein Anschlag gemacht worden, Filelfo durch Verminderung seines festen Soldes zum freiwilligen Abzug zu bewegen.[2]) Mit viel Geschick wurde die finanzielle Frage mitangeregt, es wurden Bedenken erhoben, ob Filelfo's Wirksamkeit seinem hohen Salar entspreche. Marsuppini verlangte nur den dritten Theil desselben und erbot sich zu denselben Vorlesungen.[3]) Man wollte, wie es scheint, das öffentliche Aufsehen vermeiden. Aber Filelfo selbst wurde durch alle diese kleinen Reizungen wie toll und blind. Er nahm den Mund voller als je, wenn er von seinem eigenen Ruhme sprach, wurde immer giftiger gegen Niccoli und Carlo d'Arezzo, die er in Briefen und Satiren immer schaamloser und verletzender höhnte.[4]) Nun mischte er sich auch in das Parteiwesen der Republik, griff in seinen Satiren die Volkspartei und die Mediceer an, insbesondre Cosimo, den er keck verwarnte, auf seinen Reichthum nicht zu viel zu bauen und an Krösus' Schicksal zu denken.[5])

Als Filelfo eines Morgens nach dem Gebäude der Hochschule ging, sprang ein Meuchelmörder, in die Tracht eines florentinischen Kaufmannes vermummt, mit dem Schwert auf ihn los, wurde indeß von dem Angegriffenen durch einen starken Stoß auf die Brust abgewehrt und entkam. Wer er war, blieb nicht unbekannt: er hieß Filippo, stammte aus Casale am Po und war ein notorischer Bandit. Auch wußte man, wer ihn gedungen: ein gewisser Girolamo Broccardo aus Imola. Aber wer hatte diesen angestiftet? Filelfo war überzeugt, daß die Medici darum gewußt, er behauptete, jener Broccardo stehe mit Lorenzo de' Medici, Marsuppini und Niccoli in Verbindung. Er kannte seitdem keine Schranken seines Hasses mehr.[6]) Der Vorfall

---

[1]) Vespasiano: Carlo d'Arezzo § 1. Franc. Filelfo § 2. Poggio Fiorentino § 3.

[2]) Filelfo an Cosimo d' Medici v. 1. Mai 1433.

[3]) Philelfi Satyr. Dec. I. hec. 6.

[4]) Mehus Vita Ambr. Travers. p. 61. gedenkt außer den gedruckten Satiren zweier ungedruckter, die Filelfo gegen Niccoli richtete.

[5]) Satyr. Dec. I. hec. 3.

[6]) Sein Brief an Aeneas Sylvius v. 28. März 1439. Poggius Invectiva III in Philelphum (Opp. p. 181) nimmt als ausgemacht an, daß Broccardo, weil ihn selbst Filelfo vielfach gekränkt, den Bravo gebungen.

aber wurde vergessen, als im September 1433 eine Staatsrevolution alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Nobili setzten sich durch einen geschickten Handstreich in den Besitz der Gewalt, Cosimo de' Medici mußte als ein Gefangener sein Schicksal erwarten. Nun brach Filelfo in vollen Jubel aus, sein prophetisches Wort schien eingetroffen und der Tag der Rache gekommen. In einer Satire, die er an das Haupt der siegenden Partei, an Palla degli Strozzi richtete, schalt er diesen der mattherzigen Milde wegen, die sich mit der Verbannung des gestürzten Demagogen begnügen wollte, er forderte den Tod.[1])

Cosimo ging damals nach Venedig ins Exil. Seine literarischen Freunde blieben auch bei den Strozzi und Albizzi in Ansehen, mußten sich aber freilich gefallen lassen, daß der triumphirende Filelfo jetzt seinen ganzen Uebermuth an ihnen ausließ und besonders Marsuppini und Niccoli unaufhörlich geißelte und nun auch Poggio, der sich des alten schwergekränkten Niccoli in dieser Zeit der Noth annahm. Die Vergeltung blieb doch nicht aus. Bekanntlich wurde Cosimo nach Ablauf kaum eines Jahres durch die gebieterische Stimme des Volkes zurückgerufen. Seine Feinde machten sich davon, sobald er sich der Stadt näherte, unter ihnen Filelfo. Wäre ich geblieben, sagte er, so wäre es um die Musen und um Filelfo geschehen gewesen. Siena hatte ihn an seine Hochschule berufen.[2]) Jetzt vergalt ihm Poggio reichlich die Beleidigungen und Lästerungen, die Filelfo über die florentinischen Freunde ausgeschüttet. Gegen sein Talent zu schmähen kam Filelfo nicht auf, zumal da Poggio sich in seinen Invectiven der Prosa bediente und die Terminologie des Schmutzes erschöpfte, während Filelfo bei den zierlichen Versen der Satire blieb, die an sich der Rohheit des Ausdrucks eine gewisse Schranke setzte.

Wir kommen wohl noch mehrmals auf diese Literatur der Invectiven zurück und gedenken im Ganzen den Leser, der sich eine Anschauung

---

[1]) Quid facis, o Palla? quo te clementia cursu
Praecipiti culpanda trahit? pater optime, Mundo (i. e. Cosmo, Cosimo)
Ignovisse paras? nescis portenta latronis,
Immani quae mente latent? — — Iam desine, Palla,
Decretam prohibere necem etc.

Satyr. Dec. III. hec. 1.

[2]) Vergl. s. Brief aus Siena an Leonardo Giustiniani v. 31. Jan. 1435. Satyr. Dec. IV. hec. 9: — — — ibimus et nos
Hinc propere: nec enim nostras fore duco quietas
Pieridas sicas inter virusque dolosum.

von ihr erwerben will, auf die Werke selber zu verweisen. Nur die Maßlosigkeit der Beschuldigungen, die schwerlich zu einer andern Zeit ihresgleichen gehabt hat, wünschten wir gleich hier zu betonen. Es giebt schlechterdings keine Rücksicht, die der Feder eines Poggio — und seine Gegner Filelfo und Valla thaten es ihm ziemlich gleich — schonendes Schweigen geboten hätte. Vater, Mutter und Gattin werden in den Kreis der Schmähung und Verleumdung mitgezogen. Die Sittlichkeit des Angegriffenen wird durch die unglaublichsten Vorwürfe und Verdächtigungen geschändet und die Anführung specieller Fälle und Namen muß ihnen Leben und Wahrscheinlichkeit geben. Filelfo soll von einem halbverhungerten Weibe im Ehebruch mit einem Priester erzeugt sein. Er soll zu Padua, wo er Gasparino's Schüler gewesen, mit Knütteln aus der Stadt gejagt sein, weil er einem Jüngling mit unkeuscher Begierde nachgestellt. Er soll in Konstantinopel die Tochter des Joannes Chrysoloras, der ihn gastfreundlich aufgenommen, erst entehrt und so zur Heirath gezwungen, seinem Schwiegervater Bücher und andre Dinge gestohlen haben. Er soll in Venedig den Leonardo Giustiniani um dargeliehenes Geld betrogen haben und dafür zu Florenz eingekerkert sein. Er soll zu Florenz, in Bruni's Bibliothek allein gelassen, einige Kleinodien entwendet haben, die der Gattin desselben gehörten. Poggio weiß von einem florentinischen Jüngling zu erzählen, mit dem Filelfo das schändlichste Spiel getrieben, und er fügt hinzu: „Lüge ich etwa? Erfinde ich etwas? Füge ich der Wahrheit etwas hinzu? Nein, der Jüngling lebt und bekennt die Sache. Es sind Zeugen da, welche sie gehört, deren Namen auch wider ihren Willen zu deiner ewigen Schmach ausgesprochen werden könnten.“ [1])

---

[1]) Zu andern Proben mag die lateinische Sprache herhalten. Mater (Philelphi) Arimini dudum in purgandis ventribus et intestinis sorde diluendis quaestum fecit. Haesit naribus filii sagacis materni exercitii attrectata putredo et continui stercoris foetens habitus. — Puerorum atque adolescentum amores nefandissimos sectaris, non mulierum. — Tu discipulorum tuorum maritus eandem artem calles, quam ab ineunte aetate exercuisti. Tu inquam adolescentes non ad scholam doctrinae, sed ad libidinum diversorium studiorum ostentatione attrahere consuevisti, quos non solum tuae libidini effrenatae subdis, sed etiam aliis prostituere solitus es ad ampliorem mercedem salarii consequendam. — Pusionem, quem amabas hac in urbe, inter te et uxorem in eodem lecto saepius collocasti etc. — Die Invectiven Poggio's gegen Filelfo in der Ausgabe der Werke des ersteren Basileae, 1538. p. 164 sq. Vergl. die Briefe Poggio's im *Spicileg.* Roman. T. IX. p. 628 sq.

Die Wuth der literarischen Kämpen wollte auch dann nicht nachlassen, als Florenz und Filelfo völlig geschieden waren. Und es blieb nicht lediglich beim Federkriege, wenn wir auch zugestehen wollen, daß Filelfo's erhitzte Phantasie die gegen ihn gerichteten Verfolgungen übertrieben haben mag. Es fanden sich zu Siena viele der aus Florenz vertriebenen Nobili zusammen, die politischen Feinde der Medici machten mit den literarischen gemeinschaftliche Sache. In einer Rede voll Feuer und Gift rief Filelfo die verbannten Florentiner zu einem bewaffneten Angriff auf die Stadt und den Herzog von Mailand zur Hülfe auf. Wir lesen diese Rede in einer Abschrift, die sich Rinaldo degli Albizzi, das Haupt der Faction, mit eigener Hand genommen.[1]) Zugleich spie Filelfo unaufhörlich in Satiren gegen Cosimo, Marsuppini, Niccoli und Poggio seine Galle aus. Er wurde kraft eines gegen Rebellen gerichteten Gesetzes förmlich aus Florenz verbannt.[2]) Bei einer solchen Erbitterung der Gemüther will es uns ganz glaubhaft erscheinen, wenn wir noch einmal von Gift und Dolch hören. Etwa zehn Monate seit Filelfo's Flucht aus Florenz ließ sich in Siena wieder jener Filippo, der Bravo, sehen, der in verdächtiger Weise Erkundigungen über die Lebensweise des jungen Professors einzog. Er wurde ergriffen, torquirt und durch Abhauen der Hand bestraft, gestand auch seine Absicht, Filelfo zu ermorden, aber die letzten Knüpfpuncte des Fadens blieben in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Filelfo schuldigte ganz offen die Medici und seine florentinischen Rivalen an, er behauptet auch, daß man ihm, wie früher in Florenz, so jetzt in Siena mit Gift nach dem Leben gestellt.[3])

Daß Cosimo um solche Anschläge gewußt haben sollte, vermögen wir nicht zu glauben. Er stand zu hoch über dem Literatengezänke, er sah nur auf das Talent und auf seine Fähigkeit, den Staat zu verherrlichen. Im September 1437, als Niccoli, Filelfo's Hauptgegner,

---

[1]) Dieses auf der Ambrosiana befindlichen Exemplars v. 15. Novemb. 1437 gedenkt Rosmini l. c. T. I. p. 97 nimmt aber, immer sehr schaamhaft, wegen der molte orribili oscenità Anstand, Mittheilungen aus der Rede zu machen. Den Hauptinhalt wiederholt Filelfo auch Satyr. Dec. V. hec. 8.

[2]) Vespasiano im Spicil. Roman. T. I. p. 551. 573. 637. Tiraboschi T. VI p. 1511. Filelfo selbst spricht im Briefe an Cosimo v. 4. Juli 1440 von einer publica proscriptio.

[3]) Sein Brief an Aeneas Sylvius vom 28. März 1439. Satyr. Dec. V. hec. 6. 10.

nicht mehr unter den Lebenden war, ließ der Mediceer sogar durch Traversari neue Verhandlungen mit Filelfo anknüpfen und lud ihn zur Rückkehr ein. Hätte er dabei Arges im Sinne gehabt, wie Filelfo meinte, so hätte er sich schwerlich gerade des Camaldulensergenerals zur Vermittelung bedient. Aber des Verbannten Antwort war entschieden und stolz: „Cosimo braucht Dolch und Gift gegen mich, ich meinen Geist und meine Feder gegen ihn." — „Ich will nicht Cosimo's Freundschaft und verachte seine Feindschaft." [1])

Nach ein paar Jahren hatte sich die Wuth des Dichters schon so weit gekühlt, daß er selbst dem vielgeschmähten Cosimo die Hand zur Versöhnung bot, freilich im hochmüthigsten Tone; denn er stellte sich mit ihm auf eine Stufe und prahlte, der Mediceer werde durch seine Rückberufung unsterblichen Ruhm erlangen, das Volk von Florenz aber werde nach der Versöhnung der beiden Feinde für ewig in Glückseligkeit leben.[2]) Wirklich sollte damals durch einen Beschluß der Signoria Filelfo's Verbannung wiederrufen werden, aber der Herzog von Mailand, der seinen Hofdichter nicht verlieren wollte, hintertrieb die Sache.[3]) Indeß finden wir in späteren Jahren Filelfo mit den Medici völlig ausgesöhnt und in freundschaftlicher Verbindung.

Wir schließen die Reihe von Gelehrten, die sich als Trabanten um die mediceische Sonne bewegten, mit den beiden Griechen, die zu Vorlesungen an die Hochschule berufen wurden. Zur Zeit des Unionsconcils lehrte hier Georgios Trapezuntios — denn so pflegte er sich mit einem Geschlechtsnamen zu nennen, obwohl Kreta sein eigentliches Vaterland war — unter großem Zulaufe griechische Grammatik und lateinische Rhetorik, Logik und Dialektik. Außer den öffentlichen Vorträgen hielt er mit seinen Scholaren private Uebungen. Doch gehörte er zu denen, die von der Republik eben berufen und besoldet wurden, ohne sich bei ihren Häuptern einer weiteren persönlichen Gunst zu erfreuen.[4])

Die Wirksamkeit des Joannes Argyropulos beginnt freilich

---

[1]) Seine Briefe an Ambrogio Traversari v. 1. Octob. und 9. Decemb. 1437 in den Sammlungen der philelphischen Briefe, auch unter denen Traversari's XXIV, 44. 45.

[2]) Sein Brief an Cosimo v. 4. Juli 1440. Satyr. Dec. VII. hec. 7. 8.

[3]) Filelfo's Brief an Lorenzo de' Medici v. 20. Mai 1478 bei Roscoe the life of Lorenzo de' Medici Append. n. XXIX.

[4]) Vespasiano: Giorgio Trabisonda § 1.

erst in der Zeit, die hier beleuchtet werden soll, reicht aber, da er sehr alt wurde, desto weiter in die Zukunft hinaus. Er erklärte dem verbannten Palla degli Strozzi die Schriften des Aristoteles, wurde 1456 von Cosimo nach Florenz berufen und lehrte hier, nach zehn Jahren mit dem Bürgerrecht beschenkt, die peripatetische Philosophie. An Festtagen zog er, von seinen besten Schülern umringt, nach dem mediceischen Palaste, um vor dem alten Cosimo, den damals schon die Gicht an das Zimmer fesselte, über die Unsterblichkeit der Seele und andre Materien der Philosophie und Theologie zu disputiren. Piero, Cosimo's Sohn, und der große Lorenzo, sein Enkel, Donato Acciajoli, später in Rom Agnolo Poliziano und Johann Reuchlin waren des Argyropulos Schüler. Er war ohne Zweifel der talentvollste unter den Griechen, die sich nach Italien übersiedelt, aber ein echter Byzantiner: launisch, prahlerisch, unzuverlässig, unverträglich, außerdem als Fresser berüchtigt. Bissig und anmaßend wie die meisten seiner Landsleute, erklärte er einmal, nur um die Italiener zu ärgern, Cicero sei in der griechischen Sprache wie in der Philosophie völlig unwissend gewesen. Nur in einem Punct erkannte er sehr bereitwillig die Ueberlegenheit der Lateiner an, im Glauben; denn wiederum wie die meisten seiner Landsleute schwor er nicht nur seine griechischen Ketzereien ab, sondern bewies auch durch eine besondre Streitschrift das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne. [1])

So ist Florenz auch die erneute Heimath der hellenischen Literatur geworden und so konnte am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts Agnolo Poliziano den florentinischen Bürgern zurufen: „Ihr seid es, Männer von Florenz, in deren Staat alle griechische Bildung, die in Griechenland selbst längst erloschen war, so sehr wieder auflebte und aufblühte, daß schon Männer aus eurer Mitte öffentlich die griechische Literatur lehren und daß Knaben aus eurem besten Adel, was seit tausend Jahren in Italien nimmer geschehen, so rein und leicht die attische Sprache reden, daß Athen nicht zerstört und von den Barbaren eingenommen, sondern freiwillig, von seinem Boden losgerissen und mit allen seinen Bildungsmitteln nach Florenz hinübergewandert und in Florenz völlig aufgegangen scheint."

Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf die bildende Kunst, die

---

[1]) **Vespasiano**: Cosimo de' Medici § 26. **Mehus** Vita Ambr. Travers. p. 220. **Hodius** de Graecis illustr.. Lib. I. cp. 1. **Tiraboschi** T. VI p. 511.

der freigebigen Unterstützung mehr noch bedarf als die Wissenschaft und bekanntlich unter dem mediceischen Fittig jenen erhabenen Flug nahm, den wir heute noch bewundernd anstaunen. Ihre neuere Geschichte beginnt in Florenz, in der Wiege des wiedergeborenen Alterthums.

Als Vermittler gleichsam zwischen Literatur und Kunst steht der wunderliche Leo-Battista degli Alberti da. Nur Florenz konnte einen Menschen erzeugen und heranbilden, der aus so mannigfachen und bunten Elementen zusammengesetzt war. Züge, die man unter hundert der verschiedensten und eigenthümlichsten Männer der Republik zerstreut beobachten mochte, schien er alle in seiner Person zu vereinigen, er war Florentiner durch und durch. Schon in jungen Jahren zeigten sich seine vielseitigen Talente. Wenn er sich mit Andern in den Künsten des Balles und der Schleuder, im Laufen, im Ersteigen steiler Höhen, im Ringen und Springen übte, konnte keiner der Genossen es ihm gleich thun. Er machte die erstaunlichsten Jongleurstückchen. Er führte die Waffen wie der geschickteste Fechtmeister, er war der Gewandteste in allen Reiterkünsten, man sah die wildesten Pferde unter seinen Schenkeln alsbald heftig zittern. Er bildete in Thon und Wachs, er malte, er musicirte, Alles ohne je einen Lehrer gehabt zu haben. Er studirte die Werke der tuscischen und der lateinischen Literatur. Zu Allem fand er Zeit und Mittel, aber nichts konnte ihn auf die Länge beschäftigen. Bald war er in seinem entzückten Eifer vom Buche nicht loszureißen, bald war ihm das Studium so widerlich und das Leben so lockend, daß die Buchstaben ihm wie häßliche Scorpionen aussahen.

Dieselbe Vielseitigkeit und Unstätigkeit blieb auch seinem reiferen Lebensalter eigen. Einige Jahre lang studirte er die Rechte, vielleicht gedrängt durch Verwandte und durch die Nothwendigkeit, an eine Verbesserung seiner dürftigen Lage zu denken. Aber er blieb nicht dabei und scheint auch während des Studiums immer noch jeder Laune gehuldigt zu haben, die ihn überkam. So schrieb er, etwa zwanzig Jahre alt, eine lateinische Comödie (fabulam Philodoxeos), die er Scherzes halber unter dem Namen eines antiken Verfassers Lepidus verbreitete. Etwa im vierundzwanzigsten Jahre begann er sich vorzugsweise auf Mathematik und Physik zu legen. Doch wiederum verfaßte er inzwischen allerlei kleine Abhandlungen philosophischen Inhalts und in lateinischer Sprache, ferner Reden, Elegien, Eclogen, Liebesgeschichten und Liebesgedichte, Hexameter und Sonette, heitre und frivole Tischreden

(intercoenales), bald in etrurischer, bald in lateinischer Sprache. In keiner von beiden hat er es weit gebracht; denn auch das tuscische Idiom mußte er erst mühsam lernen, da die Familie der Alberti lange außerhalb Italiens in der Verbannung gelebt, immer ließ er seine italienischen Erzeugnisse erst von Freunden corrigiren.[1]) Höher als jene Schriften, die verloren oder in verschiedenen Bibliotheken zerstreut sind, werden seine Werke über Baukunst, über Malerei und Statuen geschätzt, und was er als Geograph, Geometer, Optiker und praktischer Baumeister geleistet. Die künstlerische Anlage war durchaus überwiegend. Für Alles, was schöne Formen, Eleganz oder Würde zeigte, hatte er den lebhaftesten Sinn, für wohlgestaltete Menschen und Thiere, für schöne Blumen und Gegenden. Auch strebte er selbst darnach, sich edel und graziös darzustellen, zumal im Gehen und Reiten. Bei der Fülle des Dranges zersplitterte er seine Talente und Studien in allerlei Kleinigkeiten. Wenn er einem Schreiber dictirte, malte er dabei sein Gesicht oder formte irgend ein Werkchen aus Wachs. Seine höchste Lust war, Freunde durch seine optischen Kunststückchen zu überraschen; er nannte das „Vorstellungen“, wenn er zum Beispiel vermittels künstlicher Gläser kleine landschaftliche Bilder vergrößert, in tiefster Perspective und in erstaunlicher Naturwahrheit sehen ließ.

Sein Leben in Florenz war das eines Mannes, den Künstlerlaunen mitunter schwierig machen. Bald sah man ihn allein, schweigsam und trübe durch die Straßen schleichen, und dann war er wieder höchst liebenswürdig im Gespräch, voll Laune und Witz. Bald war er reizbar und leicht gekränkt, bald tröstete er sich, wurden seine Werke einmal getadelt, lachend damit, daß keiner es besser mache, als er könne. Mit den Humanisten, zumal mit Bruni und Poggio, mit dem städtischen Notar Leonardo Dati und mit den Medici stand er friedlich und freundschaftlich, von Carlo Marsuppini dagegen glaubte er sich nichts Gutes versehen zu dürfen.[2]) Wäre es ihm gegeben worden, einen bestimmten Weg zu betreten und zu verfolgen, sein Name gehörte vielleicht zu den größesten des Jahrhunderts.[3])

---

[1]) cf. Leonardi Dathi epist. 13. recens. Mehus. Florentiae, 1743.

[2]) Leon. Bruni epist. IX, 10. Poggii epist. 22. im Spicileg. Roman. T. X. Facius de vir. illustr. p. 13.

[3]) Vita Leonis Bapt. Alberti ap. Muratori Scriptt. T. XXV p. 295 sq. Leider ist diese Biographie, die sich auch bei Vasari findet, so verwirrt und unvollständig wie das Leben des Mannes selbst. v. Corniani i secoli della Letter. Ital. T. I. p. 166.

Was die florentinische Kunst betrifft, so weiß der Leser, wo er sich guten Rathes erholen kann. Nur wenige Worte mögen hier auf ihren Zusammenhang mit dem literarischen Treiben der Republik hindeuten. Es ist bekannt, welche Bewunderung die dritte Thüre der Taufcapelle von San Giovanni zu allen Zeiten gefunden hat, sie ist es, die Michelangelo für schön genug erklärte, um an den Pforten des Paradises zu stehen. Ist es Zufall, daß die bildnerische Phantasie des Lorenzo Ghiberti zu diesem Zwecke in Verbindung trat mit dem theoretischen Gutachten eines Lionardo d'Arezzo, daß Männer wie Niccoli und Traversari ihr Wort über den Entwurf mitredeten?[1] Wir dürfen ferner nur Brunelleschi's Namen nennen, um die Wiedergeburt der griechischen Architektonik, nur den Donatello's, um die Wiederherstellung der Bildhauerkunst nach dem Muster der Antike zu bezeichnen. Donatello war es, der von den florentinischen Freunden über den Schönheitswerth antiker Statuen zuerst befragt wurde, der zuerst seinem hohen Gönner Cosimo den Gedanken eingab, die Werke der alten Meister anzukaufen und vom Untergange zu retten. Trotz glänzenden Anerbietungen wollte er sein Florenz nicht verlassen, um hier bei den kritischen Kennern des Alterthums stets Belehrung und neuen Muth schöpfen zu können, und dankbar, wenn auch nicht sehr treffend, nannte die Republik diesen Meister des Marmors ihren Zeuxis.

Was brachte denn, fragen wir uns, gerade in Florenz das literarische und künstlerische Treiben in so regen Fluß, warum blühte hier das Alterthum früher und voller wieder auf als irgendwo sonst, wodurch wurde die Arno-Stadt die Metropole der modernen Bildung? Wir haben auf die Verdienste des florentinischen Adels, auf den hohen Mäcenat des mediceischen Hauses bereits hingewiesen. Damit ist der Grund jener Erscheinung nicht erschöpft. Die reiche Protection allein wird den Wissenschaften und Künsten selten mehr als ein Scheinleben geben können, weil das Auswirken des Geistes und das Durchdringen der Masse durch ein höheres Element Dinge sind, die sich nicht erkünsteln oder durch Macht und Geld erzwingen lassen. Die natürliche Begabung des tuscischen Volksstammes wollen wir nicht leugnen, aber als etwas Unbeweisbares hier auch nicht betonen. Florenz war, glauben wir, in der That und ohne Zwang eine Republik, die mit den

[1] Ambros. Travers. epist. VIII, 9. Cicognara Storia della Scultura Lib. IV. cap. 4.

antiken Freistaaten eine entschiedene Aehnlichkeit zeigte und darum wie aus Sympathie dem neubelebten Alterthum eine Freistätte, ja eine Heimath darbot. Ein gewisser Drang der einzelnen und besten Bürger, ihr Thun und ihre Leistungen für den Staat, zunächst für die Stadt nützlich und ruhmvoll zu machen, der freudige Rückblick auf Alles, was die tuscische Städtekönigin jemals Hohes und Herrliches hervorgebracht, der Wunsch, daß einst die kommenden Geschlechter nicht minder stolz auf die Jetztlebenden zurückblicken möchten, als diese auf ihre Ahnen seit Dante's Zeit, kurz ein öffentlicher patriotischer Sinn war die Eigenheit des florentinischen Bürgers, die sich stärker und leuchtender im Adel, und im Hause Medici wie in einem Brennpuncte darstellte.

Für kirchliche und scholastische Bildung war im neuen Athen kein Raum mehr. Die Hochschule war glänzend ausgestattet, gleich als zieme sich das einmal für die glänzende Republik; der Ruhm Pisa's erblaßte immer tiefer vor der neueren Schöpfung. Im Jahre 1383, während Salutato die Staatscancelei lenkte, wurde beschlossen, den berühmten Baldus nach Florenz zu rufen und zwar, wie es hieß, zur Ehre Tusciens, damit Tuscier nicht in andre Länder gehen dürften, um die Rechte zu studiren.[1] Baldus freilich war der letzte unter den großen Juristen der alten Schule, seit seinem Tode (am 28. April 1400) gab es in der Rechtsgelehrsamkeit nur noch ein kümmerliches Epigonengeschlecht. Männer wie Salutato, Bruni, Niccoli, Traversari, Poggio oder Filelfo machten in Florenz ungleich mehr von sich reden als die gesammte Hochschule, obwohl diese um die Mitte des 15. Jahrhunderts über vierzig Lehrstühle zählte.[2] Ihre Lichter, Männer wie der Arzt Paolo Toscanelli und der Jurist Antonio de' Mincucci, kamen nicht auf gegen die strahlenden Sterne des Humanismus.

Wenig beachtet lebte in der Stadt der Schöngeister ein Mann, der später um seines stillen Christenthumes willen zu den Heiligen der Kirche gesellt wurde, der ehrwürdige Erzbischof Antoninus. Während der Adel in Gastmählern und Prunkreden schwelgte, gab es in seinem Hause nur Gefäße von Glas oder Thon, und er predigte dem armen Volke. Während das Heidenthum sich bereits anschickte, durch seine

---

[1] Salutato's Brief an die Perusiner v. 19. Juli 1383 in Rigacci's Sammlung P. II. epist. 18.

[2] Bandini Specimen literar. Florent. T. I. Florentiae, 1748. p. 180.

geniale Frivolität die Fundamente des Glaubens aus den Gemüthern zu tilgen, war er nur bedacht, die Seelen zum Himmel zu führen. Wir haben gesehen, wie Stolz, Neid und Wuth in den literarischen Kreisen heimisch waren. Antoninus trat als evangelischer Friedensstifter unter die politischen Parteien. Cosimo soll gesagt haben, die Republik hätte durch Krieg, Pest und Hunger, besonders aber durch die steten Verschwörungen der Bürger gegen einander zu Grunde gehen müssen, wenn nicht der Erzbischof durch seine Gebete und durch sein Ansehen vor Gott sie erhalten hätte. Man meinte von ihm, er kenne keine Leidenschaften und keinen andern Eifer als zu predigen und Beichte zu hören. Er war ein gelehrter Theologe und hat Werke von großem Umfange und einer ausgedehnten encyklopädischen Gelehrsamkeit hinterlassen, aber was er schrieb, war so einfach und schmucklos wie sein Leben, die Herren vom eleganten Stil nahmen keine Notiz davon. Als er am 2. Mai 1459 gestorben war, bestand seine ganze Verlassenschaft in wenigem Hausgeräthe und in dem Maulesel, auf dem er zu reiten pflegte. Papst Pius II, der gerade damals in Florenz war, verzeichnete eine kurze Schilderung des würdigen Prälaten in seine Commentarien,[1]) aber sie sagt in wenigen Zügen mehr als die langen Lobreden, die seine Ordensbrüder, die Dominicaner, nachher in die heiligen Acten geschrieben haben. Es bedurfte nicht erst der Wunder und der weihenden Zeit, die hier vergessen macht und dort erfindet, um das Andenken des frommen Mannes zu heiligen. Die Medici hatten ihn stets verehrt. Der arme und einfache Mann, der Alles den Armen gegeben, wurde auf öffentliche Kosten stattlich beerdigt. Nicht ein Niccoli in seinem Büchermuseum, nicht der stolze Heide Marsuppini war mehr der Sonderling in Florenz, viel eher war es der heilige Antoninus. Die Universität und der Erzbischof, die Kirche überhaupt standen dem öffentlichen Leben bereits ferner als die Erforscher des Alterthumes, die doch zu andern Zeiten des Rufes genossen haben, als nachtwandelten sie nur unter den Mitlebenden und lebten unter ihren großen Todten.

Die Humanisten fühlten sich meist als Weltbürger, insofern sie darin einstimmig waren, daß ihr Zeitalter ein sehr elendes und verrottetes sei, wenn man es mit der Blüthezeit des alten Athen und Rom vergleiche. Auch waren sie überall heimisch, wo es ihnen wohl erging. Nur die beiden großen Republiken machen hier eine Ausnahme, Venedig

[1]) *Pii II.* Comment. Francofurti, 1614. p. 50. Acta SS. Maji T. I.

mit dem ausschließenden Bürgersinn seiner Patricier und Florenz, wo der Ruhm und die Verherrlichung des Staates in Vergangenheit und Zukunft die Idole waren.

Dante, Petrarca und Boccaccio waren im Ganzen zu Namen geworden, auf welche die eitlen Ciceronianer mit einer gewissen Geringschätzung herabsahen. Schon Petrarca verhehlte es kaum, daß er sich über Dante erhaben fühle: sein Volgare war ein unverzeihlicher Fehler und sein Latein ein barbarisches. Er wurde außerhalb Florenz wenig gekannt und gelesen; schon Boccaccio erlaubte sich nicht, bei dem Könige Hugo von Cypern, dem er seine Mythologie widmete, die Kenntniß des Namens Dante vorauszusetzen.[1]) Salutato, auf dem costnitzer Concil der Bischof Giovanni da Seravalle und nach ihm ein gewisser Matteo Ronto suchten den Fehler gut zu machen, indem sie die göttliche Comödie in lateinische Hexameter übertrugen.[2]) Dann erlaubte sich der Astronom Cecco da Ascoli seine Ausfälle gegen Dante, er scheint ihn verschiedener Unrichtigkeiten in der Naturphilosophie geziehen zu haben. Den Niccoli, der Alles bekrittelte, läßt Lionardo d'Arezzo in einem seiner Dialoge offen erklären, er begreife nicht, wie man Dante, der ein so schlechtes Latein geschrieben, zu den Dichtern und Gelehrten zählen oder ihn gar dem Virgil vorziehen könne, man müsse ihn den Gürtlern, Bäckern und ähnlichem Volk überlassen, für welches er geschrieben zu haben scheine.[3]) Petrarca, meinte der Eine, sei gewiß nicht ohne Geist gewesen und habe das Verdienst, daß er die antike Poesie aus dem Schlummer geweckt, aber er bedürfe sehr der Entschuldigung durch sein barbarisches Zeitalter, durch den Mangel an Büchern u. s. w. Er habe, sagte ein Andrer, nicht mehr erreicht, als daß seit ihm die strebenden Geister der verrotteten Redeweise überdrüssig geworden.[4]) Man fand seine Verse mittelmäßig, seinen Prosastil schwerfällig und bald auch höchst incorrect.[5]) Hören wir gar, wie Bruni in jenen Dialogen den feinsinnigen Niccoli urtheilen läßt und wie dieser sich

---

[1]) De geneal. Deor. Lib. XV. cap. 6.

[2]) Ueber Salutato's Uebersetzung cf. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 308 sq., über Ronto Pii II. Comment. p. 263.

[3]) Mehus l. c. p. 176.

[4]) Enea Silvio an Herzog Sigmund von Oesterreich v. 5. Decemb. 1443.

[5]) Blondus Italia illustr. p. 346. Raphael Volaterr. Lib. XXI. Pii II. Comment. p. 50. über Petrarca: cui vix parem inveniremus, si Latina ejus opera his, quae Tusco sermone conscripsit, aequari possent.

ohne Zweifel wirklich äußerte. Petrarca habe seine Africa selber unermüdlich als sein edelstes und höchstes Werk gepriesen. Nun sie endlich ans Tageslicht gekommen, erinnere sie stark an das riduculus mus. Jetzt urtheile ein Jeder, er hätte sie lieber nicht schreiben oder verbrennen sollen. In seinen bukolischen Gedichten sei keine Spur vom Feld- und Waldleben, in seinen Invectiven fehle es stark an der Redekunst. Sein Werk de viris illustribus sei ein wahrhaftes Fasten-Ragout. So gehe es den anmaßenden Menschen, die nur sich selber als Richter anerkennen wollen.[1]) Von Boccaccio hieß es mit Achselzucken, seine Eloquenz in der Vulgärsprache habe ihn berühmt gemacht, nicht die in der lateinischen, von deren Grammatik er kaum die Elemente gekannt. Und über Coluccio Salutato urtheilte Pius II, seine Prosa und seine Verse möchten zwar für die damalige Zeit ganz ehrenwerth, für die jetzige aber müßten sie roh erscheinen.[2])

Und trotzdem — Dante, Petrarca, Boccaccio, sie waren Tuscier, Florentiner, so fanden sie immer auch wieder Vertheidiger, so wurde in Florenz ihr Andenken aus Patriotismus heilig gehalten. Die Biographien der beiden ersteren aus dem 15. Jahrhundert, so unbedeutend sie an sich sind, zeugen doch von der stolzen Verehrung, mit der man auf die großen Landsmänner zurückblickte. Domenico Bandini aus Arezzo ging voran. Dann schrieben Filippo Villani und Salutato Lebensbeschreibungen der drei großen Dichter, Manetti und Bruni folgten ihrem Vorgange, letzterer hat sie in einem eigenen Dialoge gegen die Verkleinerungen in Schutz genommen und gelobt.[3]) Seit 1373 wurde in Florenz ein eigener Lehrstuhl für die Erklärung der göttlichen Comödie gegründet, wohl auf Boccaccio's Anregung, der ihn zuerst inne hatte. Ihm folgte Filippo Villani. Auch Giovanni da Ravenna wurde, während er in Florenz die Eloquenz lehrte, mehrmals zur Auslegung des Dante'schen Gedichtes verpflichtet.[4]) Jener Cecco da Ascoli fand in Salutato seinen Mann. Das Buch des Astronomen, meinte dieser,

[1]) Mehus l. c. p. 226. 319. 362. Daß diese Denkweise wirklich die Niccoli's war, beweiset wiederum Bruni, der sie ihm in der Invective in Nebulonem maledicum zum Vorwurf macht, und Filelfo, der Satyr. Dec. I. hec. 5 die von Niccoli Verfolgten aufzählt: Additur huic divus Dantes suavisque Petrarca.

[2]) Pii II. Comment. l. c.

[3]) Poggii Orat. in funere Leonardi Aretini in Baluzii Miscell. Lib. III. p. 258.

[4]) *Mehus l. c. p. 353.*

zeige zwar den Sachkenner und den gelehrten Mann, aber in den albernen Versen gegen Dante verrathe sich nur der Neid. Von der Erhabenheit des Dante'schen Stils, von den Leuchten der Philosophie und der Theologie, die Dante's Gesänge durchstrahlten, habe Cecco keine Ahnung und am wenigsten von dem Wesen der Poesie, das sich freilich nicht durch Nachdenken und Gelehrsamkeit, sondern allein durch Naturbegabung und göttliche Inspiration begreife. [1]) Gegen Niccoli's kühne Aeußerung, obwohl sie Bruni selber im folgenden Dialoge mäßigt und mildert, trat sofort ein Florentiner in die Schranken, Cino de' Rinuccini, um Dante, Petrarca und Boccaccio zu vertheidigen. [2]) Aehnliche Angriffe gegen die drei Dichter widerlegt Domenico da Prato. [3]) Auch Filelfo mischte sich in die Sache, er hielt Festreden zu Ehren Dante's und zwar in tuscischer Sprache, [4]) er interpretirte die göttliche Comödie und das geschah an Festtagen in der Cathedrale von Florenz, wo noch jetzt Inschriften und Gemälde an die damalige Verehrung Dante's erinnern. [5]) Filelfo ließ sich seine Vorlesungen über die alten Dichter theuer genug bezahlen, aber für diese Vorträge, in denen er den Florentiner verherrlichte, nahm er keinen Sold.

Um Petrarca's Ruhm zeigte sich Salutato in einer Weise besorgt, die ihn, der selber dichtete, schöner schmückt als der Lorbeer. Man weiß, daß Petrarca's Africa bei Lebzeiten des Dichters nicht veröffentlicht wurde, daß nur ein Freund die Ehre genossen, ein paar Dutzend Verse davon zu lesen, daß überall die dunkle Kunde verbreitet war, Petrarca wolle dieses Werk den Flammen überliefern lassen. Gleich nach seinem Tode fragten Boccaccio und andre Freunde ängstlich an, ob das Werk des zweiten Virgil auch gerettet sei. Damals ging Niccoli nach Padua, er führte die Africa im Triumphe nach Florenz, freilich um sich dann gar sehr getäuscht zu finden. Salutato aber wollte dem Werke den Dienst erweisen, den der Sage nach Ovidius der Aeneide zugedacht; er wollte einige Härten und metrische Verstöße ausscheiden,

---

[1]) Aus Salutati Tractatus de fato et fortuna bei Mehus l. c. p. 322.

[2]) Mehus l. c. p. 176. 227. 319.

[3]) ibid. p. 354.

[4]) Sie finden sich bei Rosmini Vita di Franc. Filelfo. T. I. p. 56. 119 bis 129.

[5]) Vespasiano: Franc. Filelfo § 1. Der Ort wird hier als S. Liberata bezeichnet. Rosmini las: S. Liparata. Beides ist nur verstümmelt aus S. Reparata, dem alten Namen des Domes, der jetzt als S. Maria del Fiore bekannt ist.

das Ganze feilen und glätten, den Büchern kurze Inhaltsangaben in Versen vorschreiben, dann mehrere Copien nehmen lassen, sie sorgfältig revidiren und eine an das Studium von Bologna, die andre nach Paris, die dritte nach England senden, die vierte in Florenz niederlegen, „damit ein solches Werk und der glänzende Name eines solchen Sängers nach allen Weltgegenden hinfliege.“ [1]) Fügen wir hinzu, daß Petrarca's Reime und Boccaccio's Novellen immer noch die Lieblingslectüre der feinen Florentinerinnen waren, [2]) so erscheint es als selbstverständlich, daß ihrem Namen ein ehrenvolles Andenken gesichert blieb.

Lionardo Bruni und Poggio haben wir als Geschichtschreiber der florentinischen Republik bereits erwähnt. Sie schrieben im livianischen Stil und im Stil, nicht im Stoffe suchten sie ihr Verdienst; sie arbeiteten schnell, aphoristisch und leichtfertig, die Kunst mußte den Fleiß ersetzen. [3]) Dennoch las man ihre Werke mit Entzücken und die alte florentinische Historiographie war für lange Zeit wie vergessen. Kein Staat Italiens, sagt Vespasiano stolz, mit Ausnahme der altrömischen Republik, hat sich zweier solcher Geschichtswerke zu rühmen. Donato Acciajoli übertrug Bruni's Werk in die Vulgärsprache. Auch wird einer eigenen Abhandlung gedacht, die Bruni in jungen Jahren ausdrücklich zum Lobe der Stadt Florenz geschrieben, und eine andre über die Verfassung von Florenz schrieb er in griechischer Sprache. [4]) Manetti und der genannte Vespasiano da Visticci beschrieben das Leben einzelner berühmter Florentiner. Die meisten der obengenannten Humanisten — ein Niccoli, Traversari und Filelfo schließen sich von selbst aus — haben bedeutende Staatsämter bekleidet, Staatsreden gehalten und die Republik als Gesandte vertreten. Die Reihe der florentinischen Staatscanzler ist zugleich eine Reihe von Gelehrten, welche der Repu-

---

[1]) Salutato's Brief an Francesco de Brossano in der Rigacci'schen Sammlung T. II. epist. 17, auch bei Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 910.

[2]) Vespasiano Vita dell' Alessandra de' Bardi im Spicileg. Roman. T. IX. p. 616.

[3]) Vergl. Gervinus Gesch. der florent. Historiographie (Histor. Schriften Bd. I). S. 52—62.

[4]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. Bruni epist. I, 8. VIII, 4. Mehus Leon. Bruni Scripta (vor den Briefen) p. 51. 61. *Λεοναρδου Αρετινου περι της των Φλωρεντινων πολιτειας* herausg. von C. Fr. Neumann. Frankfurt am Main, 1822.

weil die Ehre des Amtes durch den Ruhm ihres Namens vergolten haben. Schon zur Zeit von Dante's Jugend bekleidete Brunetto Latini, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Schriftsteller, das Amt eines Staatssecretärs. Der hohen Bedeutung, die Coluccio Salutato dieser Stelle und sich selber erwarb, ist bereits gedacht worden. Im Jahre 1427 trat Lionardo Bruni ein, diesem folgte 1443 Carlo Marsuppini, dann 1453 Poggio Bracciolini und 1459 Benedetto Accolti aus Arezzo, bekannt durch seine Geschichte des ersten Kreuzzuges.[1] Wer gedächte nicht, wollten wir noch weiter gehen, des Niccolo Macchiavelli! Praktische Staatskunst und Wissenschaft erscheinen hier in der innigsten Verbrüderung.

Selbst bei jenen Abschreibern der classischen Werke, bei jenen Büchersammlern treffen wir auf denselben Zug zum allgemeinen Nutzen, zum Wohl und zur Zierde der Republik. Der Gedanke einer öffentlichen Bibliothek, deren Benutzung jedem Gelehrten freistehen müsse, ist in Florenz entstanden oder, wenn man will, aus dem alten Rom wiederaufgenommen. In Florenz allein trafen die Bedingungen zusammen, die dazu gehörten: Bildung mußte sich mit einem reichen Besitze vereinigen, der nicht leicht unter Erben zersplittert wurde; der Geist des Sammelns und Ordnens mußte sich mit liberalem Gemeinsinn paaren.

Das Institut der Stationarii, durch zünftigen Zwang an die Hochschulen gebunden, reichte für die Bedürfnisse des classischen Studiums so wenig aus wie die Hochschulen selbst. Ihr Gebiet waren die akademischen Handbücher, die Summen und Glossen. Um der selteneren Classiker habhaft zu werden, bedurfte es guter Verbindungen unter den Freunden dieser Literatur. Zwar der unwissenden Abschreiber gab es genug und der Buchhändler in jeder größeren Stadt ein paar.[2] Aber in diesem Verkehr überwog eben das Handwerk und der Handel; die alten Codices selbst oder die von gelehrter Hand redigirten Exemplare kamen hierhin nicht leicht. Vorzüglich durch Niccoli wurde Florenz der Centralpunct des Bücherhandels. Gute Exemplare der Classiker konnte man eigentlich nur hier kaufen. Wer zu Niccoli's Zeiten in Rom etwa die attischen Nächte des Gellius zu besitzen oder in einem

---

[1] Auch ihm hat Vespasiano (im Spicileg. Roman. T. I. p. 575) eine Lebensbeschreibung gewidmet.

[2] Vergl. Albr. Kirchhoff die Handschriftenhändler des Mittelalters, im Serapeum herausg. von R. Naumann Jahrg. XIII. 1852 n. 17–20.

ciceronianischen Codex den Text verbessert oder auch nur zierliche Initialen gemalt zu haben wünschte, bestellte in Florenz die Arbeit, zumal wenn Niccoli selbst die Besorgung übernahm.[1]) Hier zuerst gab es Buchhändler wie Vespasiano da Bisticci, die mit den Literatoren selbst in freundschaftlicher Verbindung, von ihnen gute Exemplare zum Abschreiben geborgt erhielten und ihnen dafür wieder Gefälligkeiten erwiesen. Auch war Florenz geraume Zeit hindurch der beliebteste Aufenthalt für die hungernden griechischen Flüchtlinge, die mit Abschreiben griechischer Autoren ein dürftiges Leben fristeten. Erst später trat ihm Venedig und noch später Rom an die Seite.

Es ist mißlich, über die Preise der Bücher eine allgemeine Norm aufzustellen. Das Volumen war durchaus nicht maßgebend, obwohl man meinen könnte, es sei nicht schwieriger die Psalmen abzuschreiben als die Verse des Horatius. Wie in der wissenschaftlichen Schätzung, sanken auch im Handel die theologischen und juristischen Bücher bedeutend herab. Man konnte zum Beispiel eine Bibel alten und neuen Testamentes um acht Goldgulden haben, wenn sie auf Papier geschrieben war, etwa um das Doppelte, wenn auf Pergament. In dem uns vorliegenden Falle freilich wurde das Buch in Böhmen gekauft, wo Bibeln unter allen Ständen verbreiteter waren als anderswo.[2]) Poggio kaufte in Italien eine Bibel, von älterer Hand geschrieben, in welcher jedoch die Psalmen fehlten, um 25 Goldgulden und wollte sie an Papst Nicolaus V um 40 wiederverkaufen.[3]) Für ein neues und erträglich correct geschriebenes Exemplar von Cicero's familiären Briefen verlangte ein mailändischer Buchhändler zehn Zecchinen.[4]) Ein Band von Poggio's Briefen, der zehn Bücher derselben enthielt und gewiß nicht minder umfangreich war, wurde in Florenz um vier florentinische Gulden copirt.[5]) So war ohne Frage der Classiker ungleich theurer als das moderne Werk. Wir zweifeln nicht, daß sich Männer wie Niccoli, Bruni, Marsuppini, wenn sie bei der Copirung die Aufsicht führten, das Exemplar corrigirten oder auch nur den Auftrag übernahmen, tüchtig dafür bezahlen ließen. Schon einem gewöhnlichen

---

[1]) cf. Leon. Bruni epist. II, 7. 10. 13.

[2]) Enea Silvio's Briefe an Joh. Thuskon vom 31. October 1444 und 23. August 1445.

[3]) Poggii epist. 55. 56. im Spicileg. Roman. T. X.

[4]) Filelfo's Brief an Piero Perleone v. 8. Sept. 1452.

[5]) *id. epist.* 49. e. ibid.

Schreiber, der gerade genug Bildung hatte, um classische Werke treu copiren zu können, gab man außer freier Station etwa dreißig Ducaten jährlich.[1]) Und noch viel höher waren die Preise, wenn sich ein Gelehrter von Ruf zur Veräußerung eines classischen Werkes entschloß. Das geschah freilich selten; Niccoli erklärte es für das Zeichen eines schwächlichen und gemeinen Geistes. So verkaufte Poggio dem Markgrafen Lionello von Este die Briefe des h. Hieronymus für hundert Goldgulden, eine Summe, in die der Markgraf nur mit dem Bemerken willigte, daß Kenner in Ferrara sie übermäßig fänden und daß Poggio einen Theil derselben als Geschenk ansehen müsse.[2]) Das war nun ein Stück poggianischer Unverschämtheit; es handelt sich vermuthlich um denselben Codex, den er selbst für 41 Ducaten gekauft, und auch diesen Preis giebt er bei einer Gelegenheit an, als er das Buch an Papst Nicolaus für 45 zu verhandeln gedachte.[3]) Der Dichter Beccadelli mußte demselben Poggio für eine von ihm selbst geschriebene Geschichte des Livius 120 Zecchinen zahlen und war gezwungen ein Landgütchen zu verkaufen, um sich in den Besitz dieses Kleinods zu setzen.[4])

Man wird nach diesen Andeutungen verstehen, welchen Fleiß und welche Consequenz jener Niccoli aufbieten mußte, um als Privatmann von sehr mäßigem Vermögen seine Bibliothek von 800 Bänden zusammenzubringen, deren Werth der Buchhändler Vespasiano auf 6000 Goldgulden schätzte. Auch sein Verdienst tritt nun in das rechte Licht, wenn er, wie uns bestimmt versichert wird, der erste war, der den Plan einer öffentlichen, Jedem zugänglichen Bibliothek mit Entschiedenheit im Sinne hatte.[5]) Einen ähnlichen Gedanken hatte schon Salutato ausgesprochen, doch mit einem bestimmten Augenmerk. Er wollte näm-

---

[1]) Ambros. Travers. epist. VI, 35.

[2]) Poggii Epistt. LVIII. epist. 56. 57. Shepherd the life of Poggio Bracciolini. Liverpool, 1802. p. 377 hält als Maßstab dagegen, daß der Sold eines Universitätsprofessors selten 400 Zecchinen überstieg, jenes Buch also ein Viertheil des Jahrgehaltes kostete. Indeß war der Preis einmal für einen Fürsten berechnet, der ihn selbst unverschämt fand, und dann haben wir von dem Verhältniß zwischen festem Sold und Honoraren an den damaligen Hochschulen Italiens keine sichere Vorstellung.

[3]) Poggii epist. 55. 56 im Spicil. Roman. T. X.

[4]) Anton. Panorm. epist. V, 118 an König Alfonso von Neapel.

[5]) Poggius Orat. in funere Nic. Nicoli (Opp. p. 276). Vespasiano: Nic. Nicoli § 8: Solo Nicolao è quello che vuole che i sua libri siano in

lich der Verderbniß der Texte dadurch steuern. „Es müßten öffentliche Bibliotheken eingerichtet werden, in welche die ganze Büchermasse zusammengebracht wird. Es müßten den Bibliotheken sehr kundige Männer vorgesetzt werden, welche die Bücher mit der sorgfältigsten Vergleichung revidiren und mit scharfem Urtheil die Varianten sondern. Dieses Amt bekleideten einst, wie wir wissen, die bedeutendsten Männer und sie hielten es dann für ruhmwürdig, ihren Namen unter die Bücher zu schreiben, welche sie revidirt, wie wir das noch an alten Codices sehen." [1]) Niccoli aber dachte zuerst an die Gemeinnützlichkeit eines solchen Instituts. Boccaccio hatte seine Bücher dem Augustinerkloster S. Spirito hinterlassen [2]), sie lagen hier durcheinander in Kasten und Schränken. Niccoli ließ auf seine Kosten die Zelle herrichten, in welcher sie aufgestellt wurden, und übernahm diese Arbeit selbst. So ist denn Boccaccio's Sammlung gerettet worden, während Petrarca's und Salutato's Bücher von ihren Erben verschleudert wurden. Seine eigene Bibliothek bestimmte Niccoli anfangs durch Testament dem Camaldulenserkloster S. Maria degli Angioli, wohl aus Freundschaft gegen Traversari, doch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihr Gebrauch jedem Studirenden freistehen solle, wie er es ja eigentlich schon bei Lebzeiten damit hielt. Wir wissen nicht recht, warum er noch am Tage vor seinem Tode jenes Testament änderte, wahrscheinlich geschah es seiner Schulden wegen: er überließ nun die Wahl des Ortes einer Commission von sechszehn Männern, unter denen wir die Namen Cosimo und Lorenzo de' Medici, Traversari, Bruni, Poggio, Marsuppini, Alberti und Manetti lesen. Diese überließen Cosimo die weitere Verfügung und Cosimo nahm die Schulden des Verstorbenen und die Ausführung seines bibliothekarischen Gedankens auf sich. Er gab 36,000 Zecchinen her, um im Prädicantenkloster zu S. Marco,

---

publico a comune utilità di ognuno, che ne meritò grandissima commendazione. Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. giebt den Werth der Bibliothek nur auf etwa 4000 Goldgulden an.

[1]) Aus seinem Tractat de fato et fortuna bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 291.

[2]) cf. Testamento di Giov. Boccacci (Opere. Firenze, 1723. vol. IV. in fin.) Es verdient bemerkt zu werden, daß schon Boccaccio dem Bruder Martino, dem er seine Bücher zunächst hinterließ, eine freigebige Benutzung derselben gestattete, ja zur Pflicht machte. Die etwas unklaren Worte des Testators werden durch den lateinischen Text der Urkunde erläutert, den Mehus a. a. O. S. 31. aus einem Codex der Strozziana mitgetheilt hat.

jenem Prachtbau, den er zur Beruhigung seines Gewissens und Papst Eugen zu Liebe aufgeführt, die erste öffentliche Bibliothek zu begründen. Sie wurde schon im Jahre 1444 vollendet und eröffnet, ein würdiges Seitenstück zu dem Oratorium des Klosters, welches auf hohen Marmorsäulen ruhte. Wenn diese Büchersammlung später nach Cosimo's Verdienste der Freigebigkeit und zum Unterschiede von der privaten Palast-Bibliothek der Medici den Namen der öffentlichen Bibliothek des mediceischen Hauses erhielt, so bleibt doch immer Niccoli ihr eigentlicher Begründer. Sein Name wurde in den vorderen Deckel der Bücher geschrieben. Cosimo aber vermehrte die Sammlung durch ansehnliche Einkäufe: so ließ er in Siena für 400 Goldgulden Bücher kaufen, die meistens das kanonische Recht betrafen, und im Jahre 1446 kauften seine Agenten von den Minoriten in Lucca eine Reihe von Bänden für mehr als 250 Scudi. Der die Bücher ordnete und aufstellte, war Tommaso Parentucelli, der erste moderne Bibliothekar und Begründer der Bibliothekswissenschaft. Denn er entwarf ein Schema über die Classification der Bücher, nach welchem zuerst die Librerie von S. Marco und die der Badia zu Fiesole, dann die des Herzogs von Urbino und des Alessandro Sforza von Pesaro, endlich aber jede neue Bibliothek geordnet wurde. Wer sein stilles Thun in diesem Grundstock der mediceischen Bibliothek nicht kennt, wird ihm die Achtung nicht versagen, wenn er hört, daß dieses Büchermännchen als Papst Nicolaus V hieß und der eigentliche Begründer der Vaticana geworden ist. [1])

In wie großartiger Weise Cosimo bei solchen Unternehmungen zu Werke ging, mag ein andres Beispiel zeigen. Als er das Kloster S. Lorenzo erbaut hatte, war sein Wunsch, dasselbe in möglichster Eile auch mit einer ansehnlichen Bibliothek auszurüsten. Er ging mit dem Buchhändler Vespasiano zu Rathe: es war unmöglich, die wünschenswerthen Bücher zusammenzukaufen, so mußte man die Bibliothek schreiben lassen. Der Buchhändler nahm sofort 45 Copisten in Dienst.

---

[1]) Vespasiano: Nic. Nicoli § 8. Nicola V Papa § 7. Cosimo de' Medici § 9. Von dem Bibliotheksschema Parentucelli's giebt er im Leben Cosimo's § 13. 14. eine Anschauung. Er war selbst bei der Ordnung der Bibliothek zur Hand. cf. Aeneas Sylvius de vir. clar. XV. Ein reiches Material über die Schicksale der Marciana giebt Mehus Vita Ambr. Travers. p. 62—74. 377. Tiraboschi T. V. p. 176. T. VI. p. 194—206.

Der Prior des Klosters durfte täglich auf die mediceische Bank anweisen, so viel zu ihrer Besoldung nothwendig war. Nach 22 Monaten war eine Librerie von 200 Bänden geschaffen, die alle bedeutenderen Werke des römischen Alterthums und der kirchlichen Literatur enthielt. [1])

In andern Fällen dienten auch die weitgreifenden Handelsverbindungen der Medici zur Bereicherung ihres Bücherschatzes. So hatte einst Niccoli ausgespürt, daß sich in Lübeck ein schönes und vollständiges Exemplar eines Werkes von Plinius befinde, das man in Italien noch nicht kannte. Auf seinen Antrieb ließ Cosimo mit den Mönchen heimlich unterhandeln und um hundert Gulden kam der Codex nach Florenz, obwohl über die Sache ein nicht geringes Scandal entstand. [2])

In ähnlicher Weise entstanden auch die Privatbibliotheken der mediceischen Familie; man betrachtete sie bereits als ein nothwendiges Zubehör eines gebildeten Hauses. Cosimo besaß deren in seinem Palaste zu Florenz, auf seinen Villen zu Fiesole und del Bosco bei Mugello. Sein Beispiel stand nicht allein da. So verfolgte sein Nebenbuhler Palla Strozzi ähnliche Entwürfe. Er hatte aus Constantinopel eine Menge Bücher kommen lassen, darunter die Werke Platons, die Lebensbeschreibungen Plutarchs und das erste Exemplar der Politik des Aristoteles, durch welches dieses Buch im Abendlande bekannt wurde. Auch Palla gedachte eine öffentliche Bibliothek zu begründen und erwählte dazu das Kloster S. Trinità, weil seine Lage mitten in der Stadt dazu geeignet schien. Sein Exil vereitelte den Plan. [3]) Auch Manetti hinderte der Tod an dem Unternehmen, seine Büchersammlung, die vorzügliche Codices in griechischer und hebräischer Sprache enthielt, in jenem Kloster S. Spirito, wo einst der Sinn für Wissenschaft über ihn gekommen, zur öffentlichen Benutzung auszustellen. [4])

Welch ein andrer Geist wehte nun in diesen öffentlichen und Haus-

---

[1]) Vespasiano: Cosimo de' Medici § 12.

[2]) Vespasiano: Poggio Fiorentino § 2 Nic. Nicoli § 3. Welches Werk des Plinius hier gemeint sei, können wir nicht entscheiden. Die Encyklopädie des älteren und die Briefe des jüngeren Plinius waren jedenfalls längstbekannte Bücher. So vermuthen wir, daß diese Nachricht im Zusammenhange steht mit der obenerwähnten (S. 139) Poggio's, die von einer Geschichte der römisch-deutschen Kriege handelte, und daß eine mystificirende Verwechselung mit Tacitus stattgefunden.

[3]) Vespasiano: Palla di Nofri Strozzi. § 1. 4.

[4]) *Naldi Vita Manetti* ap. Muratori Scriptt. T. XX. p. 601.

bibliotheken, in denen die Bücher in offenen Repositorien gleichsam mit der freien Luft verkehrten, zu diesem und jenem Gelehrten auswanderten und wieder heimkehrten, welch ein andrer Geist als in den dumpfigen Klosterzellen, wo sie zuvor, in Kisten gepackt und mit dem Modergeruche behaftet, ihr Dasein gefristet! Ganz so wie der Gelehrtenstand sich in Florenz von dem mönchischen losrang und mit dem Adel der Republik sein Bündniß schloß, treten auch die Bücher hier als eigenthümliches Gut dieses Standes hervor und bieten ihren Nahrungsstoff einer freien und edlen Wissenschaft.

So verherrlichten Geschichtswerke und Reden, Museen und Bibliotheken die tuscische Capitale nicht minder als die vier Evangelisten in S. Maria del Fiore von Donatello's Hand oder die Fronte von S. Maria Novella und der Palast Ruccellai, in denen Alberti's Geist fortlebt, als die Paläste und Kirchen, die Arno-Brücken und öffentlichen Gärten, die der mediceischen Prachtliebe ihren Ursprung verdankten. Eine Gelehrsamkeit, die in ihrem Schooße die Kunst trug, ein freier Sinn für die Welt der schönen Formen, hinter dem freilich verführerisch das Heidenthum schlummerte, das war die Essenz des florentinischen Geistes, die sich, bald unmerklich ausduftend, bald in voller Wallung daherströmend, ganz Italien und durch Italien der modernen Welt mitgetheilt hat. Dem Geiste, wenn auch nicht dem Blute nach, war jener Parentucelli der erste Mediceer auf dem Stuhle der Apostel. Er wurde für Rom, was Cosimo für Florenz. Hier erreichte der Humanismus unter Lorenzo dem Erlauchten, zugleich dem Wiederhersteller der tuscischen Poesie, seinen Höhepunct, dort unter den Päpsten aus dem Hause Medici, denen sich eine Reihe andrer anschließt, die wie jene den traurigen Leichendunst der gesunkenen Macht durch den Blumengeruch der Kunst übertäubten. Nur für kurze Zeit hat Savonarola's Weheruf die Florentiner aus ihrem poetischen Traume geschreckt, und auch im vaticanischen Palaste wurden sorglos die Liebe und die schönen Götter der Heiden besungen, als das deutsche Wort Fleisch wurde und deutlich mahnte, daß die Zukunft noch ein andres Zeitalter bringen könne und müsse als das augusteische.

Wie stattlich die Musen im Gefolge von Macht und Reichthum erscheinen und wie sie ohne diese so leicht verkümmern, das zeigt der Vergleich des prächtigen Florenz mit Siena, der kleinen Nachbarrepublik. Hier galt der Parteimann und etwa der Rechtskenner. Bei der steten Furcht vor bürgerlichen Unruhen und vor den mächtigen Nachbaren konnten Literatur und Kunst zu keinem fröhlichen Gedeihen kommen. Der tuscische Boden hat auch hier bedeutende Männer und schöne Geister erzeugt, aber sie konnten den Haß und den Argwohn der Parteien nicht überwinden. Francesco de' Patrizzi, ein tüchtiger Jurist und Schriftsteller auch auf andern Gebieten, mußte die Stadt verlassen, weil er in die Adelsverschwörung von 1457 verwickelt war. Den Enea Silvio de' Piccolomini hat seine Feder nirgend weniger zu Ansehen gebracht als in seiner Vaterstadt; bevor er Papst wurde, war sie nicht stolz auf ihn. Selbst ein eingeborener und eingebürgerter Mann wie Mariano de' Sozzini stellte wohl nicht freiwillig seine juristischen Vorlesungen ein und wollte sich selbst zu einer Uebersiedelung nach Wien bequemen, um nur vor den Gehässigkeiten und Stürmen des sanesischen Parteiwesens Ruhe zu finden.[1]) Später als irgendwo in Italien entschloß man sich zu Siena, in Agostino Dati einen Humanisten zur Abfassung der Staatsschreiben und zu den Festreden in Sold zu nehmen, gemäß jener diplomatischen Sitte, die selbst an den kleinen Höfen schon überall Eingang gefunden. Wiederum die politische Eifersucht hatte dem lange entgegengestanden; denn das Amt eines Staatscanzlers war bis dahin jedes Jahr von Neuem besetzt worden.[2])

Wo die einheimischen Talente nicht fortkamen, mochte sich auch keiner der umherziehenden Lehrer des Griechischen oder der modernen Rhetorik auf die Länge niederlassen. Filelfo nahm einen Lehrstuhl an, als in Florenz nicht mehr seines Bleibens war. Aber ein Sold von 350 Zecchinen konnte ihn nicht fesseln.[3]) Während der vier Jahre,

---

[1]) Sein Brief an Enea Silvio v. 16. Septemb. und dessen Schreiben an Joh. Märs, Canzler von Oesterreich, v. 8. Decemb. 1443. cf. Aeneas Sylvius de vir. clar. XVIII.

[2]) Aeneas Sylvius l. c. XVI.

[3]) Vergl. s. Brief an Leon. Giustiniani v. 31. Januar 1435. Schon bevor er nach Siena zog, sagte er Satyr. Dec. IV. hec. 9:

Excipiat me Sena sibi tantisper habendum,
Dum mare tranquillum reddat fortuna deusve,
Aut alio solvens fluctus cum turbine linquam.

daß er zu Siena die Rhetorik vortrug, unterhandelte er fast unaufhörlich mit dem Herzoge von Mailand und mit einigen Universitäten über eine bessere Stellung. Später, als es ihm unter der sforzeschischen Herrschaft in Mailand nicht recht behagen wollte, verhandelte er auch mit Siena noch einmal, aber ohne Erfolg, weil er nun den Sold, den er früher aus augenblicklicher Noth hingenommen, verdoppelt haben wollte.[1]) Das plebejische Regiment hatte keinen Sinn für den humanistischen Luxus und die Adligen fanden im Aerger über ihre Zurücksetzung nicht den Frieden, den die fruchtbare Beschäftigung mit der Wissenschaft erfordert.

Florenz erschien uns als Demokratie auch in seinen literarischen Kreisen. Venedig ist das Gegenbild. Auch die Gelehrsamkeit steht hier in vornehmer oligarchischer Abgeschlossenheit da, sie ist die private Freude einzelner Nobili, aber die Strenge des Staatsbegriffes hält sie in einer gewissen scheuen Entfernung vom öffentlichen Wesen. Vom »Staate« hat sich der Gelehrte als solcher weder der Gunst noch der Ungunst, weder der Unterstützung noch der Intoleranz zu versehen. Die Gewalt der Regierung braucht und verlangt keinen Schmuck und keine Verherrlichung von den schönen Künsten, ihre Tendenz ist nur, den geheimnißvollen Nimbus einer unerschütterlichen Macht aufrecht zu erhalten, und diese Tendenz drückt den einzelnen Bürger zu einem Atom herunter, das nur im ehrfürchtigen Dienste des Ganzen eine Bedeutung hat. Auf der Sicherheit und Ausbreitung der Stapelplätze, auf der Fülle der Zeughäuser und Arsenale, auf vollen Staatscassen und vor Allem auf dem strengen System seiner Regierung ruht diese Republik. Von geschichtlichem Interesse ist ihr nur ihre eigne Vergangenheit, insofern das Gegenwärtige sich auf sie gründet; alle Politik ist daher der augenblicklichen Sachlage und der nächsten Zukunft zugewendet. Illusionen und Träume üben da keine verführerische Kraft, Ideale finden keine Heimath, die Wissenschaft keine Freistätte. Es fehlt der weltbürgerliche Sinn', der sich in Florenz neben dem patriotischen entfaltete.

So finden wir denn, daß der Adel Venedig's sich als Gesammtheit gleichgültig gegen den Humanismus verhielt, nur einzelne Adlige treten hervor, die sich der neuen Bildung aus privater Neigung hingeben. Wenn sie zugleich in den hohen Staatsämtern glänzen, so ist

[1]) Rosmini Vita di Franc. Filelfo T. II. p. 60.

das vielleicht eine Frucht ihrer feineren Bildung, die sich überall zur Geltung durcharbeitet, aber es liegt darin nichts von Anerkennung oder Lohn derselben; denn die Republik braucht lediglich ihre militärischen oder Verwaltungstalente, mögen diese nun durch bloße Praxis erworben oder auch durch Studien erhöht sein. In Venedig selbst gab es nicht einmal einen Gelehrtenkreis, und es ist recht auffallend, daß die namhaften Männer der Wissenschaft hier eher mit Fremden als mit einander in Verbindung standen. Sie schließen sich dem literarischen Verkehr, der Gelehrtenrepublik an, die in ganz Italien ihre Glieder hat, aber sie wahren dabei stets die Würde und Ehre ihres Standes. Den Brodneid, das Cliquenwesen, die Verhetzungen und Leidenschaften scheint ihre Stellung an sich auszuschließen. Sie liegen daher mit niemand im Streit, ja sie treten als unparteiische Vermittler auf, wo wie in Florenz die literarischen Fehden zum Scandal wurden. Daher kommt ihnen aber auch die Hochachtung überall entgegen. Als Poggio in seinem Dialog über den Adel von der venetianischen Nobilität geringschätzig gesprochen, stand sogleich ein Nobile, Gregorio de' Correri, damals Protonotar des apostolischen Stuhles, als Kämpe seines Standes auf, und siehe der bissige Poggio suchte hier zu entschuldigen und gutzumachen, was möglich war, der kleine Streit wurde im Tone feiner Leute geführt und ausgeglichen. [1]) Er wurde von Neuem aufgefrischt, als man auch in den Facetien Poggio's eine für die venetianische Republik ehrenrührige Aeußerung las. Auch hier entschuldigte sich Poggio mit aller Höflichkeit, und erst als ein junger Venetianer Lauro Quirini ihn mit einer heftigen Streitschrift bedrohte, ließ ihm Poggio zur warnenden Probe seines Talentes eine seiner gegen Filelfo gerichteten Invectiven zukommen. So viel wir hören, kam die Fehde auch hier nicht zum Ausbruch [2]).

Carlo Zeno erscheint als der erste, der sich zumal in den letzten Jahren seines Lebens der humanistischen Muße hingab. Gelehrte wie Chrysoloras, Vergerio, Guarino fanden in seinem Palaste freundliche Aufnahme und fühlten seine Freigebigkeit. Aber seinen Ruhm verdankt er nicht diesem Mäcenat; er gehörte zu den ersten Generalen

---

[1]) Poggio an Greg. de' Correri v. 8. April 1440 (Opp. p. 325).

[2]) Zwei Briefe Poggio's an Petrus Thomasius im Spicil. Roman. T. IX. p. 643. Laurus Quirinus Francesco Barbaro unter dessen Briefen Append. *epist. 62.*

seiner Zeit und hatte der Republik als Gesandter in Italien und Griechenland, in England und Frankreich gedient. [1])

Als Zeno im Jahre 1418 starb, hielt ihm ein junger Mann aus einer der ersten Patricierfamilien die Leichenrede, Leonardo Giustiniani, ein Schüler Guarino's, kundig der griechischen Sprache, ein eifriger Sammler von Büchern, die er sich auf Handelswegen selbst aus Griechenland und Cypern zu verschaffen wußte, im gelehrten Briefwechsel mit den ersten Literatoren seiner Zeit, besonders aber mit den florentinischen Bücherstöberern, einem Niccoli und Traversari. Außer Briefen, Reden und Uebersetzungen hat er keine größeren Werke hinterlassen, aber er dichtete Sonette und Canzonen in der Volkssprache, in jüngeren Jahren der Liebe, in älteren der Jungfrau Maria gewidmet, süße Lieder, die sich durch Italien schnell verbreiteten, in den gelehrten Kreisen freilich unbeachtet blieben. [2]) Aehnliche Neigungen gingen auf seinen Sohn Bernardo über, der gleichfalls von Guarino gebildet war und mit Filelfo in stetem Verkehr stand. Der Name der Giustiniani hatte überall einen guten Klang, wo den Musen gehuldigt wurde, er hatte ihn auch in Venedig, aber aus andern Gründen. Leonardo war längere Zeit Statthalter in Friuli und 1443 Procurator von S. Marco. Bernardo zeichnete sich als Staatsredner aus, saß im Rathe der Zehner und war 1474 gleichfalls Procurator der Republik. [3]) Ihre politischen Talente gehörten der Vaterstadt, ihre Bildung und ihre Herzensneigungen zogen sie, wie das aus ihren Briefen erhellt, zu den florentinischen Kreisen hinüber.

Dieselbe Erscheinung, gleichsam eine Theilung des Menschen in den Staatsbürger und den Gelehrten, nehmen wir auch an Francesco Barbaro wahr, dem als Schriftsteller ohne Zweifel der erste Rang unter den Venetianern gebührt. Die bedeutendsten Grammatiker und Kenner des Griechischen waren seine Lehrer, Giovanni da Ravenna und Gasparino da Barzizza, Vittorino da Feltre und Guarino von Verona. Auch war er als junger Mann in Florenz, verkehrte hier im Hause der Medici und athmete die schöngeistige Luft ein, die hier

---

[1]) Sein Leben von der Hand seines Enkels Giacomo Zeno bei Muratori Scriptt. T. XIX. Die Leichenrede, die ihm Leon. Giustiniani hielt, bei Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 143.

[2]) Blondus Italia illustr. p. 373. Facius de vir. illustr. p. 12.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 1186. 1049.

herrschte. Unter den Gelehrten seiner Zeit war kaum einer, der ihn nicht als Freund geehrt und im Briefwechsel mit ihm gestanden hätte. So verkehrte er mit Bessarion und Biondo in Rom, mit Valla, Fazio und Beccadelli in Neapel, mit Filelfo und Decembrio in Mailand, mit Guarino und Aurispa in Ferrara, mit dem ganzen florentinischen Gelehrtenkreise. Doch eigentlich nahe stand ihm unter allen diesen sogenannten Freunden nicht einer, nahe standen ihm noch weniger die Venetianer, die seine Studien theilten. Die literarischen Zänkereien, die jene unter einander führten, waren ihm zuwider. Suchten sie ihn hineinzuziehen, so wehrte er diese Zumuthung ab: er lese die Streitschriften nicht und man dürfe nach seiner Meinung über Geist und Charakter gelehrter Freunde kein unbesonnenes Urtheil fällen. Zwischen Bruni und Niccoli, zwischen Poggio und Guarino hat er den versöhnenden Schiedsrichter gemacht, auch zwischen Poggio und Valla hat er es wenigstens versucht. [1])

An allen Bestrebungen des Humanismus nahm Barbaro Theil und bethätigte sein Talent in verschiedenen Richtungen. Er sammelte die Werke der alten Autoren, verglich und verbesserte die Exemplare. Des Griechischen war er so weit mächtig, daß er und Leonardo Giustiniani den paläologischen Kaiser Joannes im Jahre 1423 mit griechischen Anreden im Namen der Republik empfangen konnten. Auch hat er einige kleinere Sachen aus dem Griechischen übersetzt. Wenn wir übrigens, abgesehen von Reden und Briefen, nur ein größeres Werk über die Ehe von ihm lesen, welches er in jungen Jahren (1415) schrieb und Lorenzo de' Medici widmete, so liegt der Grund in seiner steten politischen Beschäftigung, die ihm für die Studien nur knappe Muße ließ. Das eine Werk genügte aber, um seine weite Gelehrsamkeit und sein elegantes Latein zu beweisen; Poggio, mochte er auch schmeicheln, glaubte wenigstens nichts Lächerliches zu sagen, wenn er es neben Cicero's Abhandlung von den Pflichten stellte. [2]) Es gehörte zu den frühsten und anregendsten Schriften dieser Gattung.

In Florenz wäre Barbaro lediglich als Gelehrter der Stolz der Republik gewesen, in Venedig stand er lediglich als hochverdienter Staatsmann unter den Ersten. Kaum daß er sich für den Zwang,

---

[1]) Sein Brief an Valla in dessen Opp. Basileae, 1540. p. 334. Franc. Barbari Epistt. ed. Quirino epist. 233. 234.

[2]) Sein Brief an Guarino Opp. p. 305. Ambros. Travers. epist. VI, 15.

den ihm seine staatliche Stellung auflegte, durch freien Briefwechsel mit den florentinischen Freunden entschädigen konnte. Waren die Florentiner nicht gerade Bundesgenossen der Inselrepublik wie zu jener Zeit, als sie gemeinsam den Herzog Filippo Maria von Mailand bekämpften, so mußte er sich gar sehr hüten und immer durfte er nur salvo officio schreiben. Darum vermissen wir in seinen Briefen die kecke Freimüthigkeit in politischen und kirchlichen Dingen, welche sich sonst die Humanisten erlaubten. Das Interesse der Vaterstadt steht ihm immer obenan. Auch seine Studien hatten endgültig den Zweck, ihn zu einem guten und nützlichen Bürger zu bilden. Es war seine festeste Ueberzeugung, was er einst einem befreundeten Universitätsgelehrten zurief: „Es ist Zeit, daß du die Philosophie aus der dunklen Behausung unnützer Jünger in das offene Feld und in den Kampf führest. Denn solche Männer erscheinen als glücklich, die unter einem freien Volke für das gemeinsame Beste arbeiten, die sich mit Würde in großen Geschäften bewegen und des Ruhmes der (politischen) Weisheit genießen.[1])

Ein achtzehnjähriger Jüngling, als er jenes Buch über die Ehe schrieb, wurde Barbaro schon im einundzwanzigsten Jahre zur Senatorwürde zugelassen. Seitdem finden wir ihn beständig als Podesta in den Municipien der Republik oder als Gesandten, der sie bei den italienischen Mächten, vor Papst und Kaiser vertrat. Den meisten Ruhm brachte ihm die Vertheidigung von Brescia gegen einen Angriff des Herzogs von Mailand im Jahre 1437. Er war Commandant der Stadt, die in Parteien gespalten und aufs dürftigste mit Lebensmitteln versehen, trotz Hunger und Pest sich doch drei Monate lang gegen die Belagerung Piccinino's hielt. Seiner literarischen Talente hat er sich nie gerühmt, aber wie er sich hier „um das Vaterland verdient gemacht und die Freiheit Italiens gerettet", das erfüllte ihn mit edlem Stolze, um so mehr, da er sich vom Senate der Republik schmählich vernachlässigt fühlte.[2]) Gratulirte er einem Fürsten wie Lionello von Este zum Antritt seiner Regierung, so war seine Mahnung dabei nicht wie sonst bei den Literatoren, er möge die Wissenschaft und ihre Jünger befördern, sondern er möge sich um die Republik von S. Marco verdient machen.[3]) Die beiden letzten Lebensjahre brachte er in Be-

---

[1]) **Barbari** Epistt. ed. Quirino Append. epist. 50.

[2]) **Barbari** epist. 62. 64. 65. 68. 70. 81.

[3]) Ejusd. epist. 84.

nedig als Procurator von S. Marco zu. Seine Ehe mit Maria, Pier Loredano's Tochter, konnte den Glanz seines Namens kaum noch heben. [1])

Einige andre Venetianer, die als Arbeiter auf dem Felde der classischen Wissenschaften aufgeführt werden könnten, würden gleichfalls beweisen, daß ihr Verdienst nur auf sie persönlich, nicht zum kleinsten Theil auf ihre Vaterstadt fällt. In einem Gebiete, sollte man denken, hätte das Talent solcher Einzelner mit dem Interesse des Freistaates zusammenfallen können, in dem der vaterländischen Geschichtschreibung. Kaum ein andrer Staat trug die Bedingungen derselben in so hohem Maße in sich als der von S. Marco. Dennoch blieb es bei officiellen Annalen oder bei geheimen Memoiren, die Eigenthum der Familie wurden und erst lange nach dem Tode der Verfasser an die Oeffentlichkeit kamen. Wir besitzen eine Geschichte der Belagerung von Brescia im Jahre 1437, die einem treuen Untergebenen Barbaro's, Evangelista Manelmo, zugeschrieben wird. Wahrscheinlich ist Barbaro selber der Verfasser, und so zeigt uns die Pseudonymität eben das Bedenkliche eines solchen Unternehmens. [2]) Außerhalb der Republik selbst waren venetianische Geschichtswerke ganz unbekannt. [3]) Bezeichnend ist auch, daß man von Staatswegen mehrmals den Plan faßte und auch ins Werk setzte, durch einen in Pflicht genommenen Nicht-Venetianer eine officielle Geschichte der Republik schreiben zu lassen. Die historische Kunst gedeiht nur in der frischen Zugluft eines öffentlichen Lebens: sie treibt nicht leicht Früchte, wo diese nicht genossen werden dürfen.

Stand die Pforte zur mediceischen Gunst jedem Talent offen, so war Venedig für den nicht-venetianischen Gelehrten vollends der undankbarste Aufenthalt. Das haben viele der wandernden Grammatiker und der anziehenden Griechen erfahren, keiner blieb lange. Sie erhielten den versprochenen Sold, aber auf ein Mehr von Anerkennung und Ehre durften sie sich keine Rechnung machen. Von Giustiniani

---

[1]) Seine Briefe hat der Cardinal Quirini zu Brescia 1743 herausgegeben und in einer Diatriba die Lebensbeschreibung Barbaro's vorausgeschickt. Einzelne Briefe und Reden bei Pez Thesaur. Anecd. nov. T. VI. P. III. Cf. Facius de vir. illustr. p. 15. Tiraboschi T. VI. p. 86—88.

[2]) Daß Barbaro solche Commentarioli Brixienses geschrieben hat, geht aus dem Briefe eines seiner Freunde hervor, der sie gesehen. Barbari epist. 133 ed. Quirino. Append. epist. 3. Jener Manelmo wird ibid. epist. 153 erwähnt.

[3]) *Vespasiano:* Poggio Fiorent. § 8.

und Barbaro freundlich empfangen, blieben sie den höheren Kreisen übrigens fern und der Staat verhielt sich ganz gleichgültig gegen sie. Männer, die mit gewaltigen Erwartungen gekommen waren wie etwa Filelfo und nach ihm Georgios Trapezuntios, fanden sich in wenigen Wochen getäuscht. Ueberdies war ersterer nicht von Seiten des Staates gerufen, sondern einige Nobili hatten ihm aus privaten Mitteln einen Jahressold von 500 Ducaten geboten. Als er, von Byzanz kommend, in Venedig landete, herrschte daselbst eine Seuche und er fand diejenigen nicht vor, die ihn geladen, seiner Meinung nach eine unverzeihliche Vernachlässigung. [1]) Der anmaßende Trapezuntier wurde nirgend lange geduldet. Aber auch bescheidene und verträgliche Menschen wie Guarino versuchten bald anderswo ihr Glück. Man wollte hier Leute, die zugleich genügsam und praktisch brauchbar waren wie der Chalkidenser Nikolaos Sagundinos, der sich als Interpret auf dem florentinischen Unionsconcil ausgezeichnet und nun in Venedig als Secretär angestellt wurde, um bei den griechischen Handelsgeschäften benutzt zu werden. [2])

Der Gedanke einer öffentlichen Bibliothek, der in Florenz so natürlich aus dem Bürgerstolz entsprang, lag in Venedig fern. Cardinal Antonio de' Correri hinterließ eine Sammlung von 120 Codices, die er mit großen Kosten zusammengebracht, dem Kloster S. Giorgio in Alga, dem er zugehörte. Giustiniani's und Barbaro's Bücher blieben ohne Zweifel in der Familie. Allerdings war einst (1362) der Senat von S. Marco, durch den allgemeinen Sturm der Begeisterung fortgerissen, freudig auf das Anerbieten Petrarca's eingegangen, dessen Bibliothek an einem angemessenen Ort aufzustellen und dem Gelehrten eine Wohnung dabei herzurichten. Indeß kam der Plan, wohl mit Lauheit betrieben, gar nicht oder nur in sehr kleinem Maßstabe zur Ausführung. [3]) Die Begründung eines solchen literarischen Institutes geschah erst 1468 durch die Grille Bessarion's, des griechischen Cardinals, der seine Bibliothek der Republik vermachte, weil er hier zuerst den abendländischen Boden betreten, hier als Cardinal Ehre gefunden, hier den natürlichen Knüpfpunct zwischen Griechenland und Italien zu finden meinte.

---

[1]) Vergl. die ersten 22 aus Venedig datirten Briefe Filelfo's und den Brief an Traversari in dessen Epistt. XXIV, 36.

[2]) Facius l. c. p. 21.

[3]) Tiraboschi T. V. *p. 173.*

Was sollen wir von Genua sagen? Selbst neben Venedig erscheint es für die Literatur so unbedeutend wie Siena neben Florenz. Es hatte einen guten Latinisten zum Staatssecretär, den Jacopo Bracelli, zugleich Geschichtschreiber der Republik.[1]) Niccolo Ceba sammelte griechische Bücher und stand mit florentinischen Freunden in elegantem Briefwechsel.[2]) Viel mehr wüßten wir von genuesischen Humanisten jener Zeit nicht zu sagen; denn die Blüthe der Historiographie gehört erst einer späteren Periode an.

---

[1]) Facius l. c. p. 19, Briefe von ihm in den Epistolae Principum etc. ed. Donzelino. Venet., 574.

[2]) cf. Leon. Bruni epist. IX, 4. — Blondus Italia illustr. p. 298 nennt noch ein paar genuesische Gelehrte zweiten Ranges, denen Niccolo Camullio beizufügen wäre.

Viertes Buch.

Der Humanismus an den Höfen Italiens.

Wie Petrarca für republicanische Freiheit schwärmte, auch in seiner persönlichen Stellung ein freier Mann bleiben wollte und doch gern bei den Fürsten der Welt und der Kirche hofirte, so hat auch die Erbin seines Geistes, die humanistische Schule überhaupt, sich wunderbar allen politischen Formen anzuschmiegen gewußt. Auf der apenninischen Halbinsel konnte man diese Geschicklichkeit üben: da gab es im Laufe der Zeit alle Verfassungen, die demokratische Republik und die oligarchische, die tumultuarische und die perikleische, den Despotismus, die Tyrannis, die volksbeliebte Herrschaft, das kleinste städtische Gemeinwesen und die weltumspannende Hierarchie. Zu einer jeden nahm der neue Stand des schöngeistigen Gelehrtenthums eine besondre Stellung an.

Wir treten nun aus der Atmosphäre der Republiken in die Hofluft der Dynastien herüber. Derselbe Wechsel bezeichnet den Lebenspfad der meisten Humanisten und so werden wir denn an den Höfen manche uns schon bekannte Gestalt wiederfinden. Wer einige Jahre lang, durch gute Besoldungen angelockt, von einem Lehrstuhl zum andern umhergezogen war, sehnte sich natürlich bald nach einer ruhigeren Lebensweise, nach einer sichern Stellung. Jeder Krieg, jede Regung der Parteien wurde selbst in Florenz eine Lebensfrage auch für den Gelehrten. Er mußte sich mit den Machthabern zu stellen wissen, die aber wechselten und immer war mehr als einer. Behaglicher war es immerhin, an einem Hofe unterzukommen; man hatte nur Einem zu dienen, Einem zu schmeicheln, von Eines Gunst und Gnade den Lohn zu erwarten. Die meisten Herren Italiens waren Tyrannen im antiken Sinne des

Wortes, sie hatten sich aus den Trümmern der Volksherrschaft erhoben, andre waren aus Vasallen und Statthaltern souveraine Fürsten geworden; in Neapel begründete die Eroberung das Recht. Keiner von ihnen fühlte sich ganz sicher auf dem Thron: bald war das Freiheitsgefühl des Volkes noch im Stillen rege, bald der Anspruch des alten Lehnsherrn zu besorgen, bald vor Prätendenten und Kriegsheeren zu zittern. Auf die Condottieri war kein Verlaß; einem stehenden Heere, wären auch die Kosten erschwinglich gewesen, hätte man noch weniger getraut. So beruhten diese Dynastien im Grunde auf der Zufriedenheit des Volkes und auf dem Bedürfniß einer ruhigen, geordneten Verwaltung. Daher überall dasselbe Bestreben, den Adel an ein Hofleben zu gewöhnen, durch Beamte ein regelmäßiges Regiment zu üben, Geld in Bereitschaft zu halten, das Volk leutselig zu behandeln und ihm doch durch Glanz und Pracht zu imponiren.

Diesem System mußten die Hofgelehrten und Hofdichter in ihrer Weise dienen. Sie waren nach damaligem Geschmack die ersten Prunkartikel, nicht viel anders als wie etwa ein deutscher Herzog durch ein zahlreiches, goldbesticktes Hofgesinde, durch eine Menge von Rossen, Hunden und Falken, durch glänzende Bankette und Turniere sich ein Ansehen unter seinesgleichen gab. Die Person des Fürsten und die Dynastie zu besingen, sie vor Mit- und Nachwelt im Lichte antiker Größe und Hoheit erscheinen zu lassen, ihre Geschichte zu schreiben, sie in epischen, elegischen und odischen Maßen zu feiern, Festreden vorzutragen, Prunkbriefe zu schreiben und Epitaphe zu dichten, aber auch mittelbar durch den Ruhm ihrer eigenen Gelehrsamkeit und den Glanz ihres Namens den Hof zu zieren, der sie ernährte, das war der Beruf dieser literarischen Höflinge. Alle die Fürsten Italiens, die als Schutzherren der Wissenschaft gepriesen werden, suchten zugleich durch Bauten sich Denkmale zu setzen, wiederum in der Tendenz, ihre Schwäche oder Illegitimität durch schaustellerischen Prunk zu übertünchen, dadurch glänzend und mächtig zu sein, daß sie es schienen, daß sie ihr Regiment mit dem Mantel des Glanzes und der Macht umkleideten.

Es ist erstaunlich und für den Freund wahrhafter Geschichte demüthigend, wie leicht von diesen Posaunen des Dynastenruhmes die Ohren nicht nur der Mitlebenden, sondern noch der Jahrhunderte nach ihnen betäubt werden konnten. Fast möchte man behaupten, die ganze Geschichte Italiens während der humanistischen Periode erscheine in dem Lichte eines künstlichen Feuerwerkes. Nur schüchtern und in sparsamen

Andeutungen verräth sich hin und wieder die Wahrheit; ihre matte und schlichte Stimme ist kaum zu hören durch den triumphirenden Lärm der Lobgesänge und Verherrlichungen. Seit jener Zeit und bis auf diesen Tag haben die italienischen Autoren eine Unart, die auch andre Nationen angesteckt hat: sie präconisiren die hervorragenden Männer ihres Vaterlandes mit allen Zeugnissen und Autoritäten, die irgend aufzutreiben sind. Sprechen sie von dem Leben und den Verdiensten eines Mannes, so fügen sie alsbald einen Katalog derer hinzu, die ihn gelobt haben. Aber wie anders gestaltet sich oft das Urtheil, wenn man unter jenen Zeugen die bloßen Nachbeter aussondert und die Motive der Uebrigen prüft!

So erscheinen denn Fürsten, die nüchtern und sparsam, besonnen und berechnend, oft kleinlich und treulos eben waren, wie sie unter den beschränkenden Verhältnissen sein konnten, durch das Medium ihrer Hofliteratur wie große Cäsaren und erhabene Mäcene. Sie erkauften einfach die Stimmen derer, welche das Jahrhundert beherrschten und ihr Wort durch hundertfältiges Echo in die Zukunft forttönen ließen. Und wie es der menschlichen Eitelkeit eigen ist, daß sie gern den Schmeicheltönen lauscht und sich willig von ihrer Wahrheit überführen läßt, so wiegten auch jene Fürsten sich in einem Traume ihrer ruhmvollen Unsterblichkeit, der als zweites Phantasieleben neben dem nackten realen Leben herging. Daher die ausschweifenden Ehren, die überfreigebigen Belohnungen, die auf diese Hofliteraten gehäuft wurden und nun sie wiederum in eine Wolke von Selbsttäuschung hüllten, als seien sie die Leuchten der Menschheit, die Propheten der Zukunft, als liege es in ihrer Hand, die Palme des ewigen Ruhmes oder die Verdammniß der Vergessenheit auszutheilen. Zu Statten kam ihnen ferner die nie schlummernde Rivalität und Eifersucht der Fürsten unter einander; denn diesen war es ein wahrer Triumph, einander literarische Größen abzufangen. Mit einem Wort, man erhob die Koryphäen der Wissenschaft zu den Trägern der öffentlichen Meinung, und demgemäß geberdeten sie sich mit dem Stolze einer Weltmacht.

Man kann auf dieses seltsame Verhältniß zwischen den Literatoren und den Höfen das Wort Hamlet's anwenden, welches er dem Polonius über die Behandlung der Schauspieler einprägt: „Hört Ihr, sorgt daß sie gut gehalten werden; denn sie sind der Inbegriff und die Chroniken der Zeit. Es wäre Euch besser, nach Eurem Tode eine schlechte Grabschrift zu haben, als ihre üble Nachrede, während Ihr lebt.“

Den ersten Musenhof haben wir in **Neapel** zu suchen und hier war König **Robert** aus dem Hause Anjou der erste Augustus, der die Dichter hegte, hier hatte schon Petrarca die Verehrung der Poesie und des Alterthums gepflanzt. Seine Anwesenheit in Neapel wirkte entzündend auf den König, obwohl dieser bereits 66 Jahre zählte und bisher nur für Philosophie und Theologie einiges Interesse gezeigt. Als Petrarca ihm einst — auch Boccaccio war gegenwärtig — den geheimen Sinn nachwies, der sich in Virgils Gedichten berge, meinte der König erstaunt, er habe nie geahnt, daß hinter den Fictionen der Dichter ein so erhabener Gehalt stecke. Er bereute, die Poesie so spät erkannt zu haben, und wollte sogleich an das Studium Virgils gehen, Ich schwöre, sagte er einst nach einem inhaltschweren Schweigen zu Petrarca, daß mir die Wissenschaften viel süßer und theurer sind als mein Reich und daß ich lieber das Diadem als sie entbehren möchte. So anrüchig seine Regierung sonst in mancher Beziehung ist, hat Petrarca dennoch diesen ersten fürstlichen Mäcen mit unermüdlichem Preise verherrlicht, und Boccaccio folgt ihm auch hierin als treuer Schildknappe. Merkwürdig, wie dieselben Phrasen, die Petrarca auf Robert anwendete, von seinen Nachfolgern oft genug an spätere Fürsten mit derselben Wirkung gerichtet worden sind. Petrarca machte den König zum Freunde der Musen, indem er ihn versicherte, daß er es bereits sei; er stellte ihm den Cäsar Augustus nicht unmittelbar zum Vorbilde auf, sondern er wollte bemerkt haben, daß der König selbst sich dieses Vorbild gewählt; er rühmte ihn, daß Tugend und Geist vor ihm gälten, nicht der Vorzug der Geburt, und dergleichen. „Glückliches Neapel! rief er aus, dem es durch ein Glück ohne gleichen zu Theil geworden, den einzigen Edelstein unsers Jahrhunderts zu besitzen! Ja glückliches und beneidenswerthes Neapel! heiligste Heimath der Wissenschaften! Erschienest du einst schon dem Maro süß, wie viel süßer mußt du jetzt erscheinen, da ein so weiser Verehrer der großen Geister und der Studien in dir wohnt. Zu dir komme, wer seinem Genius vertraut!“ [1]).

Sogleich zeigten in Neapel, wie denn das Beispiel von Königen niemals ohne Nachahmung bleibt, einige Edle vom Hofe eine heftige Liebe

---

[1]) **Petrarca** epist. de reb. famil. I, 1. IV, 2. 3. Epist ad. poster. Epist. ad Robertum Sicil. Reg. (Opp. p. 1252), Rer. memorand. Lib. I. in fine (Opp. p. 456) Lib. III (p. 513). Das Epitaph auf den König epist. metr. II, 9. **Boccatii** de geneal. Deor. XIV, 9 ad fin. 22.

zur Poesie oder vielmehr eine glühende Verehrung für Petrarca; so Giovanni Barrili und Barbato von Sulmona, letzterer des Königs Canzler und von Petrarca im Feuer der Freundschaft als zweiter Ovidius begrüßt. Doch war die Zeit noch nicht da, in welcher es eine Schaar von Schöngeistern gab, die sich um König Robert hätte versammeln können. Er that, was er solchen Umständen nach thun konnte. Er sammelte Bücher aller Art, auch poetischen und geschichtlichen Inhalts, und so entstand die erste fürstliche Bibliothek, die im Gegensatz zu den Kirchen- und Klostersammlungen den weltlichen Charakter schon nicht mehr verleugnete. Ihr Vorstand war der gelehrte Paolo de Perugia, dessen Arbeiten Boccaccio nicht wenig zu verdanken bekennt.[1]) Den Mönch Barlaamo ließ der König mit nicht geringen Kosten aus Griechenland kommen, damit er zu dem mythologischen Sammelwerke Paolo's die Stellen griechischer Autoren übersetzen und die nöthigen griechischen Bücher herbeischaffen helfe.

Erst nach mannigfachen politischen Wirren sollte sich hier in Neapel ein Musenhof im volleren Sinne bilden. Werden Kunst und Wissenschaft einmal höfisch, so muß zu ihrem Gedeihen ein bildungsliebender und liberaler Fürst in die Mitte treten, der durch freudige Theilnahme anregt und spornt, der jedes gute Ding seinen Weg gehen läßt und Männer von Geist nicht zu bloßen Hoffiguren erniedrigt.

König Alfonso der Aragonier ist mit dem meisten Recht von den Humanisten als das Ideal eines mäcenatischen Fürsten gepriesen worden, und nicht nur bezahlte Schmeichelei, auch wahrhafte Verehrung hat dazu mitgewirkt. Seine Gestalt, entkleiden wir sie auch jedes erborgten Schimmers, erscheint dennoch als eine ungewöhnliche. Mit den Waffen in der Hand hatte er das apulische Reich dem französischen Prätendenten abgerungen, dessen Cabalen, verbunden mit dem rebellischen Sinn der Barone, ihm immer noch Unruhe genug machten. Auch dauerte es lange, bis die Mächte Italiens der Festigkeit seines Thrones vertrauten. Er aber zeigte in Allem den sichern Fürsten, der ohne Verdacht und Furcht, offen und frei über das Reich waltete. Er war durchaus kein Schooßkind des Glückes, aber man liebte es in Italien zu sagen, daß er die Dirne Fortuna unter seinen kräftigen Willen gebeugt. Eifrig nahm er Antheil an allen diplomatischen Verhandlungen und Kriegen der Halbinsel, es sollte nicht aussehen, als habe er nöthig,

---

[1]) Boccat. l. c. XV, 6. Raphael Volaterr. Lib. XXI.

schüchtern, vorsichtig und sparsam zu sein. Um den Schein der wohlbegründeten Macht zu wahren, ließ er bisweilen sogar kleine Vortheile mit Gleichgültigkeit fallen. Obwohl ihn stets Geldmangel und Verschuldung drückten, hielt doch kein andrer Fürst so glänzenden Hof, keiner beschenkte die fremden Gesandten so reichlich. Obwohl ihm ferner die Erhaltung seiner Dynastie, die Nachfolge seines Bastards Fernando bedenklich erscheinen mußte, wiegte er sich doch mit scheinbarer Sorglosigkeit in den Freuden der Jagd und der Wollust. Trotz dem spanischen Blute schien er in seinem Leben ganz und gar der italienische Fürst zu sein, wie er auch fertig italienisch sprach. Es war ihm eine rechte Genugthuung, als die französische Ritterschaar, die den Anspruch des Herzogs von Orleans auf Mailand zu verfechten kam, so schnell und schmählich abgefertigt wurde und als dieser Sieg in ganz Italien ein freudiges Zujauchzen hervorrief; derselbe Haß traf ja auch seinen Rivalen, das angiovinische Haus. An die aragonische Dynastie dagegen gewöhnte man sich wie an eine einheimische.

Alfonso war ein offener und freier Kopf, dem niemand den Fremden, den Barbaren nachschelten sollte. Waren einmal Wissenschaft und Kunst der Stolz der italienischen Nation und ihrer Fürsten, so stellte er sich leicht auch von dieser Seite als ganzer Italiener dar. Er hatte die lateinische Sprache erträglich lesen und verstehen gelernt, mit dem lateinischen Sprechen freilich ging es schwach. Schon von Aragonien aus, bevor er also nach Italien herüberkam, stand er mit Lionardo Bruni im Briefwechsel und bemühte sich um dessen Uebersetzungen aristotelischer Schriften. [1]) An wissenschaftlichen Kenntnissen konnte er sich vielleicht mit Cosimo de' Medici messen, das heißt er war durchaus kein Gelehrter, aber er hatte die Auffassungsfähigkeit und das Interesse eines vielseitigen Dilettanten, der mit Leichtigkeit zu lernen weiß und schnell begreift, worauf es ankommt. An Muße fehlte es ihm, wie zu den sinnlichen, so auch zu den literarischen Vergnügungen nicht. Daß ihn von einer Krankheit Curtius' Leben Alexanders des Großen heilte, welches ihm Beccadelli in täglich drei Lectionen wie eine Arzenei beibrachte, daß er sich in Kriegeszeiten täglich die Commentarien des Julius Cäsar vorlesen ließ, dies und Aehnliches sind literarische Hofgeschichten, die vielleicht sein Hofdichter erfunden haben.

---

[1]) Leon. Bruni epist. VII, 2. 7. IX, 13.

dürfte,[1]) aber in den Berichten von den wissenschaftlichen Besprechungen und Disputationen, die es am Hofe Alfonso's gab, sind die Autoren jener Zeit einstimmig. Der König war, und auch darin erinnert er an den Medici, ein besonderer Freund der Dialektik, die dem schwärmenden Humanisten gegenüber die Rechte des scharfen Menschenverstandes vertritt, er hatte die Bibel und dazu die Auslegung des Nicolaus von Lyra, wie er sich zu rühmen pflegte, vierzehn Male durchgelesen, er hörte gern über philosophische und theologische Materien disputiren und mischte sich dann auch in das Gespräch. An gewandten Begriffsfechtern, wie dem Theologen Sogliera, hatte er seine Lust.[2]) Aber auch den heidnischen Classikern hatte sich sein Sinn geöffnet und diese Neigung wurde von den Hofhumanisten eifrig genährt. Daß er sie indeß nicht wie ein tägliches Brod genießen konnte — seine Schmeichler freilich reden in diesem Tone — beweiset wohl schon der Umstand, daß er sich Livius und Curtius in die Vulgärsprache übersetzen ließ[3]) und Augustinus' Gottesstaat in einer französischen Uebersetzung las.[4]) Indeß hegte er vor Allem, was dem Alterthum entstammte, eine fast religiöse Verehrung: römische Münzen bewahrte er in einem elfenbeinernen Kästchen und beschaute mit Gedanken an Tugend und Nachruhm die Bilder der Imperatoren; als er Gaeta belagerte, ließ er es nicht zu, daß die Steine von Cicero's naher Villa für die Kriegsmaschinen verwendet würden.[5]) Er liebte es, wenn ihm, wie großen Männern des Alterthums, geistreiche oder hochherzige Lakonismen nachgerühmt wurden; mancher edle Zug, manche schöne Handlung, die von ihm erzählt wird, läßt die Absicht des Handelnden durchschimmern, daß sie einst in den Annalen der Geschichte fortleben möge. Er liebte es ferner, im Umgange mit Büchern und mit Gelehrten den König zu vergessen. Bisweilen sah man ihn zu Fuß vor die Katheder der Professoren Neapels, zumal der Theologen, gehen. Wenn ein alter Autor vor ihm gelesen wurde, durften auch Andre als er selbst die Lectüre durch eine kluge Frage oder eine gelehrte Erörterung unterbrechen; er

---

[1]) Anton. Panormita de dictis et factis Alphonsi Regis edit. stud. Dav. Chytraei. Witebergae, 1585. Lib. I. 43. II, 13.

[2]) Vespasiano: Alfonso Re di Napoli § 1. 13. Panormita l. c. II, 17.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 1076 nach Paulus Cortesius de Cardinal. p. 7.

[4]) Aeneas Sylvius Comment. in Anton. Panorm. I, 6.

[5]) Panormita II, 12. 48.

hörte gern zu, wenn die Hofphilologen Verbesserungen zum Texte des Livius aufstellten und mit Hitze verfochten.[1]) Wurde nach Tische die Aeneide gelesen, so durften arme lerneifrige Knaben zuhören, die Höflinge aber wurden ausgeschlossen; dann reichte wohl der König mit eigener Hand dem Vorleser Früchte oder Zuckerwerk zur Erfrischung.[2]) Diese Vorlesungen und Disputationen waren eine regelmäßige Hofsitte, sie fanden bald im Prunkzimmer des Königs, bald in der prachtvoll geschmückten Bibliothek statt und wurden auch, wenn der König außerhalb Neapel residirte, oder selbst während seiner Feldzüge nicht ausgesetzt.

Nirgend sonst, selbst nicht in den Republiken, durften die Literatoren so frei und rücksichtslos ihr Wesen treiben, wie unter der mächtigen Aegide dieses Königs von Neapel. Selbst vor dem langen Arme des römischen Hofes und vor mönchischem Glaubenseifer fanden sie hier die sicherste Zuflucht. Zum ersten Male und allein hier gab es eine Freiheit des Wortes, die für keine Verletzung der Kirche, der Religion oder der Sittlichkeit eine Strafe zu fürchten hatte. Deshalb eben fanden sich auch hier die ungebundensten und kühnsten Geister zusammen, hatte der Sturm und Drang gegen die Autorität hier seinen Mittelpunct.

Zwei Namen ersten Ranges nannte dieser Musenhof die seinen, Lorenzo della Valle, gewöhnlich schlechthin Valla genannt, den Römer, wie er sich am liebsten nannte, obwohl er zu Piacenza geboren war,[3]) und Antonio Beccadelli von Palermo. Valla hatte den König schon seit 1435 auf seinen Feldzügen begleitet, im Anfange des Jahres 1437 trat er als Secretär in seinen Dienst, ein Mann von etwa dreißig Jahren, und wurde von ihm der Ehre des Dichterdiploms gewürdigt. Seit der Einnahme Neapels hielt er hier eine öffentliche Schule der Eloquenz, wie er zuvor in Genua, Pavia und Mailand gethan. Schon war er kein unbekannter Schriftsteller mehr. Seine Dialoge über die Wollust, deren Plan er wohl noch während seines Aufenthaltes in Rom entworfen und die er dann zu Pavia ausgearbeitet, hatten kein geringes

---

[1]) Laur. Valla Invect. in Barth. Facium Lib. I (Opp. Basileae, 1540 p. 464).

[2]) Panormita I, 39. IV, 18. Valla Recriminationum in B. Facium Lib. IV (Opp. p. 593). Vergl. die Erzählung des Genuesen Jacopo Curlo bei Tiraboschi T. VI. p. 68.

[3]) cf. Jo. Ant. Vigerini Elogium Vallae bei Georgius Vita Nicolai V. Romae. 1742. p. 207.

Aufsehen erregt. Sie wiegen die stoische und die epikuräische Lehre gegen einander ab; sie enthalten eine Verherrlichung der Wollust, wenn auch nicht als letzte Moral. So vorsichtig sich der Verfasser gleich in der Einleitung vor jeder übelwollenden Deutung verwahrt, so unleugbar seine Behauptung scheinen mochte, daß er den Epikuräer unmöglich mit dem würdigen Ernste des Stoikers sprechen lassen könne, so entschieden er schließlich die Lehre des Christenthums triumphiren läßt, so wird doch immer das Recht der sinnlichen Natur mit der verführerischesten Geschicklichkeit verfochten. Diese reizte den Leser, schon weil sie neu und kühn war; die christliche Ethik hatte er von Predigern hundertmal gehört. Daß ein Mensch, der auf den Namen eines Christen Anspruch machte, nur solche Sätze auszusprechen wagte! Die Jungfräulichkeit, mit deren Entheiligung das Mönch- und Nonnenwesen als ein Unding zusammenfällt, wird als die naturwidrigste und unerträglichste Qual dargestellt. Wurden wir, so heißt es, nach dem Gesetze der Natur geboren, so ist es auch ein Gesetz der Natur, daß wir wieder zeugen sollen. Wie lockend erscheint überall dem natürlichen Menschen die Licenz! hier nun wird sie in einem wohlgerundeten System vorgetragen. Wie fügt er sich nur mit Widerstreben dem kategorischen Sittengesetz, das ihm in der Religion als eine höhere, mit Strafen ausgerüstete Macht vorgestellt wird! hier wird spielend die strenge Autorität des stoischen und damit auch des christlichen Sittengesetzes gelockert und darüber gelächelt, wie sich der stoische Sinn auf seiner unerschütterlichen Theorie wie auf angeklebten Flügeln zum Himmel zu schwingen meint und doch stets des Ikaros Schicksal unterliegt. Es ist uns sehr begreiflich, daß Valla durch diese Erörterungen in den Ruf kam, als habe er geradezu die Wollust für das höchste Gut erklärt,[1]) daß man die Form der Disputation für eine bloße Vorsicht, den Sieg der christlichen Ethik für den bloßen Schein des Gerechten hielt. Die vergiftende Lebensansicht war einmal ausgesprochen und da blieb es ziemlich gleichgültig, ob sie auch behauptet wurde. Ueberdies sprach, was man vom Lebenswandel des Verfassers wußte, nicht für seine Moralität. Er aber war Schalk genug, um sich des sichern Rückzuges zu freuen, den er sich vorbehalten, und um sich über die Gährung zu belustigen, die er in die Gemüther geworfen.

Es fehlte ferner in seinem Werke nicht an Seitenhieben gegen die

[1]) Vergl. z. B. Facius de vir. illustr. p. 23.

Mönche und das Mönchthum; die ganze Führung der Streitfrage ist ein steter Ankampf gegen ihre beschränkte Auffassung der tiefen Lebensfragen. Wir gedenken den Leser noch in die frivole Atmosphäre gewisser römischer Kreise zu führen, in welcher auch dieses Werk entstand. Es zeigt jedenfalls einen Geist, der die hergebrachte Autorität von sich geworfen hat oder zum mindesten von sich werfen kann. Wahrscheinlich kam eine persönliche Gereiztheit Valla's hinzu. Er hatte als ein vierundzwanzigjähriger Jüngling bei Papst Martin um eine Stelle in der apostolischen Cancelei angehalten und war abgewiesen worden.[1]) Die Cardinäle, sagte man ihm, seien seiner Bewerbung entgegen getreten; sofort rächte er sich durch bissige Epigramme, in welchen er ihre Eigenheiten und Laster verhöhnte.[2]) Man konnte ihn wie Poggio als einen unversöhnlichen Feind der Pfaffen und Mönche ansehen, aber Poggio's Waffen waren die Schmähung und der Witz, Valla's wurden die Schmähung und die Kritik. Er war inzwischen durch seine „Elegantien" die erste Autorität auf dem grammatischen Gebiete geworden; dadurch wuchs sein Muth, die Achtung Alfonso's vor seiner Gelehrsamkeit und die Bedeutung seiner Person in der literarischen Welt.

Im Jahre 1440 erschien Valla's Schrift gegen die constantinische Schenkung.[3]) Der Augenblick war verhängnißvoll. König Alfonso war der politische Gegner des Papstes Eugen IV, dessen rechte Hand, Cardinal Vitelleschi, einen Versuch gemacht hatte, das neapolitanische Reich für den päpstlichen Stuhl in Beschlag zu nehmen. Begünstigte der Papst als Lehnsherr die Anjou, so stand Alfonso natürlich auf Seiten des basler Concils, welches den Papst gerade damals für entsetzt erklärte. So ist es kaum zu bezweifeln, daß Valla im unmittelbaren Auftrage des Königs schrieb. Denn daß nicht der ernste Geist der Wissenschaft ihn antrieb, zeigt schon der heftige Ton, mit dem er gleich in der Einleitung gegen die Päpste im Allgemeinen losfährt, dann Papst Eugen als Tyrannen und Cardinal Vitelleschi als einen Bluthund schmäht.[4]) Die gelehrte Forschung war ihm nicht der Zweck, sondern

---

[1]) Vallae Opp. edit. s. cit. p. 352.

[2]) P. Cortesius de Cardinal. L. II. p. 88 nach Tiraboschi T. VI. p. 1561.

[3]) De falso credita et ementita Constantini donatione, öfters gedruckt, auch in seinen Opp. Nach p. 793. derselben schrieb Valla das Buch sechs Jahre nach der Flucht des Papstes Eugen aus Rom.

[4]) p. 791 nennt er ihn monstrum atque portentum — — qui gladium — — *in Christianorum* sanguine lassavit, quo gladio et ipse periit (1. Apr. 1440).

nur das Kampfmittel. Und mehr als seine kritische Untersuchung der alten Schenkungstradition reizte den Gegner die drohende Declamation gegen das moderne simonistische und verweltlichte Papstthum, dem er einen förmlichen Krieg ankündigt.[1]) Damit stimmte er in den verhaßten Ton ein, mit dem die Concilredner im basler Dom den italienischen Papat angriffen. Es war ein Schlag, der von Italien aus und mit der blitzenden Waffe des Humanismus geführt wurde, die bis dahin mehr zum Schutze des Papstthums gedient, die ihre Triumphe in die Klassen der besten Gesellschaft, an die Höfe, unter den gebildeten Adel, unter die Prälatur trug. Welche Gefahr, wenn auch in Italien die Sympathie für die gallicanischen Lehren erweckt wurde, die seither aus nationaler Abneigung nicht aufgekommen war!

Der Papst und die Cardinäle waren der Ansicht, daß gegen Valla schlechterdings eine Untersuchung eingeleitet und daß er, wenn schuldig befunden, gestraft werden müsse. Er war in Rom, wo er sich vermuthlich zum Besuche seiner Verwandten aufhielt, nicht mehr sicher, floh heimlich nach Ostia, dann nach Neapel und endlich gar in einer Verkleidung nach Barcelona, wo er das schlimmste Unwetter vorübergehen ließ.[2]) Nur Alfonso's feste Zusicherungen können ihn vermocht haben, nach Neapel zurückzukehren. Man hielt dennoch seine Lage für gefährlich: Filelfo gab ihm den freundschaftlichen Rath, den Sturm möglichst zu beschwichtigen, die Pfaffen nicht zu reizen, sich lieber ganz seiner Muse und dem Dienste des Königs zu widmen.[3])

Aber Valla fühlte sich unter Alfonso's Aegide sicher genug, er setzte sogar den Kampf gegen die verhaßten Mönche mit aller Freiheit fort. Sie wagten es nicht, den kritischen Streit über die Schenkung Constantins aufzunehmen, sie versuchten Vorpostengefechte über Materien, in denen sie sich heimischer fühlten. Valla erklärte den Brief Christi an Abgar von Edessa, den Eusebius[4]) mittheilt, für untergeschoben, er verhöhnte Fra Antonio da Bitonto, einen furiosen Minoritenprediger, weil dieser behauptet, jeder Artikel des apostolischen Sym-

[1]) Am Schlusse des Werkes heißt es: Wenn der Papst sich weigert, zur Armuth seiner Vorgänger Sylvester und Leo zurückzukehren, tunc ad alteram orationem multo truculentiorem accingeremur.

[2]) Tiraboschi T. VI. p. 1551 nach Antonio Cortese.

[3]) Philelfi Satyr. Dec. II. hec. 4. Namque sacerdotum furor est insanus et ingens.

[4]) Histor. eccles. Lib. I. cap. 13.

bols sei von einem der Apostel besonders verfaßt, er ließ endlich die Meinung durchblicken, jenes Symbol rühre überhaupt nicht von den Aposteln her. Das waren seinen Gegnern willkommene Ketzereien, auf Grund deren sich schon „verfahren" ließ. Sie fanden in Valla's Schriften noch manche incriminirende Aeußerung. In den Tractaten über die Wollust und über den freien Willen sollte er die Lehre Epikurs in Schutz genommen und behauptet haben, die Tugenden seien nur die Dienerinnen der Voluptas, Klugheit und böser Sinn lägen nahe bei einander, es gebe nur drei Elemente, nicht vier, nur drei innere Sinne, nicht fünf, nur acht Syllogismen und die andern von den neunzehn seien Unsinn, aber auch schlimmere Dinge, wie daß die Mönche sich mit Unrecht einbildeten, wegen ihrer Profession mehr Verdienst zu haben als andre Menschen, und dergleichen.

Man hetzte zunächst den Pöbel gegen den Ketzer auf. Jener Fra Antonio donnerte mehrere öffentliche Predigten gegen ihn. Dann kam es zur Disputation und endlich auf das Betreiben der Bettelmönche zur Inquisition. Die Dominicaner, deren Amt die letztere war, belangten Valla vor dem erzbischöflichen Vicariat. Sie wollten ihm nur die Wahl zwischen einer schmählichen Demüthigung oder einem schmählichen Tode lassen. Darum verlangten sie förmlichen Widerruf. Valla bestritt ihre richterliche Competenz: sie, seine Feinde, seien zugleich Ankläger, Richter und Zeugen. Wolle er sich vertheidigen, so verbiete man ihm das Wort, und nehme er sich das Wort, so seien sie bereit, ihn alsbald für einen hartnäckigen Ketzer zu erklären und vom Pöbel steinigen zu lassen. In dieser furchtbaren Gestalt beliebte Valla später dem Papste Eugen das Glaubensgericht auszumalen. Daß aber die Zuversicht auf den Schutz des Königs viel größer war als die Furcht vor den Mönchen und dem Pöbel, zeigt sein Benehmen. Statt einer ausführlichen Verantwortung warf er nur mit sichtbarer Verachtung die Erklärung hin, er glaube wie die Mutter Kirche. Als man ihn endlich durch eine in seiner Dialektik aufgestellte, dem dogmatischen Gebiete fremde Behauptung zu verstricken suchte, antwortete er dem heiligen Tribunal mit der spottenden Bemerkung: die Mutter Kirche wisse zwar nichts davon, aber er glaube auch in diesen Dingen ganz wie die Mutter Kirche. Kaum hatte er den Ort der Untersuchung verlassen, so wartete er nur, bis auch die Herren Inquisitoren herauskamen, schmähte weidlich auf sie, daß sie es hören mußten, und ging dann *stracks vor* den König, um sich zu beklagen. Alfonso ließ die Inquisi-

toren tadelnd an: er wisse recht wohl, was sie gegen Valla antreibe; er nannte geradezu das Werk gegen die Schenkung Constantins. Valla behauptet sogar, er habe zornig seine Gegner als Verschworene, als falsche Ankläger und ungerechte Richter gescholten. Kurz, der Proceß wurde sofort eingestellt und den Mönchen Ruhe geboten.[1])

Ungestraft hatte der Kritiker die ehrwürdige Tradition angegriffen, der Grammatiker die Theologen gemeistert, der Hofdichter die heilige Inquisition verhöhnt. Sein kühnes Buch gegen das Papstthum wurde erst recht verbreitet und gelesen, seitdem König Alfonso es öffentlich und mit Billigung erwähnt und sich gleichsam als Protector erklärt. Zum Aerger der Ketzermacher beschäftigte sich der gelehrte Philologe nun gar mit dem neuen Testament, rügte die sprachlichen Mängel der Vulgata und soll sogar ein Register über die Irrthümer des heiligen Hieronymus geführt und den heiligen Augustinus beschuldigt haben, er hege irrige Ansichten über die Prädestination.[2]) Vor weiteren Angriffen schützte ihn nicht nur Alfonso's Gunst, selbst der Nachfolger Eugen's IV, des schwergekränkten — verzieh ihm. Er verzieh ihm nicht nur, wir sehen mit Erstaunen, wie der verketzerte Gelehrte nach Rom gerufen, zum apostolischen Scriptor ernannt, geehrt und reichlich beschenkt wurde. Der tiefer Blickende wird nicht verkennen, welche Bedeutung in diesem Siege der humanistischen Gelehrsamkeit über die Vertreter der Tradition und der Orthodoxie liegt.[3])

Viel mehr Aufsehen noch als Valla's Streitschrift gegen den Papat erregte in den ersten Regierungsjahren Eugen's IV ein kleines Buch, welches unter dem Titel Hermaphroditus eine Sammlung von Epigrammen enthielt, die an genialer Keckheit und schmutziger Frivolität Alles übertraf, was die Humanisten bisher etwa in Nachahmung der römischen Satiriker sich herausgenommen.[4]) Es war das Erst-

[1]) Den Vorfall erzählt Valla selbst in seinem an Papst Nicolaus V gerichteten Antidoton in Pogium lib. IV (Opp. p. 356 sq.) und in der Apologia pro se et contra calumniatores ad Eugenium IV (Opp. p. 795 sq.)

[2]) cf. Poggii epist. Alberto Parisio cancellario Bononiensi im Spicileg. Roman. T. IX. p. 642.

[3]) C. G. Zumpt Leben und Verdienste des Laur. Valla (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft herausgeg. von W. Ad. Schmidt Bd. IV) giebt mit Benutzung von Poggiali's Biographie (Memorie intorno alla vita e agli scritti di Lor. Valla. 1790) eine treffliche Uebersicht über das Leben und zumal die philol[illegible]schen Verdienste Valla's.

[4]) Antonii Panormitae Hermaphroditus. Primus in Germania [illegible]

lingswerk eines jugendlichen Dichters, der zu Siena den Studien oblag und hier im Sitze der Liebe und der Lüste — molles Senae nennt er es selbst — mit Enea Silvio de' Piccolomini zusammen das genießende Leben nach den Alten und die Dichter der Alten nach dem Leben studirte [1]), des Antonio degli Beccadelli, gewöhnlich nach seiner Vaterstadt Panormita beibenannt. Das Buch ließ in einen Abgrund von Lasterhaftigkeit sehen, aber es umkränzte ihn mit den zierlichsten Blumen der Poesie. Also nicht nur diejenige geschlechtliche Sünde, in der das Weib zum Spiel der widerlichsten Lüsternheit wird, auch die Päderastie, diese Schande, dieser Fluch der alten Welt, über den die christliche Religion einen ihrer vollsten Triumphe gefeiert, auch sie lebte wieder auf und nicht nur im Dunkel des vereinzelten Verbrechens, sie war bereits zur wohlbekannten Sitte geworden. Die leichtfüßigen Verse des Dichters spielten mit diesen Vorstellungen, als seien sie die natürlichsten und allverständlichsten Gegenstände des Witzes und der heitern Laune. Und noch mehr: der Dichter bekannte sich mit Freuden als Verfasser des Schandbuches, er vertheidigte es mit dem Vorgange der altrömischen Dichter, er sah auf die strengen Sittlichkeitswächter wie auf dummes Volk herab, welches den Zauber der antiken Lascivität nur nicht verstehe.

Das war nun die erste erschreckende Frucht des Glaubens an die Unfehlbarkeit der Alten, eine kühne Herausforderung der kirchlichen Moral, ungleich kühner als Valla's Dialoge über die Wollust. Die Humanisten fanden die Sache nicht einmal auffällig. Der alte Guarino von Verona, der damals etwa 63 Jahre zählte und ehrlicher Vater von einem Dutzend Kinder war, bewunderte die süße Harmonie des Gedichtes, den heitern hüpfenden Vers, der wie mitten im Bordell herumbuhle, die Ungezwungenheit des Scherzes und der Lascivität. Er setzte sich leicht über das Geschrei der Ungebildeten hinweg, „die nur an Thränen, Fasten und Psalmen ihr Behagen finden und nicht

---

Apophoreta adjecit F. C. Forbergius. Coburgi, 1824. Den Titel des Buches erklärt der Dichter Lib. I, 3 offen genug: Cunnus et est nostro, simul est et mentula libro.

[1]) Daß die Epigramme wohl sämmtlich in Siena entstanden sind, geht aus ihrem Inhalt hervor. So wird darin, um nur ein Beispiel herauszuheben, der Grammatiker Matthias Lupius wiederholt als Pädicant seiner Schüler gebrandmarkt (Epigr. Lib. I, 23. 26. 36. II, 16. 19. 24). Zum Ueberfluß sagt es auch Valla in Bart. Facium Lib. IV (Opp. p. 630).

wissen, daß ein andres Ziel das Leben, ein andres die Dichtkunst hat." Den Dichter begrüßte er als einen neuen Theokritos. [1]) Auch Poggio erklärte demselben seine Freude an der Eleganz der Verse und seine Bewunderung, daß er so unkeusche, tolle Dinge so zierlich und lieblich gesagt. Zwar mahnte er ihn, in der Folge auf ernstere Stoffe zu sinnen, da christlichen Dichtern nicht dasselbe freistehe wie den heidnischen, aber diesen Vorwurf meinte er sicher nicht allzu ernstlich, er der noch im siebzigsten Lebensjahre die Facetien schrieb, das würdigste Seitenstück zum Hermaphroditus. [2]) Antonio Loschi, der Grammatiker, der das Buch gleichfalls reizend fand, hatte es ihm geschickt. Bischof Bartolommeo von Mailand ließ dem Dichter sein unglaubliches Verlangen melden, es zu lesen. [3]) Die Reize eines gewandten Verses, der Neuheit und der Sinnlichkeit, von denen jeder für sich stark genug wirkt, kamen der Verbreitung des Hermaphroditus alle vereinigt zu Statten. Als König Sigmund sich 1433 zu Siena aufhielt, krönte er den jungen Mann mit dem Dichterlorbeer. [4])

Aber dieses Aufsehen weckte auch die Zionswächter der Sittlichkeit und wie gegen Valla, so traten auch gegen den jungen Palermitaner die Minoriten von der Observanz in die Schranken. Ihre berühmtesten Prediger, Bernardino von Siena, Roberto da Lecce und Alberto da Sarteano eiferten gegen den Verfasser und verbrannten das Buch zu Bologna, Ferrara und Mailand auf den öffentlichen Plätzen. [5]) Die Feder ergriff zuerst der genannte Alberto: er wollte die lüsterne Jugend vor dem ansteckenden Einflusse des „höchst verbrecherischen Buches und des, wenn er nicht bereue, nicht minder verlorenen Verfassers" retten, diesen wollte er „erst mit väterlicher Liebe mahnen, dann mit der Furchtbarkeit des gerecht zürnenden Richters schrecken." Ein andrer Franciscaner, Antonio da Rho, schrieb eine Invective gegen das Buch

---

[1]) Sein Brief an Giov. Lamola bei Lami Catal. cod. msc. Bibliothecae Riccard. p. 37, bei Bandini Catal. cod. lat. Bibliothecae Mediceo-Laurent. T. II. p. 106, bei Forberg l. c. p. 16.

[2]) Sein Brief an Panormita, d. Rom d. 5. April (1432 oder 1433) und ein zweiter Brief an denselben o. D. in Poggii Opp. p. 349. 353, bei Forberg p. 14.

[3]) Panormita's Brief an ihn in s. Epistolae. Venet., 1553. fol. 38, bei Forberg p. 1.

[4]) Aschbach Gesch. K. Sigmund's Bd. IV. S. 403.

[5]) Albertus Sarthianensis epist. 3. 8. ap. Martene et Durand Vet. scriptt. et monum. ampliss. Collectio T. III. p. 775. 796, bei Forberg p. 20. Laur. Valla Antid. IV. in Poggium (Opp. p. 341. 364).

und den Verfasser, der sie nicht unbeantwortet ließ. [1]) Der Carthäuser Mariano da Volterra trat mit einem Gegengedicht in die Schranken. [2]) Es ist bezeichnend genug, daß diese Mönche schon keine schärfere Waffe hatten als ihre Rede und ihre Feder, um das scandalöse Buch zu vernichten. Zwar vermochten sie Papst Eugen, es zu verdammen und jeden mit der Excommunication zu belegen, der es lesen würde. Aber gewiß ging es oft wie in einem Falle, der uns erzählt wird, wo Cardinal Cesarini einen seiner Secretäre bei der verstohlenen Lectüre des verbotenen Buches betraf. [3]) Valla, freilich der bitterste Feind Beccadelli's, erzählt uns, das auf Papier gemalte Bild des Dichters sei sowohl zu Ferrara während des Concils wie dann auch zu Mailand vor einer großen Menge Volkes verbrannt worden. [4]) Endlich hielt es der verketzerte Poet doch für zweckmäßig, nur im Stillen zu lachen und öffentlich seine Reue über die Unthat der frivolen Muse zu bezeugen. [5])

Es scheint, daß der berauschende Beifall, mit welchem der Hermaphroditus begrüßt wurde und der weder mit der Mühe noch mit dem wirklichen Verdienste im Verhältnisse stand, den jungen Dichter früh an die Schranke seines Talentes führte. Er hatte eben nur glückliche Gaben, ein geistreiches Wesen und heitre Lebenslust. Um seine Gelehrsamkeit scheint es sehr dürftig gestanden zu haben. Der eine glückliche Wurf, den er noch als Student gethan, blieb seine bedeutendste Leistung. Wir hören, daß er sich zu Pavia, Piacenza, Bologna und Padua als Lehrer der Rhetorik versuchte. Auf diese Laufbahn durch vier Universitäten kommen höchstens zwei Jahre, er trieb sich umher, sei es daß er wenig gelernt hatte und wenig lehren konnte oder daß die Machinationen seiner überall geschäftigen Feinde, der Bettelmönche, ihm jedes Gedeihen verkümmerten. Gerade Talente seinesgleichen sind schon zu hunderten zu Grunde gegangen. Da rief ihn Alfonso etwa 1435 zu sich nach Neapel und hier fand er gerade die Stellung, die ihm allein angemessen war. Er wurde der literarische

---

[1]) Facius de vir. illustr. p. 4.

[2]) Tiraboschi T. VI. p. 1106.

[3]) Vespasiano: Giuliano Cesarini § 10.

[4]) Valla Invect. in Barth. Facium Lib. II (Opp. p. 543).

[5]) Hic foeces varias Veneris moresque profanos,
Quos natura fugit, me docuisse pudet.
Quirini Diatriba ad Epistt. Franc. Barbari p. 60.

Liebling des Königs, hatte nichts zu thun als demselben nach der Mahlzeit ein Stück aus Livius, Seneca, Virgil oder Aehnliches vorzulesen, geistvoll und witzig zu sein, als Gesandter umherzureisen oder bei Hofe eine Festrede zu halten. Dafür war er mit dem Titel eines königlichen Rathes eine angesehene Person bei Hofe, begleitete den König auf Reisen und Feldzügen, wurde dem neapolitanischen Adel zugeschrieben, erhielt eine hübsche Villa zum Geschenk, wurde ein reicher Mann und ist auch unter Fernando, Alfonso's Sohn, in unangefochtener Gunst geblieben, bis am 6. Januar 1471 der Tod seinem behaglichen siebenundsiebzigjährigen Leben ein Ende machte. [1]) Vielleicht nur in Neapel konnte ein Mann von so anrüchigen Antecedentien eine so friedliche und leichte Existenz genießen.

Ein gründlicher Gelehrter wie Valla und ein schöngeistiger Hofmann wie Beccadelli hätten gewiß ohne Eifersucht neben einander leben können. Aber in Folge jener Vorlesungen und literarischen Unterhaltungen, die unter der persönlichen Theilnahme des Königs stattfanden, wurde Valla neidisch auf die Günstlingsstellung Beccadelli's, und dieser hatte alle Ursache, auf das reelle und unleugbare Verdienst Valla's scheel zu sehen. Er selbst, der geschmeidige Höfling, wagte nicht gegen den scharfsinnigen Grammatiker ins Feuer zu gehen, der bereits mit andern literarischen Gegnern gar unsäuberlich verfahren war. Er schob einen Dritten vor, Bartolommeo Fazio den Genuesen — er war aus Spezzia — den Hofhistoriographen, einen Schüler Guarino's. Dieser wies in einem der Werke Valla's 500 Sprachfehler vor, aber Valla vergalt seine vier Bücher Invectiven mit vier Büchern Recriminationen, und wie bei allen diesen Fehden blieb es nicht bei dem wissenschaftlichen Thema, die bittersten Persönlichkeiten machten den Streit piquant. [2])

Einen Punct gab es doch, in welchem die drei Hofgelehrten, so verschiedene Talente sie übrigens waren, mit einander concurrirten. Es war die Verherrlichung ihres Fürsten und seines Hauses, eben überall die Pflicht der Hofliteratoren und ihr lohnendster Dienst. Valla schrieb in Alfonso's Auftrag das Leben Fernando's I von Aragon, sei-

---

[1]) Tiraboschi T. VI. p. 1100. 1103.

[2]) Von den Invectiven Fazio's sind nur Fragmente, deren Tiraboschi T. VI. p. 1553 gedenkt und die ich nicht gesehen, in den bei Tomm. Bettinelli zu Venedig gedruckten Miscellaneen T. VII. mitgetheilt; die Valla's finden sich in s. Werken. Näheres bei Zumpt a. a. O. S. 422.

nes Vaters. Beccadelli's Sammlung denkwürdiger Aussprüche und Handlungen Alfonso's ist ein echt hofmännisches Buch, eine leichte und mühelose Aufreihung, auch wohl Erfindung von schönen Worten und schönen Charakterzügen des Königs, die raffinirteste Schmeichelei, die mit 1000 Ducaten belohnt wurde.[1]) Der Sammlung schloß sich eine pomphafte Beschreibung des Triumphes an, mit dem Alfonso bei seinem Einzuge in Neapel am 26. Februar 1443 empfangen wurde. Fazio beschloß in seinem Buche „über die berühmten Männer seiner Zeit" die Reihe derselben mit Alfonso, weil nach Erwähnung eines solchen Mannes, dem an Tugenden die andern Fürsten seiner Zeit alle vereinigt kaum gleichkämen, der an Weisheit, Glück und Ruhm Alle überstrahle, kein andrer mehr der Erwähnung würdig sei.[2]) Eine Reihe von Jahren wendete Fazio dann auf sein bedeutendstes Werk, eine Geschichte Alfonso's in zehn Büchern, zu deren Abfassung er vom Könige ausdrücklich beauftragt wurde.[3]) Während der Arbeit erhielt er jährlich 500 Ducaten; und als er dem Könige das Buch überreichte und einen Abschnitt daraus vorlas, der die Erstürmung eines Schlosses lebhaft und glänzend schilderte, belohnte ihn der entzückte Fürst mit einem Ehrengeschenke von 1500 Goldgulden.[4]) Fazio suchte im geschichtlichen Stil den Julius Cäsar nachzuahmen, über dessen Commentarien der König ein besonderes Gefallen geäußert.[5]) Den Stil der Schmeichelei hat er ungleich glücklicher getroffen. Er stellte sich von vornherein die Aufgabe, „den um ihn hochverdienten König der Ewigkeit zu weihen."[6])

Wir haben noch der berühmtesten Männer zu gedenken, die nur vorübergehend oder gar nur bei flüchtigem Besuche den parthenopäischen Musenhof zierten. Da war ein junger Mensch, aus Neapel selbst gebürtig, Giantonio Porcello de' Pandoni, dessen ungewöhnliches Formentalent für einige Zeit großes Aufsehen erregte. Als er im höheren Alter zu Rom lebte und lehrte, lachte man darüber, daß er ohne einen Begriff von Wissenschaftlichkeit, Jahr aus Jahr ein dasselbe von

---

[1]) Jo. Jov. Pontanus de liberalitate (Opp. Basileae, 1538. T. I) cp. 29.

[2]) Facius de vir. illustr. p. 76.

[3]) Barbaro's Brief an ihn v. 18. Aug. 1451 bei Facius de vir. ill. p. 90 und in Barbari epist. 119. ed. Quirino.

[4]) Vespasiano: Alfonso Re di Napoli § 7.

[5]) Aeneas Sylvius Comment. in Anton. Panorm. II, 13.

[6]) S. epist. 8. an Barbaro v. 26. Sept. 1451 bei s. Werke de vir. ill. p. 93 und in Franc. Barbari epist. 120. ed Quirino.

der Katheder herabschwatzte und noch dazu in italienischer Sprache. Aber als Jüngling zeigte er eine ähnliche Gabe wie Beccadelli: lateinische Verse machte er so schnell, als er nur schreiben konnte, und so unzählige, daß die Druckerkunst sich nie abgemüht hat sie zu verewigen; sie waren mindestens so unflätig und schmähsüchtig wie die seines sicilischen Rivalen.[1]) Er hatte in Rom gelebt, vielleicht um bei der Curie unterzukommen. 1434 wurde er eingekerkert und dann aus Rom vertrieben, entweder weil seine derben Verstöße gegen die Ehrbarkeit Scandal erregt, oder weil er sich an dem Volkstumult betheiligt hatte, durch welchen der Papst verjagt und die geistliche Regierung in eine republicanische verwandelt worden war. Neapel war auch für ihn ein Asyl, der König nahm ihn als Secretär in Dienst.[2]) Es scheint, daß er ihn zum Geschichtschreiber heranbilden wollte. Er schickte ihn ins Heerlager der Venetianer, seiner Bundesgenossen: der junge Dichter theilte mit Giacomo Piccinino, dem Condottiere, während der Feldzüge gegen Sforza von 1452 und 1453 Zelt und Tisch. Er schrieb dann die Geschichte dieses Krieges und widmete sie dem König Alfonso.[3]) Man mochte seine Sätze gefällig und seine Schreibart blühend nennen, die sehr geringfügigen Ereignisse dieses Krieges stehen doch gegen die Wendungen und Standreden, die Porcello aus Cäsars und Livius' Werken gelernt, zu komisch im Gegensatze, zumal seit er auf den Einfall gekommen ist, Piccinino und Sforza stets als Scipio, den er Aemilianus beibenennt, und Hannibal aufzuführen. Die Huldigungen, die immer inzwischen Alfonso dargebracht werden, gelangen ihm noch am besten. Als im April 1452 Kaiser Friedrich in Neapel zum Besuche war, hielt Porcello die Begrüßungsrede an ihn und wurde dafür als „Dichter, Redner und Geschichtschreiber" — letzteres für zukünftige Verdienste, denn damals hatte er sein erwähntes Geschichtswerk noch nicht geschrieben — durch kaiserliche Hand mit dem Lorbeer gekrönt.[4]) Mit dieser Ehre ging Friedrich noch täppischer um als Sigmund, der

---

[1]) Ant. Coccius Sabellicus Rapsodiae Historiarum Ennead. X. Lib. VI p. 719. Raphael Volaterr. Lib. XXI.

[2]) Tiraboschi T. VI. p. 1052 e seq.

[3]) Commentarii Comitis Jac. Piccinini ap. Muratori Scriptt. T. XX et XXV.

[4]) Das Diplom v. 9. April 1452 in Chmel Material. z. österr. Gesch. I. II. n. 7.

vielleicht an Beccadelli's Obscönitäten ein persönliches Wohlgefallen gefunden.

Im August 1453 machte Filelfo in Neapel einen Besuch. Er hatte dem Könige seine Satiren gewidmet, überreichte sie ihm jetzt in Capua und trug Stücke daraus vor. Alfonso erwies ihm unmäßige Ehren: er schlug ihn in Gegenwart des ganzen Hofes zum Ritter, verlieh ihm sein eigenes königliches Geschlechtswappen und krönte ihn am 21. August eigenhändig mit dem Lorbeer, wobei er ihm eigenmündig eine lange Lobrede hielt. Auch wurde Filelfo sicher sehr ansehnlich beschenkt; denn seine Feder floß seitdem über vom Lobe und von der Unsterblichkeit des großen Königs.[1])

Gedenken wir hier auch des Besuches, den Bischof Enea Silvio de' Piccolomini von Siena als Gesandter seiner Vaterstadt dem Könige im März 1456 abstattete. Er wurde als namhafter Schriftsteller empfangen und den politischen Aerger des Königs gegen die Sanesen überwand seine Hochachtung vor ihrem feingebildeten Gesandten, der Alfonso sofort schriftstellerische Huldigungen zu Füßen legte.

Als nach dem Tode Nicolaus' V der literarische Hof von Rom plötzlich seines Schutzherrn beraubt wurde, richteten nicht wenige der brodlosen Schriftsteller ihr sehnsüchtiges Auge auf Neapel. Hier fand nun Theodoros Gaza eine ehrenvolle Aufnahme und ein Jahrgehalt, welches ihn der Noth enthob.[2]) Die glänzendste Stellung aber erwarb hier der Florentiner Manetti. Hatte ihm Papst Nicolaus 600 Ducaten jährlichen Soldes bewilligt, so ließ ihm Alfonso 900 zahlen, ernannte ihn zum königlichen Rath, stellte ihm außerdem Pferde, Diener und Briefboten zur Verfügung und hielt ihm Schreiber, damit er seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und Hebräischen fördern könne. Er soll gesagt haben, mit Manetti wolle er sein letztes Brod theilen.[3]) Dieser übersetzte die Psalmen aus dem Urtext ins Lateinische und widmete die Arbeit dem Könige, der sich um den Tadel Andrer nicht kümmerte, als habe Manetti mit den Siebzig und mit Hieronymus wetteifern wollen. Auch ein Leben Alfonso's hatte der Florentiner unter Händen, worin er ihn mit Philippos von Makedonien in Vergleich stellte. Doch erlebte der König die Beendigung dieses Buches nicht

---

[1]) Panormita de dict. et fact. Alphonsi III, 11. Facius de vir. ill. p. 5.
[2]) Facius l. c. p. 27.
[3]) Vespasiano: Alfonso § 14.

mehr und bei Manetti erstarb stets die Lust zu einer Arbeit mit dem Wohlthäter, auf den er sie berechnet. Indeß fällt in die Jahre, die er zu Neapel verlebte, der Kern seiner schriftstellerischen Thätigkeit. [1]) Selbst als Redner bewunderte ihn der König, während man ihn zu Florenz richtiger für einen Extempore-Schwätzer gehalten. Man erzählte bei Hofe, daß sich einst, während Manetti zu reden begann, eine Fliege auf die königliche Nase gesetzt, der aufmerksame Fürst sie aber nicht eher verjagt habe, bis der Redner geendet. [2])

Unter den gefeierten Gelehrten, die dem Könige Werke gewidmet, ohne je seinen Hof zu sehen, nennen wir Lionardo Aretino und Poggio, Decembrio und Georgios Trapezuntios. Auch diese Huldigungen aus der Ferne vergalt Alfonso mit reichem Lohn. Um Lionardo Bruni an seinen Hof zu ziehen, forderte er ihn auf, die Bedingungen nach seinem Belieben zu stellen. [3]) Poggio mahnte ihn unaufhörlich an die fürstliche Tugend der Freigebigkeit und hat sie reichlich genossen. [4]) Alfonso soll für die Besoldung und Unterstützung von Gelehrten eine jährliche Summe von 120,000 Goldgulden ausgesetzt haben. [5]) Aber nicht nur das, wir wiederholen es, sondern mehr noch die persönliche und interessirte Theilnahme des Königs an der Literatur und der Schutz, den er den Literatoren gewährte, hat seinem Namen den mäcenatischen Lorbeer verdient.

Die Regierungszeit seines Sohnes Fernando reicht zu sehr über die Jahrzehnte hinaus, deren Schilderung uns hier obliegt. Der Herzog von Calabrien war in der gelehrten Hofumgebung, als Schüler Valla's und Beccadelli's aufgewachsen, er hatte von ihnen oft genug gehört, wie ein Fürst den schönsten Ruhm erlange, wenn er die Wissenschaft und ihre Pfleger schütze. So setzte er als König seines Vaters Weise fort. Beccadelli blieb im Genuß seiner Einkünfte und Ehren, nicht minder Manetti. Neue Sterne tauchten auf. Doch führen Gioviano Pontano, das Haupt der neapolitanischen Dichter- und Philosophenakademie, und Pandolfo Collenuccio schon in jene spätere Periode

[1]) Naldi Vita Jann. Manetti l. s. c. p. 596.

[2]) Panormita l. c. I, 46.

[3]) Vespasiano: Lionardo d'Arezzo § 9.

[4]) S. oben S. 175. Poggio's Briefe im Spicileg. Roman. T. IX. p. 621 an Matteo Malferito und an Alfonso ibid. T. X. epist. 7. 8. 9. Panormita l. c. II, 61.

[5]) Vespasiano: Alfonso § 14.

hinüber, in welcher der antike Geist bereits ein triumphirender, nicht mehr ein sich hervorarbeitender ist.

In Mailand herrschten die Visconti, eine Familie, in der sich viele jener unheimlichen Züge von Wollust, Herzlosigkeit und Tyrannenlaune wiederfinden, durch welche dem Psychologen die Charaktere der berüchtigten Cäsaren julischen Geschlechtes zu so grausigen Räthseln werden. Zumal Filippo Maria, der letzte Visconti, unter gräuelvollen Erlebnissen aufgewachsen, war ein erbärmlicher Tyrann, der Tag und Nacht vor Verrath, Gift und Meuchelmord zitterte, obwohl er am Leben wenig mehr zu verlieren hatte als das Vergnügen, welches er an seiner eigenen Falschheit und Tücke fand. Er war ohne Zweifel viel schlimmer in seinem Herzen, als er die Möglichkeit hatte, sich zu äußern. Denn er mußte seine Bosheit zügeln und den Schein der Güte und Gerechtigkeit heucheln, weil er den herzoglichen Thron wanken fühlte. Ohne Liebe und ohne Haß, nur mit Verachtung der Welt und seiner eigenen Existenz spielte er mit Menschen und mit der Politik als Einer, der wohl fühlte, daß nach seinem Tode doch all sein Thun umschlagen und zusammenstürzen müsse. Er war als Herzog ohne Erben, für die er hätte vorsorgen mögen, und so war es ihm eine teuflische Lust zu denken, daß sein Tod, den er von Mörderhand erwartete, Unzählige ins Unglück mitreißen und das Staatsgebäude verderblich erschüttern werde.

Und doch hatte auch dieser Nero seine poetischen Anwandlungen, wie denn die Natur ihre tiefste Entartung dadurch brandmarkt, daß sie die Extreme zusammenstellt. Schon als Jüngling hatte er an den Reimen Petrarca's seine Lust gehabt und sich Dante's großes Gedicht erklären oder auch wohl der Mode wegen etwas aus dem übersetzten Livius oder sonst einem Classiker, der die Thaten berühmter Männer erzählte, ferner aus französischen Rittergeschichten vorlesen lassen. Aber das Alles geschah ohne Ordnung, stückweise, wenn ihn gerade einmal das Gelüste reizte.

Seine dauernden Neigungen und Gewohnheiten lagen in einer ganz andern Sphäre. Er hielt auf kostbare Pferde und trieb sich gern in seinen prachtvollen Ställen umher, war ein Kenner von Sätteln und Zaumzeug. Obwohl er, seit er corpulent geworden, nicht

mehr ritt, hatte er doch noch sein Vergnügen daran, die widerspänstigen Rosse zu züchtigen, denen, die den Zügel nicht vertragen wollten, einige Zähne ausreißen zu lassen; Hengste, die allzu muthig wieherten, brachte er durch Schnitte in die Zunge und gewisse andre empfindliche Theile zur Ruhe. Nach demselben Geschmack behandelte er Menschen. Seine Hofleute, Beamten und Condottieri waren von bestochenen Schreibern und Spionen umgeben, und diese hatten wiederum ihre Wächter. Ihm wurde Alles zugetragen und er war genial in elenden Künsten, mit denen er die Ehrlichkeit und die Ergebenheit seiner Diener auf die Probe stellte. Gedachte er jemand zu beschenken, so schalt er ihn vorher nicht selten aus und erklärte ihn für einen unbrauchbaren Dummkopf. Aber wenn er zürnte, sah man ihn lachen; denn es machte ihm Vergnügen, seine Rache aufzusparen und dann zu üben, wenn sie am empfindlichsten traf. Die Unglücklichen wurden nicht selten in entfernte Kerker geschleppt, wieder vor ihn gebracht und gemartert, dann wieder abgeführt, ohne zu wissen, weshalb sie die Strafe erlitten. Am nächsten standen ihm noch die schönen Pagen, die unter Diensten um seine Person zu Staatsmännern aufwuchsen. Sie nahmen nicht selten die Stelle von Maitressen ein; das war am visconti'schen Hofe längst ein widerlicher Brauch. Einer der Lieblingsspäße des Herzogs war, Schlangen, denen die Giftzähne ausgezogen waren, in der Hand zu verbergen und Schüchterne damit zu erschrecken. Es war das Amt weniger Bevorzugter, dem Herzoge die Gebete und Psalmen zählen zu helfen, die er meistens im Spazierengehen mit großem Eifer herplapperte und deren Zahl er selbst durch gewisse Stellungen der Finger sich geschickt zu merken wußte. Sein Gespräch drehte sich um kriegerische und politische Unternehmungen, mehr aber noch um Pferde, Hunde, Vögel und um plumpe Späße. Es ging indeß nicht weiter, als daß man seine rauhe Stimme schimpfen oder höhnisch lachen hörte; denn jedermann, selbst seinen Beichtvater, hielt er mit bittern Witzen zum Besten. Nie trat er selbstständig daher, gewöhnlich sah man das widerliche Geschöpf mit den überhangenden Brauen, gelblichen Augen, stumpfer Nase, breitem Munde, kurzen dicken Fingern, ganz gekrümmten Beinen, auf einen seiner Pagen oder Possenreißer gestützt einherwanken.

Was konnten einem so armen und verwüsteten Gemüthe die Wissenschaften sein! Man sagt, er habe die Astrologen hochgehalten; allerdings huldigte er dem blindesten Fatalismus, insofern er stets vor der Möglichkeit eines Unheils zitterte, ohne indeß irgend etwas zu versäumen,

was die Gefahr abwenden konnte. Aerzte mußten ihn auf Schritt und Tritt begleiten und ihm über das geringste Schmerzgefühl sogleich Auskunft ertheilen; dennoch verspottete er ihre Kunst. Musik und mimische Künste galten ihm für Narrheit; lieber vertrieb er die Zeit mit Karten und Würfelspiel. [1]) Von der lateinischen Sprache verstand er sehr wenig. Der humanistische Aufschwung hatte ihn ganz unberührt gelassen, nicht aber die Sucht, durch berühmte Hofgelehrte glänzen zu wollen und vor der Welt als ein Mäcen zu erscheinen. Und so ist denn auch ihm der classische Weihrauch gestreut worden wie andern Fürsten, ja wir könnten versucht werden, ihn für einen edlen Freund der Musen zu halten, nur daß er unglücklicherweise der letzte seiner Dynastie war und daß darum nach seinem Tode frei über ihn gesprochen werden durfte.

Schon sein Vater Giangaleazzo hatte sich des Antonio Loschi, der als Dichter, Grammatiker und besonders als Ausleger Cicero's nicht geringen Rufes genoß, als eines Staatssecretärs bedient. So hatte Filippo Maria seinen Hofredner, Canzler und Epistolographen in Gasparino da Barzizza († 1431), an dessen Stelle etwa zehn Jahre später sein Sohn Guiniforte trat. Zwar war damals bereits der Franciscaner Antonio da Rho bestellter Hofredner, aber Guiniforte wußte dem Herzog klar zu machen: „es giebt nichts, was deinen Ruhm mehr unsterblich machen könnte, als eine Menge tüchtiger Redner in deiner Residenz.“ [2]) Beide hatten die Pflicht, den öffentlichen Angelegenheiten die Modeschminke des Humanismus zu geben und in Hof- und Festreden ihren Herrn zu feiern. Ob sie anbei auch Grammatik und Moral lehrten, war diesem gleichgültig. [3])

Gar zu gern hätte Filippo Maria einen Namen ersten Ranges für seinen Hof gewonnen, aber das gedrückte Leben an demselben hatte wenig Anziehendes, und die hohen Geldsummen, die er bot, ersetzten nicht Jedem die Behaglichkeit des Lebens. So hielt es Antonio Beccadelli trotz einem Solde von 800 Zecchinen nur kurze Zeit in Mailand aus, wo überdies die Umtriebe der Mönche seine Ruhe störten;

---

[1]) Diese Schilderung meistens nach Decembrio Vita Philippi Mariae ap. Muratori Scriptt. T. XX, einem wahrhaft suetonischen Gemälde.

[2]) Seine Rede an den Herzog in Guinif. Barzizii Orationes et Epistolae ed. Furiettus. Romae, 1723. p. 15.

[3]) Decembrio l. c. cap. 63.

er ging ungleich lieber nach Neapel.[1]) Endlich wurde 1439 Filelfo gewonnen, der in der That viel besser für einen Hof als für die Hochschule oder für das freiere Literaturleben der Republiken paßte. Hier hatte man ihn nirgend lange ertragen: überall war er wie ein Halbgott empfangen worden, wofür er dann die Städte und ihre Einwohner rühmte und pries; bald regten sich die Eifersüchtigen und Feinde gegen ihn oder er meinte doch ihre Machinationen zu empfinden, man wurde kühl, dann unzufrieden, und er mußte weiter ziehen. Besser gelang es ihm, den Fürsten und Höflingen zu schmeicheln und auf ihre Gunst gestützt, die Nebenbuhler zu überwinden. Noch war ihm immer zu Muthe, als müsse sich die Erde um ihn bewegen, weil er Griechisch sprach und ein elegantes Latein schrieb, aber außer dem Goldklange des Ruhmes hatte sein Ohr auch den wirklichen Klang des Goldes schätzen gelernt. Seitdem er älter geworden, wünschte er sich ein behaglicheres, gesichertes Dasein, wie es etwa Aurispa in Ferrara führte und wie er selbst es jetzt in Mailand fand.[2]) Es gab ein herrliches Verhältniß zwischen dem Tyrannen und seinem Hofdichter. Dieser durfte sich rühmen, gleich bei der ersten Audienz am 2. Mai 1439 so leutselig und ehrenvoll empfangen zu sein, daß er seiner selbst fast vergessen habe,[3]) er durfte mit Recht sagen, er habe sich aus den tuscischen Strudeln in einen sichern Hafen zurückgezogen, wo ihm Alles in reichem Maße gewährt werde, was er sich an Einkünften und Würden nur wünschen könne.[4]) Er erhielt 500 Zechinen festen Sold und für das zweite Jahr schon 700[5]), ein schönes und wohleingerichtetes Haus; er wurde in die mailändische Bürgerschaft aufgenommen und fand bei Hoffesten seine Stelle unter den Ersten des Adels.[6]) Geschenke und Gnaden, erbetene und unerwartete, erhielten seine gute Laune. Er fühlte sich überglücklich in der Liebe dieses „göttlichen Fürsten", er pries seine bewundernswerthen Tugenden, seine Leutseligkeit und Güte, seine Religiosität und vor Allem seine Freigebigkeit, die in den Augen der Literaten immer als fürstliche Cardinaltugend erschien, er verkündete

---

[1]) Tiraboschi T. VI. p. 1101.

[2]) cf. Satyr. Dec. III. hec. 3.

[3]) Seine Briefe an Alberto Zancaria v. 2. Mai und 9. Juni 1439, v. 13. Febr. 1440.

[4]) Sein Brief an Onofrio Strozzi v. 5. Decemb. 1439.

[5]) Das Document v. 8. Novemb. 1441 bei Rosmini l. s. c. T. II. p. 278.

[6]) Sein Brief an Cato Sacco v. 1. Januar 1440. Rosmini l. c. p. 6.

der Welt das Lob eines Herrschers, dessen Edelsinn, Glanz und Macht sich über das menschliche Maß erhebe und ihn einem Gotte gleichstelle. [1])

In Mailand war kein Nebenbuhler, der Filelfo's Ruhm hätte gefährden oder durch ähnliche Gnade des Herzogs seinen Neid erregen können. Die unbedeutenden Gelehrten, die sich hier fanden, hatten entweder nicht einmal Zutritt bei Hofe oder sie hielten mit dem literarischen Günstling vorsichtigen Frieden. Der einzige, der es wagte, nicht vor ihm zu kriechen, der herzogliche Secretär Pier-Candido Decembrio, wurde in seinen Briefen verächtlich behandelt, in den Satiren zur Zielscheibe des Spottes gemacht und zugleich der unsinnigsten und niederträchtigsten Dinge beschuldigt; er hatte nicht das Talent, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. [2])

So lebte Filelfo am visconti'schen Hofe geehrt und gefürchtet, konnte von hier aus ungefährdet auf seine florentinischen Gegner losziehen und sich sogar einbilden, in der hohen Politik eine Rolle zu spielen, wenn auch der Herzog mit ganz andern Mitteln operirte als mit Literatenfedern. [3]) Ein paar Festreden zu halten und Weihrauch zu streuen, war Filelfo ein Leichtes. Ueberall, selbst wenn er, wie in den „mailändischen Gastmählern" strengwissenschaftliche Gegenstände behandelte, wußte er das Lob des Herzogs in Form von schmeichelhaften Vergleichen oder in eingelegten Hymnen anzubringen. Des einzigen

---

[1]) Sein Brief an die Balia und das Volk von Florenz v. 16. Juni 1440 und andre Briefe aus jenen Jahren.

[2]) v. Rosmini T. III. p. 156—161. In Filelfo's Satiren (Dec. VII. hec. 4. 5. 6. Dec. VIII. hec. 3. Dec. X. hec. 2) wird Decembrio unter dem stehenden Spottnamen Leucus angegriffen, ähnlich in Briefen; vergl. auch die Elegie b. Rosmini T. III. p. 154. Ich vermuthe, daß Decembrio den Filelfo meinte, wenn er in der Vita Philippi Mariae cap. 63. von einem Franciscus Barbula poeta Graeculus mit möglichster Geringschätzung spricht. Graeculus nennt er ihn entweder in der verächtlichen Bedeutung, welche die alten Römer in diesen Ausdruck legten, oder weil Filelfo auf sein Griechisch so unmäßig stolz war und Decembrio in der ersten der erwähnten Satiren seine Unkunde dieser Sprache vorgeworfen. Barbula bezieht sich auf Filelfo's Bärtchen, welches er nach griechischer Sitte trug. Deutlicher ist der Angriff, den Decembrio in der Vita Franc. Sfortiae cap. 3 (ap. Muratori Scriptt. T. XX) gegen Filelfo's Sforziade richtete. Ein Abriß seines Lebens b. Corniani i secoli d. letter. Ital. T. I. p. 161.

[3]) Von diesem Gesichtspuncte glaube ich die Briefe Filelfo's an die Florentiner vom 16. Juni, an Rinaldo degli Albizzi v. 3. Juli und an Cosimo de' Medici v. 4. Juli 1440 ansehen zu müssen.

Kreuzes, das dieser ihm auflegte, daß er nämlich seine Muse auch zur Vulgärsprache erniedrigen mußte, entledigte er sich mit der oberflächlichsten Gleichgültigkeit und ohne seine unmuthige Laune darüber zu verhehlen. Obwohl er überzeugt war, daß ein italienisches Werk seiner unwürdig und für die Nachwelt durchaus verloren sei, mußte er doch auf Befehl seines Herrn einen italienischen Commentar über die Poesien Petrarca's schreiben. Er that es, erklärte aber schon in der Vorrede, daß das Werk ihm „abgebettelt und abgeschmeichelt" sei, und in demselben ließ er seinen Groll an Petrarca und Madonna Laura, an den Medici und andern Feinden aus, ohne Rücksicht auf die Vorliebe des hohen Gönners für den behandelten Dichter.[1]) Auch ein Gedicht über Johannes den Täufer, welches er auf Wunsch des Herzogs in Terzinen abfaßte, begann er gleich mit einem Vorwurf gegen denselben, wie er ihm eine solche Arbeit nur zumuthen könne.[2]) Dergleichen durfte sich nur ein Filelfo erlauben; ihm, der seine Anmaßung und sein Selbstgefallen so lächerlich zur Schau trug, schien der Tyrann Alles hingehen zu lassen, der Schwätzer war ihm unter allen Menschen am wenigsten verdächtig.

Die visconti'sche Hofregierung zersprang mit dem Tode des Herzogs wie ein Schaum in der Luft. Es folgte eine wirre Zeit der Republik und hielt die Bürger Mailand's durch Parteicabalen und Kriegsbedrängnisse fortwährend im heftigsten Athem. Gleich manchem Andern, der zu den Höflingen Filippo Maria's gehört, finden wir auch Decembrio unter den Häuptern des Freistaates, weshalb er unter der neuen Dynastie Mailand eine Reihe von Jahren hat meiden müssen.

Ueberhaupt gelangten an die Spitze des republicanischen Regimentes mehrere Männer, die am Hofe des Visconti für Literatoren oder doch für Freunde der Literatur gegolten, „Schreiber", wie sie der stolze Filelfo nannte. Ihr Werk war das im Namen „des Senates und

---

[1]) Auch Guiniforte da Barzizza mußte auf Befehl des Herzogs die göttliche Comödie in italienischer Sprache auslegen. Vergl. s. Oratt. et Epistt. ed. Furietto p. 76. 163.

[2]) Beide Werke im Druck sehr selten. Ich entnehme diese Notizen aus Rosmini T. II. p. 13—15. Die Vita di S. Giovanni Batista, welche 48 Gesänge hat, beginnt:

O Philippo Maria Anglo possente,
Perchè me strengi a qual che non poss'io?
Vuol tu ch'io sia ludibrio d'ogni gente? — —

Volkes« von Mailand erlassene Decret, durch welches in Mailand eine Hochschule errichtet wurde. Zunächst war vielleicht der Grund ein politischer: man wollte dadurch die Universität von Pavia, welche sich der Republik nicht fügte, vernichten. Aber auch das Gefühl kam hinzu, daß die Republik sich den Wissenschaften gegenüber würdig zeigen müsse. Freilich konnte die neue mailändische Hochschule während der dreißigmonatlichen republicanischen Verwaltung wohl kaum wirklich eröffnet werden, geschweige denn emporkommen.[1])

Filelfo wußte mit jeder Strömung zu schiffen. Am liebsten hätte er Mailand, wo während des Freiheitstaumels allerdings keine Stätte der Musen war, gegen den Hof Alfonso's von Neapel vertauscht. Da man ihn aber nicht aus der Stadt ließ, suchte er sich allen Parteien und Prätendenten angenehm zu erhalten, nur daß er den kriegerischen Feinden der Republik, den Franzosen und Venetianern, nicht das Wort reden und die Pöbelherrschaft nicht befürworten mochte, von welcher für den Dichter allerdings nichts zu erwarten stand. Bald sang er dem verstorbenen Tyrannen die zärtlichsten Nänien, wandte sich an Alfonso, dem dieser das Herzogthum testamentarisch vermacht haben sollte, und schmähte auf das undankbare Volk, welches die Burg des edlen Herrschers zerstört habe und mit den Schmucksachen, die es dem Hofe entwendet, wie eine freche Diebsbande auf den Straßen prunke,[2]) bald sang er den Kaiser an für den Fall, daß dessen Ansprüche auf das erledigte Reichslehen Erfolg haben sollten, und den Canzler Kaspar Schlick, den er sich als allmächtig am Kaiserhofe vorstellte, damit er seinen Herrn zum freigebigen Mäcen mache.[3]) Bald mahnte er die Prioren, sie möchten die Zwietracht des Freistaates ersticken und ein geordnetes Leben herstellen, die Freiheit der Stadt aber mit Gut und Blut vertheidigen, wobei er an Kodros und Horatius Cocles erinnerte, dann schalt er wieder die Nobilität und Carlo Gonzaga, sie sollten nicht die verlaufenen Schreiber und Schenkwirthe aufkommen lassen und den plebejischen Dieben das Feld räumen.[4]) Als aber blutige Gräuel die reicheren Bürger mit Furcht erfüllten, als die Belagerung durch das sforzeschische Heer immer enger und die Hungersnoth immer

---

[1]) Saxius Histor. lit. typogr. Mediol. T. I. Prodr. p. 37.
[2]) Satyr. IX, 1. X, 1. 2.
[3]) Satyr. IX, 2. 6. 7.
[4]) *Satyr.* X, *6—8.*

drückender wurde, da empfahl Filelfo eine starke Herrschaft und setzte fortan seine ganze Hoffnung auf Sforza, dem eben das Glück am meisten lächelte.[1]) Daß er zur Zeit der Republik öffentliche Reden gehalten, wissen wir; daß er den republicanischen Machthabern so gut wie den Prätendenten geschmeichelt, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß ihm confiscirte Landgüter im Werthe von 2000 Zecchinen angewiesen wurden, die freilich später wieder den alten Herren zufielen.[2]) Jetzt hielt er an der Spitze einer Deputation von zwölf Bürgern zu Monza die Rede an Sforza, in welcher er ihm das Herzogthum Mailand zu Füßen legte.[3]) Der Condottiere bestieg den Thron.

Herzog Francesco Sforza war freilich ein ganz andrer Mann als sein Schwiegervater und auch seine Regierungsweise eine ganz andre: dieser das faulige Ende einer Dynastie, jener der Usurpator und Stifter einer neuen. Im Heerlager und unter den Ränken der Politik war er groß geworden; seine Erhöhung verdankte er sich selbst. Fortuna hatte ihm ebenso oft ihre finstre Stirn als ihr Lächeln gezeigt; er zwang sie, weil er ihr nüchternen Muthes ins Auge sah. Der Schwarm von Leibärzten, Sterndeutern, Köchen und Küchenspionen, Pagen und Possenreißern, die unter Filippo Maria Personen von Bedeutung gewesen, mochte nun anderswo sein Brod suchen. Francesco vertraute seinem scharfen Verstand, nicht den Sternen[4]), er sah Leben und Menschen als Dinge an, mit denen ein männlicher Geist und eine starke Hand fertig wird, das Weitere legte er in Gottes Willen. Ein solcher Mann wächst an sittlicher Größe, je höher er steigt: als Herzog konnte er mit kluger Ueberlegung handeln und war nicht mehr zur perfiden Schlauheit genöthigt, er konnte gnädiger und hochherziger werden, je sicherer er sich in der errungenen Würde fühlte.

In seinem persönlichen Geistesbedürfnisse fand der neue Herzog nicht die mindeste Aufforderung, unter die Mäcene zu treten. Was kümmerten ihn, den Soldaten, die Classiker, die Verse und die lateinische Eleganz? Selbst wer seiner Bildung allen Ruhm geben wollte, konnte ihm nicht mehr nachsagen, als daß er eine natürliche, soldaten-

---

[1]) Satyr. X, 9.

[2]) Filelfo's Brief an Cicco Simonetta v. 17. Febr.

[3]) Philelfi Oratio parentalis de divi Francisci Sphortiae foelicitate, das erste Stück in den Ausgaben der Reden.

[4]) Joh. Simoneta Historia de rebus gestis Francisci I. Sfortiae ap. Muratori Scriptt. T. XXI. p. 779.

hafte Beredtsamkeit besessen.[1]) Auch war er nicht der Mann, um den Tönen der bezahlten Schmeichelei mit wollüstiger Eitelkeit zu lauschen. Aber er war der Emporkömmling, den die öffentliche Meinung hielt und trug, sein Vater hatte den Karst geführt, er war ein Bastard und seine Gemahlin, auf welche seine Dynastie einen Schatten der Legitimität gründete, eine Bastardtochter des letzten Visconti. Um durch neue Kriegsthaten den mühsam errungenen Lohn der alten zu gefährden, war er zu überlegt. Selbst ein glänzender Hof war für den Anfang unmöglich, denn an Geldkräften völlig erschöpft wurde er Herr über die erschöpfte Republik. Erpressungen konnte er sich auch nicht erlauben. So war es immer noch das gelegenste Mittel, um vor seinen Unterthanen und den Nachbarmächten den Schimmer zu entfalten, den eine neue Dynastie nicht entbehren kann, wenn er die Posaune des Ruhmes in Sold nahm, sich aus poetischen und rhetorischen Flicken einen antiken Heldenmantel fertigen ließ und wenigstens in der Weihrauchwolke als ein großartiger Augustus erschien. Keiner seiner Zeitgenossen hat so nüchtern und staatsklug die Wirkung geistiger und moralischer Kräfte zu berechnen gewußt. Er erscheint als eifriger Freund der Kunst und Wissenschaft, ohne von dem Vergnügen und der Bildung, die sie bringen, eine Ahnung zu haben.

Eine Stellung eigener Art nahm am sforzeschischen Hofe der Calabrese Cicco (d. i. Francesco) Simonetta ein, er wurde der Mäcenas bei dem neuen Augustus oder ungefähr was Niccoli bei Cosimo de' Medici war. Da der Herzog selbst sich in literarischen Dingen kein Urtheil beilegen konnte, bedurfte er eines Vertrauten, der auf diesem Gebiete heimisch war. Ihm ist manches Werk gewidmet worden, Decembrio übersandte ihm der damals üblichen Höflichkeit gemäß seine Arbeiten zur Prüfung und Correctur, bevor er sie veröffentlichte, selbst Uebersetzungen aus dem Griechischen, obwohl der geehrte Patron dieser Sprache ganz unkundig war. Daß Simonetta selbst sich als Schriftsteller hervorgethan, wüßten wir nicht. In den literarischen Feindschaften, die auch an diesem Hofe nicht ausblieben, war er der Schiedsrichter und die Instanz. Sein Bruder Giovanni, der herzogliche

[1]) Simoneta l. c. In einem Briefe von 1477 bei Rosmini T. II. p. 329 gesteht Filelfo offen: Et fuit sane Franciscus Sphortia quam plurimis insignis virtutibus, caeterum litteraturae urbanioris et musarum ignarus. Pius II Commentar. p. 83 sagt, daß er auf dem mantuanischen Congreß militari eloquentia *et verbis patriis* gesprochen.

Secretär, ist es, dem wir die umfangreiche Geschichte Francesco Sforza's verdanken. [1])

Zunächst wurde vom Herzoge Guiniforte da Barzizza, der nach dem Tode Filippo Maria's bei den Markgrafen von Montferrat und Este ein Unterkommen gesucht hatte, nach Mailand zurückgerufen und blieb hier bis an seinen Tod in der ehrenvollen Stelle eines herzoglichen Secretärs. Er war zugleich der Lehrer des Prinzen Galeazzo Maria und der kleinen Ippolita in der Grammatik und in den Zierlichkeiten der lateinischen Sprache, der Verfertiger der Reden, die sie schon als Kinder vortragen lernten. [2]) Ippolita wurde außerdem von Konstantinos Laskaris im Griechischen unterrichtet. [3]) Man sieht, wie der neue Herzog darauf bedacht war, seine Kinder in besserer Weise auf das Hofleben vorzubereiten, als er selbst dazu vorgebildet worden. Auch Battista Sforza, die Tochter seines Bruders Alessandro und jener Costanza da Varano, die italienisch und lateinisch dichtete und Reden hielt, wurde am mailändischen Hof erzogen. Als vierzehnjähriges Mädchen sprach sie bereits ein elegantes Lateinisch und führte so die Conversation, wenn in der Burg ihres Vaters zu Pesaro ein Cardinal, ein fremder Fürst oder Gesandter einkehrte. An Herzog Federigo von Urbino verheirathet, sprach sie einst vor Pius II mit solcher Eloquenz, daß der galante Papst betheuerte, er könne ihr nicht in gleicher Weise antworten. [4])

Mehrere Griechen, die beim Hereinbrechen der Türkennoth ihr Vaterland verließen, wurden am mailändischen Hofe freigebig aufgenommen. Es wurden Lehrer der lateinischen Grammatik und Eloquenz berufen. Auch der Republicaner Decembrio kehrte etwa zehn Jahre nach seiner Flucht zurück und lernte die sforzeschische Hofluft ganz wohl vertragen. [5]) Wenn er nun den Charakter Filippo Maria's mit erschreckender Wahrheit zeichnete, so hob er dagegen die Waffenthaten Sforza's desto glänzender heraus, pries seine Großherzigkeit und Güte, sein Glück und seine illustre Familie. [6]) Lodrisio Crivelli, ein

---

[1]) Tiraboschi T. VI p. 28. 29. 1083.

[2]) cf. Guinif. Barzizii Oratt. et Epistt. ed. Furietto. Romae, 1723 p. 57. Pii II. Orationes ed. Mansi T. II. p. 192. 194.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 28.

[4]) ibid. p. 1268.

[5]) Rosmini l. c. T. III. p. 33.

[6]) Vita Franc. Sfortiae ad fin. ap. Muratori l. c.

junger Mailänder aus edlem Hause, widmete sich gleichfalls dem dynastischen Interesse, er schrieb das Leben des älteren Sforza, der den herzoglichen Sohn gezeugt,[1]) und hätte gern auch dessen Geschichte hinzugefügt, wenn nicht an höchster Stelle eine schwungvollere Feder zu diesem Unternehmen gewünscht worden wäre, keine geringere als die Filelfo's.

Mit Sforza's Thronbesteigung begann für Filelfo gleichsam ein zweiter Lebensabschnitt. Natürlich blieb er derselbe, nur andre Seiten seines Charakters, der als ein wahrhaft repräsentativer angesehen werden darf, traten unter den veränderten Umständen greller hervor. Er verließ das Feld der literarischen Cabale und der Satire, auf welchem er dem Groll gegen seine Feinde gefröhnt, und wandte sich ebenso energisch auf die höfische Gunstbuhlerei und Schmeichelei. Der neue Herzog wurde von ihm sofort in Briefen angegangen und in lateinischen Hexametern verherrlicht. Der Plan eines großen Heldengedichtes, einer Sforziade, wurde entworfen, es sollte ganz dem Ruhme des Herzogs und der neuen Dynastie gewidmet sein und nach der Meinung des Dichters Virgils großes Epos in Schatten stellen. Es war ausgemacht, daß Filelfo um einen festen Sold, wie er ihn unter dem letzten Visconti gehabt, auch unter Sforza bei Hofe bleiben sollte. Nun ist es begreiflich, daß der Staatscasse, die in den traurigsten Umständen war, für's Erste andre Bedürfnisse oblagen oder ihrem Beamten wichtiger schienen als der Hofdichter. Filelfo aber, der sich für das unentbehrlichste Stück der neuen Regierung hielt, drang sofort in den Herzog, daß ihm der versprochene Sold und außerdem eine Anleihe, ihm allemal mit einem Geschenke gleichbedeutend, von 250 Zecchinen ausgezahlt werde. Beides brauche er zu dem Gedichte, welches er zum Lobe des Herzogs begonnen; denn einmal müsse der Dichter ein sorgenfreies Gemüth haben, und dann bedürfe er zur Arbeit gewisse Bücher, die er in seiner Noth versetzen müssen. Der Herzog befahl alsbald, den Wünschen des Dichters zu genügen, doch war der leeren Casse schwer zu befehlen. „Mit der Wuth einer Furie" schmähte Filelfo den Cassenbeamten, der dies geltend machte, aus und drohte dabei, er werde in wenigen Tagen zum Dienste der venetianischen Republik übertreten, mit welcher Sforza im Kriege lag. Ohne Zweifel erlog er, daß der Doge

---

[1]) Muratori Scriptt. T. XIX. Vergl. die Präfatio des Herausgebers und die Einleitung Crivelli's selbst.

ihm bereits 700 Zecchinen jährlichen Soldes geboten. Es ist bezeichnend, daß der Herzog sich ein solches Betragen nicht nur ruhig gefallen ließ, sondern auch noch von seinem „süßesten und theuersten Herrn Francesco Filelfo" sprach. Er schrieb dem Beamten: „Wir wollen ihn auf keinen Fall verlieren, was erfolgen würde, wenn er sich für getäuscht halten müßte; auch könnte er dann aus Mangel an den besagten 250 Gulden das herrlichste Werk nicht fortsetzen, welches er zu Unserm Ruhme begonnen." [1])

Filelfo kannte sehr wohl die Schwerpuncte in des Herzogs Ueberlegung: was werde die Welt dazu sagen, wenn der große Herzog Francesco entweder die Neigung oder die Mittel nicht habe, um ausgezeichnete Männer zu unterstützen; er selbst, Filelfo, werde sich in Wohlthaten nicht übertreffen lassen; denn er sei gewohnt, denen, die sich um ihn verdient gemacht, wenn sonst nichts, so doch die Unsterblichkeit ihres Namens als Gegengabe zu bieten. [2])

Die Sforziade, welche in acht Büchern die Thaten Francesco's bis zu seinem Einzuge in Mailand besang, [3]) wurde dem Dichter außerordentlich leicht: der Stoff lag eben auf der Hand und die Erfindungen sind platt genug, Hexameter aber schüttelte Filelfo ohne Mühe von sich. Dennoch zog er die Arbeit Jahre lang hin und veröffentlichte sie in einzelnen Gesängen, um unterdessen den besungenen Fürsten tüchtig zu pressen. Er stellte sich dabei, als bedürfe es zu diesem Epos großer Vorstudien und als fühle er sich nur dann zur poetischen Arbeit aufgelegt und fähig, wenn es ihm sehr wohl erging. Und wohl erging es ihm in der That, so lange Herzog Francesco lebte. Zwar wußte der Unersättliche stets über Hunger und Mangel zu klagen und es mag wahr sein, daß er noch oftmals die Casse schwieriger fand als den Herzog, aber hören wir nur, gegen welches Angebot er allenfalls bereit war, Mailand zu verlassen. Im Jahre 1463 wollten ihn die Venetianer durch Bessarion bewegen, bei ihnen sein Domicil aufzuschlagen, er antwortete: die Wissenschaft könne zwar niemals mit Geld be-

---

[1]) Die Actenstücke und die herzoglichen Schreiben v. 23. Mai und 27. Juni 1452 aus den Registri Ducali des mailändischen Staatsarchivs bei Rosmini T. II. p. 294—300.

[2]) Philelfus Barth. Corrigiae, d. 16. Octob. 1451.

[3]) Sie ist nicht gedruckt worden, doch giebt Rosmini T. II. p. 158 e seg. den ausführlichen Inhalt nach dem Exemplar der Trivulziana.

zahlt werden, doch wolle er kommen, wenn man ihm 1200 Zecchinen gebe. [1])

Filelfo glaubte seinem großartigen Genie gemäß auch großartige Ansprüche an das Leben machen zu müssen. Schon als er von Constantinopel zurückkehrte und seine Familie nur aus der Gattin und einem Söhnchen bestand, bedurfte er vier Mägde und zwei Diener. [2]) Zu einer Zeit, wo er unablässig über seine Bettelarmuth klagte, hielt er sechs Rosse. [3]) Glänzend zu wohnen, auserlesen zu essen und zu trinken, erschien ihm als ein Bedürfniß, ohne welches ein Mann seiner Art nicht leben könne; außerdem hielt er auf prächtige seidene Kleider und kostbares Pelzwerk. Auch als seine Nachkommenschaft sehr zahlreich geworden war, erschien es ihm als eine unauslöschliche Schmach der Fürsten und des Zeitalters, wenn er genöthigt würde, ökonomisch zu denken, und das Geld nicht als Dichter verachten dürfe.

Filelfo schämte sich zu darben, aber zu betteln schämte er sich nicht. Das Wort Geld, welches sonst nicht gerade für poetisch gilt und auch nicht zur poetischen Phraseologie der Alten gehört, wurde seiner Muse in Briefen und Versen ganz geläufig. Mancher arme Dichter mag gesungen haben, um ein Geschenk zu verdienen, dieser aber machte die Geschenk- und Geldsache zum Hauptinhalt der Poesie. Bald klagte er, daß Hunger und Durst ihn umbrächten, daß er vor Gläubigern keine Ruhe habe, daß er seine Kleider und Bücher nicht vom Wucherer auslösen und seine Töchter aus Mangel an Mitgift nicht an den Mann bringen könne, bald, wenn das bloße Bitten nicht fruchten wollte, drohte er auch, er wolle und müsse Mailand verlassen, an einem andern Hofe oder gar bei den Türken sein Unterkommen suchen, weil in Italien die „Tugend" nicht geehrt werde.

Es ist unglaublich, wie weit Unverschämtheit und Marktschreierei gehen dürfen, wenn sie auf gewisse allgemeine Schwächen der Menschen speculiren. Dazu rechnen wir jene närrische Sucht, welche damals die Gemüther ergriff, nicht vergessen zu werden, seinen Namen der Nachwelt oder, wie man träumte, dem ewigen Fortleben im Munde der Menschen übergeben zu wissen. Mit diesem Drange haben die Humanisten und Dichter denselben schamlosen Mißbrauch getrieben wie die Kirche mit dem

---

[1]) Sein Brief an Bessarion v. 23. Decemb. 1463 bei Rosmini T. II. p. 318.
[2]) Sein Brief an Leonardo Giustiniani v. 11. Octob. 1427.
[3]) An Bernardo Giustiniani v. 23. Aug. 1454.

Ablaß; die Feder erschloß in ihrer Hand den Tempel des Nachruhms, wie die Schlüssel Petri in der Hand des Papstes die Pforten der Seligkeit erschlössen. Filelfo war der frechste Krämer mit diesem Artikel, er hat den Handel mit Verewigung zum förmlichen System ausgebildet. Fest überzeugt von der Unsterblichkeit seiner lateinischen Briefe und Verse, glaubte er nicht minder zuversichtlich, daß die lobende oder tadelnde Erwähnung in denselben für das Urtheil der Nachwelt maßgebend sein, ein ruhmvolles Andenken sichern oder ewiger Verachtung preisgeben müsse. Unaufhörlich verkündete er diese Lehre und man glaubte sie ihm. Darum wurden seine unverschämten Betteleien in der Regel nicht nur gewährt, sondern noch mit schmeichelhaften Schreiben vergolten, die ihn natürlich wieder zu neuen Forderungen ermunterten.[1])

Wir heben aus Filelfo's Briefen eine Reihe von Facten heraus, die das Gesagte klar machen. Am meisten wurden natürlich Herzog Francesco, die Herzogin Bianca und die reichen Männer des Hofes herangezogen. Kein Weihrauch ist den Gefeierten so theuer zu stehen gekommen als der in der Sforziade ausgestreute, keine Muse hat so gefüttert, gemästet werden müssen. Filelfo schätzte an Fürsten vor allen Tugenden die Freigebigkeit, und wenn er es als Beruf des Dichters und Redners ansah, die Tugenden zu befördern, so hat er sich um die Uebung gerade dieser Tugend in der That ein glänzendes Verdienst erworben. Selbst Hofleute wie Cicco Simonetta und Niccolo d'Arzimboldi konnten nicht umhin, den Hofpoeten mit Geld, Wein, Victualien und Rossen zu beehren. Aber auch andre Fürsten, die für den Gedanken der mäcenatischen Unsterblichkeit nur irgend empfänglich waren, wurden reichlich gebrandschatzt. Lodovico Gonzaga, der Markgraf von Mantua, stand obenan. Nachdem er schon mehrmals und nicht vergebens mit Bitten um diese oder jene Summe behelligt worden, er-

---

[1]) Nur wenige Beispiele, die sich übrigens, zumal aus den Briefen, zu hunderten vermehren ließen. So singt er an Gentile Simonetta:

> Non ingratus ero; nam qui mea vota fovebunt,
> Semper ego meritis prosequar hos titulis.

An die Herzogin Bianca:

> Non ingratus ero; nam me tua vate per omnes
> Cognita venturis gloria tempus erit.

Ganz theoretisch sagt er einmal von sich und den Dichtern überhaupt:

> — — Hique animas possunt Acheronta sub imum
> Trudere, quas etiam, si voluere, beant.

Rosmini T. II. p. 287. 288. 317.

öffnete ihm einmal der Dichter, er brauche 250 Ducaten, um eine verlobte Tochter auszustatten, diese Summe aber wünsche er von seinen theuersten Freunden zu empfangen, unter denen der Markgraf die erste Stelle einnehme; deshalb werde er einen Vertrauten zu ihm senden, dem der Markgraf so gefällig sein werde, 50 Ducaten zuzuweisen, welche der Dichter mit ehrenden Versen in seiner Sforziade zu vergelten gedenke.[1]) Wir sehen, wie der Markgraf nicht nur dieses Anliegen sofort bewilligte, sondern Jahre lang durch stets wiederholte Geschenke die verewigende Feder erkaufte.[2]) Zu jenen theuersten Freunden des Dichters, denen die Ehre zu Theil wurde, seine Tochter auszustatten, gehörte auch Lodovico Scarampo, dieser Räuber im Cardinalspurpur, der allerdings Ursache hatte, einen Theil seiner unermeßlichen Reichthümer, auf denen genug Aergerniß haftete, in unsterblichen Ruhm umzusetzen. Ihm überließ Filelfo die Höhe der Summe, als er mit dem evangelischen Worte „Suchet, so werdet ihr finden, bittet, so wird euch gegeben werden“ an seinen Geldkasten klopfte.[3]) Der Bischof Galeazzo von Mantua sollte sich mit einem Anlehen — man kannte Filelfo's eigenthümliche Vorstellung von diesem Rechtsgeschäft — von hundert Ducaten bei der Ausstattung betheiligen; er war, wie man aus dem Bettelbriefe[4]) sieht, Filelfo vorher ganz unbekannt gewesen. Aehnliche Contributionen wurden beigetrieben, wenn der Dichter eine Reise unternahm oder sonst irgend ein besonderes Geldbedürfniß fühlte. Wie er sich bei den freigebigsten Fürsten und Literaturfreunden, bei einem Nicolaus V und Alfonso von Neapel, persönlich die Beehrungen abholte, wird in der Folge noch erzählt werden oder ist bereits erzählt worden. Die kleineren Despoten, wie Ghismondo Pandolfo Malatesta, den Herrn von Rimini, oder Alessandro Sforza, den Herrn von Pesaro, belangte er brieflich von Mailand aus. Wenn letzterer ihm rothes Tuch zum Dichterkleide schenkte, erbat sich Filelfo von ihm auch das zur Verbrämung nöthige Pelzwerk.[5])

Es ist das wunderlichste Verhältniß einer Gegenseitigkeit von Wohlthaten, welches wir aus Filelfo's Bettelbriefen und aus seinen

---

[1]) Filelfo an den Markgrafen Lodovico von Mantua v. 22. Juni 1453.

[2]) An dens. v. 8. Decemb. 1457.

[3]) Filelfo an den Cardinal-Patriarchen Lodovico von Aquileja vom 23. Juni 1453.

[4]) v. 22. Juni 1453.

[5]) Filelfo an Cristoforo Marliano v. 17. August 1454.

schmeichelhaften Panegyriken herauslesen. Wir begreifen kaum, wie das System so lange vorhalten konnte. Und doch mußte Filelfo selbst seinen Verfall erleben. Obwohl er noch als Greis überzeugt blieb, daß es nur einen Filelfo in der Welt gebe, obwohl er in seinen Ansprüchen eher unverschämter als bescheidener wurde, ging doch sein Ruhm merklich auf die Neige. Im Spätherbste seines Lebens, als er aus drei Ehen einen großen Haufen von Kindern um sich sah, stellten sich Noth und Sorge, mit denen er sonst gespielt, bisweilen in ganzer Bitterkeit ein, er wurde nach dem Tode des Herzogs Francesco wieder heimathlos und mußte umherziehen wie in den Tagen seiner Jugend. Da suchte er vergebens in Rom und Mailand, in Siena und Pavia ein Unterkommen auf die Dauer. Als Greis von 83 Jahren schätzte er sich glücklich, noch einmal 1481 als Lehrer des Griechischen nach Florenz gerufen zu werden, starb aber hier bald nach seiner Ankunft am 31. Juli in ärmlichen Umständen, hier wo er vor 42 Jahren als literarischer Triumphator eingezogen war.

Wir haben uns nun zu den kleineren Höfen und Dynasten zu wenden, die den Herrschern von Neapel und Mailand als Mäcene nachstrebten, ja sie im Vergleich mit ihren engeren Verhältnissen wohl überflügelten. Hier stellt sich denn, eben weil Alles durchschaulicher ist, die Richtung und Liebhaberei des Zeitalters noch deutlicher heraus.

An keinem Hofe haben Schule und Unterricht eine solche Rolle gespielt wie in Mantua bei den Gonzaga, seitdem Gianfrancesco, der sein Geschlecht vom Range bloßer Signori zum markgräflichen erhob, den Vittorino Rambaldoni da Feltre zu sich berief. Er ist als das Ideal eines Schulhalters aufgestellt worden, und in der That bedarf es der glänzenden Lobreden nicht, die einige seiner Schüler ihm und seiner Anstalt gehalten. Jedermann im literarischen Italien, selbst der peinliche Niccoli, der mit seinem Lobe wahrlich nicht freigebig verfuhr, sprach von Vittorino's Leistungen mit der höchsten Achtung [1]) Er ist nicht als Schriftsteller aufgetreten, wenn man nicht von einzelnen Reden oder Briefen sprechen will. Auch wüßten wir

[1]) Ambros. Travers. epist. VIII, 2.

nicht, daß er sich in der mathematischen Disciplin weiter ausgezeichnet, obwohl er in jüngeren Jahren nach Padua ging, um den einzigen Lehrer der Geometrie, den es damals in Italien gab, den Biagio Pellacani, zu hören, und als dieser zu keiner Mittheilung zu bewegen war, selber den Euklides zur Hand nahm. Die griechische Sprache lernte er erst im höheren Alter und gleichfalls ohne Lehrer; doch konnte er, ohne sich vorzubereiten, vor seinen Schülern den Homer auslegen. Zuerst war er an der Hochschule zu Padua als Lehrer der Rhetorik aufgetreten, aber das zügellose Leben der Universitätsstadt behagte ihm nicht. Auch das Treiben der Humanisten, wie es in Florenz, Mailand und sonst herrschte, war nicht nach seinem Geschmack: gebe es doch unter den Gelehrten Italiens kaum einen, der nicht andre mit lästernder Feder verfolge und wiederum von andern in Invectiven verfolgt werde. Seine Natur war die eines friedlichen, freundlichen, leicht bis zu Thränen gerührten Mannes, dem Neid und Cabalen innerlichst zuwider sind. Aus diesem Grunde mochte er auch nicht schriftstellern: das Beunruhigende, was in der Jagd nach dem literarischen Ruhme liegt, widerstand ihm; auch meinte er, es sei in allen Fächern von den Alten genug und überreichlich geschrieben worden. Dagegen trieb es ihn, unmittelbar und mit Hingebung zu nützen. So wandte er sein Talent, seine Kenntnisse, ja seine ganze Lebensbefriedigung auf das Unterrichten, auf die Pädagogik im weitesten Sinne. Schon in Venedig hatte er eine kleine Schule errichtet, in welcher Knaben guter Abkunft ihre Ausbildung empfingen. Sein schönster Ruhm aber lebte in seinem Alumnat zu Mantua und in seinen dortigen Schülern fort, zumal in denen aus dem fürstlichen Hause Gonzaga selbst.

Gianfrancesco hatte das Schulhaus, das Seminarium, einrichten lassen, in welchem Vittorino mit seinen Zöglingen wohnte. Es war mit Gallerien, Hallen und Spaziergängen, Höfen und Springbrunnen vergnüglich ausgestattet, die Wände mit spielenden Kindern und dergleichen bemalt. Nicht nur die elementaren Fertigkeiten, die lateinische und griechische Sprache wurden hier gelehrt, auch die Malerei und das Saitenspiel, die Reitkunst und der Tanz. Es sollte keine öde und einförmige Klosterschule sein, nicht die Zwingburg eines finstern Orbilius. Casa Giocosa nannte man die Anstalt: mit dem jugendfrischen Eifer, mit welchem der Humanismus sich in das heitre Alterthum tauchte, sollte hier gelehrt und gelernt werden. Es galt der von *Platon ausgesprochene* Grundsatz, daß ein freier Mensch frei und ohne

zwingende Härte erzogen werden müsse, das Bewußtsein, daß der Geist vielseitig geweckt, nicht erdrückt werden solle. Dennoch herrschte eine ernste religiöse Zucht: die Officien wurden streng eingehalten, die älteren Scholaren mußten fasten, alle Monat bei den eifrigen Observanzmönchen beichten, alle Morgen die Messe hören.

Im Uebrigen sind die Nachrichten von dem Plan und der Methode, die in Vittorino's Schule herrschten, ziemlich spärlich. Sprachliche Studien bildeten die Grundlage; hier genossen Virgilius und Cicero, Homeros und Demosthenes den Vorrang. Dann folgten rednerische Uebungen, die in der Weise der antiken Rhetorenschulen veranstaltet wurden: die Knaben lernten fingirte Fälle behandeln, so daß sie bald vor Gericht, bald vor einem Senat oder einer Volksversammlung ihre Reden hielten. Der eifrige Betrieb der mathematischen Disciplinen entsprang wohl zunächst aus der privaten Liebhaberei Vittorino's, sie sollten ihm die Schulung des Verstandes zu Wege bringen, die man bisher durch die dialektischen Klopffechtereien zu erreichen gesucht, sie treten hier in der modernen Welt zuerst als ein propädeutischer Lehrgegenstand auf. Die Musik wurde auch theoretisch gelehrt und diente zugleich zur Erheiterung des Gemüthes. Wer den elementaren Cursus durchgemacht, wurde in Platon's und Aristoteles' Werke eingeführt, und so vorgebildet, meinte Vittorino, werde er mit Leichtigkeit die akademischen Fachwissenschaften begreifen und sich zu eigen machen können.

Vittorino war ein kleiner, hagerer, sehr beweglicher Mann mit immer heiterem Gesicht, das nur die Thränen der Freude zu kennen schien, ein Muster von keuscher Sittlichkeit und Berufstreue. Noch im siebzigsten Lebensjahre waren ihm Geist und Körper so ungeschwächt, daß er ohne Ermüdung sechs Stunden hintereinander lehren konnte. Er kannte kein andres Glück als seine Schule, keinen schöneren Lohn, als fremden Besuchern die fähigsten Kinder vorzuführen. Im Uebrigen lebte und starb er (1447) als armer Schulmeister. Obwohl stets unverheirathet und von unglaublicher Genügsamkeit, reichte er doch mit den 300 Gulden, die er als Sold erhielt, niemals aus; denn er nahm viele arme Kinder um Gottes willen in sein Haus auf, oft gegen vierzig, wo sie außer dem Unterricht von ihm auch Bücher, Kleidung und Nahrung erhielten. Dann trat er mit seinem herzlichen Lächeln vor den Markgrafen: er habe so und so viele hundert Gulden mehr ausgegeben und der Fürst werde die Güte haben, sie zuzulegen, was auch stets ohne Weiteres geschah.

An Gianfrancesco hatte Vittorino einen Gönner, der gern in seinem Sinne wirkte, vielleicht mehr noch an der Markgräfin Paola aus dem Hause der Malateste. Die fünf Kinder des Markgrafen, Lodovico, der ihm in der Herrschaft folgte, Carlo, Gianlucido, Alessandro und Cecilia, die später den Schleier nahm, lernten mit einer Schaar von Edelknaben gleichen Alters im freudigen Wetteifer. Unter diesen war Federigo di Montefeltro, der nachmalige Herzog von Urbino und Begründer des dortigen Musenhofes, ferner der nachmalige Bischof von Aleria, der erste methodische Herausgeber classischer Autoren und mancher andre, der später ein namhafter Mann geworden.[1]) Wir nennen hier nur noch den Venetianer Gregorio de' Correri, der den Virgilius mit solcher Leidenschaft las und nachahmte, daß Vittorino in ihm schon einen wiedergeborenen Maro zu sehen meinte; in seinem achtzehnten Jahre dichtete er die Tragödie Progne, die dem alten Lehrer die heftigsten Freudenthränen auspreßte.[2]) Als Ambrogio, der Camaldulensergeneral, 1433 in der Giocosa zum Besuch eintraf, zeigte ihm Vittorino die griechischen Buchstaben, welche die kleinen Gonzaghen bereits zu Stande gebracht; die älteren Knaben übersetzten schon aus dem Griechischen, der eine Plutarch's Camillus, der andre Aesopos' Fabeln, der dritte eine Homilie des Chrysostomos. Und als Ambrogio nach einigen Jahren wiederkam, declamirte ihm der vierzehnjährige Gianlucido mit vielem Anstand zweihundert von ihm selbst verfaßte Verse vor, in welchen er den pomphaften Einzug Kaiser Sigmund's in Mantua beschrieb. Sein zehnjähriges Schwesterchen zeigte ihre Uebungen in der Kunst, griechische Buchstaben zu schreiben, vor, die des Camaldulensers Staunen erregten.[3])

Unter den jüngeren Lehrern, die zur Anstalt gehörten, befanden sich zu jeder Zeit auch einige Griechen, die hier lateinisch lernten, während sie ihre Muttersprache lehrten, oder zum Abschreiben griechischer Bücher benutzt wurden. Die beiden namhaftesten Hellenisten der nächsten Generation haben diese Schule durchgemacht, Theodoros Gaza und Georgios Trapezuntios. Vittorino's griechische Bibliothek bestand aus etwa

[1]) v. Tiraboschi T. VI. p. 1486.

[2]) Correri's Brief an seine Mitschülerin Cecilia Gonzaga unter denen des Ambros. Travers. epist. XXV, 20. p. 1075 und bei Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 840.

[3]) *Ambros.* Travers. epist. III, 34. VII, 3. VIII, 49—51. XV, 38. XVI, 47.

dreißig Bänden, für einen Privatmann kein geringer Schatz, aus dem er wissenschaftlichen Forschern freudig und zuvorkommend mittheilte.[1])

Die Fürstenschule, die bald auch von vornehmen Kindern aus Venedig und Florenz, Padua und Verona, aus Frankreich, Deutschland, ja aus Griechenland besucht wurde, genoß während der 22 Jahre, da Vittorino ihr vorstand, einen Ruf wie eine altberühmte Universität. Das Haus Gonzaga aber, so winzig in seiner politischen Macht, hat sich in der Geschichte der Bildung einen friedlichen Lorbeerzweig erworben.[2])

Wir nennen die Este in Ferrara — und Dichterwort aus alter und neuer Zeit umklingt sogleich mit den Schmeicheltönen der Verherrlichung unser Ohr.

Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

— — — — — — — — — — —

Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.

Doch aus den Lorbeer- und Myrthenhainen, welche Poesie und

---

[1]) id. epist. VIII, 50. 51.

[2]) Von vier Schülern Vittorino's haben wir Nachrichten über ihn und die Giocosa: von Franc. Prendilacqua Vita Victorini Feltrensis. Patav., 1774, benutzt von Tiraboschi T. VI. p. 71. 1483 e seg.) von Franc. de' Castiglione (sein Bericht bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 408), der acht Jahre lang, von Sassolo Sassoli da Prato (seine Erzählung bei Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 841 sq.), der sechs Jahre lang in der Anstalt war, und vom Bischof Andreas von Aleria in einem Briefe an Papst Paulus II, der sich im Cod. msc. lat. 519. der münchener Hofbibl. findet und wohl die Widmung der ersten Druckausgabe des Livius ist. Vespasiano: Vitt. da Feltre. l. s. c. Neuere Schriften: C. de' Rosmini Idea dell' ottimo precettore nella vita e disciplina di V. da F. e de' suoi discepoli. Orelli V. da F. Zürich, 1812. Mehr populär: Jac. Bernardi V. da F. e suo metodo educativo. Pinerolo. 1856. Auszüge aus Prendilacqua und Rosmini bei Corniani i secoli d. lett. Ital. T. I. p. 132.

Tradition um das Schloß von Belriguardo hergezaubert, müssen wir unsre Phantasie abrufen. Sie haben nie gegrünt, auch nicht als Matteo Bojardo vornehm vor seinem Fürsten stand, als Ariosto mit kriechender Schmeichelei den hölzernen Cardinal umbettelte, als der Sänger des befreiten Jerusalem sich verzweifelnden Herzens unter dem kalten Ceremoniell des Hofes und vor dem Idole seines Ruhmes wand. Ein richtiges Urtheil über den mäcenatischen Geist des Hauses Este wird am leichtesten gewonnen, wenn wir die Ahnherren der gefeierten Fürsten kennen lernen und ihren Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sich gleichsam mit dem Blute fortpflanzend derselbe geblieben ist, in seinen Ursprüngen beobachten.

Allerdings hatte zu Ferrara früher als an irgend einem andern Hofe, schon im 14. Jahrhundert, eine geistreiche Geselligkeit Platz gegriffen, obwohl das kleine Fürstenthum von Kriegen und inneren Unruhen vielfach bedrängt war. Im Jahre 1392 stiftete Markgraf Alberto die Hochschule zu Ferrara, also zu derselben Zeit, wo Chrysoloras und Giovanni da Ravenna die Verehrung der alten Sprachen und die humanistische Denkweise in Schwung brachten. Schon damals war der estensische Hof wegen seiner glänzenden Gastmähler, Jagden, Turniere und Ringelrennen berühmt. Alles schloß sich zusammen: das Ländchen sah auf den Hof, der Hof auf den Fürsten, und der Fürst, von politischen Geschäften wenig belästigt, sann nur darauf, wie er sich und den Hof angenehm unterhalten möchte. In dem engen Kreise, der sich täglich um denselben Mittelpunct bewegte, wurde jeder Schritt zum Compliment, Huldigung und Augendienerei zum gewohnten Ton. Zerstreuung und Prunk füllten die heiter hinfließenden Tage des Fürsten. Zu einem feinen Luxus aber gehörten bereits die humanistischen Zierlichkeiten, ein wenig classische Gelehrsamkeit und der Hofrhetor, der den Hofnarren früherer Zeiten und andrer Länder würdiger ersetzte. Er brachte seine Schmeicheleien nur gesuchter und mannigfaltiger dar als die einfältigen Schranzen, und sein Weihrauch wurde gnädiger aufgenommen: im Uebrigen hatte er Figur zu machen wie sie. Ferner waren hier Darstellungen und Festzüge beliebt, in denen bald Engel und Heilige, dann aber auch allegorische Figuren in antiker Gewandung vorgeführt wurden, declamirten und endlich den Fürsten vergötterten.

Unter Markgraf Niccolo III begann das heitre Gedeihen der Landschaften von Ferrara, Modena und Reggio. Während Filippo

Maria von Mailand, der ruhelose, boshafte Entwürfe schmiedete, um auch seinen Nachbaren keine Ruhe zu gönnen, während Venedig und Florenz beständig auf der Lauer lagen und von ihren braccianischen und sforzeschischen Söldnerbanden gequält wurden, während der Kirchenstaat von einem Kriege zum andern hingerissen und von einer Empörung nach der andern zerrüttet wurde, während das Königreich zwischen zwei Dynastien im Bürgerkriege schwankte, wußte sich der estensische Markgraf eine friedliche Neutralität zu wahren, ja als Schiedsrichter und Vermittler ein Ansehen zu erwerben. Er war ein fetter und heiterer Mann, der das Leben nach allen Seiten hin recht zu genießen verstand, umschwärmt von seinen vielen Concubinen.[1]) Die Blutschande seines jüngsten Bastards Ugo mit seiner Stiefmutter Parisina Malatesta enthüllte die lose Zucht, die an seinem Hofe herrschte.

Um Lionello, den ältesten Bastard, zu erziehen, rief der Markgraf 1429 den berühmten Guarino da Verona zu sich, der als Lehrer des Griechischen und Lateinischen wohl der bedeutendste genannt werden konnte. Als der Prinz erwachsen war, seit 1436 lehrte Guarino an der Hochschule,[2]) schon ein Greis von 66 Jahren, der sich aber immer noch keine Zeit zum Essen und Schlafen gönnte und sein Gedächtniß wie seine rüstige Arbeitskraft ungelähmt bewahrte. Damals hat er noch eine griechische Grammatik geschrieben, die freilich nur ein Auszug aus der größeren des Chrysoloras ist, desgleichen eine lateinische; er hat ferner manches aus dem Griechischen übersetzt und als er zwei Jahre vor seinem Tode (4. December 1460) die Uebertragung des Strabon beendigte, war er ein Greis von 88 Jahren. Sein Ruf als Lehrer zog eine große Schaar von Schülern nach Ferrara, zumal Lombarden, doch auch Fremde bis aus Ungarn und England her. Antonio Loschi gab ihm seinen Sohn zur Erziehung und dieser strebte rühmlich dem Vater nach.[3]) Selbst Poggio mochte lieber ihm seinen vierzehnjährigen Sohn zur wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung anvertrauen, als ihn den verführerischen Lüsten von Florenz aussetzen.[4]) Wie einst von Isokrates, sagte man auch von Guarino, aus seiner Schule seien mehr gebildete Männer hervorgegangen als Gewappnete

---

[1]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XI.
[2]) Borsetti Histor. Gymnas. Ferrar. T. I. p. 39. T. II. p. 19.
[3]) Poggii epist. 32. in Epistt. LVII.
[5]) Ejusd. epist. 87. in Spicil. Roman. T. X.

aus dem trojanischen Rosse.[1]) Daß Markgraf Niccolò ihn zu sich rief und ehrenvoll hielt, wurde ihm in den gelehrten Kreisen überall hoch angerechnet; denn der treffliche Alte hatte keine Feinde und sein Name wurde stets mit einer gewissen Ehrfurcht genannt. Selbst Lionardo d'Arezzo erklärte ihn für den einzig gelehrten Mann seiner Zeit[2])

Ein wenig früher war auch Giovanni Aurispa nach Ferrara gezogen worden, aus Sicilien gebürtig. Ihn und Guarino muß man als literarische Dioskuren betrachten. Aurispa war nur um ein Jahr älter, beide gingen nach Griechenland, um dort die hellenische Sprache zu lernen und Bücher zu sammeln, sie lehrten nach ihrer Rückkehr dieselben Disciplinen in fast denselben Städten Italiens, beide Grammatiker und Sammler alter Codices, beide fanden zu Ferrara ihre glückliche Heimath und auch Aurispa ist hier als einundneunzigjähriger Greis gestorben. Nur scheint seine Bedeutsamkeit als Lehrer ungleich geringer gewesen zu sein als die Guarino's.[3]).

Außer ihnen glänzte an der Hochschule Ugo Benzi, durchaus der erste Arzt seiner Zeit, Leibarzt des Markgrafen und von ihm mit Ländereien und Häusern beschenkt. Enea Silvio kannte ihn sehr wohl: niemand, sagt er, sprach gelehrter von der Katheder herab, niemand war liebenswürdiger im Kämmerchen des Kranken.[4]) Man sah ihm seine lästige Geschwätzigkeit schon nach; denn er überschüttete seine Zuhörer und Besucher mit Sentenzen aus Hippokrates, Galenos und Avicenna, deren Werke er dann auch mit ausführlichen Commentaren versehen hat.[5]) Wir werden seiner noch gedenken, wie er als schlagfertiger Held der Dialektik die Griechen auf dem ferraresischen Concil abfertigte

---

[1]) So sein Schüler Facius de vir. illustr. p. 18.

[2]) Sein Leben von Vespasiano im Spicil. Roman. T. I. p. 645 e seg., bei Maffei Verona illustr. P. II. p. 133—150, bei Tiraboschi T. VI. p. 1457 bis 1465. Rosmini Vita e disciplina di Guarino Veronese e de' suoi discepoli habe ich nicht benutzen können.

[3]) Notizen über ihn bei Facius l. c. p. 18, Mazzuchelli Scrittori d'Italia Vol. I. p. 1277, Tiraboschi T. VI. p. 1468. Ueber sein Leben zu Ferrara spricht Aeneas Sylvius de vir. clar. XI, Europa cap. 52. Treffend nennt ihn Filelfo Satyr. Dec. I. hec. 5: placidis Aurispa Camoenis deditus.

[4]) de vir. clar. XI.

[5]) Aeneas Sylvius epist. ad. Joh. Campisium v. 1. Juni 1445; Comment. in Anton. Panorm. I, 27; Pii II. Oratt. ed. Mansi T. II. p. 3. Blondus Ital. *illustr. p.* 307. Tiraboschi T. VI. p. 667.

und über Platon und Aristoteles so fertig zu reden wußte wie über seine griechischen Aerzte.

Daß sich der Markgraf gegen diese Gelehrten nicht karg gezeigt, glauben wir gern; denn Aurispa und Benzi wurden reich unter seiner Gunst und auch Guarino hätte es wohl werden können, wenn nicht mehr als ein Dutzend Kinder seinen Hausstand bedingt hätten. Sonst aber sagt uns Flavio Biondo, so sehr er den Markgrafen rühmt, doch im Vertrauen — daß er des Schmuckes der Wissenschaften völlig entbehrt habe.[1])

Lionello, sein Nachfolger, war der erste Fürst Italiens, den ein Humanist erzogen, und wo er nur genannt und gepriesen wurde, vergaß man nie, ihn als Schüler Guarino's zu bezeichnen. Wie leicht doch ein Fürst zu literarischem Rufe kommt, wenn er nur etwas gelernt hat! Poggio rief ihm Beifall zu: er eile dem schönsten Lebensziel entgegen, seine herrlichen Thaten selber durch das classische Wort zu verherrlichen; es müsse ein göttlicher Geist sein, der bei den Sorgen und Arbeiten der Regierung noch einen solchen Eifer für die Studien hege.[2]) Filelfo fand seine Tugend bewundernswerth und fast göttlich: er sei würdig, über ganz Italien zu herrschen, er sei durchaus zu Lob und Ruhm geboren.[3]) Guarino selbst sagte seinem Schüler in der Leichenrede nach, daß er fast die stilistische Eleganz der Alten erreicht. Wollen wir sein Lob in allen Modulationen lesen, so dürfen wir nur die ferraresischen Chronisten jener Zeit aufschlagen.

Schon als Jüngling hatte Lionello von seinem Lehrer so ungemessene Schmeicheleien genossen, daß er meinen mochte, sein Genie genüge und es bedürfe nicht erst der Anstrengung, um zur literarischen Größe aufzusteigen. Er machte Verse, und den fürstlichen Versen fehlte es natürlich nicht an Bewunderern. Er schrieb hin und wieder einen Brief im freien Stil; sogleich fand Guarino denselben süßer denn Honig, weissagte dem trefflichen Schüler, er werde einst der Fürst der Fürsten sein, und pries sich selbst glücklich, daß er der Gehülfe so fruchtreicher Studien gewesen.[4]) Der Prinz liebte leidenschaftlich die

---

[1]) Blondus Ital. illustr. p. 354.

[2]) Ein Brief Poggio's an ihn in s. Opp. p. 344; ein andrer epist. 36. in Poggii Epistt. LVII.

[3]) Filelfo's Brief an ihn v. 28. Juli 1449.

[4]) Eine Reihe von 13 Briefen Guarino's an Lionello ist in Pez Thesaur. Anecdd. nov. T.V. P.III p. 154 sq. mitgetheilt. cf. epist. 3.

Jagd und wenn er seinem alten Lehrer, der das strapazante Vergnügen nicht mitmachen konnte, ein paar Fasanen, Wachteln oder gar einen Rehbock verehrte, schrieb er wohl noch ein paar freundliche Zeilen dazu; dann war der Hofgelehrte vor Freuden außer sich, dankte mit classischen Worten, die zum Lobe der Jagdlust gesagt sind, pries den Prinzen im scherzenden Ton als einen erhabenen Sieger und fühlte sich schon unsterblich durch den herrlichen Brief, dessen er ihn gewürdigt.[1]) Hielt Lionello einst eine Rede zum Lobe Cäsars, so sah Guarino in ihm schon einen zweiten Cäsar: „Ja, herrlicher Mann, eigne dir nur durch häufige Reden die Tugenden großer Menschen zu, mache dich vertraut mit ihnen, lobpreise sie, liebe sie, ahme sie nach!"[2]) Als Kaiser Sigmund den Prinzen im September 1433 zum Ritter geschlagen, erwiederte dieser die Gnade durch eine Dankrede, für die er von Guarino ein wahrhaftes Füllhorn voll der gesuchtesten Schmeicheleien erndtete.[3]) Jene Dankrede ist wohl das einzige Denkmal von Lionello's stilistischer Kunst, das auf uns gekommen ist; man wird es nicht auffallend finden, daß neuere Literatoren bei allem guten Willen die Schönheiten derselben nicht herausfinden konnten.[4]) Auch wird Lionello das Verdienst zugeschrieben, daß er zuerst die zwischen S. Paulus und Seneca gewechselten Briefe für untergeschoben erkannt habe,[5]) aber wir vermögen nicht ganz die Muthmaßung abzuweisen, daß dieser kritische Gedanke dem trefflichen Guarino zugehörte und Lionello nur aus Höflichkeit untergeschoben wurde. Der gute Alte bekennt sich offen zu dem horazischen Worte: Principibus placuisse viris non ultima laus est, er bringt es über sein philologisches Gewissen, die Principes als Fürsten zu deuten.

So mäßigt sich denn unsre Vorstellung von Lionello's humanistischer Bildung. In den Forsten und Jagdgehegen sich zu tummeln und bei den Hoffesten sich zu präsentiren, war doch wohl mehr nach seiner Neigung, als in alten Büchern nach der Weisheit vergangener

---

[1]) ibid. epist. 4. 6. 11. 13.

[2]) ibid. epist. 2.

[3]) epist. 1. v. 13. Sept. 1433, auch in den von Hier. Donzelinus herausg. Epistolae Principum etc. Venet., 1574. p. 386. Die Rede selbst bei Mittarelli Biblioth. codd. msc. Monast. S. Michaelis Venet. p. 665.

[4]) Selbst Tiraboschi T. V. p. 38 urtheilt: Questa orazione ci fa conoscere che sono esagerate alquanto le lodi che d'agli scrittori di que' tempi si danno all' eleganza dello stilo di Leonello.

[5]) *Tiraboschi* T. II. p. 277.

Zeiten zu forschen. Daß er sich gelehrig und gelehrt zeigen mochte, wenn eine geringe Anstrengung mit so reichlichen Schmeicheleien vergolten wurde, daß er allenfalls bei Tafel oder wenn er in seinen Parks spazierte, über ein antikes Modethemà plaudern hörte und mitplauderte, wollen wir immerhin glauben.[1]) Uebrigens zeigte er als regierender Markgraf keineswegs die Tugenden, deren man sich von Guarino's Schüler versehen hatte: er war ein strenger, hochmüthiger und bisweilen recht unfreundlicher Herr, und wenn er auch den alten Lehrer in Ehren hielt, wollte man doch finden, daß er an der fürstlichen Haupttugend, der Freigebigkeit gegen Literaten, seinem Vater nachstehe.[2])

Dagegen war sein Bruder und Nachfolger, Borso von Este, der Sohn Niccolo's von einer sanesischen Concubine, wieder ganz der gefeierte Mann und Liebling der gelehrten Schmeichelzungen. Er war so schön und heiter, so liebenswürdig und witzig; die Ferraresen, besonders die Frauen, verehrten ihn wie einen Gott. Im Reiten, Lanzenwerfen und Turnieren war er unvergleichlich, ferner ein gewandter Jäger wie sein Bruder, und bei Hoffesten nicht nur dem Range nach der Fürst. An Pracht und Eleganz in seinen Palästen konnte er sich mit Königen messen. Man hätte ihn für einen geistreichen Tollkopf und für einen unsinnigen Verschwender halten mögen, wenn er nicht auf der andern Seite als ein höchst gewitzigter Politiker und als vortrefflicher Geldwirth bekannt gewesen wäre. Er konnte viel ausgeben, weil er von seinen Vorgängern viel überkam und die Rechnungskammer in musterhafter Ordnung hielt. Er wußte mit Aufsehen freigebig zu sein. Seine Hofdichter und Hofgelehrten, aber auch berühmte Literatoren von auswärts erhielten zum Lohn ihrer Arbeiten und Huldigungen mitunter Geschenke, wie kein andrer Fürst sie gab, bis zu 1000 Dukaten.[3]) Aber gar zu oft scheint das nicht geschehen zu sein. Er ließ Bücher zusammenkaufen, aber der alte Guarino, der hiebei sein Geschäftsführer war, verstand sich durchaus nicht zu jedem geforderten Preise.

Lodovico Carbone gestand in der Leichenrede, die er Borso hielt, er habe aus der Rede, die süßer denn Honig seinem fürstlichen Munde

---

[1]) Joh. Ferrariensis ord. min. Excerpta ex Annalium Libris Ill. familiae Marchionum Estensium ap. Muratori Scriptt. T. XX. p. 457.

[2]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XII.

[3]) Tiraboschi T. V. p. 40.

entflossen, mehr gelernt als aus dem ganzen Cicero. Wir wissen nicht, was dieser Hofredner überhaupt gelernt hat, aber es läßt sich aus einem gleichzeitigen Schriftsteller, der auch in Borso's Diensten gestanden hat, erweisen, daß derselbe von der lateinischen Sprache ebenso wenig wußte als Francesco Sforza, wobei wir indeß die Gabe einer natürlichen Beredtsamkeit weder diesem noch jenem bestreiten wollen. [1]) Auch Biondo sagt uns offen, Borso habe wie sein Vater der Wissenschaften entbehrt. [2]) Der Genuß, den er den schönen Künsten abgewann, war ein beschränkter: er ließ sich vielleicht den Lancilotto vorlesen, besah die Illustrationen, die er von einem bolognesischen Künstler dazu hatte fertigen lassen oder ergötzte sich an den goldenen Beschlägen und Miniaturen seiner Bücher, die seine Bibliothek nicht weniger putzten wie ihn ein neues Hofkleid oder der herzogliche Titel, den er von Kaiser Friedrich kaufte. [3]) Wie Sforza an dem obengenannten Cicco Simonetta, so hatte Borso an Lodovico Casella, seinem Referendar, einen Hofrath für die literarischen Dinge, die er selbst nicht verstand, und der war auch für die Schöngeister die Brücke zur fürstlichen Gunst, der Referent über ihre feinlatinisirten Schmeichelworte.

Der Friede mit seinen Segnungen hat die ferraresische Dynastie befähigt, auch während des 16. Jahrhunderts in der Geschichte der tuscischen Poesie eine hervorragende Rolle zu spielen, aber dieser thatenlose Friede hat hier auch jene höfische Stickluft erzeugt, die das freie Talent beengte und hemmte und manche von der fürstlichen Gönnerschaft hervorgelockte Blüthe wieder verkümmern ließ.

Schon mehrmals ist auf die eigenthümliche Verkettung des dynastischen Interesse mit dem literarischen hingewiesen: wir fanden es bei den größeren Dynastien von Neapel und Mailand wie bei den Gonzaga und Este, diesen Principi, die unter günstigen Verhältnissen zu Markgrafen und Herzogen herangewachsen. Ein solches Emporkommen von Dynastien, die Folge der staatlichen Zerklüftung und des Condottierenwesens, ging besonders in den päpstlichen Vicariaten immer noch vor sich, und immer zeigt sich dieselbe Neigung, den unsicheren und hohlen Boden durch die mäcenatische Pflanzung zu befestigen. Manche der Aufstrebenden sind unterwegs verunglückt wie die Malatesta von

---

[1]) ibid. p. 42.

[2]) Blondus Italia illustr. p. 354.

[3]) *Tiraboschi* T. VI. p. 218.

Rimini und Cesena oder die Bentivogli in Bologna, andre stiegen glücklicher empor wie zumal die Montefeltri von Urbino. Wie diese Geschlechter zu den handgreiflichen Mitteln der Macht, zu Geld und Truppen, als drittes auch den literarischen Schimmer hegten, wie auch sie der Hofdichter und Verherrlicher nicht entrathen mochten, wollen wir in einigen beispielsweisen Zügen zeigen.

Am frühesten finden wir die Stelle eines Hofredners und Festpoeten bei den Carrara zu Padua besetzt und zwar durch Pier-Paolo Vergerio, den Schüler des Chrysoloras. Indem er zugleich das Amt eines Staatsschreibers versah, schrieb er seinen Fürsten zu Dank und Ruhm auch eine Geschichte ihres Geschlechts [1]) und sorgte durch Fest- und Leichenreden für ihre Verherrlichung.

Der nachmalige Fürst und dann Herzog von Urbino, Federigo di Montefeltro ist schon als Schüler des trefflichen Vittorino erwähnt worden, damals noch ohne Aussicht auf die Nachfolge im Fürstenthum, zumal da seine legitime Geburt mehr als zweifelhaft war. Dann warf ihn sein Schicksal ins Kriegerleben: er war Rottenführer im Heere Francesco Sforza's und hat auch Niccolo Piccinino gedient, noch als Fürst war er über dreißig Jahre lang Condottiere der Könige Alfonso und Fernando von Neapel so wie mehrerer Päpste. Unter seinesgleichen galt er für den einzigen, der Treue hielt, und zugleich für einen Meister in seinen Kriegsplänen und in der Disciplin seiner Banden. Aber das Feldlager vermochte nicht in ihm die Liebe zu den Wissenschaften zu ersticken, die ihm seine Schuljahre zu Mantua eingeflößt. Als ein Mann von Kopf baute er auf der guten Grundlage, die er dort in der lateinischen Sprache gelegt, mit Leichtigkeit fort. Von einem gewissen Lazzaro, dem er später zum Episcopat von Urbino verholfen, ließ er sich in philosophische und geschichtliche Studien einführen. Er las den Aristoteles, mit Vorliebe aber die Geschichtschreiber, die seinem Kriegerberufe näher zu stehen schienen, Livius und Sallustius, Curtius und Plutarchos. [2]) Als er einst Pius II, seinen Soldherrn, an der Spitze von zehn Reiterfähnlein nach Tivoli geleitete und im Sonnenschein die Schwerter blitzten, die Schilde und Helme er-

---

[1]) Vitae Principum Carrarensium ap. Muratori Scriptt. T. XVI. p. 114.

[2]) Vespasiano: Federigo Duca d'Urbino § 2. 22. Paulus Jovius Elogia virorum bellica virtute illustrium. Basileae, 1575. p. 167.

glänzten, sprach er mit dem gelehrten Papste über die Waffen der Alten, über den trojanischen Krieg, der ihm nicht sehr bedeutend erscheinen wollte, und dann konnten die Beiden über die Grenzen des sogenannten Kleinasien nicht einig werden.[1])

Ganz andern Neigungen als den kriegerischen gab sich Federigo daheim in seinem Urbino hin, wenn er den Panzer abgelegt. Er baute nach dem Muster der classischen Architectur. Seinem glänzenden Palaste fügte er eine ebenso prächtige Bibliothek bei, auf die er 40,000 Ducaten verwendet haben soll; dreißig bis vierzig Schreiber wurden in Urbino und in Florenz gehalten, um seinen Schatz von lateinischen, griechischen und tuscischen Büchern zu vermehren, der späterhin von Cesare Borja nach Rom entführt worden ist. Geschickte Maler ließ er sich aus Flandern kommen: die Wände seines Studirzimmers zierten die Bilder der alten Philosophen und Dichter und kirchlicher Autoren. Mancher Gelehrte und Dichter, zumal in Rom und Neapel, fühlte seine Freigebigkeit in reichlichen Geschenken.[2]) Er hatte seine kleine Hofakademie, die ihn als Meister in allen Künsten des Krieges und des Friedens ausrühmte und von seinem kriegerischen Rufe versicherte, daß er keine anderen Grenzen habe als den Lauf der Sonne.[3]) Zum Geschichtschreiber seiner Thaten hatte er sich den erwähnten Neapolitaner Porcello de' Pandoni ausersehen, der ihm als Secretär diente und allerdings kleine Begebenheiten mit altrömischen Farben zu einem Heldengemälde aufzutünchen verstand.[4])

Federigo's Nebenbuhler waren die Malatesta in Rimini und Cesena, gleich ihm Vicare des apostolischen Stuhles, ein hartes, im Kriege aufgewachsenes Geschlecht. Bei Carlo Malatesta von Rimini war einst (1409) Lionardo Bruni zum Besuch: er war verwundert, in dem gefürchteten Condottiere zugleich einen Fürsten zu finden, der Bücher las, Verse machte und eine so zierliche Hand schrieb, daß

---

[1]) Pii II. Comment. p. 131.

[2]) Vespasiano l. c. § 24. 27. Jac. Phil. Bergomas Supplementum Chronicarum. Venetiis, 1513. p. 188. Tiraboschi T. VI. p. 224. Die Abführung der urbinatischen Bibliothek nach Rom berichtet Jac. Ziegler Acta Paparum bei Ranke Deutsche Geschichte im Z. d. Ref. Th. VI. S. 127.

[3]) Pyrrhus Perottus im Proömium, mit dem er ihm die bekannte Cornucopia seines Oheims Niccolo Perotti widmete.

[4]) Raphael Volaterr. Lib. XXI. Tiraboschi T. VI. p. 1054.

er hätte Copist werden können. Bruni wurde wohl aufgenommen, er aß mit dem Fürsten, ging mit ihm auf die Jagd, und wenn sie spät am Abend heimkehrten, vertrieben sie die Zeit mit wissenschaftlichen Disputationen, die oft mit hartnäckigem Schreien geführt wurden. [1]) Uebrigens galten diese Malatesta als ungehorsame Vasallen und Feinde der Kirche, gegen die Pius II einen Vernichtungskrieg führte. Damals war Ghismondo Pandolfo ihr Haupt, der wilde, trotzige Herr von Rimini, einst (1453) Obergeneral der florentinischen Armee; er leugnete die Unsterblichkeit der Seele, die Kirche brandmarkte ihn als Ketzer und nannte ihn einen verlorenen Sohn. Auch dieser Herr hatte seine Hofgelehrten und Hofdichter, wenn auch nur Größen zweiten Ranges. In der Kirche S. Francesco zu Rimini ruhten ihrer mehrere, die er mit besonderer Ehre hier beisammen bestatten ließ. Porcello verweilte eine Zeit lang bei ihm; er trieb sich nämlich als ärmlicher Poet unstät umher, seitdem er, wir wissen nicht warum, den neapolitanischen Dienst verlassen. Basinio da Parma besang in eleganten Hexametern die Kriegesthaten Ghismondo's und dessen Concubine Isotta, welche auch Porcello in seinen Versen feierte. [2]) Auch in Rimini erhob sich eine Bibliothek und man trieb hier Künste des Friedens, die zu dem rauhen Soldatensinne des Fürsten in wunderlichem, aber doch nicht unbegreiflichem Verhältniß standen. [3])

Sein Bruder, der apostolische Vicar zu Cesena, Malatesta Novello de' Malatesti, stand auch nicht im Rufe der Frömmigkeit und Friedlichkeit. Doch war er den Schöngeistern gleichfalls zugänglich; wir sehen, wie Poggio ihn umschmeichelt und ihm einige seiner Werke zusendet. [4]) Als er im Jahre 1448, durch eine Krankheit betroffen, für das Heil seiner Seele etwas thun zu müssen meinte, erbaute er dem h. Franciscus zu Ehren bei dessen Kloster eine Bibliothek und zwar in Form einer Basilika mit einer Doppelreihe korinthischer Säulen. Er sorgte nicht nur für die nöthigen Bücher, sondern setzte auch eine jährliche Summe von 300 Goldgulden aus, theils zur Erhaltung des Instituts, theils zur Unterstützung der Magister und Doctoren,

[1]) Leon. Bruni epist. III, 9. VI, 7. ed Mehus.

[2]) Poggii epist. 91. Porcellio im Spicileg. Roman. T. X.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 224. 1341.

[4]) Poggii epist. 20. 21. l. c.

der Pfleger der freien Künste sowohl wie der Theologen, damit sie in demselben ihren Studien obliegen könnten. [1])

Mit allen diesen kleinen Tyrannen trieb ein Filelfo seinen Unsterblichkeitshandel, bei ihnen allen vertauschte er den durch seine Feder gesicherten Nachruhm gegen reellere Objecte. Im Jahre 1459 reiste er von Mailand nach Rom, um sich und ein paar seiner Söhne dem neuen Papste Pius vorzustellen. Er kam nach Mantua zu Markgraf Lodovico, der ihn „mit Freuden sah und aufs reichlichste aufnahm" und dafür ein in seiner Persönlichkeit und in seiner Humanität ganz ausgezeichneter Fürst genannt wurde. Dann zu Herzog Borso von Ferrara, von welchem er „herrlich beschenkt" wurde; zum Danke verkündete er der Welt in seinen ewigen Briefen, dieser Fürst sei wahrlich werth, daß keine Nation und keine Nachwelt von ihm schweige, denn er sei mit jeglicher Tugend begabt, vor allen aber mit Geisteshoheit und Freigebigkeit, jenen beiden Eigenschaften, die berühmte Fürsten durchaus besitzen müßten. In Cesena wurde er von Malatesta Novello „nicht minder königlich als philosophisch aufgenommen"; in Rimini empfing ihn Ghismondo Pandolfo Malatesta „aufs ehrenvollste und freigebigste und bewies ihm alle Liebesdienste", wofür er denn als ein Mann von ungeheurem und durch und durch humanem Geiste, von großen und unzähligen Tugenden gepriesen wurde. Bei Fossombrone traf er zufällig auf Giacomo Piccinino, den Söldnerführer, dieser schickte einen Vertrauten zu ihm ins Gasthaus, ließ ihn grüßen, wechselte am folgenden Tage mit ihm die freundlichsten Worte, „erwies ihm ein ausgezeichnetes Wohlwollen und verabsäumte keine Pflicht der Humanität und Güte". Filelfo, der sich rühmte, an Dankbarkeit solle ihn nicht leicht jemand übertreffen, nannte ihn dafür einen Theseus an Körperstärke, an Kraft und Klugheit des Geistes einen Alciden. [2])

Wir dürfen wohl behaupten: es gab in Italien keinen Fürsten, dem ein Filelfo nicht mit Schmeicheleien und Huldigungen beizukommen wußte, von dem er nicht Gefälligkeiten und Geschenke empfing. Selbst die kleinen Potentaten des Nordens, die von dem literarischen Schwindel am meisten verschont blieben, ihm entgingen sie nicht. Wir wüßten es nicht zu beweisen, daß die Markgrafen von Monferrato sich beson-

---

[1]) Wadding Annal. Minor. T. VI. (Lugduni, 1648) p. 135. 136. Blondus Ital. illustr. p. 344.

[2]) Nach Filelfo's Briefen vom 5—22. Januar 1459.

ders um die Wissenschaften gekümmert hätten. Wenn aber Filelfo dem Markgrafen Giovanni IV seine Liebe und Ehrfurcht bezeugt, so war damit die Angel ausgeworfen; wenn er ihm für bewiesene Wohlthaten dankt, ihm eines seiner Werke zusendet und ihn den freigebigsten von Allen nennt, so war folglich der Fisch gefangen.[1]) In Turin bei Herzog Lodovico von Savoyen, von dem wir gleichfalls keine mäcenatische Handlung zu berichten wüßten, brachte Filelfo seinen ältesten Sohn Gian-Mario als Verwaltungsbeamten unter, einen liederlichen Burschen, der seinem Vater zwar nicht an Gelehrsamkeit, aber im Talent der Unverschämtheit gleichkam; der Herzog von Savoyen hat ihm den Dichterlorbeer ertheilt.[2])

Scheiden wir von der höfischen Sphäre die politische, so müssen wir doch zugestehen, daß die Hofgelehrten und Hofdichter auf letztere wenig Einfluß geübt haben. Als Verehrer einer längst entschwundenen Zeit waren sie im Grunde alle, was man zu unserer Zeit mit dem Namen Doctrinärs bezeichnen würde. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen, wenn einige von ihnen sich einer bestimmenden Autorität bei ihrem Fürsten rühmten, wenn sie mehr mit dem Titel als mit dem Amte von Secretären und Staatsräthen geziert oder mit der Abfassung politischer Schriftstücke beauftragt wurden, in denen der Kern der Sache niemals lag, die gewöhnlich nur ein prunkendes Manifest an die Mitwelt oder an die Nachwelt waren. Jene Politik, die wir mit dem Namen eines Humanisten, des florentinischen Staatscanzlers, zu bezeichnen gewohnt sind, hat lange vor dem Auftauchen des Humanismus und zu allen Zeiten existirt. Höchstens mögen wir zugestehen, daß wo die Kunst des Wortes eifriger gepflegt wird, auch der Gegensatz zwischen Wort und Gesinnung greller hervortritt, daß wackere Offenheit da um so bitterer vermißt wird, wo die tönende Phrase sie zu ersetzen sucht. Auch ist unleugbar, daß mit den Höfen immer zugleich der staatliche Verband demoralisirt wird und eine Demoralisation ist es doch gewiß, wenn Schmeichelei und Heuchelei der Modeton werden, wenn ein falscher Schimmer die Eitelkeiten des Herzens nährt. Aber trotz diesen mittelbaren Zusammenhängen dürfen wir behaupten, daß das reale Le-

---

[1]) Filelfo's Briefe an ihn v. 15. Mai 1454, v. 2. Juni 1459 u. a.

[2]) Rosmini Vita di Franc. Filelfo T. III. p. 91, wo Sassi und Tiraboschi widerlegt werden, die Gian-Mario Filelfo durch König René von Anjou zum Dichter gekrönt werden lassen.

ben des monarchischen Staates, der einmal auf dem täglichen Bedürfniß und auf der nüchternen Nothwendigkeit beruht, vom Humanismus, der eine spirituelle Richtung ist, nicht allzu sehr bedingt wurde. Hier bildet die florentinische Republik, in welcher Humanismus und Staatskunst sich so innig verbrüderten und ihre schroffen Forderungen durch einander ausglichen, den entschiedensten Gegensatz, und schon dadurch ließe sich erklären, warum in Florenz das gelehrte Treiben ein ungleich gesunderes war und ungleich reichere Früchte trug.

Fünftes Buch.

Der Humanismus an der päpstlichen Curie. Das Zeitalter Nicolaus' V. Die hellenistischen Studien.

Jetzt ist darzulegen, wie sich der Humanismus an der römischen Curie eingebürgert hat. Wir dürfen nicht erst sagen, daß von den Herren des Kirchenstaates hier die Rede nicht ist, daß wir das Eindringen des neuen Geistes in die gewichenen Fugen der Hierarchie zu betonen und die endliche Zertrümmerung dieses stolzen Gebäudes durch das neubelebte Alterthum wenigstens in der Fernsicht zu zeigen wünschen.

Die hierarchische Kirche beanspruchte Geist und Gemüth wie die Wissenschaft und wie ihre schöne Schwester, die Kunst: so bot sie denn einen Kampfplatz, auf welchem sich die Kräfte messen mochten, die Kräfte nämlich eines erkalteten, zum Formalismus ausgehöhlten Glaubens und eines jugendlichen, mit sinnlichem Reiz und mit kritischer Schärfe gerüsteten Unglaubens, einer starren systematischen Moral, wie sie von der Canzel und von der scholastischen Katheder herab gelehrt, und einer spielenden üppigen Frivolität, wie sie von den Dichtern des römischen Alterthums gelernt wurde. Der Hof von Rom war einmal das Centrum der Hierarchie und hatte neben der staatlichen eine ungleich bedeutendere geistige Mission. Wenn hier das Alterthum und seine Verehrer eindrangen, blieben sie kein bloßer höfischer Ausputz. Hier mußte das neue Element in Mark und Bein dringen wie ein Gift, welches zwar für kurze Zeit ein scheinbar erregteres Leben erzeugen kann, aber den Organismus doch in seiner kostbarsten Lebenskraft

verzehrt. Der Strenge ihrer Grundprincipien gemäß hätte die Hierarchie das Heidenthum, in welcher Gestalt es sich auch zeigte, von sich fern halten und verfolgen müssen. Aber bald, wie wir sehen werden, war es das Bedürfniß, bald die Sorglosigkeit der Curie, die das heidnische Ferment an sie lockte und in ihren Schooß einführte. Durch Priester endlich, die selber das neue Studium eifriger liebten als die Kirche, hat sich der Humanismus als Sieger auf den apostolischen Stuhl geschwungen.

Das große Schisma, welches auf den Glauben untergrabend einwirkte, hat auch den Jüngern des neubelebten Alterthums zuerst den Eintritt in die Curie und in die Kirche geöffnet. Es bedurfte der Kampfmittel, und die Päpste waren in der Wahl derselben nicht allzu gewissenhaft und peinlich. Im Streite gegen die weltliche Macht und noch gegen Ludwig den Bayern hatten sie sich ausschließlich kirchlicher Geister, gelehrter Bischöfe und Mönche bedient, um ihre Angriffs- und Vertheidigungsschriften abzufassen. Diese waren denn auch außerhalb der Kreise, die sie zunächst berührten, wenig verbreitet gewesen und für ein größeres Laien-Publicum nicht einmal von Interesse. Ein solches folgte blindlings dem Landesherrn oder wenn es Partei nahm, geschah es ebenso aus blindem Instinct, ohne den Drang, mit Gründen für und wider streiten zu können. In ganz andrer Art wirkte das Schisma auf die Gemüther: man wollte sich klar werden über das Recht dieses oder jenes Papstes, weil man von der Wahl das Heil der Seele abhängig wähnte, und doch schwankte man zwischen ihnen oft ohne Leidenschaft und Vorurtheil, wenn diese nicht etwa durch nationale Sympathien hervorgerufen wurden. Darum treten seitdem die Magister und Doctoren, die Chorführer der scholastischen Kathederweisheit lebhaft in den Kampf. Von den Hochschulen gingen während des Schisma die meisten Streitschriften aus, immer noch schwerfällige Conglomerate und nur dem Gelehrten verständlich. Je länger der Kampf zwischen den italienischen und französischen Päpsten andauerte, je eifriger und scandalöser er geführt wurde, je ungeduldiger und erregter die andern Nationen wurden, desto mehr trat für die Kämpfenden das Bedürfniß hervor, energischer auf ein erweitertes Publicum einzuwirken, und das geschah durch faßlichere, ans Herz greifende Parteischriften. Damals nun zeigte sich zuerst die Gewalt des studirten Stils über die Gemüther der Lesenden: er wußte ihnen zu schmeicheln und sie zu entzünden. Was natürlicher, als daß die Päpste sich nach den Humanisten umsahen,

die jene Künste den alten Rednern abgelernt, die meistens brodlos und weil sie dem Alterthum ganz ergeben, gegen die Zeitinteressen gleichgültig waren, auch parteilos, sich ohne Mühe und Widerstreben in Sold und Dienst nehmen ließen. [1])

Den Humanisten an der Curie zu situiren, hatten die Päpste ein einfaches Mittel: sie gaben ihm ein Secretariat in der Cancelei. Das war ein Amt, welches sonst um guten Preis, wohl um 700 Gulden, gekauft wurde, es nährte den Mann und seine Familie, gab dem Fleißigen und Geschickten Gelegenheit zu erheblichen Nebeneinnahmen, es eröffnete ihm, wenn er sich zum geistlichen Stande entschloß, Aussicht nicht nur auf die fettesten Pfründen, sondern auch auf die höheren kirchlichen Würden. Mancher Cardinal begann seine Laufbahn als bescheidener Scriptor in einer der apostolischen Curien. Indeß hatten die meisten Secretäre, auch wenn sie das Amt kauften, doch einige Jahre sich mit dem kanonischen Recht abgegeben. Sie standen sich überhaupt nicht gleich: zu Ansehn und Wohlstand gelangten gemeinhin nur die gewandten Juristen, die sich den Prälaten hier und dort nützlich zu machen, die Breven selbstständig abzufassen und allerlei Winkeladvocaturen zu führen verstanden. Der einfältige Copist, der nur gerade die gewöhnlichsten Formulirungen gelernt, blieb auch zeitlebens ein subalterner Beamter.

Trat nun der Humanist in die Secretarie, so stand ihm ein doppelter Weg offen: entweder er arbeitete sich ganz in die Geschäfte hinein und stand dann gewöhnlich an Einnahmen und Achtung hoch über seinen Collegen, oder er übernahm nur die Abfassung einzelner Schriftstücke, der bedeutenderen, an Fürsten oder hohe Prälaten gerichteten Breven, der Ausschreiben und Streitschriften, und zog sich übrigens von den laufenden Geschäften zurück. Der letztere Fall war gewöhnlicher: der Schüler Cicero's entschloß sich schwer, seinen Geist, den er zu besseren Dingen berufen meinte, in dem eintönigen Formelkram abzumüden und wie ein gemeiner Curiale Tag und Nacht in dem langweiligen Verwaltungsmechanismus zu arbeiten. Aber je weniger Arbeit er übernahm, desto schmaler war freilich auch sein Verdienst. Wir fin-

[1]) So schrieben, um nur zwei Beispiele anzuführen, Lionardo Bruni die erste Encyklika für Gregor XII (Bruni epist. II, 4. ed. Mehus), Poggio eine Reihe von Breven Eugen's IV gegen das basler Concil (Poggii epist. 93. im Spicileg. Roman. T. X.

den manche unter ihnen, die wie freie Leute an der Curie lebten und mehr auf den Erwerb von Pfründen oder Lehrhonoraren bedacht waren, ja wohl ganz davongingen und in Florenz oder anderswo den Titel eines apostolischen Secretärs führten. Bis auf diejenigen Päpste, die gleich den weltfürstlichen Mäcenen vom Hofgelehrten wenig verlangten und ihn doch reichlich belohnten, war das Schreiberamt nur ein nothdürftiges Unterkommen der Humanisten und behagte wenig ihrem Freiheitssinn.

Schon Petrarca war ein Secretariat von mehreren Päpsten angetragen worden, [1]) aber er mochte seiner Freiheit nicht die Flügel binden, sein Sinn strebte dahin, „sich über das Volk zu erheben“, er sah mit Achselzucken „auf die Heerde jener, die Schreiber des Papstes genannt werden und von denen wir wissen, daß sie mehr mühsame Arbeiter als geistvolle Menschen sind.“ [2])

Längere Zeit blieb die Stellung derjenigen Humanisten, die sich zu einem Curialamte bequemt, eine schwankende und zeitweise. Meist nur mit Widerstreben beugten sie den Nacken unter das Joch und blieben in demselben nur, wenn die Sorge für Weib und Kind sie fesselte und bis sich ihnen eine willkommenere Existenz darbot. Dazu kam während des Schisma noch die Unsicherheit der Einkünfte, die mit den Aussichten und der Obedienz eines jeden Papstes stiegen und fielen. Selbst die französischen Päpste suchten Secretäre aus dem schöngeistigen Italien nach Avignon zu ziehen, und der tuscische Stamm galt für den fähigsten in der Wissenschaft wie im Geschäft, aber der Tuscier entfernte sich auch am wenigsten gern von dem gebildeten Freundesumgange seiner Heimath.

Zanobi da Strada, der gekrönte Dichter und Freund Petrarca's, erscheint als der erste seinesgleichen, der als apostolischer Protonotar und Abbreviator Innocenz VI diente; fortan ließ er die Poesie und wurde unter den Geschäften ein reicher Mann. [3]) Dann hören wir, daß Coluccio Salutato eine Zeit lang unter Urban V, vielleicht auch noch unter Gregor XI als apostolischer Secretär arbeitete [4]); wie anders stand er dann als florentinischer Canzler da! Einer seiner

---

[1]) Epist. rer. senil. I, 1. 2. 3.

[2]) Epist. rer. senil. XV, 6 (Opp. p. 1058).

[3]) Fil. Villani Vite d'uomini illustri Fiorentini ed. Mazzuchelli p. 8.

[4]) Petrarca epist. rer. senil. XI, 4. Mazzuchelli zu Fil. Villani Vite etc. Prefaz. p. 20.

Jünger und Schüler des Chrysoloras, Giacomo d'Angelo da Scarparia trat unter Alexander V in die Cancelei, widmete diesem Papste seine Uebersetzung der ptolemäischen Kosmographie, bekleidete sein Amt auch noch unter Johannes XXIII, ist aber im jungen Alter gestorben. [1])

Als Poggio 1452 nach seinem Florenz zurückging, um hier nun bis an sein Ende zu bleiben, konnte er sich rühmen, daß er der römischen Curie fast fünfzig Jahre lang gedient. [2]) Schon ein Decennium früher hatte er mehr als fünfzig Cardinäle an der Curie hinsterben gesehen, [3]) er durfte sich den ältesten Curialen nennen, auch ist sein Treiben an der Curie in mehr als einer Beziehung denkwürdig. Als ein junger Mann trat er unter Bonifacius IX in das Amt der Secretarie, etwa 1402, und blieb in demselben unter sieben seiner Nachfolger, obwohl er nur periodenweise die Last der Geschäfte auf sich nahm. In der Geschichte des Schisma stoßen wir auf so manches Curialschreiben, dessen Signatur seinen Namen aufweist. Gerade eine so schnelle und gewandte Feder, eine so lebhaft-eindringliche Redeweise, ein solches Talent zu lästern und lächerlich zu machen, wie er sie besaß, war jenen Päpsten höchst willkommen. Als es Johannes XXIII, den er nach Costnitz begleitet, hier übel ging, reiste er auf Bücherjagd in den benachbarten Klöstern umher und ging dann für längere Zeit nach England hinüber. Es scheint überhaupt, daß er sich an sein Amt und an den Aufenthalt der Curie wenig gebunden fühlte, er verließ sie und kam wieder, wie es ihm behagte. Als er aus England nach Italien zurückkehrte, nahm er unter Martin V sein Secretariat wieder auf, aber man sieht, daß das Amt schon nicht nach seinem Geschmacke war, daß er eine florentinische Professur mit 600 Gulden Jahresgehalt vorgezogen hätte; denn er wollte „ein freier Mann sein, nicht ein öffentlicher Sclave." [4]) Stets fand er zu klagen, daß man ihn nicht halte und belohne, wie ein so geschickter Literat und ein so verdienter Veteran an der Curie es wohl erwarten könne. [5])

Wir kennen Poggio bereits als wüthenden Kämpfer auf der literarischen Arena, als pomphaften Lob- und Leichenredner, als Bücher-

---

[1]) Mehus Vita Jacobi Angeli vor Leonardi Dathi Epistt. recens. Mehus. Florentiae, 1743.

[2]) De miseria conditionis humanae Liber I. in princip. (Opp. p. 88).

[3]) Orat. in funere Cardinalis S. Crucis ad. fin. (Opp. p. 269).

[4]) Seine Briefe an Niccoli unter denen des Ambr. Travers. XXV, 38. 39. 44.

[5]) z. B. Opp. p. 5. 32. 292.

sucher und Sammler alter Kunstschätze und als behaglichen florentinischen Canzler. An der Curie, in Rom sind es wieder andre Seiten dieses vielgestaltigen Mannes, die der Erwähnung werth scheinen.

Zunächst gedenken wir eines Verzeichnisses der altrömischen Bauwerke, welches Poggio nach eigenen Anschauungen und Untersuchungen entworfen.[1]) Er war der Erste, der sie mit feurigem Interesse betrachtete und zugleich als gelehrter Alterthumsforscher zu deuten wußte; denn von Cola di Rienzo und Petrarca darf man behaupten, daß sie auf diese Trümmer der alten Römerwelt mehr mit verehrendem Staunen als mit eindringendem Verständnisse geschaut. Die geistlichen Herrscher der Weltstadt und ihr Stadtadel sahen in den ehrwürdigen Monumenten wenig mehr als Steine, die sich zu Bauten und Fortificationen brauchen ließen. Das gemeine Volk von Rom zeigte wenigstens eine schwache Ahnung von der Bedeutung dieser Kaiserbauten, wenn seine Meinung war, sie seien von bösen Geistern aufgeführt worden. Für Poggio aber sprachen diese zertrümmerten Tempel und Hallen, Thermen und Theater, Wasserleitungen und Thore, Paläste und Triumphbogen, sie kündeten ihm dasselbe wie die Schriftsteller der alten Römer. Eifrig sammelte er in Rom selbst und auf Ausflügen in die Umgegend, Gebüsch und Schutt durchstöbernd, Inschriften, Marmorbüsten und was er sonst von Alterthümern erreichen konnte. Die Inschriften hat er in einem kleinen Buche zusammengestellt, [2]) welches verloren scheint und doch der Wissenschaft ungleich mehr nützen dürfte als die Sammlung Ciriaco's des Anconitaners. Obwohl er, sagt Poggio, seit seinen jungen Jahren in Rom gelebt, komme hier doch Alles seiner Bewunderung täglich neu vor und er erhole seinen Geist bei dem Anblick dieser Bauten. [3]) Kamen gelehrte Freunde nach Rom, so führte er sie herum und wies ihnen die stummen Zeugen der geschwundenen Größe. [4]) Ein tiefes Gefühl und eine reiche Gedankenwelt gingen ihm auf, wenn er auf einem Marmorblocke der tarpejischen Burg zwischen zerbrochenen Säulen

---

[1]) Lib. I. Historiae de varietate fortunae ed. Dom. Georgio. Acc. ejusd. Poggii Epistolae LVII. Lutet. Paris., 1723. Ein Stück aus dem ersten Buche steht als Urbis Romae Descriptio auch in seinen Opp. edit. cit. p. 131.

[2]) Hist. de variet. fort. p. 9. Vergl. s. Brief an Niccoli unter denen des Ambros. Travers. XXV, 42.

[3]) Brief Poggio's an Bart. Fazio bei dessen Werk de vir. illustr. ed. Mehus p. 96 und als Poggii epist. 74. im Spicileg. Roman. T. X.

[4]) *Ambr. Travers.* epist. VIII, 42.

saß und das Capitol anschaute, das einst von Virgilius besungene, wie es jetzt von Disteln und Dornen umwachsen war, und wenn er sich zurückrief, was einst Gajus Marius auf den Trümmern von Karthago empfunden. Das ungeheure Rom zu seinen Füßen erschien ihm wie der verwesende Leichnam eines Giganten, die Herrin der Welt als zu elender Knechtschaft herabgewürdigt. [1])

Dieses Gefühl, an sich machtlos, hat doch seit jener Zeit der Zerstörung jener edlen Reste Einhalt geboten. Man fing an sich zu fragen, wo einst das alte Rom zu suchen sein werde, wenn noch einige Jahrhunderte lang die gemeine Freibeuterei ihren barbarischen Eigennutz an jenen Marmortrümmern üben dürfe. Ein nachmaliger Papst, der also in die Lage kam, schonen und erhalten zu können, hat diesem Gefühl im Anblicke Roms Worte zu geben versucht. [2])

Derselbe Poggio war dann wieder die Seele der Gesellschaft, wenn im vertrauten Freundeskreise der kecke Witz, die ausschweifende Frivolität ihr Spiel trieben. In einem abgelegenen Theile der Curie selbst versammelten sich, lag die Arbeit des Tages hinter ihnen, die feinen und witzigen Köpfe, um sich für die trockenen Canceleigeschäfte in den freien Spielen des Genius zu entschädigen. Dann wurde geschwatzt und gelacht, auch wohl getrunken, Späße und Tollheiten wurden erzählt, niemand geschont, ja Seine Heiligkeit Papst Martin V mußte gewöhnlich als der erste herhalten. Da waren Antonio Loschi, der hier die Grammatik und den Cicero vergaß und nur seinen köstlichen Humor walten ließ, da war der Dichter Agapito Cenci de' Rustici, ein junger Mann voll Scherz und Lebenslust, der später Bischof wurde und wohl noch den rothen Hut auf seinem Haupte getragen hätte, wäre Papst Pius II, sein Gönner, nicht allzu früh gestorben. [3]) Als

---

[1]) Hist. de variet. fort. p. 5.

[2]) In mehreren Codices, z. B. im Cod. lat. 215. fol. 53 der münchener Hofbibl. fand ich folgende Distichen des Aeneas Sylvius:

> Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas,
> Ex cujus lapsu gloria prisca patet.
> Sed tuus hic populus muris defossa vetustis
> Calcis in obsequium marmora dura coquit.
> Impia ter centum si sic gens egerit annos,
> Nullum hic indicium nobilitatis erit.

[3]) Vergl. über ihn Campanus Vita Pii II ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 984. Pii II Comment. p. 100. 196. 329. Ughelli Italia sacra T. I. p. 384. 610. Merkwürdig ist, daß Vespasiano in der kleinen ihm gewidmeten

Held aber im Erzählen schnurriger Geschichten wird neben Poggio ein gewisser Razello von Bologna bezeichnet, der uns übrigens unbekannt ist. Um welche Dinge sich das Gespräch bewegte, lernen wir aus den „Facetien" Poggio's, der diese Anekdoten zu sammeln und in zierlichem Latein wiederzugeben für würdig hielt. Sie handeln also von liederlichen Cardinälen und zudringlichen Beichtvätern, von hörnertragenden Ehemännern und lüsternen Weibern, von dummen Pfaffen und geilen Franciscanern, von klugen und albernen Aerzten, von Dante und Filelfo, von Dirnen und unerfahrenen Mädchen, von dummen Bauern und witzigen Spaßvögeln. Es sind feine Aussprüche und unschuldige Scherze darunter, aber es sind der Mehrzahl nach Ehebruchscandäle und plumpe Obscönitäten, eine bunte Sammlung von Geschichten, wie eben im Kreise lockerer Menschen eine die andre hervorruft, wie sie bald aus der Tradition und dem gemeinen Leben gegriffen, bald bei heiterer Laune erfunden werden. Das war die Abendunterhaltung der apostolischen Secretäre, aus deren Feder die feierlichen Bullen und die ernsten Breven hervorgingen. Bugiale, die Lügenfabrik, nannten sie ihre lustige Gesellschaft, die im Lateran ihr Wesen trieb und die Kirche wie die Welt in gleicher Weise zu Objecten des Humors machte.[1])

Hätte Poggio in diesem Treiben etwas Anstößiges gefunden, so hätte er es sich leicht ersparen können, davon zu erzählen. Als Humanist freute er sich des Witzes und der leichten Genialität, ohne sich um Kirche und Moral zu kümmern, gleichwie er beim Niederschreiben der Facetien sich freute, daß auch die Darstellung solcher kleinen Leichtfertigkeiten der lateinischen Eloquenz möglich sei.[2])

Das Beispiel Poggio's zeigt ferner, wie völlig ohnmächtig die vormaligen Beherrscher der öffentlichen Meinung, die Bettelmönche, bereits gegen die modernen Literatoren waren. Gegen Lorenzo Valla machte die Inquisition noch einen Versuch. Poggio blieb in Rom unangefochten. Wie leicht hätte sich eine Reihe von ketzerischen Sätzen aus seinen Schriften zusammenstellen lassen, wie leicht wäre es gewesen, seinen durch und durch heidnischen Sinn aufzudecken! Die Mönche, die er in fast jeder seiner Schriften — wir kommen darauf noch ein-

---

Vita (Spicileg. Roman. T. I. p. 672) ihn gerade als einen einsylbigen und frostigen Menschen schildert.

[1]) Poggius in Conclusione Libri Facetiarum (Opp. p. 491). Er selbst erklärt Bugiale durch mendaciorum veluti officina.

[2]) *ibid. Praefat.* (Opp. p. 420).

mal zu sprechen — mit galligem Humor verhöhnte, mußten sich damit begnügen, vereinzelt und privatim auf ihn zu schmähen, während Poggio, der Meister in dieser Kunst, es ihnen wieder öffentlich und insgesammt vergalt. Schrieen sie ihn als einen Feind des Glaubens und Verfolger der Gläubigen aus, so sprach er mit der tiefsten Verachtung von dem blinden täppischen Pöbel, der nur das Geschrei beschränkter Mönche verstehe, nicht aber die erhabene Weisheit des Alterthums. Sich aber offen zur Partei dieses „Pöbels“ zu bekennen, hätte sich jeder honette Mann an der Curie, jeder Prälat geschämt. So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn Poggio selbst mit Mönchen aller Art, vom Camaldulensergeneral Traversari bis auf einfache Minoritenbrüder herab, in freundschaftlichstem Verkehr blieb.

Es mag auffallend erscheinen, daß Poggio als ein Diener der Hierarchie so rücksichtslos gegen die treuesten Vorkämpfer der Hierarchie zu Felde zog. Das war aber eben sein persönliches Vergnügen, er fühlte sich ihnen gegenüber nur als der gebildete Mann. Wie albern würde es sein, ihn nach einem vielbeliebten und vielmißbrauchten Ausdrucke zu den „Reformatoren vor der Reformation“ zu rechnen! Was kümmerte ihn die Kirche, die Religion? Das Amt, welches ihn nährte, war ihm ein zufälliges Nebending und hatte mit seinem humanistischen Berufe nichts gemein, als etwa daß er hier wie dort die Feder führte und an kirchlichen Schriftstücken wie an weltlichen seinen Stil übte. So ist denn Poggio, der erste Humanist, der sich zum dauernden Leben an der Curie bequemte, sogleich ein lebendiges Bild des Widerspruches, der zwischen dem classischen Alterthum und der Hierarchie unausgleichbar obwaltete und nur wegen der Gleichgültigkeit der Humanisten gegen Religion und Kirche auf der einen und wegen der gesunkenen Energie der letzteren auf der andern Seite nicht zu feindlichem Ausbruche kam. Wir gehen weiter und beobachten in der Vermehrung des humanistischen Personals, welches sich in Rom zusammenfand, das vorschreitende Eindringen des Alterthums in die Glieder und den Körper der Hierarchie.

Durch Salutato's, des florentinischen Staatscanzlers, und Poggio's Vermittelung wurde der junge Lionardo Bruni nach Rom gerufen. Am 24. März 1405 traf er ein und erhielt durch Papst Innocenz VII ein apostolisches Secretariat. [1]) Er hat es dann unter Alexander V

[1]) Leon. Bruni epist. I, 1. 3. rec. Mehus. Salutati epist. I, 2. ed. Rigacci.

und Johannes XXIII verwaltet, weil er von Hause arm war und ein Unterkommen suchen mußte. So lange letzterer Papst in Rom war, gab es für seine Beamten genug Gelegenheit, Pfründen und Geld zu erwerben. Aber seine traurige Lage zu Costnitz wirkte auch auf die Curialen zurück. Bruni wurde hier sein Amt, dessen Arbeiten ihn längst gelangweilt, völlig verleidet, er zog sich zu seinen florentinischen Freunden zurück und war, als Papst Martin V nach Florenz kam, nicht zu vermögen, ihm wieder nach Rom zu folgen. [1])

Nicht ohne bleibende Bedeutung war der Eintritt des Antonio Loschi in die Cancelei unter Gregor XII. Er blieb bis zu seinem Tode, der erst unter Nicolaus V zwischen 1447 und 1450 erfolgte, [2]) zugleich seinem Secretariat und seiner Muse getreu. Seine Briefe im heroischen Versmaß und seine Epigramme umfassen acht Bücher, am bekanntesten ist er durch seinen vielgebrauchten Commentar zu eilf ciceronischen Reden geworden. Loschi nun verfaßte ein neues Formelbuch für die curialen Geschäfte und suchte in diese die tullianische Schreibart einzuführen, [3]) wie zur gleichen Zeit Salutato sie wirklich von der florentinischen Cancelei aus in die Diplomatie einführte. Zwar hat Loschi's Unternehmen die Schwierigkeiten nicht überwinden können, welche der juristische Charakter der Canceleiformeln mit sich brachte, aber unverkennbar ist doch ein Aufschwung der Latinität in denjenigen Documenten, die seit jenen Zeiten von der Curie ausgingen und die ihrer Natur nach an die alte Gerichtsform weniger gebunden waren.

Mit Martin V, dem zu Costnitz erhobenen Colonna, waren seine Curialen insofern zufrieden, als es unter ihm wieder reichliches Geldverdienen für sie gab. Im Kirchenstaat herrschte endlich wieder Frieden und Gehorsam, in Rom Sicherheit, in der Kirche nach den Wirren des Schisma und den Stürmen des Concils Einheit und Obedienz. Nachdem sie einige Zeit vergeblich sich gesträubt, ließ die abendländische Christenheit wieder ruhig ihre Säckel von den römischen Canceleien

---

[1]) Mehus Vita Leon. Bruni vor seiner Ausgabe der Briefe P. I. p. XLIV. Vespasiano: Lionardo d'Arezzo § 1. Poggii Orat. in funere Leon. Arretini bei Mehus l. c. p. CXX.

[2]) v. Tiraboschi T. VI. p. 1333.

[3]) Facius de vir. illustr. p. 3: Scripsit item exempla quaedam et veluti formulas, quibus Romana Curia in scribendo uteretur, quae etiam ab eruditissimis viris in usum recepta sunt.

brandschatzen und für die Canceliſten war es „ein goldenes Zeitalter.“ [1]) Die Person des Papstes war ihnen daher ziemlich gleichgültig. Man erzählte sich von seinem Geize die wunderlichsten Geschichten, wie er seiner geistlichen Familie gewisse Lieferungen verkürzte, rohe Fische statt bereiteter gab, um das Oel zu sparen, wie er in den Kirchen heimlich die Wachskerzen, die er für unnütz hielt, ausblies, und Aehnliches. [2]) Aber, wie Poggio bemerkt, sein Geiz hat ja niemand, das heißt dem Poggio nicht, geschadet. [3]) An Wissenschaft und Kunst scheint Martin V wenig Geschmack gefunden zu haben: seine Regierung war eine kurze Zeit der Restauration, in welcher das Papstthum seine zerstreuten Kräfte zu sammeln suchte, um den Kriegesstürmen Italiens und den Concilienunruhen der ultramontanen Völker die Spitze bieten zu können. Unter den Cardinälen waren nur zwei, die für Gönner des Humanismus gelten konnten, Branda und Cesarini; jener aber war fast immer in Legationen abwesend und dieser war zu arm, als daß sich von ihm große Geschenke erwarten ließen.

Dennoch sehen wir schon unter diesem Papste, wie die bescheidenen Aemter der Cancelei, Secretariat und Notariat, seitdem die bekannten Namen eines Poggio und Bruni sie schmückten, mit stolzeren Ansprüchen auftreten. Sie wollten über ihre subalterne Stellung hinaus. Vorerst nahmen sie gleich bei der Inthronisation Martin's V, also noch zu Costnitz, und dann bei Messen und Processionen, den Vorrang vor den Advocaten des Consistoriums in Anspruch, indem sie der Person des Papstes bei solchen Aufzügen näher schreiten wollten, und es scheint, daß sie ihn erreichten. Poggio ergriff zur Ehre seines Standes die Feder und legte seine Streitschrift den Cardinälen vor. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß ein Mann wie er gegen die „Schreihälse des Forums“, gegen die „Zöllner, die nur um des Gewinnes willen bellen“, zurückstehen sollte. [4]) Auch Bruni, obwohl er nicht mehr der Curie angehörte, vertheidigte doch, von Poggio aufgefordert, heftig die Ehre des Secretariats. Zählt doch dieses Amt, schrieb er dem Papste, was ich ohne Anmaßung gesagt zu haben wünsche, einige der durch Wissenschaft und Beredtsamkeit ausgezeichnetsten Männer, deren sich der

---

[1]) Poggius de variet. fort. Lib. III. p. 85.
[2]) Joh. Jov. Pontanus de liberalitate l. c. cap. 7.
[3]) Poggius l. c. p. 86.
[4]) Poggii epist. 3. inter Epistt. LVII.

römische Stuhl rühmen dürfte.[1]) Mit Poggio und Bruni erhoben auch Loschi, Biondo und Aurispa ihre Stimmen. Auf dem basler Concil wollten die Protonotare sogar den Bischöfen vorangehen und beriefen sich dabei wiederum theils auf die Natur ihres Amtes, welches sie der Person des Papstes nahe stelle, theils auf die Seltenheit des Talentes, welches zu diesem Amte berechtige.[2]) Sie drangen nicht durch, ließen sich aber auch durch die präjudicielle Entscheidung des Concils nicht abschrecken und erneuerten den Rangstreit auf dem Türkencongreß zu Mantua. Hier entschied sich Pius II, der selbst einst ihrem Stande angehört, im Ganzen zwar zu Gunsten der Bischöfe, doch behielten die vier sogenannten numerarischen Protonotare den Platz in der unmittelbaren Nähe des Papstes, zu dem sie sich als Verfasser und Verleser der apostolischen Bullen und Breven gedrängt hatten, doch sollten auch sie ihn nur im öffentlichen Consistorium, nicht in der Kirche und bei Festgängen einnehmen.[3]) Seiner tieferen Natur nach war dieser Streit, bei welchem es sich scheinbar nur um die Etiquette handelte, ein Kampf der Humanisten gegen die Doctoren des kanonischen Rechts und gegen die klerikale Würde.

Eugen IV, der Nachfolger Martin's auf dem Apostelstuhle, kam aus einem venetianischen Kloster an die Curie und bewahrte sich hier manche Tugend des Mönches, zumal einen vorwurfsfreien, mäßigen Lebenswandel. Er hatte in seinen jüngeren Jahren Psalmen gesungen und Breviere geschrieben und ungleich mehr für das Heil seiner Seele als für seine Bildung gesorgt. Der humanistische Lufthauch war in seine Zelle nicht gedrungen; selbst von dem Verlangen nach irdischem Nachruhm, welches damals so viele Herzen in Wallung brachte, blieb er völlig unberührt. Während seiner ersten Regierungsjahre hatte er Mühe, sich auf dem apostolischen Stuhl zu erhalten: sein Kampf mit den Colonnesen und die Kriege, in welche seine politische Unerfahrenheit ihn gestürzt und deren einer nun den andern erzeugte, vor Allem aber die Erschütterung seiner Schlüsselgewalt durch die gallicanische Doctrin und ihr Organ, das basler Concil, ließen ihn kaum aufathmen. Er wurde durch einen Volkstumult aus Rom verjagt, vom

---

[1]) Leon. Bruni epist. V, 5.

[2]) Aeneas Sylvius Comment. de concil. Basil. (in opere: Pius II. a calumniis vindicatus) ed. Fea p. 68.

[3]) Die Bulle v. 12. Juni 1459 im Bullar. Roman. ed. Cherubini, Pii II. const. IV, auch bei Bzovius Annal. eccl. 1459 § 24. cf. Pii II. Comment. p. 64.

basler Concil entsetzt und durch einen Gegenpapst geängstigt. Oft ging es ihm so dürftig, daß er seine Curie ohne die Unterstützung der bundesgenössischen Florentiner nicht hätte halten können. Während er nun die Wiedereroberung und Verwaltung des Kirchenstaates in die Hände von Bandenführern und von kriegerischen Cardinälen legen mußte, bestand seine persönliche Umgebung aus Mönchen. Die sogenannte Reformation der Klöster, der Observantismus, war die einzige Sache, für welche er einen lebhaften Eifer zeigte. Wie Ameisen, um einen Ausdruck Poggio's zu gebrauchen, umkrochen seinen Stuhl die Minoriten von der Observanz, ein betriebsames, scheinheiliges Geschlecht. Von solchen Menschen ließ er sich stundenlang vorschwatzen, in ihrem Kreise fühlte er sich am friedlichsten und glücklichsten. [1])

Dennoch konnte sich dieser Papst der humanistischen Zeitströmung, so wenig sie ihn persönlich erfaßte, nicht entziehen. Gerade seine diplomatischen und kirchlichen Kämpfe nöthigten ihn, gewandte Federn in Dienst zu nehmen, weil seine Widersacher diese Waffe gegen ihn führten. Auch durch Empfehlung einflußreicher Cardinäle wurde mancher Humanist an die Curie gezogen. Denn schon finden wir im heiligen Collegium die Neigung zu den alterthümlichen Studien oder doch die mäcenatische Mode viel stärker im Gange als unter dem Vorgänger Eugen's. Piero Barbo, der Neffe des Papstes und Cardinal von San Marco, war wenigstens insofern ein Freund des Alterthums, als er antike Münzen und Gemmen mit großem Eifer sammelte, geschah es gleich mehr aus Liebe zum Pretiosen. [2]) Ein Freund geschichtlicher und antiquarischer Studien und Besitzer einer Bibliothek war auch Prospero da Colonna; er wäre vielleicht ein berühmter Mäcen geworden, hätten ihn nicht als Parteihaupt andre Interessen zu sehr beschäftigt. [3]) Giuliano de' Cesarini, der Abgott des basler Concils und dann nicht minder angesehen am Hofe Eugen's, war zwar nicht Schriftsteller von Beruf, doch zeugen seine Reden und Briefe, daß wir ihn geradezu den Humanisten beizählen dürfen. Selbst ein gelehrter Theologe und Rechtskenner wie Domenico da Capranica las auch den Seneca und zeigte wenigstens den ernsteren unter den Literatoren sich hold.

---

[1]) Poggius Dial. c. hypocrisim l. c. Vespasiano: Eugenio IV. Papa.

[2]) Aeneas Sylvius Comment. in Anton. Panorm. II, 12. Card. Papiens. Comment. p. 371. Raphael Volaterr. Lib. XXII. p. 817.

[3]) Blondus Italia illustr. p. 325.

Mehr als sie alle war Niccolo d'Albergati, der treueste Anhänger des Papstes und ein Prälat von wahrhaft heiligem Wandel, zugleich ein freundlicher Patron der Gelehrten und Schöngeister: nicht nur der nachmalige Papst Nicolaus V, auch Enea Silvio de' Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II, ferner Poggio, Filelfo und Manetti erfreuten sich seiner Gunst. Auch der Cardinal von Como, Gherardo de' Landriani, stand mit Bruni, Filelfo und Valla in brieflicher Verbindung. Bessarion, der griechische Cardinal, hatte zwar seinen literarischen Hof noch nicht eröffnet, war aber bereits der Anwalt aller gelehrteren Griechen, die sich irgendwie an die römische Curie wendeten. Kurz, auch ohne Zuthun des Papstes fand die humanistische Liebhaberei in den höheren Kreisen der römischen Kirche bereits Eingang.

Nicht wenig trugen dazu der Aufenthalt der Curie in Florenz und das Unionsconcil bei. Während der Berührung mit den florentinischen Gelehrtenkreisen verpflanzte sich ihr Geist auch auf die curialen, und während der Verhandlungen mit den Griechen konnte man natürlich die Männer nicht entbehren, welche Griechisch verstanden und sprachen. So wurde Aurispa, weil man seiner als Dolmetsch bedurfte, zum apostolischen Secretär ernannt und mehrfach zu Gesandtschaften verwendet. Selbst Carlo Marsuppini wurde mit demselben Titel geschmückt, obwohl er seinen Widerwillen gegen alles Kirchliche und insbesondere gegen die Mönche nicht zu verhehlen pflegte und geradehin für einen Heiden galt. Aber sein gelehrter Ruhm stand gerade damals in voller Blüthe, Lorenzo de' Medici empfahl ihn dem Papste; man sah viele Ausländer, selbst Cardinäle und die Nepoten des Papstes vor seiner Katheder. Wenn Alles ihn ehrte, mußte auch der apostolische Stuhl dem Zuge folgen. Uebrigens gab sich der stolze Marsuppini nicht dazu her, in der päpstlichen Cancelei zu arbeiten oder der Curie zu folgen, nur als einen Ehrentitel ließ er sich den Secretär gefallen.[1])

Der natürliche Vermittler zwischen dem florentinischen Gelehrtentreiben und der Curie Eugen's war der Camaldulenser Ambrogio Traversari. Der Papst, wie wir oben sahen, war ihm hold, weil er auch die Observanten-Reformation betrieb und weil er die basler Väter verabscheute. Ambrogio dagegen wirkte den Griechen, die schon begannen, in größeren Schaaren nach Italien herüberzuwandern, Unter-

[1]) *Vespasiano:* Carlo d'Arezzo § 2.

stützungen vom Papste aus, weil sonst diese Umhertreiber dem Verhungern preisgegeben waren. [1]) Auch empfahl er junge Literatoren wie Lionardo Dati zur Aufnahme in den Dienst der Curie. [2])

Während des basler Concils, als zwischen den Parteien außer den ernsten, schwerfälligen Streitschriften auch die leichteren Libelle und Invectiven herüber und hinüber flogen, und dann während der Griechenverhandlungen, als die Union mit der Kirche von Byzanz zur Ehrensache des römischen Primates geworden war, sehen wir Eugen IV bemüht, gelehrte Männer und nicht nur Theologen und Juristen an sich zu ziehen. So suchte er den jungen Ermolao Barbaro zu gewinnen, den Neffen des obengenannten Venetianers Francesco Barbaro, einen Schüler Guarino's, der schon in seinem zwölften Jahre einige Fabeln des Aesopos ins Lateinische übersetzt und später zu Padua auch den juristischen Lorbeer erworben hatte. Daß er einer der ersten Familien Venedig's angehörte, empfahl ihn dem venetianischen Papste noch mehr. Er wurde zum apostolischen Protonotar ernannt und mit Pfründen beschenkt, strebte aber nach einem höheren Ziele als nach dem eines Cancellisten. Das Bisthum Bergamo wurde ihm in Aussicht gestellt, dann aber einem andern gegeben. Gereizt verließ Ermolao die Curie, wurde aber schon 1443 von Eugen durch Ertheilung des Episcopats von Treviso beruhigt und hat später als Bischof von Verona einen gefeierten Namen in der Literatur erworben, obwohl seine Schriften nur zum kleinsten Theile gedruckt worden sind. [3])

Gern hätte Eugen seinem bittersten politischen Gegner, dem Herzoge Filippo Maria von Mailand, den Pier-Candido Decembrio abwendig gemacht und aus der mailändischen Cancelei, in welcher er Staatsschriften ausarbeitete, in die apostolische hinübergelockt. Er hoffte wohl auf Erfolg, weil Decembrio in Mailand mit dem begünstigteren Filelfo in Zwiespalt lag, aber er hoffte vergebens; [4]) die römische Curie hatte noch wenig Anziehendes für die Literaten, weil sie nur ein arbeitsvolles Amt im Bureau, nicht aber mäcenatische Gunst in Aussicht stellte. Dagegen wurde Giovanni Tortello der Aretiner schon unter Eugen ein Mitglied des päpstlichen Hofes und zwar durch die persön-

---

[1]) Ambros. Travers. epist. I, 19. III, 29 et al.

[2]) Ejusd. epist. II, 8.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 1074 nach P. degli Agostini Scritt. Venez. T. I. p. 229 e seg.

[4]) Tiraboschi l. c.

liche Gunst des Papstes, wie wir aus seiner Stellung als Subdiaconus der römischen Kirche und als Cubicularius des Papstes wohl schließen dürfen. Er war ein tüchtiger Grammatiker und Kenner des Griechischen; wir werden bald sehen, wie viel besser Nicolaus V seine Talente zu nutzen verstand. [1])

Zwei Männer sind es, die Papst Eugen in der That näher standen und deren Protection öfters zum Beweise seines literarischen Interesse herangezogen worden ist, Flavio Biondo aus Forli und der Dichter Maffeo Vegio. Sehen wir indeß genauer zu, so war es bei beiden etwas Anderes, was dem Papste ihre Persönlichkeiten lieb machte, nicht ihre humanistischen Studien.

Biondo war unter Martin V päpstlicher Secretär geworden, ein ernster treuherziger Mann, ein stiller Gelehrter, der gründlichste und gewissenhafteste seiner Zeit, aber nur entfernt betheiligt bei den literarischen Coterien, in welchen die Humanisten einander zu berühmten Männern gemacht haben. Er war kein Stilist und konnte nicht prunken. Er hat auch den Hofton der Schmeichelei niemals gelernt, weil er bei aller Gelehrsamkeit und Geschäftstüchtigkeit eine einfältige Seele blieb. Dem Papste und der Curie war er mit Diensteifer ergeben. Er hielt treu zu Eugen's Person, als dieser aus Rom vertrieben und in der empfindlichsten Noth war, als mit seinem Glücksstern Cardinäle und Curialen jedes Ranges ihn schaarenweise verlassen hatten. Dem Biondo wurde während des mailändischen Krieges die Gesandtschaft an die verbündete Republik von S. Marco anvertraut, wo er Geld für den päpstlichen Condottiere auswirken sollte; er war es, der nach der Wiedereinnahme Roms den Bund mit Francesco Sforza abschloß. [2]) Auch gegen die kirchlichen Feinde vertheidigte er seinen Herrn mit dem warmen Herzen, welches sich ihm in den Zeiten gemeinsamer Noth zugewendet. Wenige Schriftsteller haben Eugen IV ein Buch gewidmet und wenn es geschah, war es eine Vertheidigung der apostolischen Autorität oder eine Streitschrift gegen das Concil, kurz was auf augenblicklichen Lohn rechnen konnte. Biondo eignete ihm seine Roma instauräta zu, eine Vergleichung des alten Rom mit dem neuen, und das war zu eben der Zeit, als nach Herstellung des Friedens der Papst

---

[1]) Blondus Italia illustr. p. 309. Raphael Volaterr. Lib. XXI.

[2]) Blondus Historiarum ab inclinatione Roman. Dec. III. Lib. V (Opp. *Basil., 1559. p.* 479. 491).

wieder in Rom eingezogen war und mit Vorliebe für den Ausbau der während der Revolution beschädigten und verfallenen Kirchen und Klöster sorgte, als mithin die Sonne des Glückes beiden wieder lächelte. Denn auch dem Secretär war es ärmlich gegangen, während der Papst selber darbte. Zwar konnte er nun auch in den besseren Zeiten aus seiner Canceleistelle nicht herausrücken, weil Weib und Kinder ihn an den weltlichen Stand fesselten, aber der treue Unglücksgenosse blieb doch einer der angesehensten Männer an der Curie, so lange Papst Eugen lebte.

Maffeo Vegio, der zu Lodi geboren war und in Mailand studirt hatte, schrieb einen flüssigen eleganten Stil und weil er mit großer Leichtigkeit auch Verse machte, hielt er sich für einen Dichter, der würdig sei, Virgil's Aeneide fortzusetzen.[1]) Er wurde durch Eugen IV, wir sehen nicht, auf welche Veranlassung, zur Stelle eines Abbreviators berufen. Seitdem verließ seine Muse, wie sein Freund Enea Silvio sich ausdrückt,[2]) den aganippischen Quell und wanderte in die Paläste. Nur noch anbei betrieb er die freie Kunst, er schrieb nun Heiligenleben wie das des h. Augustinus, dessen Confessionen ihn entzückten und zu Thräuen rührten[3]), und seiner Mutter Monica, des Niccolo da Tolentino und vor Allen des Bernardino von Siena, der als Hersteller und eigentlicher Begründer der Franciscaner-Observanz bei Eugen IV in großer Gunst gestanden hatte. Er schrieb ferner über die Alterthümer der Peterskirche, au der ihm ein Canonicat zu Theil geworden, und andre asketische oder moralische Bücher.[4]) Der ehemalige freie Dichter widmete sich der Kirche, warf endlich die Welt ganz von sich und trat in den Orden der Augustiner von der Observanz. In der Kirche

---

[1]) Sein 13. Buch derselben hatte damals nicht geringen Ruhm, es findet sich z. B. bei der von Sebast. Brant zu Straßburg 1502 besorgten Ausgabe der Aeneide mit dem Commentar des Christoforo Landino.

[2]) Brief an Giov. Campisio v. 25. Juni 1444.

[3]) Vergl. sein Buch de educatione Lib. I. cap. 1, gedruckt als Anhang zu Vitruvius Roscius de docendi studendique modo. Basil., 1541. In einem Drucke Tubingae, 1513 wird das Buch fälschlich dem Franc. Filelfo zugeschrieben.

[4]) Vespasiano: Maffeo Vegio. Acta Sanctor. (Bolland.) Maji T. IV. Venet., 1740. p. 720. Daß er, wie Raphael Volaterr. Lib. XXI berichtet, schon unter Martin V päpstlicher Datarius gewesen, wird von Tiraboschi (T. VI. p. 1337). widerlegt. Daß er diese Stelle aber unter Eugen IV bekleidete, geht aus dem Briefe Campisio's an Enea Silvio v. 7. Febr. 1444 hervor. — Ces. Vignati Elogio di Maffeo Vegio da Lodi. Lodi, 1855. kenne ich nur dem Titel nach.

des h. Augustinus und zwar in der Capelle der h. Monica, deren Reste er aus Ostia hatte herüberschaffen und deren Grabmal er aus besonderer Vorliebe prächtig hatte ausschmücken lassen, ist er 1458 auch beigesetzt worden.

Was Papst Eugen dem Biondo wie dem Vegio geneigt machte, waren also bei jenem nicht die antiquarischen Studien und bei diesem nicht die Verse. Wie sehr der Papst ohne Sinn dafür war, zeigt am deutlichsten die Vernachlässigung der römischen Hochschule. Nur ein einziges Beispiel findet sich, daß er einen Gelehrten der modernen Richtung an dieselbe gerufen. Es war Georgios Trapezuntios der Kretenser, der aber, um mit seiner Familie nicht Hunger zu leiden, seinen Ketzerglauben behend abschwor, und um sich die Wege der nahrhaften Gunst zu öffnen, während des Unionsconcils das Werk des h. Basilios über die Gottheit des Sohnes und das Ausgehen des heiligen Geistes übersetzte, auch einen eigenen Tractat gegen die Glaubensirrthümer seines Volkes schrieb, wie vor ihm Chrysoloras, mit ihm zugleich Bessarion und nach ihm Argyropulos. Er war der Erste, der in Rom öffentlich die moderne Rhetorik, das heißt die Eloquenz lehrte, in der Philosophie aber sich besonders durch seine galligen Ausfälle gegen Platon einen Namen machte. Männer aus den vornehmsten Ständen und auch Franzosen, Spanier und Deutsche versammelten sich in seinem Gymnasium, dessen Eröffnung in der That für die römische Universität Epoche gemacht hat. Indeß dem Papste selbst gebührt dafür nicht der Dank; es war der Venetianer Francesco Barbaro, der sich für die Anstellung des Aristotelikers verwendete und zu diesem Zwecke — bezeichnend genug — hinter den allmächtigen Scarampo, den Cardinal-Patriarchen von Aquileja steckte, einen Mann, der sonst nur die Beredtsamkeit des Goldes und der Waffen zu schätzen wußte.[1])

Für die Humanisten war es ein ziemlich gleichgültiges Ereigniß, als man erfuhr, Papst Eugen IV habe am 23. Februar 1447, von seinen Observanten-Brüdern auf dem letzten Wege getröstet, das Zeitliche gesegnet. Aber wie ein elektrischer Schlag traf jene Kreise die Botschaft, am 6. März sei aus dem Conclave zu S. Maria sopra Minerva der Cardinal von Bologna als Papst ausgerufen. Den Meisten war er bekannt, Viele hatten ihn schon Freund genannt, als er noch ein armer Magister war, Alle hatten jetzt das sichere Vorgefühl,

[1]) Blondus Italia illustr. p. 347. Tiraboschi T. VI. p. 528.

mit einem Herrscher, der ihnen einst angehört, müsse die Literatur in ein goldenes Zeitalter treten.

Wir haben des jungen Tommaso Parentucelli, der jetzt als Nicolaus V auf dem apostolischen Stuhle saß, schon unter den florentinischen Bücherfreunden gedacht, müssen uns aber hier den Lauf seines bisherigen Lebens und seiner Bildung noch einmal vorführen. Seine Aeltern waren arm und unbedeutend gewesen. Er wurde, wie versichert wird, eigentlich zu Pisa geboren; da aber die Familie längere Zeit in dem ligurischen Sarsana, dem Geburtsorte seiner Mutter, gelebt hatte, pflegte man ihn, ohne auf seine wahre Geburtsstadt und seinen Vatersnamen sonderlich zu achten, schlechthin Tommaso von Sarsana zu nennen. Auf der Hochschule zu Bologna, wo er, noch sehr jung, die Theologie studirte, konnte er sich nicht erhalten. Um weitere Mittel zu erwerben, ging er nach Florenz und unterrichtete hier zwei Jahre lang, das eine im Hause Rinaldo's degli Albizzi, das andre bei Palla de' Strozzi, die Kinder. Der Aufenthalt in diesen Adelshäusern ist auf sein ganzes Leben und Denken von unberechenbarem Einfluß gewesen. Er ging nach Bologna zurück und erwarb den Magistergrad in der Theologie, dann trat er in den Dienst Niccolo d'Albergati's, des Bischofs der Stadt, der bald darauf durch Papst Martin zum Cardinal von S. Croce ernannt wurde. Das ist das zweite Hauptmoment in seinem Lebensgange. Zwanzig Jahre lang, bis zum Tode dieses Prälaten war er sein steter Begleiter, sein zuverlässigster Diener, der Gubernator seines Hauses und seiner geistlichen Familie. Man darf Albergati, den die Kirche selig gesprochen hat, in der That ein Muster der geistlichen und mönchischen Tugenden nennen, auf welches seine Carthäuser-Brüder stolz sein mochten. Derselbe Mann aber, der ein härenes Hemde trug und auf Reisholz schlief, war zugleich, was psychologisch nicht leicht zu erklären sein möchte, ein Gönner der Schöngeister und stand mit manchem der modernen Heiden, selbst mit Poggio und Filelfo, in steter Verbindung. Parentucelli fand sich zwischen diesen Extremen gleichsam in der Mitte. Es kann für den frommen Wandel des Cardinals kein schöneres Zeugniß aufgestellt werden, als daß ein so ehrenfester und aller Heuchelei so fremder Mann wie Parentucelli sein langjähriges und unerschüttertes Vertrauen genoß. Für diesen dagegen spricht beredter als jeder Panegyrikus, wie er sich so bescheiden dem Dienste des Cardinals ganz widmete, den alternden und von Steinschmerzen gepeinigten bis an seinen Tod gleich einem Sohne

pflegte und in frommer Dankbarkeit, als ihn die Wahl auf den Thron der Kirche berief, seinen Namen gegen den des verstorbenen Wohlthäters vertauschte.

Wenn der Cardinal, dessen eigene Bildung ganz eine mönchische war, sich dennoch den Humanisten hold zeigte, so war Parentucelli die Pforte zu seiner Gunst und die Hand, durch welche Albergati seine Liberalität bezeugte. Dadurch zuerst wurde er den Literaten eine beachtenswerthe Person. Schon im Jahre 1427 nannte Filelfo, der in solchen Dingen einen wunderbaren Instinct hatte, den jungen Tommaso von Sarsano seinen Freund, er wußte recht wohl, daß der Cardinal es gern hörte, wenn sein Secretär und Hausmeister gelobt wurde.[1])

Albergati lebte mit seiner Familie gleichfalls in Florenz, als Papst Eugen aus dem rebellischen Rom hieher geflüchtet war (1434). So traf Parentucelli wiederum mit den florentinischen Gelehrten und Gönnern zusammen und das hohe Ansehen seines Herrn verschaffte ihm leicht Eingang in ihre Kreise. In der Nähe des Palastes bei S. Maria Novella, wo der Papst wohnte, pflegten sich des Morgens und dann wieder des Abends die Schöngeister der Curie, vor allen Poggio, und die von Florenz zu freundschaftlichen und literarischen Besprechungen zu versammeln. Da waren Bruni und Marsuppini, Traversari, Manetti, Aurispa und andre. In ihrer Gesellschaft war Parentucelli wohlgelitten und nicht der letzte, wenn eifrig disputirt wurde.[2]) Neun Jahre lang, kürzere Residenzen in Bologna und Ferrara mitgerechnet, war die Curie in Florenz, ihre Beamten wurden hier ganz heimisch. Das war die Zeit, in welcher auch unser Tommaso mit den genannten Gelehrten, ferner mit den Medici und mit Niccoli innig vertraut und zum Theil befreundet wurde. Damals sog er alle die Neigungen ein, welche die florentinische Gruppe belebten. Auch an der Curie wurde man auf ihn aufmerksam. Er war bei dem Unionsconcil thätig und übte seine dialektische Theologie gegen die griechischen Ketzereien. Bis dahin hatte er kein einziges Beneficium gehabt, nun ernannte ihn Papst Eugen zum apostolischen Subdiaconus mit 300 Ducaten jährlicher Ein-

---

[1]) Filelfo's Briefe an Tommaso v. 19. und 31. Decemb. 1427, v. 1. Octob. 1432 und v. 20. März 1433. Im zweiten dieser Briefe sagt er zu Tommaso: qui speculum es imagoque et probitatis et gravitatis, im letzteren nennt er ihn vor dem Cardinal einen vir perhumanus et eruditus.

[2]) Vespasiano: Nicola V Papa § 5.

künfte, außerdem erhielt er einen Archidiaconat, mit welchem keine Seelsorge verbunden war.[1]) Als sein Herr der quälenden Krankheit erlegen war (9. Mai 1443), mochte Parentucelli in keines andern Dienst treten. In Folge der Legationen nach Deutschland, die ihm der Papst übertrug und deren Erfolg die Sprengung des gefährlichen Kurfürstenbundes war, ernannte ihn Eugen zum Bischof von Bologna und bald darauf zum Cardinal. Immer noch gehörte er zu den Armen; denn aus Bologna, welches damals der Kirche nicht gehorsamte, bezog er keinen Heller. Um dem entschiedensten Mangel abzuhelfen, mußte ihn der Papst zu seinem Vice-Kämmerer wählen.[2])

Gerade in dieser Dürftigkeit, die ihn bis auf den apostolischen Stuhl geleitete, haben wir den Grund dafür zu suchen, daß er auf demselben ein so überaus leutseliger und freigebiger Mäcen wurde. In Florenz war ihm nichts so erhaben erschienen als der Glanz, in den Wissenschaft und Kunst sich hier kleideten, nichts erschien ihm so klein und unwürdig, als wenn Literatoren und Künstler darben sollten. Für Bauten und Bücher, pflegte er schon damals zu sagen, möchte er all sein Geld ausgeben. Einen Mäcen, der ehrenvoll und freundlich zu unterstützen wußte, fand er in Cosimo de' Medici, und nach diesem Ideal gingen nun seine liebsten Gedanken und Träume.

Nur im Temperament waren die Beiden völlig verschieden. Cosimo hatte die Geduld, ruhig den Schößling zu pflanzen, dessen Blüthen und Früchte er vielleicht nicht mehr erlebte. Das war die Sache unsers Papstes nicht. Er wollte Alles schnell gedeihen und reifen sehen. Das kleine, schmächtige Männchen mit der scharfen Nase und den blitzenden kleinen Augen wurde ganz Leben und Leidenschaft, wenn eines seiner Lieblingsthemata zur Sprache kam, wenn einer seiner Diener ihn nicht auf den ersten Wink verstand oder wenn er im Disputiren auf Widerspruch stieß. Denn Recht mußte er immer haben und eigensinnig war er auch. Darum mochte er in seiner Dienerschaft lieber Franzosen oder Deutsche als Italiener; jene hielt er für gefügiger. Wer nicht ruhig sein konnte, wenn er aufbrauste, paßte nicht für ihn. Die Römer wollten diese Wallungen mit der Wirkung des Weines zusam-

---

[1]) ibid. § 6. 10. Der Archidiaconat war nach dem Drucke der Biographie bei Muratori Scriptt. T. XXV. p. 275 in Ferrara, im Spicileg. Rom. liest man wohl fälschlich: in Francia.

[2]) Vespasiano l. c. § 11. 12.

menbringen, den er allerdings seit seinem Pontificat wohl über das Maß hinaus liebte. Er war nicht er selbst, wenn nicht Lebenslust und Rührigkeit ihm in allen Adern zuckte. Ein hastiges und eifriges Schwatzen war das deutliche Zeichen, daß er sich frei und wohl fühlte, aber er sprach so gutmüthig und auch als Cardinal und Papst so herablassend, daß niemand ihm gram sein konnte. Noch als Bischof war er so sehr ein Feind alles beengenden Ceremoniells, daß wer zu ihm kam, weß Ranges er auch sein mochte, sich sogleich neben ihn setzen mußte; er machte seinen Gast gleichsam fest, um recht plaudern zu können, und um ihn so lange als möglich zu genießen, begleitete er ihn beim Abschiede wohl gar bis zur Hausthüre. Verstellung und Heuchelei waren fremde Stoffe in seiner Seele[1]), er gab sich immer von Herzen und sah auch Andern, wenn sie nur offen waren, manches Bedenkliche nach; dagegen hatte er gegen Jeden, der ihm versteckt und lauernd vorkam, auch ein ebenso unüberwindliches Mißtrauen, solche Menschen brachten ihn aus seiner Laune. Man hatte immer schon an ihm die Neigung bemerkt, schnell und mit Herzlichkeit zu geben, wenn er um etwas angegangen wurde. Er konnte in solchem Falle nicht überlegen und abwägen: die Freude des Beschenkten war auch die seine. Er stand schon im Rufe der Freigebigkeit, bevor er noch hatte, womit er diesen Ruf bewähren konnte.

Um uns von den geistigen Anlagen und von der wissenschaftlichen Bildung Parentucelli's eine Vorstellung zu bilden, müssen wir zunächst von allen den Lobpreisungen absehen, die über ihn als Papst ausgeschüttet sind. Darnach nämlich kannte sein Genie und seine Gelehrsamkeit keine Grenzen. Er galt in seinen jüngeren Jahren für einen wohlgeschulten Theologen. Schnell und hastig wie sein Temperament war auch seine Auffassungsgabe: Bücher durchjagte er wie im Sturme und behielt Vieles, was ihm zumal beim Disputiren und beim Schwatzen sehr zu Statten kam; denn er war eine jener lebhaften Naturen, denen das, was sie lernend aufnehmen, nicht mit dem Eigenen sich verbindet, die es nach schnellem Umlauf in irgend einer Weise wieder zu Tage fördern müssen. Wenn er sprach, wie auf dem florentiner Concil oder auf seinen Legationen, mochte man sich über die Fülle seiner Kenntnisse

---

[1]) Vespasiano § 8 hebt das besonders hervor: Era uno uomo aperto, largo, sanza sapere fingere o simulare, e nemico di tutti quegli che simulavano o fingevano.

wundern; was er wußte, hatte er auch stets gegenwärtig, aber was er vorbrachte, war auch nur für das Bedürfniß des Augenblicks genügend. Daher kommt es, daß er seine theologischen Expositionen und Reden des Aufschreibens selber nicht werth hielt, in schriftlichen Tractaten hätten ihn hundert Andre übertroffen. Er war überhaupt durchaus nur ein receptiver Kopf, der leicht an einer literarischen Leistung große Freude hatte, selbst aber nicht das Geringste hervorbringen konnte. Ein einziger Brief von ihm liegt uns vor und merkwürdig ist, daß uns gerade dieser Brief darüber aufklärt, warum er der einzige oder doch einer unter wenigen ist. Er ist an Niccoli gerichtet.[1]) Tommaso entschuldigt sich darin, daß er oft die Höflichkeit verletze und auf Briefe, die er empfangen, nicht antworte. Scherzend bekennt er sich zu der Schaar derer, die gern für gebildet gehalten werden möchten, aber im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit sich ihren guten Ruf lieber durch Schweigen bewahren, als durch keckes Hervortreten verderben. Man sieht, daß er seiner Feder mißtraute, und wie weit er in der That von der Leichtigkeit des Ausdruckes und der gefälligen Eloquenz entfernt war, die sonst im florentinischen Kreise herrschte, dafür genügt dieser eine Brief als Beweis. Darin war er Niccoli ähnlich: welche Anforderungen man an eine humanistische Leistung zu stellen habe, wußte auch er zu gut, um sich über sein eigenes Talent zu täuschen. Nur suchte Niccoli diesen Mangel sorgfältig zu verhüllen, während Parentucelli auch hier ehrlich hervortrat.

Es ist nicht zu leugnen: das Beste war bei Parentucelli, wie auch bei seinen Freunden Traversari und Niccoli, der Geist des Sammelns, des Ordnens und Redigirens. Schon als junger Mann gab er sein weniges Geld am liebsten für Bücher aus. Um Bücher zu kaufen, andre abschreiben und mit Miniaturen auszieren zu lassen, borgte er oft mehr, als er bezahlen konnte. So sah man in der Bibliothek des armen Magisters unter Andrem die Werke des Augustinus in zwölf schönen Bänden.[2]) Von jeder Legation, die er mit seinem Cardinal unternahm, zumal aus Frankreich brachte er stets einige Werke heim, die man in der italienischen Gelehrtenrepublik noch nicht gekannt hatte, so die Predigten Leo's des Großen, die Postille des Thomas von Aquino über das Matthäus-Evangelium, einzelne Werke von Irenäus und

[1]) Er findet sich unter den Briefen des Ambros. Travers. XXV, 3.

[2]) Ambros. Travers. epist. XIII, 18. Vespasiano § 7.

Theophilus. Auch jener Brief zeigt ihn uns, wie er in den Klosterbibliotheken nach den Werken der kirchlichen Väter stöbert und in allerlei Verbindungen tritt, um Abschriften nehmen und Collationen veranstalten zu können. Er schrieb selbst eine schöne Hand und versah die Codices, die ihm zugehörten, mit Randglossen und Capitelüberschriften. Da sieht man, daß es Männer wie Niccoli und Traversari waren, deren Beispiel ihn am meisten angeregt, und was sie für Florenz gewesen, war er in erhöhtem Grade für den apostolischen Thron.

Nicolaus V trat zu einer Zeit in den Pontificat, die für seine Neigungen und Bestrebungen nicht günstiger hätte sein können. Die basler Stürme hatten ausgetobt und der römische Stuhl stand wieder fest. Der savoyische Gegenpapst, des Sorgens und Treibens müde, von den Weltmächten getäuscht und verlassen, legte seine Tiare dem römischen Oberhaupte zu Füßen, das Concil löste sich selber auf, die Reformschreier waren ermattet. Wenn hin und wieder noch die französische Krone es aus politischen Gründen gerathen fand, die römischen Curialen mit dem Gespenst eines neuen Concils zu ängstigen, wenn in Deutschland die Prälaten und Kurfürsten ein wenig conspirirten, so genügte zur Abwehr dieser Drohungen die traditionelle Politik der Curie. Dort waren die Angriffe nicht ernstlich gemeint, hier lähmte das Concordat und die Partei des päpstlich gesinnten Kaisers jede vereinigte Anstrengung. Auf den halbhundertjährigen Kampf, auf all das Rufen und Drängen nach Reform der Kirche in Haupt und Gliedern folgte die Ermattung, die Reaction. Sie war so entschieden und unwiderstehlich, daß sie selbst den Papst, der den Thron mit wohlgemeinten Reformgedanken bestieg, mit sich fortriß.[1])

Wenn die Anstrengungen der Ideologen gescheitert sind, erscheint als natürliches Widerspiel, welches alle großen Weltbewegungen aufweisen, ein hastiges und frivoles Streben nach Besitz und Genuß. So eifrig, wie man über die Mißbräuche der Curie geschrieen, eilte man jetzt wieder zu ihr, um nach alter Weise eben auf den mißbräuchlichen Wegen nach Episcopaten und Dignitäten, Pfründen und Pfarren, Privilegien und Indulgenzen zu schnappen. Für die Cardinal-Protectoren,

[1]) Um manche Anschauung und manches Urtheil, die auf den ersten Blick als vorschnell hingeworfen erscheinen möchten, eines Näheren zu begründen, beruft sich der Verfasser auf seine Biographie des Enea Silvio de' Piccolomini. Ueber Papst Nicolaus insbesondre vergl. Bd. I. S. 83. 84. 402—408.

die Sachwalter, für das Heer der Cancelei- und Kammerbeamten, für den päpstlichen Schatz selbst kam nach langer Ebbe wieder eine Zeit der Fluth. Statt den Sieg des Antichrist und den Untergang der Kirche zu weissagen, ergab man sich darin, ihr Schicksal einem Höheren zu überlassen und sie zu nehmen, wie sie eben war.

Die Kriege Italiens währten freilich fort. Der Papst aber hielt sich ihnen fremde, er sah mit Behagen zu, wie die Mächte durch ihre eigenen Söldnerheere erschöpft wurden und sich aufrieben, ohne zu irgend einem Zwecke zu gelangen. Ja er schürte und nährte den Zwist heimlich unter der Maske eines Schiedsrichters, nur um seinem Kirchenstaate die Segnungen des Friedens zu bewahren. So ehrlich und offen er als Privatmann war, trieb er dieses politische Spiel doch mit einer Feinheit, die Jahre hindurch selbst den klügsten Politikern, Cosimo de' Medici und Francesco Sforza so wie den Rathsherren von S. Marco entging. Die Umstände kamen ihm entgegen und er selbst beutete die Umstände klüglich aus, um seinem Pontificat eine friedliche Muße zu schaffen, wie sie seinen Lieblingsneigungen entsprach. Das war die Muße, in deren Genuß ihn selbst der Sturz von Konstantinopel nicht störte.

Das Jubeljahr der Stadt Rom von 1450, welches Papst Nicolaus mit sorgfältiger Vorbereitung feierte, war wie ein Triumph des Papstthums. War es auch nicht gerade immer der fromme Glaube, was so viele Tausende von nah und fern zu den Schwellen der Apostel trieb, so erschien Rom doch wieder als der Mittelpunct der Welt und man verehrte die Majestät seines geistlichen Beherrschers. Freiwillig und ohne Murren kam die Geldspende aus allen Ländern und füllte die apostolische Kammer, die sich noch nie in so blühendem Zustande befunden. In der überraschenden Höhe der Einnahmen stimmen alle Berichte überein, allein bei der mediceischen Bank wurde damals eine Summe von 100,000 Goldgulden deponirt. [1])

Der Papst, mit dem Vorbilde des Medici in seinem Herzen, sah sich nun auch im Besitze von Reichthümern wie ein Medici. Aber was in den Schooß der Kirche geflossen, ging durch seine Hand für künstlerische und wissenschaftliche Unternehmungen wieder heraus. Luxus und Prunk stellten sich an der Curie nach dem psychologischen Gesetz ein, welchem gemäß man nach überstandenen Gefahren des Lebens doppelt genießt.

---

[1]) Vespasiano l. c. § 19.

Aber sie waren auch die persönliche Neigung gerade dieses Papstes. Lange hatte er ärmlich und bescheiden gelebt; in kürzester Frist, innerhalb zweier Jahre, wurde er Bischof, Cardinal und Papst. Es riß seinen lebhaften Geist fort, daß er sich so plötzlich die Mittel zu einem großartigen Dasein zu Füßen gelegt sah. Das ernste Heiligenbild Albergati's erblich in ihm, er wollte nun der Cosimo Rom's werden und Rom zu einem zweiten, erhabeneren Florenz emporheben. Was er der Kirche schuldig sei und wie weit ein Papst sich seinen persönlichen Neigungen hingeben dürfe, unterschied er in seinem raschen Wesen nicht so genau, ja überlegte er wohl niemals. Er fühlte nur, daß sein Ideal kein unedles sei und gab sich ihm mit vollem Genusse hin.

Wenn jedermann diejenigen Fürsten doppelt pries, die Augustus und Mäcenas in einer Person waren, die für ihre achilleischen Thaten auch den Homeros zu finden wußten, der sie dem unsterblichen Nachruhm überlieferte, warum sollte nicht auch er, in dessen Hand die Schlüssel des Himmelreiches gelegt waren, neben die Unsterblichkeit im Jenseits die diesseitige Ewigkeit im Tempel des Ruhmes stellen? Hier liegt der mächtigste Hebel, der ein Zeitalter in sein Grab gestürzt und ein andres emporgerichtet hat: über die Sorge für das ewige Heil der Seele trug es der Cultus des unsterblichen Namens davon, den Petrarca in die neue Welt gepflanzt. Diese Idee, die lockendste und schönste des classischen Heidenthums, welche die Tugendhelden des Alterthums durchglüht, sie trat mit dem Alterthum wieder in die Gemüther ein und drängte die christlichen Anschauungen fast unvermerkt und ohne mit ihnen in Kampf zu treten, in den Hintergrund. Daß sie sich auf den apostolischen Stuhl geschwungen und auch dem Papstthum für längere Zeit ihr Gepräge gegeben, ist das glänzendste Zeichen ihres Sieges.

Im Verlangen des Nachruhmes also haben wir das treibende Rad gefunden, dessen Thätigkeit uns jede Bewegung dieses Papstes erklärt, den Glanz seines Hofes, seine Bauten, seinen Mäcenat über Gelehrte und Künstler, seine Bibliothek. Nicht im mindesten auffallend fand man damals sein Streben: er wollte sich, gesteht einer seiner lobpreisenden Biographen, langdauernde, ja ewige Denkmale setzen, weil er „nach seinem Ruhme sehr begierig war." [1])

Gleich den weltlichen Höfen jener Zeit richtete Papst Nicolaus auch den römischen mit Pracht und Luxus ein. Wer noch die mön-

---

[1]) *Manetti Vita Nicolai* V p. 925.

chische Curie unter Eugen gesehen, merkte den Abstand: damals, sagt der Florentiner Vespasiano, gab es noch nicht den Pomp am Hofe von Rom, wie er jetzt ist.[1]) Die Prälaten und ihre Diener erschienen vor dem Papste fortan nur in seidenen und goldgestickten Gewändern, die Zimmer und die Tafel wurden mit prachtvollen Tapeten, mit goldenem Geräthe und kunstvollem Schmucke jeder Art geziert. Er selbst ließ seine Mitra von herrlichen Edelsteinen strahlen und trat ungleich glänzender auf als seine Vorgänger. Die großen kirchlichen Feierlichkeiten nahmen immer mehr den Charakter pomphafter Hoffeste an. Die Kirchen und Altare Roms sollten nicht mehr allein durch ehrwürdige Gräber und Reliquien die Gemüther, sondern auch durch goldgewirkte Tapeten und Decken, durch ein schönes und kostbares Meßgeräthe die Sinne fesseln, damit die apostolische Majestät auch im Glanze der irdischen strahle und die Kirche als triumphirende Macht erscheine.[2])

Die römischen Kaiser hatten den Stolz ihrer Weltherrschaft durch Prachtbauten der Nachwelt verkündet, die noch staunend vor den Trümmern stand. So bauten denn, als die Zeit der Imperatoren in der Erinnerung wiederauflebte, in Mailand die Visconti und die Sforza, in Ferrara die Este, in Mantua die Gonzaga und großartiger als Alle in Florenz die Medici. Sie bauten in Wahrheit zur Ehre ihres Namens, selbst Kirchen und Klöster, nicht mehr zur Ehre Gottes, der Jungfrau und der Heiligen. Die architektonische Ausstattung des neuen Rom führt auf Nicolaus V zurück, seine Nachfolger beharrten fast ein Jahrhundert hindurch auf der Bahn, die er vorgezeichnet und die zu jenem Blüthenzeitalter der plastischen Künste unter Julius II und Leo X hinführte.

Es waren riesige Pläne, die Nicolaus entwarf und mit denen er die Medici ins Dunkel stellen wollte. Den ganzen Umkreis des Borgo gedachte er als päpstlichen Stadttheil, als einen vicus curialis zu umschließen, der mit einer gewaltigen Mauer alle Räume von der Pforte der Engelsburg bis zu den Außenmauern von S. Peter umfassen sollte, so daß der päpstliche Palast, doppelt gesichert, wie eine Burg in einer Festung erschienen wäre. Die ganze Curie mit allen Dienern, Handwerkern und Kaufleuten, die irgend zu ihr gehörten, sollte hier bequem

[1]) Nicola V Papa § 5. Vespasiano schrieb die Worte unter Paulus II, der hierin der entschiedenste Nachfolger Nicolaus' V war.

[2]) S. Antoninus Chronicon P. III. tit. XXII. cap. 12 in princ. Aeneas Sylvius Europa cap. 58. Manetti l. c. p. 923.

und sicher wohnen können. Die Fundamente wurden gelegt und die Stellen bezeichnet, an welchen sich schützende Thürme erheben sollten. Wenn die grenzenlosen Kosten dieses Riesenbaues mit Unwillen besprochen und die übermäßige Prachtliebe des Papstes angeschuldigt wurde, hatte dieser mancherlei Gründe vorzubringen, wenn er sie auch nicht, wie Manetti ihn thun läßt [1]), den Cardinälen auf seinem Sterbelager auseinandergesetzt hat. S. Peter's Dom, mochte er sagen, und der Palast des Papstes müßten gegen äußere Feinde, vielleicht gar gegen die Türken, und gegen die rebellischen Römer gesichert werden; es werde das häusliche Leben der Curialen bessern, wenn ihre Schlafzimmer so eingerichtet würden, daß „weder vernünftige noch unvernünftige Thiere außer den geflügelten" hineinkönnten; den Völkern müsse die Größe und geistliche Würde Rom's auf den ersten Blick anschaulich gemacht werden, und dergleichen.

Im ersten Puncte liegt ein wahres Motiv: der Papst, an sich ängstlich, wurde es doppelt seit der Verschwörung des Stefano Porcari, der die „Herrschaft der Glatzköpfe" stürzen und in Rom die alte Republik herstellen wollte. Er der am liebsten mit stillen Büchern und mit den Männern der Feder verkehrte, bebte vor den Schrecken eines Volkstumultes und konnte das Schicksal seines Vorgängers nicht vergessen. In mehreren seiner Bauten sieht man zugleich die Absicht, sich und seine friedlichen Beschäftigungen vor den räuberischen Gelüsten des Römervolkes sicher zu stellen. Die Engelsburg wurde stärker befestigt und die Brücke, die hineinführte, ganz zur Vertheidigung eingerichtet. Die Stadtmauern Rom's die an vielen Stellen völlig verwittert und zerfallen waren, wurden hergestellt. Der Papst ließ eine Medaille schlagen, die ein Stück der neuen Stadtmauer sehen ließ, mit der Umschrift: Felix Roma. [2])

Aber er begann auch vieles Andre, was nicht die Noth, nur die

---

[1]) l. c. p. 949—952.

[2]) Bei Bonanni Numismata Pontificum T. I. p. 51. cf. Platina Vita Nicolai V (edit. s. l., 1664) p. 613. Ranke die röm. Päpste Bd. III. S. 227 theilt Verse aus einem auf die Verschwörung Porcari's gefertigten Gedichte mit, dessen Verfasser wahrscheinlich der Römer Orazio ist (v. Tiraboschi T. VI. p. 1218); es heißt hier vom Papste:

Arces fortificat muris turrimque superbam
Extruit — — — ne quisque tyrannus ab alma
Quemque armis valeat papam depellere Roma.

Neigung forderte, was, wie er selbst sagte, Rom durch den Adel der Kunst zur imponirenden Weltstadt erheben sollte. So wurden die heiligen vierzig Stationen, die Gregor der Große gegründet, mit neuen und schöneren Bauten bezeichnet. So sollte S. Peter vom Fundament aus neu aufgebaut werden und nach einem Plane, der, wie der Biograph des Papstes mit Bewunderung versichert, die Kirche des Apostelfürsten, wäre sie vollendet worden, über alle Wunderwerke der Welt erhoben hätte.[1]) Der achtjährige Pontificat hat freilich nicht hingereicht, um die großartigen Pläne des Papstes ins Werk zu setzen. Aber schon die kleineren Unternehmungen, die man vollendet sah, und die Vorarbeiten zu den größeren, die dann liegen blieben, erregten das Erstaunen der Zeitgenossen. Gleich wie die Engelsburg die alten Kaiserbauten überragt, läßt Enea Silvio de' Piccolomini seine Meinung hören, so übertreffen die Bauwerke Nicolaus' V Alles, was die neuere Zeit geleistet; hätten seine Werke, die jetzt wie ungeheure Mauertrümmer daliegen, vollendet werden können, sie dürften der Pracht keines der alten Imperatoren weichen.[2])

Wie entschieden diese Leidenschaft des Papstes durch das mediceische Beispiel angefacht worden, zeigen am deutlichsten die geistigen Kräfte, die er dabei verwendete. Zwei Florentiner, Bernardo und Antonio Rosellini, waren bei allen baulichen Unternehmungen den Beamten und Arbeitern vorgesetzt. Und Leo-Battista degli Alberti wurde auf einige Jahre nach Rom gerufen, um den Papst zu berathen und die Pläne zu entwerfen, hier überreichte er ihm 1451 sein berühmtes Werk über die Architectur.[3])

Den Nachweis, inwiefern in diesen Bauten und Entwürfen der Einfluß des von Poggio wiederaufgefundenen Vitruvius und der Alterthumsstudien überhaupt zu erkennen sein möchte, wünschten wir von kundiger Seite zu sehen. In der verwandten Kunst des Prägens und

---

[1]) Manetti p. 930—940 spricht am ausführlichsten von diesem Bau und den andern. Vergl. Papencordt Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter S. 482. 499 ff.

[2]) Aeneas Sylvius Histor. Friderici III. edid. Kollar p. 138. 282; Europa cap. 58. Auch im Kirchenstaat umher, in Spoleto, Orvieto, Civitavecchia und sonst sind Villen, Brücken und Wasserleitungen zum Theile noch die Zeugen seiner Baulust. In Viterbo ließ er die Heilquelle einfassen, deren Kraft schon Strabon gerühmt, und mit palastartigen Häusern umgeben. Viterbo hieß seitdem das Papstbad.

[3]) Staindelii Chronicon ap. Oefele Scriptt. rer. Boicar. T. I. p. 537.

Medaillirens ist es schon bemerkbar, welche Frucht das Studium der Antike, die Museen eines Pizzicolli und Poggio, der Cardinäle Colonna und Barbo eingetragen. Nicolaus V ist der erste Papst, von dem wir aus der Hand des Andrea Guacialoti da Prato ein Medaillon mit sprechendem Portrait besitzen. [1])

Gleich in den ersten Wochen seines Pontificats zeigte Nicolaus, wie theuer ihm Florenz, wie er von ganzer Seele ein Florentiner war. Gegen Cosimo, der auch ihm einst manches Gute gethan, erwies er sich alsbald dankbar, indem er ihn zum Depositar der apostolischen Einkünfte ernannte. Den florentinischen Gesandten, unter denen Männer wie Angiolo Acciajoli, Alessandro degl' Alessandri, Piero di Cosimo de' Medici, Neri di Gino Capponi, Giannozzo Pitti waren, gab er, um sie zu ehren, eine Audienz im öffentlichen Consistorium, wo sonst nur die Repräsentanten von Kaisern und Königen empfangen wurden. Bei einer andern Audienz bemerkte er unter den Wartenden den Buchhändler Vespasiano, der ihm einst geholfen, die Bibliothek von S. Marco zu ordnen und aufzustellen. Sofort ließ er die Audienz schließen und befahl, daß man ihn mit dem alten Bekannten allein lasse, dann sagte er lachend: „Hat es nicht, Vespasiano, gewisse stolze Herren betroffen gemacht, hat es das Volk von Florenz glauben mögen, daß ein Priester, der vorher die Glocken geläutet, nun der höchste Bischof geworden ist?“ [2])

Kaum hatte sich die Kunde von der Erhebung Parentucelli's auf den päpstlichen Stuhl durch Italien verbreitet, so kamen Gelehrte und Schöngeister von überall her nach Rom gewandert, ihm ihre Dienste zu Füßen zu legen. Andre fragten doch vorher an. Es war wohl keiner, der nicht wenigstens gratulirte und sich tiefergebenst dem Wohlwollen des Papstes empfahl. In solchen Fällen wird die allzu hohe Erwartung oft bitter getäuscht. Gelehrte, wenn sie zu Einfluß und Macht erhöht wurden, sind keinesweges immer die Mäcene für ihresgleichen gewesen. Aber Nicolaus war eben kein Fachgelehrter, er hatte keine Lieblingsdisciplin, er ging als vielwissender Dilettant mit

---

[1]) Eine vortreffliche kritische Arbeit über diesen Künstler mit Abbildungen seiner Werke verdanke ich Herrn Dr. Julius Friedländer, ohne angeben zu können, unter welchem Gesammttitel derselbe eine Reihe ähnlicher Studien zu veröffentlichen gedenkt.

[2]) Manetti § 15. Vespasiano l. c. § 18. 19.

seiner Neigung ins Weite und Breite. Er ist, sagt Enea Silvio von ihm [1]), in alle liberalen Künste eingeweiht, er kennt die Philosophen, die Historiker, die Dichter, die Kosmographen und die Theologen; selbst das bürgerliche und das päpstliche Recht und die Medicin sind ihm nicht fremd. Das sind panegyrische Worte, aber so viel ist wahr: Nicolaus hatte ein vielseitiges Interesse, freilich ohne den Drang, irgendwo tiefer einzugehen, wie er im Grunde mehr ein Freund der Bücher als der Wissenschaft war. Unter den Geistern wählte er nicht sehr: im Gegentheil war ihm das Talent lieber als das Genie; denn Verse und Reden oder selbstständige Abhandlungen moralphilosophischen und antiquarischen Inhalts, in welchen sich die Humanisten gerade am meisten dünkten, schätzte er wenig. Er wollte kritische und grammatische Arbeiten, vor Allem aber Uebersetzungen aus dem Griechischen. Die Werke der Alten, gereinigte Texte, Commentare und erläuternde Uebertragungen sollten in stattlicher Gestalt seine Bibliothek füllen und zieren. Dabei vernachlässigte er auch die kirchlichen Autoren nicht. So war ihm Jeder willkommen, der ein genügendes Griechisch verstand und Bücher nach dem Sinne des Papstes schreiben wollte.

Da darf es uns nicht befremden, wenn wir die römische Universität auch unter diesem vielgepriesenen Förderer der Wissenschaft ein ziemlich unbedeutendes Dasein fortspinnen sehen. Sie war neben dem unzünftigen humanistischen Gelehrtenstande hier wie anderswo das altmodische Institut. Seit den Zeiten des Schisma hatte sie sich nicht erholen können oder vielmehr sie hatte aufgehört zu existiren. Wohl hören wir, daß Innocenz VII einen Versuch zu ihrer Herstellung machte und das Studium der Wissenschaften und Künste für den schönsten Schmuck einer Stadt erklärte; er verhieß sogar einen Lehrer der griechischen Sprache, der die griechischen Autoren erklären werde. [2]) Wahrscheinlich dachte er dabei an Manuel Chrysoloras. Welchen Erfolg seine Ankündigung hatte, wissen wir nicht, unter seinen Nachfolgern jedoch verschwindet wieder jede Erwähnung der Hochschule und taucht erst dann wieder auf, als unter Eugen IV die Ruhe der Stadt und

---

[1]) Im Gesandtschaftsbericht von 1447 in Baluzii Miscell. VII und Muratori Scriptt. T. III. P. II.

[2]) Seine Bulle vom 1. Sept. 1406 bei Raynald Annal. eccl. 1406. n. 2. Der Papst spricht von hujusmodi studia per longissima spatia hactenus intermissa.

des Kirchenstaates hergestellt wurde. Aber nicht in diesem Institute, sondern um seine Person versammelte Papst Nicolaus alle die wissenschaftlichen Kräfte, die er nach Rom zog, ja er sah es sogar ungern, wenn seine Uebersetzer auf solche Beschäftigungen Zeit verwendeten.

Diesem Patron, der immer einen Beutel mit einigen hundert Zecchinen zur Seite hatte und unmittelbar mit eigener Hand lohnte [1]), fehlte es an fleißigen Arbeitern natürlich nicht. Gerade die Geister zweiten Ranges fanden sich in Menge bei seiner Curie ein und manche standen bei ihm hoch im Ansehen, die sonst in der Gelehrtenwelt kaum einen Namen hatten. Man rühmte ihm nach, er habe die Curienämter und Pfründen nicht, gleich seinen Vorgängern, simonistisch verkauft [2]); mag sein, aber er vergab sie an Literaten, die mehr für die vaticanische Bibliothek als für die Cancelei und die Kirche arbeiteten. [3]) Als man ihm einst bemerklich machte, es gebe in Rom noch einige gute Schriftsteller, die er nicht kenne, wollte er das nicht glauben: sonst würden sie ja zu ihm kommen, da er auch die schlechten Dichter freundlich zu empfangen pflege. [4])

Es war im Vergleich mit dem Pontificat Eugen's der stärkste Wechsel: unter diesem hatten die ihn umgebenden Mönche insgeheim die Schlüssel Petri gehandhabt, und nur einzelne Cardinäle standen selbstständig und einflußreich da. Jetzt wurden auf einmal die Gelehrten der bevorzugte Stand an der Curie, es drehte sich im Grunde Alles um die Uebersetzer, deren Stil dem Papste am besten behagte. Ein Valla, Georgios von Trapezunt, Decembrio, Perotti erlangten nicht nur für sich, was sie wünschten, sie standen Nicolaus' Ohr überhaupt am nächsten. Wenn er während der Seuche, die Rom im Jubeljahre heimsuchte und in den folgenden Sommern wiederkehrte, für sein frohes Leben besorgt den Vatican verließ und zu San Fabriano seinen Aufenthalt nahm, gab er seine Bücherschreiber und Uebersetzer der Gefahr nicht preis. Sie nahm er alle nach San Fabriano mit, während sich sonst bei Todesstrafe niemand, der aus Rom kam, dem Castell auf

---

[1]) Vespasiano l. c. § 27.

[2]) Raphael Volaterr. Lib. XXII. p. 815.

[3]) Platina l. c. p. 613.

[4]) Hermolaus Barbarus Praefat. in Castigationes Plinianas. Basileae, 1534.

sieben Miglien nähern und nur wenige bevorzugte Cardinäle hier weilen durften, doch auch sie mit nicht mehr als vier Dienern. [1])

Nur einen Mann gab es an der Curie, der als Günstling bezeichnet werden konnte, es war der Secretär Piero da Noceto. Mit keinem der Cardinäle stand der Papst in einem irgend vertrauten Verhältniß, er mochte sich nicht lenken und hemmen lassen, ihn hätte schon der Schein geärgert, als regiere er durch einen allmächtigen Minister. Jener Piero war mit ihm zusammen im Hause Albergati's gealtert, ein bescheidener Mann, dem als Gatten und Vater die höhere Laufbahn überdies abgeschnitten war und der nun unter seinem ehemaligen Hausmeister ungefähr die Stelle einnahm, welche dieser bei Albergati innegehabt. Er war des Papstes rechte Hand und doch zugleich sein treuherziger unterwürfiger Diener, weder ein Gelehrter noch ein Schöngeist, aber als alter Curiale an den Verkehr auch mit solchen Männern gewöhnt. Wir sehen hier den andern Fall wie sonst bei den mäcenatischen Fürsten: diese hatten ihre literarischen Räthe, deren Urtheil das ihre ersetzte, Francesco Sforza seinen Simonetta, Borso von Este seinen Casella; zwischen dem gelehrten Papste und den kirchlichen Geschäften stand ein einfacher Secretär, um dessen Gunst sich die Gesandten und Geschäftsmänner bewarben, zwischen dem Papste und den Hofliteraten stand niemand. Nicolaus hielt sich für seinen persönlichen und unmittelbaren Verkehr mit den Schriftstellern freie Hand, und diese lebten glücklich und zufrieden, weil nicht leicht eine Wolke zwischen sie und ihre Sonne trat.

Auf welchem Fuße der Papst mit seinen Hofgelehrten lebte und welches Dasein diese genossen, lernen wir am besten kennen, wenn wir uns die bedeutenderen nach einander vorführen. Da wird uns so mancher entgegentreten, den wir anderswo schon sahen, der nun aber seine bisherige Stellung gegen die lockendere unter dem apostolischen Schirmdach vertauscht.

Das alte Haupt unter den Humanisten der Curie war Poggio, zugleich einer der ältesten unter den literarischen Freunden des Papstes, der schon bei Cardinal Albergati in Gunst gestanden. Gleich dem Papste war er stets mit seinem Herzen in Florenz daheim gewesen und hier hatte sich auch der Umgang zwischen ihnen entsponnen. Poggio konnte

---

[1]) Nach zwei Berichten, die ein Deutschordensprocurator an den Hochmeister sandte, im Geh. Archiv zu Königsberg. cf. Manetti p. 928.

einen entscheidenden Beweis führen, daß er Parentucelli schon vor seinem Cardinalat und Papat als Freund hochgeschätzt: dieser war noch Bischof und arm gewesen, als Poggio ihm 1446 seinen Dialog über das unglückliche Leben der Fürsten widmete;[1]) wohl die erste literarische Huldigung, die jenem zu Theil geworden.

Sobald nun der Freund auf den heiligen Thron erhoben war, richtete Poggio eine Gratulation an ihn, in welcher er gleichsam als Vertreter der ganzen Gelehrtenrepublik das Wort nahm, freilich auch seiner selbst nicht vergaß. Nach manchem feinen Lobe und mancher elegant-philosophischen Wendung kam er auf sein eigentliches Thema. „Ich bitte dich, heiligster Vater, mögen deinem Gedächtnisse nicht jene alten Freunde entschwinden, als deren einen ich mich nennen darf. Du weißt ja am besten, wie die Gemeinsamkeit in den Studien und in den edlen Sitten das Band der Freundschaft knüpft. — — Laß unter deinen sonstigen Sorgen diese nicht zurückstehen, daß du der alten Freunde gedenkest, zu denen ja auch ich gehöre, daß du ihnen Hülfe seiest, sie nicht darben lässest, daß du dich den schönen Geistern hold zeigest! Sorge, daß viele Menschen sich finden, die dir ähnlich sind, damit du in diesem deinem Herrschergebiete gleichsam eine Pflanzschule der Tugenden aufstellest, damit in diesem Zeitalter die freien Künste emporblühen wie in einem saturnischen (!), sie, die durch die Schuld der Zeiten fast erloschen und erstorben schienen. — — Denn von wem sollen wir ihr Heil erflehen, wenn du uns nicht hilfst, den sie seither als ihr Lieblingskind an ihren Brüsten genährt! Ja, heiligster Vater, das Studium der Wissenschaften hat darniedergelegen und die ausgezeichneten Gelehrten sind länger vernachlässigt worden, als mit dem Gewissen und mit ihrem Werthe vereinbar war. Darum ist auch die Freude an den Wissenschaften erkaltet. Denn wo der Tugend Ehre und Lohn fehlen, da wird auch niemand zu ihrer Uebung angespornt. — — Von dir allein, heiligster Vater, wird erwartet, was so Viele versäumt haben. Andre mögen Andres leisten: dir allein steht diese Ehre, dieser Beruf zu, daß die wissenschaftlichen Studien und die durch dich gehobenen Gelehrten in ihre alte Würde und in ihr altes Ansehen wieder-

[1]) In den Ausgaben ist die Vorrede zu diesem Tractat nur überschrieben: ad clariss. virum Thomam, vollständiger im Cod. msc. lat. 70 der münchener Hofbibl. fol. 303: ad Thomam de Sarzano und mit der Widmung: Magnifico domino meo Cancellario pro tunc existente in dieta frankfordensi a. domini 1446. Der Widmung gedenkt Poggio auch im Prooem. Historiae de varietate fortunae p. 8.

eingesetzt werden. — — So mag denn unter deinen übrigen Sorgen, ich wiederhole es noch einmal, diese, heiligster Vater, die erste sein, daß du die Gelehrten hebst und erhöhest, daß du die edelsten Künste wiederaufleben machst, daß du beweisest, nur deine Würde sei erhöhet, dein Sinn der alte geblieben. Das ist deine eigenste Aufgabe, das ist die That deines Namens und deines Ruhmes, das wird die herrlichste Frucht deines Pontificates sein. Das wird dir vor Gott ewigen Lohn, unsterbliches Lob bei den Menschen erwerben. Aber da du dir, heiligster Vater, das Alles zu thun schon selber vorgesetzt, so bitte ich dich nun insbesondere: gedenke auch deines Poggio, der seit vielen langen Jahren deiner Tugend so innig ergeben war, der dich immer vor Andern geehrt und geliebt! Schon bin ich ein Veteran an der Curie, da ich ihr seit vierzig Jahren diene, und doch wahrlich mit geringerem Vortheil, als es für jemand ziemt, welcher der Tugend und den Humanitätsstudien nicht ganz fern gestanden. Schon sollte ich als ausgedienter Soldat nach der Sitte der Alten auf die ländlichen Aecker geschickt werden, um meinem Leibe Ruhe zu gönnen und nur den Geist zu beschäftigen. Erreiche ich das nicht durch dein Wohlwollen, so weiß ich nicht, von wessen Gunst ich es sonst erbitten sollte.« [1])

Was Poggio von des Papstes höchstem Berufe gesagt, war diesem selbst aus dem Herzen gesprochen. Aber den gewünschten Ruhestand gönnte er ihm nicht, auch Poggio sollte ihm Uebersetzungen liefern, obwohl er sich bei seiner mangelhaften Kenntniß des Griechischen nur dadurch zu helfen wußte, daß er entweder einen Griechen zu Rathe zog oder sehr frei und mit genialen Umschreibungen verfuhr. Indeß muß Nicolaus die geklagte Noth mit hülfreicher Hand gemildert haben; denn bald darauf bekennt der alte Curiale, die Freigebigkeit des Papstes habe ihn so gestellt, daß er die Noth der Zeiten allenfalls vergessen und sich mit seinem Schicksal aussöhnen könne. [2])

Sein nächstes Werk, einen moralphilosophischen Tractat, widmete Poggio niemand anders als dem Papste. Vor Allen aber haben wir hier einer Streitschrift zu gedenken, die er offenbar im Auftrage des apostolischen Stuhles verfaßt hat, seiner Invective gegen Felix, den

---

[1]) Poggii Orat. ad Summum Pont. Nicolaum V (Opp. p. 287 — 292). Ein Leipziger Codex datirt: 2. Mai 1447. Aehnlich ist sein Gratulationsschreiben epist. 1. im Spicileg. Roman. T. X. und das Prooemium seines Werkes de variet. fort.

[2]) Prologus in Histor. discept. conviv. ad Prosperum Cardinalem de Columna (Opp. p. 32).

basler Gegenpapst. Er schrieb sie zu der Zeit, als Nicolaus V die letzten Reste der basler Bewegung wegzuräumen bemüht war, vielleicht gerade damals als der Papst von Lausanne sich herausnahm, „einen gewissen Tommaso Calandrini von Sarsana“ vor seinen Richterstuhl zu laden, der es gewagt habe, den apostolischen Stuhl zu besteigen und sich Nicolaus V zu nennen. Der theologischen und canonistischen Tractate gegen das Concil und seinen Papst gab es genug, ihre Zahl vermehrte Poggio nicht. Er schrieb eben eine Invective, das heißt ein Schand- und Schimpfstück. Ohne sich über den Sachverhalt zu unterrichten[1]), begnügte er sich mit lästernder Declamation, hat aber hierin Alles überboten, was von polemischen Schriften für oder gegen das Concil bekannt geworden ist. Den Papst Felix nannte er einen blutgierigen Wolf in Schafskleide, ein goldenes Kalb, welches zur Schmach des Glaubens von der Synagoge verlorener, ihm ähnlicher Menschen errichtet sei, einen zweiten Mahomet, der eine unerhörte, scheußliche Ketzerei schmiede, ein widriges Ungeheuer, einen Zögling des Satan, einen gefräßigen Drachen u. s. w. Die Väter des Concils werden als Apostaten, Hurenböcke, Blutschänder, Räuber, Ausreißer, Religionslästerer, Rebellen gegen Gott und ihre Oberen, als eine Synagogula verbrecherischer und verlorener Pharisäer bezeichnet, ihre Decrete als Beschlüsse Trunkener und Träume von Träumern.

Aehnliche Briefe hat Poggio auch gegen das basler Concil verfaßt; hier fand seine ängstliche Religiosität, wie er sie nennt, für gut, den schmähenden Ton ein wenig zu mildern. Dasselbe geschah auch bei dieser Schrift gegen den lausanner Papst[2]); dann freilich können wir uns von ihrer ursprünglichen Fassung keine Vorstellung mehr machen. Dieser Poggio war nichts weniger als ein religiöser oder kirchlicher Fanatiker, aber er war ein eingefleischter Curiale, der von der Curie lebte und reich wurde und dafür ihre Sache mit einer gewissen Wuth vertheidigte. Selbst in einer Leichenrede, die er dem Cardinal Giuliano Cesarini schrieb, der Jahre lang Präsident und geistiges Haupt des basler Concils gewesen, mußte er seinem Drange freien Lauf lassen und in den Panegyrikus auf den Cardinal sehr unpassend eine Invec-

---

[1]) Auf einige handgreifliche Verstöße in dieser Beziehung, die sich in der Invectiva in Felicem Antipapam (Opp. p. 155—164) finden, habe ich in meinem Enea Silvio Bd. I. S. 172. Note 2. aufmerksam gemacht.

[2]) Poggii epist. 29. 93. im Spicileg. Roman. T. X.

tive gegen die basler Väter einweben, in welcher er sie als Ehebrecher, Fresser, Säufer, das Concil als einen Chorus von Nachteulen bezeichnete und mit seiner wunderbaren Beredtsamkeit dieses Stils eine Fluth ähnlicher Schmachworte ausschüttete.[1])

War Poggio einmal ein Diener der Curie, so war ein solcher Dienst viel mehr nach seinem Sinne als die Abfassung einförmiger Bullen und Breven. Ueberhaupt konnte er jetzt seinen Neigungen freier den Zügel lassen als an der beengenden Curie Eugen's. Denn mit der Erhebung des humanistischen Papstes verschwand auf einmal die Schaar der devoten Barfüßler, die Poggio immer geärgert, wenn sie nach seinem Ausdrucke gleich Ameisen umherwimmelten, um Gnaden und Privilegien bettelten und gegen einander Intriguen spannen. In seiner Schrift gegen die Heuchelei, auf welche wir noch einmal zu sprechen kommen, durfte Poggio mit ungehemmter Laune die Curie Eugen's als ein Nest der Heuchelei brandmarken und dem neuen Papste das Compliment machen, daß unter ihm dieses Laster ein Ende habe. Auch trug er kein Bedenken, in einem Werke, welches er Nicolaus V widmete, dessen Vorgänger selbst der Heuchelei ziemlich offen zu verdächtigen.[2]) Gegen die Mönche, welche das Studium heidnischer Autoren zu tadeln wagten, übrigens schon ein altmodisches Geschlecht, führte Timoteo Maffei aus Verona noch einen literarischen Hieb; er war selber Mönch, ein berühmter Prediger, und dieses Buch widmete er Nicolaus V[3]). Man wußte, daß der Papst lieber die kecken Freigeister mochte als Menschen, auf denen auch nur der leiseste Verdacht der Scheinheiligkeit lastete, daß er sich der Bettelmönche nur bediente, um durch ihre Türkenpredigten die Gotteskasten zu füllen, sie aber nicht in seine persönliche Umgebung zog, wie Eugen, der Observantenprotector, gethan.

Poggio war an der Curie ein reicher Mann geworden, als er an die florentinische Staatscancelei berufen wurde und bald die Sorgen und Geschäfte bei Seite legend, nur seiner literarischen Muße lebte. Nicolaus entließ ihn ungern und stellte ihm frei, falls ihm das Leben in Florenz nicht behage, in seine alte Stellung an der Curie zurückzukehren, ja der Papst hoffte sogar darauf und sagte ihm beim Abschiede

[1]) Oratio in funere Juliani de Caesarinis § 7. 8. im Spicileg. Roman. T. X. p. 378 sq. Aehnlich in seinem Werke de variet. fortunae Lib. III. p. 99.

[2]) De var. fort. p. 88 sagt er von Eugen IV: Ego in eo plures virtutes fuisse cognovi, sive verae fuerint, sive, ut multi objiciunt, fictae.

[3]) Barth. Facius de vir. illustr. p. 24.

dreimal, er werde die Quälereien und Lumpereien in Florenz nicht ein Jahr lang aushalten. [1]) Poggio war Meister in der höfischen Kunst, sich immer ergeben zu zeigen und doch immer ein wenig selten zu machen. Er wußte sich die Freundschaft des Papstes auch in der Ferne zu erhalten, von Zeit zu Zeit über Dürftigkeit zu klagen und die bettelnden Hände auszustrecken. [2])

Kein volleres Gegenbild zu seinem Charakter als das seines Collegen Flavio Biondo, weshalb denn auch ihre Schicksale die entgegengesetzten waren, als die dreifache Tiare von Eugen auf Nicolaus überging. Wir sahen oben, daß Biondo's bevorzugte Stellung unter Eugen auf ganz persönlichen Zügen beruhte. Biondo hielt wahrlich nicht zu den Heiligen des Tages, seine stille Ergebenheit in schweren Zeiten hatte ihn dem Papste werth gemacht. Als ein strenger und gewissenhafter Gelehrter genoß er die Achtung der humanistischen Literaten, ohne eigentlich in den Kreis ihrer Freundschaften und Feindschaften zu treten. Bruni begann einen Streit mit ihm über die Frage, ob die alten Römer neben der Schriftsprache auch eine Vulgärsprache gehabt, aber es war ein wissenschaftlicher Streit und er wurde im würdigsten Tone geführt. [3])

Warum hat nun Papst Nicolaus den Biondo vernachlässigt, ja mit entschiedener Ungunst behandelt? Niemand weiß uns den eigentlichen Grund anzugeben, selbst Enea Silvio, der an der Curie recht wohl Bescheid wußte, findet uns mit dem Gemeinplatz ab, daß ein Papst selten den emporhebe, den sein Vorgänger geliebt. [4]) Es verlautet aber auch von entschiedenen Gegnern, die Biondo in einer Weise verleumdeten, daß er aus Rom zu weichen gezwungen war; er fand damals für einige Jahre zu Ferrara ehrenvolle Aufnahme. [5]) Doch können wir kaum glauben, daß nur eine persönliche Laune des Papstes ihm entgegenstand oder daß dieser den Ohrenbläsern nur in diesem einen Falle geneigtes Gehör schenkte. So scheint es denn, daß wir den Hauptgrund der Nichtachtung Biondo's in seiner wissenschaftlichen Richtung suchen müssen.

---

[1]) Poggii epist. 55. im Spicileg. Roman. T. X.

[2]) ibid. epist. 2. 3. 4. 58 an Nicolaus V.

[3]) Leon. Bruni epist. VI, 10.

[4]) Europa cap. 58.

[5]) Filelfo's Brief an ihn vom 25. Novemb. 1450. Poggii epist. 60. l. c. Franc. Barbari epist. 215. ed. Quirino vom 8. Novemb. 1453.

Biondo war ein eigentlicher Geschichtsforscher von treuem Fleiße: es ist bewundernswerth, wie er die besten Quellen heranzuziehen weiß, wie er die zeitgenössischen von den späteren sondert, wie er mit kritischem Tacte vergleicht und wägt, kleine Andeutungen benutzt und doch das Wesentliche heraushebt, wie er in seinen Stoffen ordnet und waltet. Das römische Alterthum verdankt ihm in topographischer und in der sogenannten antiquarischen Beziehung die ersten Strahlen seiner wirklichen Aufhellung. Er begnügte sich nicht, wie Poggio und Bruni, mit der blinden Verehrung alles Classischen, als sei das Zeitalter keinen Heller mehr werth und eitel Entartung. Auch das neue christliche Rom ist ihm ein würdiger Gegenstand der Forschung; mit den Legionen und Consuln, mit dem Senat und der Herrlichkeit des Capitols ist ihm die Majestät Rom's keinesweges entschwunden[1]), mit offenem Sinne nimmt er sich auch des Gegenwärtigen an und forscht nach seinem Ursprung. Er hat ferner die erste Universalgeschichte des Mittelalters geschrieben, die diesen Namen verdient, ein für jene Zeiten wahrhaft erstaunliches Werk, das denn auch von Zeitgenossen und Nachfolgern, selbst noch von Macchiavelli vorzugsweise benutzt und rüstig ausgeschrieben worden ist. Und doch haben die mitlebenden wie die nachfolgenden Literarhistoriker seinem Verdienste nur gerade die halbe und oberflächliche Achtung gezollt, die dem armen biedern Canceliſten im Leben zu Theil wurde. Seine Briefe, die freilich weder Elegantien noch Piquanterien enthalten mögen, sind nicht gesammelt und herausgegeben worden[2]), sein Leben hat keinen Biographen gefunden.

Biondo gesteht selbst, daß er im Erlernen der griechischen Sprache wenig glücklich gewesen.[3]) Seine Jugend fiel noch in die Jahre, da es außerhalb Florenz und etwa Venedig kaum möglich war, einen Lehrer des Griechischen oder griechische Bücher zu erhalten. Wo er als Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeiten auf griechische Autoren stößt, muß er sich dürftig mit schlechten Uebersetzungen behelfen. Natürlich stand er in Papst Nicolaus' Augen schon deshalb hinter jenen Abend-

---

[1]) Roma instaurata in fine.

[2]) Mehus hat diese Absicht, wie er in der Anmerkung zu Leonardi Bruni epist. VIII. 1. sagt, zwar gehegt, aber nicht ausgeführt, wahrscheinlich weil Biondo kein Florentiner war.

[3]) Historiarum ab inclinatione Romanorum Dec. I. Lib. IV. in princip. (Opp. edit. Basileae, 1559). Vespasiano: Biondo da Forlì § 1: ebbe qualche notizia delle lettere greche.

ländern zurück, die ein wenig Griechisch, und hinter den Griechen, die ein wenig Lateinisch verstanden. Er konnte nicht Uebersetzungen machen, die dem Papste einmal am meisten zusagten. Als im Beginn seines Jahrhunderts die alten römischen Autoren aus ihren staubigen und moderigen Gräbern wieder zum Leben erweckt wurden, hat er daran nicht einen glänzenden wie Poggio, aber doch auch seinen bescheidenen Antheil gehabt: es blieb ihm eine schöne Erinnerung, wie er zuerst Cicero's Brutus aus dem alten lodesischen Codex mit jugendlichem Eifer abgeschrieben und Italien wiedergeschenkt hatte.[1]) Aber freilich von Cicero's Wohlredenheit war wenig auf ihn übergegangen. Vielleicht widerstrebte seine einfache Natur dem Haschen nach dem eleganten Scheine, vielleicht hemmten seine Berufsgeschäfte und die Kärrnerarbeit, die jedes historische Studium mit sich bringt, seine Ausbildung in der feineren Latinität, die einmal der Stolz seines Jahrhunderts war. Er war sich des Vorsprunges, den Andre vor ihm hatten, sehr wohl bewußt. Während sonst bei alternden Leuten ihr Urtheil über das Neue nicht selten schroff und absprechend wird, sah er mit rührender Neidlosigkeit in Italien die Schulen immer mehr erblühen, „in welchen es süß und herrlich ist zu sehen, wie die Schüler, nicht nur wenn sie entlassen sind, sondern während sie noch unter der Ruthe declamiren und schreiben, ihre Lehrer an Wohlredenheit in Sprache und Schrift übertreffen.“[2]) Wie leicht pflückten ein Poggio und Filelfo die Kränze des Ruhmes, wie sauer mußte sich's Biondo werden lassen, bis er sich selbst ein Wort der zufriedenen Anerkennung gönnte! Wie schön steht ihm aber auch der bescheidene Stolz, wenn er auf das Resultat mühevoller Jahre zurückblickt! Die Geschichte, sagt er, der ersten 132 Jahre seit dem Einzuge Alarich's in Rom sei ihm recht schwer zu erforschen gewesen, doch schmeichle er sich, bei Weitem mehr aus dem Dunkel herausgebracht zu haben, als er selbst und Andre, die von seinem Unternehmen wußten, gehofft und erwartet.[3]) Später sagte er einmal, indem er seiner Decaden gedachte: „Wir haben die dunkle Geschichte von mehr als tausend Jahren mit solchem Fleiße behandelt, daß wir nicht nur den Zustand von Italien deutlicher und ausführlicher, als es möglich schien, dargestellt haben, sondern auch den der Provinzen und Länder

---

[1]) Vergl. oben S. 142.

[2]) Italia illustrata p. 347.

[3]) *Histor. l. c.*

des ganzen einstigen römischen Reiches, wie es in die Hände verschiedener Könige, Fürsten und Völker gekommen ist." [1]) Ueber dieses Werk hat ein Kritiker aus der Zeit Julius' II, Rafaele Maffei, nicht ohne Billigung des fleißigen Strebens geurtheilt, doch findet er, es gereiche dieser Geschichte zum besondersten Lobe, daß ein Papst von anerkannter Schriftstellergabe, Pius II, sie in einem Auszuge zu bearbeiten und geschickter zu stilisiren geruhte! [2])

Noch eines müssen wir hervorheben: Biondo's Feder verstand nicht zu schmeicheln. Er hatte auch Eugen IV nicht geschmeichelt; er vertheidigte seine Sache mit Wärme und Eifer und zeigte den Gegnern, daß der Papst durch Noth und Kränkungen zu den Schritten getrieben war, die sie ihm als Trotz und Hartnäckigkeit auslegten. Seine Italia illustrata schrieb er während des Jubeljahres zu Rom, also gleichsam unter den Augen des Papstes Nicolaus, aber er gedenkt desselben nicht einmal, wo er von Sarsana spricht, während er sonst so gern bei jedem Städtchen und Flecken die Männer erwähnt, deren sie sich rühmen dürfen. Dennoch hören wir, daß er dem Papste dieses Werk darreichte und in Folge desselben, freilich erst gegen das Ende von Nicolaus' Pontificat (1453) nach Rom zurückkehren durfte und einigermaßen zu Gnaden angenommen wurde. [3]) Aber diese Gnade ließ ihn arm, wie er gewesen war, die sonst so freigebige Hand des Papstes öffnete sich ihm nicht. Nur mit Mühe verdiente er so viel, um seine fünf Söhne tüchtig in den Wissenschaften unterrichten und seine Töchter mit einer kleinen Mitgift ausstatten zu können. Er starb am 4. Juni 1463 „arm, wie es einem Weisen geziemt." Ihm, dem braven Menschen, setzte Papst Pius II in seinen Commentarien ein ehrendes Denkmal, desgleichen dem Werthe seiner Werke, wenn er auch seine Bedenklichkeiten über Stil und Inhalt nicht unterdrückte. [4])

Wie gern hätte Nicolaus den ganzen florentinischen Freundeskreis, der ihm so theuer gewesen war, jetzt zu sich nach Rom gezogen! Aber Niccoli, Traversari, Bruni waren nicht mehr unter den Lebenden; Marsuppini, jetzt Staatscanzler der Republik, wollte natürlich lieber in seiner ehrenvollen Stelle sterben, als sein Glück an einen Papst

---

[1]) Italia illustr. p. 350.

[2]) Raphael Volaterr. Lib. XXI.

[3]) cf. Franc. Barbari epist. 194 Flavio Forliviensi suo ed. Quirino; Blondus Barbaro ibid. epist. 214.

[4]) Pii II. Comment. p. 310.

fesseln, der doch auch nur ein sterblicher Mensch war. So blieb denn von den florentinischen Freunden keiner als Alberti, der, wie es scheint, sehr bald nach Rom übersiedelte, und Giannozzo Manetti, den der Papst für einen Ausbund von Gelehrsamkeit und Talenten hielt. Hatte er doch einst als Bischof von Bologna, als Manetti sich eben bei ihm verabschiedet, zu den Umstehenden gesagt, das sei ein Mann, wie die altrömische Republik keinen gleichen aufzuweisen habe.[1]) Manetti verstand Griechisch und Hebräisch, Philosophie und Theologie: in den Augen des Papstes war er auch ein ausgezeichneter Stilist und Redner. Die Republik konnte ihm zur Gratulation keinen Gesandten schicken, den er lieber gesehen hätte. Manetti hielt an ihn im öffentlichen Consistorium und in Gegenwart einer kaum zählbaren Menschenmenge eine Anrede, die eine ganze und noch eine viertel Stunde dauerte.[2]) Er sprach im neuen Stil, das heißt er spendete nicht zierliches Lob in gemessenen Gaben, sondern er goß es im panegyrischen Schwall aus vollen Schalen über den Papst aus. Dieser war noch nie der Gegenstand einer solchen Kunstleistung gewesen, nun sprach vor ihm und über ihn ein Gelehrter, den er für den ersten unter den lebenden hielt, in stolzem hochfliegendem Latein. Nicolaus hörte mit geschlossenen Augen und mit solcher Andacht zu, daß einer der nahestehenden Kämmerlinge es für gerathen hielt, ihn mehrmals ein wenig an den Arm zu stoßen, weil er nicht anders meinte, als daß Seine Heiligkeit entschlummert sei. Aber diese Besorgniß wich dem Erstaunen, als der Papst jeden der drei Theile, in welche Manetti's Rede zerfiel, scharfsinnig beantwortete.[3]) Die Rede des Florentiners oder vielmehr diese an der Curie noch neue Weise einer öffentlichen Prunkrede wurde das Tagesgespräch. Die anwesenden Florentiner drückten Manetti die Hand, dankbar für die Ehre, die er ihrer Vaterstadt erworben. Die venetianischen Cardinäle, eifersüchtig darüber, schrieben den Vorfall sogleich an den Dogen, damit auch von Venedig aus den Gesandten ein Kunstredner beigegeben werde.[4])

---

[1]) Vespasiano: Nicola V. § 9. Auch Poggio (epist. 59. im Spicileg. Roman. T. X) empfahl ihn dem Papste.

[2]) Bei Mittarelli Bibl. codd. msc. S. Michaelis Venet. p. 715. Vespasiano: Giann. Manetti § 15 spricht nach dem Zeugnisse des Cardinal Bessarion von 150,000 Anwesenden und mehr.

[3]) Vespasiano: Nicola V. § 20.

[4]) id.: Manetti § 15.

Aber trotz der Bewunderung des Papstes war Manetti nicht eher geneigt, sein Florenz zu verlassen, bis eine Verbannung, deren Grund wir nicht wissen, ihn dazu nöthigte. Da nun fühlte er die Gunst seines päpstlichen Freundes: er erhielt eine Einladung, nach Rom zu kommen und hier seine Studien fortzutreiben, eine Stelle als apostolischer Secretär und außerdem einen Jahressold von 600 Scudi, für welchen er zu nichts verpflichtet war.[1]) Das war eine Stellung, mit der sich vielleicht allein die Filelfo's am mailändischen Hofe messen konnte. Da Alles um ihn herum mit literarischen Arbeiten beschäftigt sei und auch er seinen Sold nicht müßig verzehren wolle, so beschloß er zwei große Unternehmungen, ein apologetisches Werk gegen die Juden und Heiden, welches in zwanzig Bücher getheilt werden sollte, und eine neue Uebersetzung der ganzen Bibel aus den beiden Ursprachen. Leider starb der Papst schon ein Jahr nach Manetti's Berufung und mit ihm die Aussicht auf einen glänzenden Lohn, die zu jenen Werken begeistert, weshalb ihr Verfasser es ganz natürlich fand, sie liegen zu lassen.[2]) Doch hat er die Pflicht der Dankbarkeit gegen den freigebigen Papst treulich erfüllt: dieser war schon todt, als Manetti sein Leben beschrieb und sein Andenken, allen fürstlichen Personen zum leuchtenden Beispiel, mit reichlichem Weihrauch feierte.

Der erste Gelehrte von auswärts, den Nicolaus an seine Curie rief, war sogleich ein sprechender Beweis, daß nur das Talent in Betracht gezogen wurde, nicht im mindesten das Interesse der Kirche. Es war nämlich Lorenzo Valla, er der gegen die constantinische Schenkung zu Felde gezogen, der die Bettelmönche verhöhnt, der Inquisition gespottet, der im dringendsten Verdachte stand, von der Glaubenstradition und den Fundamenten der Kirche sehr lockere und geringschätzige Ansichten zu hegen.

Ein Fanatiker für seine Sache war Valla freilich auch nicht. Es hatte ihn wenig Ueberwindung gekostet, bei Papst Eugen, dem schwer-

---

[1]) id.: Manetti § 28, Nicola V. § 25, Alfonso Re di Napoli § 14. Naldi Vita Jann. Manetti ap. Muratori Scriptt. T. XX. p. 593. Facius de vir. illustr. p. 19.

[2]) So erzählt er selbst in der Vita Nicolai V. ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 927. Was von jenen Büchern zu Stande kam, wie die ersten zehn Bücher contra Judaeos et gentes, wie die Uebersetzung des neuen Testamentes und des Psalters (Vespasiano: Nicola V. § 25) ist also am Hofe von Neapel gearbeitet worden. S. oben S. 234.

beleidigten, um Verzeihung zu bitten, weil ihn die Sehnsucht anwandelte, seine Freunde und Verwandten in Rom einmal besuchen zu können. Was er verbrochen, bekannte er auf Anstiftung oder aus literarischer Ruhmsucht gethan zu haben; man werde aber sehen, daß er auch der Mann sei, um der Kirche in Zukunft ebensosehr zu nützen, als er sie bisher beleidigt. Bedürfe es eines Widerrufes oder einer Reinigung, erklärte er dem Papste Eugen in der Zuversicht, daß dieser großherzig sein werde, so komme er demüthig mit entblößtem Nacken. Cardinal Landriani, der Gönner der Humanisten, sollte sein Gesuch unterstützen und auch an Scarampo wandte sich Valla, an den mächtigen Cardinal-Kämmerer, dem der Angriff eines Literaten auf die Kirche ganz gleichgültig, der aber doch für literarische Schmeicheleien nicht ganz unempfänglich war. [1]) Wir wissen nicht, welcher Bescheid auf dieses Anerbieten erfolgte, doch wurde Valla ein Sicherheitsversprechen gegeben. [2]) Darauf hin wagte er sich nach Rom. Aber seine Feinde, die Bettelmönche, konnten die Niederlage, die sie in Neapel durch ihn erfahren, noch nicht verschmerzen, sie brachten ihre Beschuldigungen nun vor den Papst und wußten es als die wirksamste der Ketzereien zu brandmarken, daß Valla gegen Eugen und zu Gunsten des basler Concils geschrieben haben müsse, weil er von diesem Beneficien erhalten. In Rom mochte Valla den Sturm nicht abwarten, hier brachte die Inquisition noch Lebensgefahr, da des Papstes Sinn von den Mönchen ganz beherrscht wurde. Nach zweimonatlichem Aufenthalt floh er über Ostia wieder an den Hof Alfonso's und richtete nun von hier aus eine Apologie an den Papst, in welcher er sich scharfsinnig vertheidigte und seine Gegner nicht schonte, doch sich in Demuth vor der Autorität des römischen Stuhles beugte. Deine Heiligkeit, so schloß er sie, wird hoffentlich von mir wenn auch nicht einen Nutzen, denn das ist über meine Kräfte, wenn auch nicht Ruhm, denn dein Ruhm kann weder durch Lob vermehrt noch durch Tadel verringert werden, so doch ein Wohlgefallen an meinen Studien entgegennehmen. [3]) Das war nun nicht der Pfeil, der Papst Eugen getroffen hätte; so lange er lebte, blieb Valla in Ungnade und durfte nicht noch einmal wagen, sich in Rom sehen zu lassen.

---

[1]) Die Briefe Valla's an die genannten beiden Cardinäle, so wie der an Papst Eugen in Form einer Declamation in den Epistolae Principum etc. ed. Hier. Donzelinus. Venet., 1574. p. 346. 352. 416.

[2]) Er sagt zu Eugen: me tua fide, quam dederas, tutum esse oportebat.

[3]) *Apologia* pro se et contra calumniatores ad Eugenium IV (Opp. p. 795 sq.)

Sobald aber Nicolaus den päpstlichen Stuhl bestieg, erging an Valla ein ehrenvoller und vortheilhafter Ruf, nach Rom zu kommen. Es war die Stadt, in der die Seinigen lebten und begraben lagen; am Hofe von Neapel mußte er mit neidischen Augen ansehen, wie er nur der Hochgeschätzte, Beccadelli aber der eigentliche Günstling des Königs war, in jedem Falle fand er hier immer noch eine Zuflucht. Schon 1447 kam er nach Rom, im Laufe des nächsten Jahres wurde der Verfasser der Schrift gegen die constantinische Schenkung zum apostolischen Scriptor ernannt. [1]) Sein eigentlicher Beruf aber war, den Thukydides zu übersetzen, gewiß ein schwieriges Werk, eine Aufgabe, an die sich noch keiner gewagt, aber eben darum wollte sie der Papst von dem ersten Grammatiker und Latinisten gelöst haben. Die Arbeit rückte sehr langsam vor, zumal da Valla ihr nicht, wie der Papst es wohl gewünscht hätte, Tag und Nacht ausschließlich widmete. Den römischen Lehrstuhl der Eloquenz hatte seit Eugen's Zeiten noch Georgios Trapezuntios inne und mit nicht geringem Erfolg: seine Schüler waren zahlreich und eifrig, viele von ihnen kamen aus fernen Ländern, andre gehörten den edelsten Familien an. Das weckte Valla's Neid: neben ihm, dem Verfasser der Elegantien, sollte kein andrer Rhetor sich zeigen dürfen. Auch auf die Honorare, die der Grieche einnahm, sah er mit Gier. Er beschloß als Nebenbuhler aufzutreten und begann im Jahre 1450 wirklich seine Schule der Eloquenz. Sie hat jedoch nur ein Semester hindurch gedauert, wohl weil der Beifall nicht der war, den Valla sich versprochen. Wenn er uns wiederholt versichert, er habe den Wettstreit nur zur Ehre Quintilians begonnen, den Georgios aus übermäßiger Vorliebe für Cicero mit Geringschätzung zu behandeln pflegte, so hatte wenigstens das mit der Ehre Quintilians nichts zu thun, daß sein Kämpe sich bei einigen Cardinälen um einen ebenso hohen Sold bemühte, wie ihn Georgios erhielt. Es ist aber sehr bezeichnend, daß er sich nicht an den Papst wendete, daß er jene Cardinäle ausdrücklich bat, die Sache insgeheim zu betreiben, damit Nicolaus von seiner Lehrthätigkeit überhaupt nichts erfahre; denn diesem, sagt er, würde es nicht

[1]) Marini degli Archiatri pontif. T. I. p. 241. Tiraboschi erzählt uns nach Antonio Cortese's Antivalla msc., Valla habe den Auftrag des Papstes, die älteren Bullen zu sammeln und zu ordnen, dazu benutzt, sein Werk de donat. Constant. weiter auszuführen, indeß scheint uns die Stelle wenigstens, die Tiraboschi wörtlich anjührt, noch kein vollgültiger Beweis und die Sache an sich kaum haltbar.

gefallen, wenn er sich mit etwas Andrem beschäftige als mit den ihm aufgetragenen Uebersetzungen. [1])

Daß Valla in Rom von seinen mönchischen Feinden beunruhigt wäre, davon hören wir kein Wort. Nur Poggio, sein alter literarischer Gegner, war wüthend über seine Anstellung: er sah das Amt der apostolischen Secretäre durch sie auf ewig geschändet, ja er drohte sogar, er wolle selbst in dem Werke, welches er eben unter der Feder habe, auf Päpste losziehen; denn durch Schmähungen und Satiren komme man bei ihnen zu Ansehen, wie Valla's und Filelfo's Beispiel zeige. [2]) Fazio, Valla's bitterster Feind in Neapel, knüpfte von hier aus mit Poggio ein Freundschaftsbündniß an und spornte ihn nach Kräften, die Bewerbung seines beneideten Nebenbuhlers um ein Curialamt zu vereiteln. [3]) Aber zu ihrem Aerger genoß Valla die Gunst des Papstes ohne Wanken. Als er ihm den lateinischen Thukydides endlich überreichte, schenkte ihm Nicolaus mit eigener Hand 500 Scudi als Lohn. [4]) Daß seine Stellung auch sonst eine glänzende war, das hören wir am Tone der Ruhmesposaune, mit welcher er die Wohlthaten vergalt. Seine zweite Bearbeitung der Elegantien widmete er Tortello, der dem Papste näher stand als irgend ein andrer der Literaten; was er in der Widmung an diesen sagte, war so gut als dem Papste ins Gesicht gesagt. Das heißt es nun: „Wo ist seit vielen Jahrhunderten ein belobterer und des Lobes würdigerer Mann erstanden als unser Aller Vater und höchster Priester, als Nicolaus V! Könnte man doch ebensowohl sagen, er sei durch das Urtheil der geistvollsten Männer zu jener Würde auserwählt, als er sei für sie geboren. Da Gott ihn uns gab, hat er dieses Jahrhundert einer besondern Wohlthat gewürdigt; bleibt er uns nur erhalten, so wird das Schicksal des kommenden Menschengeschlechts, soweit Menschen darüber meinen dürfen, ein glückliches sein. Man kann nicht sagen, ob seine Tugend oder ob sein Ansehen unter den Menschen mehr hervorglänze. Und unter seinen Tugenden kann man nicht sagen, welche vor der andern den Vorzug verdiene, wenn überhaupt eine hervorragt und wenn nicht eine jede von ihnen alle andern in sich schließt. Höchstens könnte ein Jeder diejenige Tugend,

---

[1]) Vallae Antid. in Poggium Lib. IV (Opp. p. 335. 348). Joh. Ant. Vigerini Elogium Vallae bei Georgius Vita Nicolai V. p. 207.

[2]) Poggii epist. 57. im Spicileg. Roman. T. X.

[3]) Sein Brief an Poggio bei Facius de vir. illustr. p. 81.

[4]) Vallae Antid. in Poggium l. c. p. 335.

welche er selbst am meisten verehrt, ihm im höchsten Maße zutheilen, wie du und ich etwa den Scharfsinn in allen Dingen, insbesondere aber in der Wissenschaft. — — Göttlich fürwahr ist in ihm die Schnelligkeit und die Kraft des Geistes. Wie oft hat er nicht mit uns oder mit andern Gelehrten, wenn er die Fluth der Geschäfte abgeschüttelt, über wissenschaftliche Dinge gesprochen! Ich will davon schweigen, wie er durch Majestät und Anmuth der Rede, durch die Fülle der Kenntnisse hervorleuchtet, wie er in allen Fächern heimisch ist, sowohl in den humanistischen, in der Geschichte, Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Poetik und Metrik, als in den göttlichen, in der Theologie, den Rechten und jener Wissenschaft, welche die Griechen Metaphysik nennen. Nichts ist so hoch erhaben oder so tief verborgen, daß es ihn täuschte; nichts in den Wissenschaften — und das ist noch wunderbarer — ist so kleinlich und peinlich, daß es ihm entginge. Darum wandelt mich niemals so sehr das Verlangen zu schweigen und nur aufzumerken an, als wenn ich ihn sprechen höre."

Valla spricht gegen Tortello den Wunsch aus, er möge dem Papste diese Dedication nicht zeigen; denn nicht für diesen selbst, sondern für andre Leser sei das Lob bestimmt. Nur wie die Alten einen Triumphbogen oder eine Säule mit dem Bilde einer Gottheit schmückten, so habe er an die Spitze seines Werkes das Bild Nicolaus' V stellen wollen, damit von diesem Bilde Zier und Majestät auf das Werk selbst herabstrahle. Wie ernstlich jener Wunsch gemeint war, das bezeugt im Eingange des Widmungsbriefes ein andrer Wunsch: dieses Buch möge in der Bibliothek des Papstes seinen Platz finden und wenn dieser es bisweilen aufschlage, so werde das die schönste Frucht des Fleißes, die höchste Belohnung des Verfassers sein.[1])

Der genannte Giovanni Tortello, ein Aretiner von Geburt, war dem Papste im Bücherwesen das, was Piero da Noceto in den Geschäften war, der vertraute Diener, der immer zur Hand sein mußte. Schon als apostolischer Cubicularius stand er ganz in der Nähe der päpstlichen Person, ebensosehr aber als Präfect der päpstlichen Bibliothek. Jene Stelle hatte er schon unter Eugen bekleidet, diese konnte man unter einem Nicolaus wohl als Hofamt ersten Ranges bezeichnen. Er war eine angesehene Person, weil er die Liebhaberei des Papstes verwaltete. Uebrigens war er auch wissenschaftlich ein Mann nach Ni-

[1]) Dedication der Elegantien an Tortello (Vallae Opp. p. 1).

colaus' Sinn: sein Werk über Orthographie war ein herrliches Lexikon für Bücherabschreiber und Textesverbesserer. In der That befand sich die Rechtschreibung der aus dem Griechischen abstammenden Worte in der wildesten Verwirrung. Hier nun konnte, auch wer des Griechischen nicht kundig war, sich leicht nach der alphabetischen Ordnung zurechtfinden und er hatte zugleich eine Encyklopädie, deren historische, mythologische und geographische Notizen bequem zur Auslegung der alten Schriftsteller dienten.[1]) Dieses Buch hat Tortello auf den ausdrücklichen Wunsch des Papstes verfaßt. Im Uebrigen scheint er still und anspruchslos nur den ihm anvertrauten Büchern gelebt zu haben.[2])

Giovanni Aurispa lernten wir oben als ein Glied des estensischen Musenhofes kennen. Nebenbei führte er den Titel eines apostolischen Secretärs, hat diese Stelle vielleicht auch eine Zeit lang verwaltet. Doch müßte das unter Martin V gewesen sein, zu der Zeit, als in Rom Valla sein Schüler im Griechischen war.[3]) Als aber Nicolaus V den Stuhl Petri bestieg, war Aurispa bereits ein Greis von 78 Jahren, freilich ein rüstiger Greis, der es zu 91 Jahren gebracht hat. Was hätte ihn bewegen sollen, sein sicheres Asyl bei den Este zu verlassen und gegen die römische Curie zu vertauschen? Gewiß ist, daß er im Jahre 1450 in Rom war, daß der Papst ihn in seiner Würde als apostolischen Secretär bestätigte und überdies mit einigen Beneficien beschenkte.[4]) Daraus folgt indeß noch nicht, daß er sich an

---

[1]) Tortellii Commentariorum grammaticorum de Orthographia dictionum e Graecis tractarum Opus. Die Ausgabe, die ich vor mir habe, erschien Vicentiae, 1479.

[2]) Vespasiano: Giov. Tortello. Aeneas Sylvius Europa cap. 58. Blondus Italia illustr. p. 309. Sabellicus Ennead X. Lib. IV. p. 687.

[3]) Vallae Praefat. in Elegant. Lib. II (Opp. p. 42): uni mihi legebat. Oeffentlicher Lehrer scheint demnach Aurispa in Rom nicht gewesen zu sein. Tiraboschi T. VI. p. 1469 vermuthet, er habe die Zeit von 1436—1450 ganz an der Curie zugebracht, weil er ihn als apostolischen Secretär genannt findet, was indeß oft ein bloßer Titel war. Als in Rom lebend wird er während jener Jahre nicht erwähnt. Die Schülerschaft Valla's spricht nicht dagegen; denn die enge Verbindung, in welcher ihn dieser a. a. O. mit Bruni nennt, der schon 1427 nach Florenz übersiedelte, zeigt doch, daß hier von einer viel früheren Zeit die Rede ist. Wohl im Herbste 1427 wurde Aurispa nach Ferrara berufen. Von hier aus folgte er dem Griechenunionsconcil nach Florenz, ging aber nach Beendigung des Concils sicher nach Ferrara zurück und hatte hier sein Domicil bis zu seinem Tode.

[4]) Filelfo sagt in einem Briefe an Aurispa v. 26. Novemb. 1450: fecit me certiorem, te modo e Romana curia Ferrariam revertisse.

der Curie heimisch machte. Er kam wohl nur, wie so viele andre, um der päpstlichen Gnade und Freigebigkeit zu genießen. Vielleicht auch betrieb er an der Curie nur ein Geschäft: er war einst zum Priester geweiht und sogar zum Pfarrer designirt worden, hatte aber von einer Magd einen Sohn und zwei Töchter, die er legitimirt wünschte. Diese Bitte hat ihm Nicolaus, in solchen Dingen sehr nachsichtig, auch erfüllt.[1]) Uebrigens war Aurispa nicht der Mann für den Papst: sein Verdienst und sein Ruf ruhten auf seiner Lehrthätigkeit, er war kein Uebersetzer und wir hören auch nicht, daß Nicolaus ihm, wie er pflegte, einen griechischen Autor zu diesem Zwecke zuwies.

Dagegen wurde Pier-Candido Decembrio entschieden ein Mitglied der Curie. Er hatte, wie wir oben sahen, zu Mailand dem letzten Visconti in erträglicher Stellung gedient, die ihm nur durch Filelfo's Feindschaft verbittert wurde. Dann aber that er sich als hitziger Republicaner hervor und sah sich in der Folge genöthigt, den neuen sforzeschischen Hof zu meiden. Nicolaus V nahm ihn freundlich auf, gab ihm ein Secretariat, dann die Oberaufsicht über die Abbreviatoren und beschäftigte ihn mit Uebersetzungen, obwohl Decembrio in keiner Weise zu den hohen Talenten zählte.[2])

Aber auch in Rom traf Decembrio das Schicksal, den ihm verhaßten Filelfo wiedersehen zu müssen. Dieser hatte den Papst gleich Poggio schon im Hause Albergati's gekannt und ihm, wie jedem Menschen, der ihm mittelbar oder möglicherweise in der Zukunft einmal nützlich sein konnte, einige Artigkeiten gesagt. Als Parentucelli das bescheidene Glück hatte, zum apostolischen Subdiakonus mit 300 Ducaten Sold ernannt zu werden, sah Filelfo in ihm schon einen Günstling des Papstes, der leicht zu einer angeseheneren Stellung gelangen könnte, schon da bat er ihn, in diesem Falle der Freundschaft nicht zu vergessen.[3]) Wir wissen, wie nach wenigen Jahren Parentucelli Bischof und Cardinal wurde, und dennoch lesen wir keine Gratulationsbriefe Filelfo's an ihn. Die Verbindung war abgebrochen. Nach dem Grunde dürfen wir nicht weit suchen, wenn wir uns erinnern, daß jener damals mit der Curie in Florenz weilte, Filelfo aber im floren-

[1]) Tiraboschi T. VI. p. 1479. 1457.

[2]) Vergl. s. Briefwechsel mit Franc. Barbaro in dessen Epistt. 226. 227 ed. Quirino.

[3]) Vergl. s. Briefe an Thomas von Bologna v. 6. und 9. Octob. 1440.

tinischen Kreise das schlechteste Andenken hinterlassen hatte und durch seine Satiren fortwährend auffrischte. Der Freund Niccoli's und Traversari's konnte die Schmähungen, die Filelfo auf diese gehäuft, so leicht nicht vergessen. Erst als er den Stuhl Petri bestiegen, wagte sich ihm Filelfo mit einem Gratulationsschreiben zu nähern. Er berief sich nun auf ihre Freundschaft von damals, als er selbst vor etwa zwanzig Jahren in Bologna gelehrt und Parentucelli, mit ihm etwa gleichalterig, ebendaselbst studirt hatte. Ob deshalb der Umgang zwischen dem gefeierten Professor der Rhetorik und dem blutarmen Theologen sehr innig gewesen? Er wies den Papst ferner an sein eigenes Herz, ob nicht seitdem die Liebe zu ihm, dem Filelfo, darin fortwährend gewachsen sei; er versicherte seinerseits, daß sein Vertrauen und seine Verehrung gegen Parentucelli täglich in unglaublichem Maße gestiegen seien. Auch des frommen Albergati ward gedacht, dem Parentucelli wie ein Sohn gewesen und der den Filelfo zu seinen Theuren gezählt.[1] Es erfolgte auf diesen Brief sogleich ein Anerbieten des Papstes: Filelfo möge nach Rom kommen und dort auf eine Stelle an der Curie und auf alle Gunst rechnen. Ein Secretariat aber, für welches Andre sich als für ein schönes Geschenk bedankten, war für Filelfo's hohen Sinn allzu armselig, er träumte bereits von ganz andern Dingen.

In dieser Zeit nämlich ging Filelfo ein sonderbarer Gedanke, der ihn schon früher einmal heimgesucht, von Neuem durch den Kopf. Schon als seine erste Gemahlin Theodora, die Tochter des Byzantiners Joannes Chrysoloras, gestorben war, hatte er sich überlegt, ob er nicht die Plagen und Eitelkeiten dieser Welt von sich werfen und in den geistlichen Stand treten solle. Er trug sein Verlangen Papst Eugen mit der Bitte vor, ihn „seiner Heerde anzuschließen". Damals hätte er auch ohne den Papst seinem Drange Genüge thun können, wir sehen aber wohl, daß er seine glänzende weltliche Stellung doch nur gegen eine nicht minder glänzende geistliche zu vertauschen wünschte. Eugen gab ihm keine Antwort, der Plan des Dichters erschien ihm wohl ganz unsinnig und albern. Filelfo ließ ihn gleichfalls fahren und heirathete Orsina Osnaga, eine edle Mailänderin, die ihm im Laufe der Jahre, zu seiner schon ansehnlichen Schaar von Kindern der

---

[1] Filelfo's Brief an Papst Nicolaus vom 8. April 1447. Am 6. März war *Nicolaus' Erhebung* aus dem Conclave verkündet worden.

ersten Ehe und von unehelichen, noch drei Mädchen und einen Sohn schenkte.

Nun wollte es das Unglück, daß gerade zu der Zeit, als in Mailand die republicanischen Parteien am wildesten tobten und alle Staatsordnung über den Haufen zu werfen drohten, auch jene Orsina sterben mußte. Wiederum wandelte den verwittweten Dichter der fromme Gedanke an. Jetzt aber war der Fall nicht mehr so einfach; eine zweimalige Ehe ist nach dem kanonischen Recht ein Hinderniß der Weihe, welches nur eine apostolische Dispensation wegräumen kann. Um eine solche bat Filelfo den Papst Nicolaus, dem es eher zuzutrauen schien als seinem Vorgänger, daß er einem so gefeierten Gelehrten die Würden der Kirche öffnete. Es dürfte unerhört sein, daß eine Supplication der Art in Hexametern an den Papst gebracht worden ist: Filelfo reihte die beiden Gedichte, in denen er um Beseitigung jener Irregularität bat, seinen Satiren an [1]), in deren ersten Büchern wir die schandhaftesten Ausfälle gegen seine Feinde, gegen Cosimo de' Medici, Niccoli, Poggio und andre lesen. Er versicherte nun, daß seit seinen Knabenjahren immer eine heftige Gluth ihn getrieben, der eitlen Welt zu entsagen und sich ganz Christo zu weihen, den er beiläufig als Lenker des Olympos bezeichnet. Dann werde seine Muse, die bisher nur in dunkeln Thälern getändelt, von den höchsten Höhen herab ihre Stimme erschallen lassen und Nicolaus V und den apostolischen Thron lobpreisen. Die Stacheln des Fleisches habe er mit keuscher Sorge durch Fasten gebändigt und das Alter habe sie jetzt vollends von ihm genommen. Er wolle dem apostolischen Stuhle treu und gehorsam in jeden Kampf und Tod gehen, den man ihm anweisen werde. Auch werde der Name Filelfo's den kommenden Geschlechtern kein geringes Beispiel und Vorbild zur Ehre des Glaubens sein.

Wir haben von Filelfo in Florenz und in Mailand schon manche Aeußerung gehört, die sein hohes Selbstbewußtsein verkündet. Aber seinen kühnsten Gedanken deutet er doch in diesen Satiren an. Er hatte sich wahrhaftig in den Kopf gesetzt, der Papst könne ihn zu nichts Geringerem als zum Cardinal machen, und dann stand ihm der Weg

---

[1]) Es sind Satyr. Dec. IX, hec. 8. und Dec. X. hec. 4, beide an den Papst gerichtet. Die Zeit schließe ich aus der Reihenfolge der Satiren. Der äußerste Termin wird durch die Notiz bestimmt, die sich auch in den Drucken am Schlusse der Satiren findet, Filelfo habe am 1. Decemb. 1448 die letzte Hand an sie gelegt.

zum apostolischen Thron offen, dann war für ihn und seine Kinder gesorgt. Wir dürfen nur die Zumuthungen, die er Nicolaus vorlegt, zusammenhalten und ein wenig den Filelfo kennen, um aus ihnen den Purpurgedanken herauszulesen. Als gemeinen Soldaten, sagt er, werde ihn der Papst nicht in die Reihen der Kirche stellen wollen. Was könne er da nützen? Gehorchen habe er längst gelernt; die Lesung der heiligen Schrift und der edelsten Lehrer der Kirche in lateinischer und griechischer Sprache habe ihn in die Tiefen des Glaubens eingeweiht. Darum möge ihm der Papst nur (damit Filelfo sich darnach zu entschließen wisse) den bestimmten Rang bezeichnen, den er ihm anzuweisen gedenke. Er wolle gern immer und täglich mit ihm vereinigt sein.[1])

Wahrscheinlich hat Nicolaus über den humanistischen Cardinal mit den vielen Kindern gelacht und ihn keiner Antwort gewürdigt. Filelfo wartete vergebens, wurde ungeduldig, schlug sich den rothen Hut aus dem Sinn und nahm eine dritte Gattin.

Im Jahre 1453 gelang es Filelfo nicht ohne Mühe, sich von seinem Herrn, dem mailändischen Herzog, einen Urlaub auszumitteln: er wollte den Band seiner Satiren, der jetzt in seiner Abrundung 10,000 Verse umfaßte, dem Könige Alfonso von Neapel überreichen. Vor seiner Abreise erhob er von den mailändischen Freunden die Unsterblichkeitssteuer, um sich auszurüsten, dann sammelte er sie von den Fürsten ein, durch deren Gebiet er ritt und deren Residenzen er mit seinem Besuche beehrte. Am 18. Juli, bald nach der Mittagszeit, traf er ermüdet in Rom ein. Noch hatte er nie die Weltstadt gesehen, dennoch widmete er ihr nur wenige Blicke und gedachte gleich in der Frühe des nächsten Morgens gen Neapel weiterzureisen. Ohne Zweifel versah er sich vom Papste nichts Gutes. Aber seine Ankunft war doch schon ruchbar geworden. Am Morgen, als er eben sein Pferd besteigen wollte, kam Flavio Biondo, ihn zu begrüßen, er konnte sich nicht genug wun-

---

[1]) At postquam sanctae statuis me, maxime Praesul,
Scribere militiae, scribas, precor, ordine certo.
Nam quod grande potest obiisse gregarius ullum
Miles opus, qui dicta modo imperiumque capessat?
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Da, Pater, ut toto tibi pectore jungar et omne
Tecum tempus agam.

Schon Eugen IV hatte er gebeten: jungat gregi suo per florea prata.

dern, daß Filelfo darauf bestand, erst auf der Rückreise sich dem Papste vorzustellen. Nicolaus hatte schon am Abend vorher viel und gnädig von Filelfo gesprochen, ihn seinen alten Freund genannt. Dennoch traute Filelfo nicht. Erst als Piero da Noceto kam und ihn scherzend am Arm davonführte, ließ er sich williger vor Seine Heiligkeit führen.

Nicolaus war in seiner besten Laune. Was Filelfo seinen florentinischen Freunden angethan, was er ihm selbst für wunderliche Anträge gemacht, Alles vergaß er. Der Dichter hätte sich keinen ehrenvolleren und freundlicheren Empfang wünschen können. „Ei Messer Francesco, redete ihn der Papst an, Wir haben Uns über Euch gewundert, daß Ihr hier in Rom seid und Uns nicht besucht habt!“ Filelfo entschuldigte sich, er habe seine Rückreise dazu benutzen wollen. Der Papst aber fragte sogleich nach seinen Arbeiten und als er von dem starken Bande der Satiren hörte, wollte er sie durchaus erst lesen. Neun Tage lang mußte Filelfo in Rom verweilen, während sich der Oberhirt aller Gläubigen mit Behagen in die literarischen Schandgeschichten vertiefte.[1]) Als der Papst ihm das Buch zurückgab, überhäufte er ihn mit Lob, sprach lange über die Zeit, wo sie sich zuerst kennen gelernt, über ihre beiderseitigen Schicksale und warf ihm dann mit milden Worten vor, warum er nicht eine Stelle an der Curie angenommen habe, die er ihm doch gleich nach seiner Stuhlbesteigung anbieten lassen. Als Filelfo einwendete, er sei dem Herzoge von Mailand zu großer Dankbarkeit verpflichtet, machte ihm der Papst sofort einen neuen Antrag: er hoffe ihn von dem befreundeten Fürsten als ein Geschenk loszubitten, dann wolle er ihm das Amt eines apostolischen Schreibers schenken und 600 Ducaten jährlichen Soldes zuweisen, wofür Filelfo nur die Verpflichtung übernehmen möge, in seinen Mußestunden irgend ein schönes Werk aus dem Griechischen zu übersetzen. Vom rothen Hut konnte natürlich keine Rede mehr sein. Beim Abschied aber drückte der Papst dem überraschten Dichter einen Beutel mit 500 Ducaten in die Hand: „Da, Messer Francesco, dies Geld will ich Euch geben, damit Ihr auf der Reise davon leben könnt!“ Filelfo bedankte sich tausendmal, der Papst indeß fügte zu jenem Pfande der erneuten Freundschaft

[1]) Filelfo's Brief an Niccolo d'Arzimboldi, den mailändischen Rath, d. Rom 25. Juli 1453. Vespasiano: Nicola V Papa § 27, F. Filelfo § 3.

noch hinzu, in drei Jahren gedenke er so für ihn zu sorgen, daß weder er noch seine Nachkommen jemals Noth leiden sollten.[1])

Die Ernennung zum apostolischen Secretär erfolgte schon am 1. September 1453. Der Plan aber, den Seine Heiligkeit noch im Busen zurückbehielt, und über dem er dann gestorben ist, war eine glänzende Anwerbung Filelfo's zum Uebersetzen der homerischen Gesänge, über welche wir später noch das Nähere mittheilen werden.

Welches Aufsehen es unter den Literaten Rom's machte, daß der Papst dem verhaßten Filelfo solche Gunst erwiesen! Die 500 Ducaten gingen von Munde zu Munde, dazu die Ertheilung des Secretariates. Decembrio, der alte Nebenbuhler, brannte vor Neid, Poggio vor Aerger.[2]) Der glückliche Dichter aber, der sich das Wohlwollen des freigebigsten Mäcen so leicht auf der Durchreise erworben, war nun auch beflissen, es sich zu erhalten. Nach Mailand zurückgekehrt, schickte er dem Papste zunächst seine Uebersetzung der lakonischen Apophthegmen Plutarchs mit einer Dedication voll wohlberechneter Schmeicheleien. „Alle tüchtigen Männer kommen zu dir. Was sich immer durch Geist, Beredtsamkeit oder in irgend einer der eleganten Künste auszeichnet, strömt zu dir. Du aber als ein Mann von großartigem und freigebigem Sinne vernachlässigest keinen, du nimmst alle gern auf, du zeigst dich gegen alle höchst freigebig. — — Du nützest allen sowohl durch das Vorbild deines Lebens als durch deine Großartigkeit im Schenken.“ [3]) Dann fing Filelfo gar an, ein Leben des Papstes zu schreiben, und übersandte diesem das erste Buch. Zwar ist uns diese Schrift nicht durch den Druck zugänglich geworden, aber wir kennen hinreichend den marktschreierischen Ton, den Filelfo in solchen Fällen bis zum Unsinn zu steigern pflegt. Seine Feinde versicherten später, der Papst habe das Buch so albern gefunden, daß er es vor den Augen des Verfassers dem Feuer übergab, ihm verächtlich den Lohn hinwarf und verbot, weiter daran zu schreiben.[4]) Das ist nun zwar handgreif-

---

[1]) Philelfi epist. XXVI, 1. an Lodrisio Crivelli. Vespasiano ll. cc.

[2]) Vergl. den Brief des Pier-Candido (Decembrio) an Poggio v. 11. August 1453 und Poggio's Antwort bei Rosmini l. c. T. III. p. 150, ferner Poggii epist. 57. an Piero da Noceto im Spicileg. Roman. T. X.

[3]) Diese Praefatio ist den Ausgaben der Reden Filelfo's beigefügt.

[4]) Es ist dies eine Invectiven-Nachricht, die wir im Briefe des Goro Lolli an den Cardinal von Pavia lesen und zwar in den Werken des letzteren, die mit Pii II Comment. etc. Francofurti, 1614 gedruckt sind, p. 493. Vergl. Filelfo's *Brief an Crivelli a. a. O.*

lich erlogen, da Filelfo das Werk erst nach seiner Rückkehr und in Mailand schrieb, den Papst aber seitdem nicht wiedersah. Indeß glauben wir, daß Nicolaus statt der plumpen filelfischen Schmeicheleien lieber eine Uebersetzung gehabt hätte. Wenn Filelfo zu jenem ersten Buche das zweite nicht schrieb, so lag der Grund offenbar im Tode des Papstes, der in Filelfo's Busen das stürmische Gefühl der Dankbarkeit schnell erkalten machte. [1]) Doch ist ihm Nicolaus V immer das Ideal eines Papstes gewesen und vieren seiner apostolischen Nachfolger hat er es als Muster vorgehalten.

Haben wir nun aus der Schaar der italienischen Gelehrten, die der Hof Nicolaus' V versammelte, nur die berühmteren Namen hervorgehoben, so wird das noch nothwendiger sein, wenn wir von den Griechen sprechen, die hier ein Asyl fanden. Doch ist zuvor ein Versäumtes nachzuholen. Wir haben bisher nur beiläufig Gelegenheit gefunden, der hellenischen Literatur zu gedenken, wie auch sie aus ihrem Schlummer erweckt und von Neuem den Geistern zugeführt wurde. Der Einfluß, den die neuentdeckte Griechenwelt während des ersten Jahrhunderts, also etwa von der Zeit Petrarca's bis zu der Nicolaus' V, auf das Abendland übte, ist auch gar zu gering. Nur schwach und aus der Ferne begann der hellenische Geist auf den lateinisch-humanistischen zu wirken, mühsam mußte hier jeder Schritt der Kenntniß und Erkenntniß errungen werden, weil das Medium, welches zur Vermittelung berufen war, ein so mattes und trübes, weil die Byzantinerwelt eine so entgeisterte und abgelebte war. Es würde uns auf ein entlegenes Gebiet führen, wollten wir das an den einzelnen Gliedern jenes alternden Organismus nachweisen, so mögen uns denn die literarischen Repräsentanten desselben, die sich im Abendlande sehen ließen, als beweisende Beispiele dienen.

Die Kenntniß der griechischen Sprache ist in Italien zu keiner Zeit völlig ausgestorben gewesen, gleichwie sich immer einer fand, der Cicero und Livius las oder der Hebräisch verstand. Hier aber kann

---

[1]) Vergl. zwei Briefe Filelfo's an Blasio Ghilini aus den Jahren 1462 und 1464 in Domin. Georgii Vita Nicolai V. Praefat. p. XIX.

es nicht darauf ankommen, von den in Unteritalien hausenden Griechen, von den Uebersetzungen des Aristoteles und Galenos, die das Bedürfniß der Schulen, oder einzelner Werke des h. Chrysostomos und Makarios, die das Bedürfniß der Kirche erzeugte, oder von einzelnen Kennern der griechischen Grammatik zu reden.[1]) Unser Interesse beginnt erst da, wo die Begeisterung für die Werke der griechischen Literatur wenigstens dunkel aufsteigt, wo sehnsüchtige Geister eine Ahnung von ihrer Würde empfinden. Das aber ist erst geschehen, seitdem Italien die neue Pflegestätte auch des Hellenismus wurde.

Barlaam und Leontius Pilatus, so liest man wohl in alten Büchern, waren die ersten Griechen, welche nach Jahrhunderten wieder die griechische Sprache im Abendlande lehrten, Petrarca und Boccaccio ihre Schüler. Wir prüfen das Verhältniß dieser Männer zu einander, es ist gleichsam ein vorbildliches. Wie damals, so stellte es sich in der ganzen Entwickelung heraus, daß der neuerstandene Hellenismus dem griechischen Volksstamme nicht mehr verdankt als der kräftige, stattliche Baum dem fauligen Stoffe, der einst zu seiner Ernährung beigetragen.

Auch ist es ein vielverbreiteter Irrthum, als habe sich in Calabrien mit dem griechischen Blute und mit den Resten des griechischen Cultus noch so viel Kenntniß der griechischen Sprache erhalten, daß von hier die Neubelebung der hellenischen Literatur hätte ausgehen können. Barlaamo und Pilato hatten ihre Weisheit zuverlässig aus Byzanz geholt und die griechische Sprache erst auf griechischem Boden gelernt.

Barlaamo nämlich wie Pilato waren keine Griechen, nur Schwindler, die sich gern für Griechen ausgaben. Jener stammte gewiß aus dem calabrischen Seminara und auch diesen bezeichnet Petrarca als einen Calabresen[2]), obwohl Boccaccio sich von ihm einreden ließ, er sei in Thessalonike geboren.[3]) Wie diese Menschen ihr Vaterland verleugneten, so zeigt auch der bloße Umriß ihres Lebens und die Mißachtung derer, die als ihre Schüler von vornherein eher zur Bewunderung geneigt hätten, welche elenden Charaktere sie waren.

---

[1]) Darüber mag im Allgemeinen auf Tiraboschi T. V. p. 674 verwiesen werden. Auch findet man eine brauchbare Uebersicht (Della letteratura greca in Italia etc.) bei Baldelli Vita di Giov. Boccacci. Illustraz. I. p. 221 e seg.

[2]) Epist. rer. senil. III, 6 (Opp. p. 857) an Boccaccio v. 1. März (1364).

[3]) Geneal. Deor. XV, 6. Es könnte leicht sein, daß Boccaccio von einem Thessalier sprechen will; denn auch Petrarca sagt, er habe sich für einen Thessalus ausgegeben.

Der Name Barlaamo's würde ohne seine flüchtige Berührung mit Petrarca kaum der Erwähnung werth sein. Um Glück und Ehre zu suchen, als ein Abenteurer, sicher aber nicht in der Absicht, die griechische Sprache zu lernen, trat er noch jung in den Orden des h. Basilius, ging nach Konstantinopel und machte sich hier auf einem theologischen Lehrstuhl breit. Zu den Unterhandlungen gezogen, die Kaiser Andronikos 1339 mit Papst Johannes XXII über die Reunion der griechischen Kirche mit der lateinischen anknüpfte, um gegen den drohenden Türkensturm eine Hülfe zu finden, trat Barlaamo als gelehrter Vertheidiger der griechischen Dogmen gegen die lateinischen Gesandten auf. Dann zankte er sich Jahre lang mit den Mönchen vom Athos über die große Streitfrage der byzantinischen Theologenwelt, über das Licht vom Thabor, ob es ein göttliches oder nur ein gottgeschaffenes gewesen, machte aber durch diese Parteinahme seinen ferneren Aufenthalt in Konstantinopel unmöglich. Nun versuchte er sein weiteres Glück in Italien, ausgerüstet mit Zeugnissen des Kaisers und andrer griechischer Fürsten über seine Gelehrsamkeit, Zeugnissen, die uns wenig bedeuten würden, wollten wir sie auch für echt halten. Um sich zum Bischofe zu eignen, widerrief er seine griechischen Ketzereien und schrieb sogar gelehrte Werke zur Vertheidigung der lateinischen Kirche gegen seine angeblichen Landsleute, das erste, dann oft genug wiederholte Beispiel einer verächtlichen Apostasie.[1]) So traf er 1342 in Avignon mit Petrarca zusammen. An Barlaamo's theologischem Kram, an seinen mathematischen und philosophischen Schuldisciplinen konnte dem begeisterten Jünger des Alterthums nichts liegen, der aufgeblasene Halbgrieche war ihm zuwider. Er wollte Griechisch von ihm lernen, der Lehrer aber konnte es nicht dahin bringen, sich in der lateinischen Sprache mit erträglicher Leichtigkeit auszudrücken. Dennoch hätte Petrarca's Feuereifer diese Hemmnisse wohl überwunden, wenn nicht, nachdem er kaum die Elemente gelernt, der Lehrer gestorben wäre.[2]) Wahrlich nicht dieser, Petrarca selbst mit seiner tiefen Sehnsucht nach der Sprache Homers war unter den Neueren der erste Freund des ehrwürdigsten

---

[1]) Tiraboschi T. V. p. 681. 687.

[2]) S. oben S. 29. Petrarca de contemptu mundi Dial. II (Opp. p. 390). Auch in einem ungedruckten Briefe an Boccaccio bedauert er 1361, daß er nicht mehr gelernt und nur ein elementarius Grajus geblieben. Tiraboschi l. c p. 696.

Sängers, der eigentliche Wiedererwecker der griechischen Literatur überhaupt.

Boccaccio, durch seinen großen Freund angeregt und fortwährend gespornt, war im Erlernen des Griechischen ein wenig glücklicher. Wohl schon zu Neapel hatte er sich die Elemente dieser Sprache angeeignet. Dann kam Leonzio Pilato, der nach seiner eigenen Aussage ein Schüler Barlaamo's war, 1360 nach Venedig, um gen Avignon zur päpstlichen Curie weiterzureisen. Boccaccio wußte ihn nach Florenz zu ziehen, beherbergte ihn hier in seinem eigenen Hause und setzte es mit vieler Mühe durch, daß Pilato unter die Doctoren der Hochschule aufgenommen und mit einem Staatssold als Lehrer der griechischen Sprache und insbesondre als Erklärer Homers angestellt wurde. Boccaccio war nun, wie er mit einem ihm sonst nicht geläufigen Stolze sagt, der Erste unter den Italienern, dem privatim die Iliade erklärt wurde, der nun aus dem Quell schöpfen konnte statt aus dem Bache, der seine Werke mit Citaten aus einem griechischen Autor zu schmücken wußte, der erste Begründer eines öffentlichen Lehrstuhls für griechische Sprache, der erste Gastfreund der griechischen Muse in Italien. Er verschaffte sich ein Exemplar der homerischen Gesänge und gab sich ihnen drei Jahre lang mit dem ängstlichen Fleiße des Schülers und doch mit wahrhafter Andacht hin. Sorgsam schrieb er sich alle die Notizen auf, die aus dem Munde des griechischen Lehrers flossen.[1]) Von welcher Art sie waren und mit welcher Dreistigkeit der unwissende Grieche die Wißbegierde des Schülers befriedigte, sehen wir aus den Albernheiten in Boccaccio's Mythologie, als deren Autorität eben Pilato angeführt wird. Fragte der Schüler zum Beispiel, woher der Name des Achilleus komme, so erwiederte ihm der weise Grieche: von α-χιλός, so daß Achilleus einen bedeute, der ohne Futter aufgewachsen ist.

Der Pseudo-Grieche hatte in Florenz nicht lange Ruhe, er ging nach Venedig, wo er mit Petrarca zusammentraf, und dann nach Konstantinopel zurück. Petrarca wollte es mit ihm versuchen, aber es gehörte Boccaccio's Geduld dazu, um die widerhaarige Persönlichkeit zu ertragen. Den reizbaren Petrarca ärgerte es schon, daß sich der Calabrese für einen Thessaler ausgab, „als sei es edler, ein Grieche zu sein als ein Italiener." In Griechenland, meinte er, wird sich dieser Mensch wohl als Italiener gebärden. Auch hörte man später wirklich,

---

[1]) *Boccatii* de Geneal. Deor. XV, 6. 7.

daß Pilato, der in Italien, um den echten Griechen vorzustellen, weidlich auf das Abendland und auf die Lateiner geschimpft[1]), in Konstantinopel auf diese Stadt loszog und Italien als ein Paradis rühmte. Petrarca schildert ihn als einen mürrischen, trübsinnigen Cyniker mit wildem Haar und unreinlichem Bart. Dieser Leo, sagt er wortspielend, ist doch wirklich in jeder Hinsicht ein großes Vieh.[2])

Wir müssen immerhin von dieser Schilderung einen Theil auf Petrarca's üble Laune rechnen, weil Pilato bei dem Erlernen der lateinischen Sprache einen harten Kopf und für die römische Literatur kein Interesse zeigte, weil höchstens die Scherze des Terentius ihm ein plumpes Lächeln abnöthigten. Er hatte doch unter Boccaccio's milderer Anregung eine nützliche, wenn auch wahrlich nicht geistvolle Thätigkeit entfaltet. Damals übersetzte er in Florenz den ganzen Homer. Zwar gab es schon früher einen lateinischen Homer, dessen Verfasser wir nicht kennen und den man damals tollerweise einem Pindar von Theben zuschrieb, aber er wollte den Bewunderern nicht genügen. Die Uebertragung Pilato's war schülerhaft wörtlich und offenbar auf Lernende berechnet; sie zeigt aber doch, wie elend er im lateinischen Ausdrucke stümperte.[3]) Boccaccio schrieb sie sich mit eigener Hand ab und Petrarca, der zu seinem griechischen Homer auch einen lateinischen zu besitzen wünschte, borgte das Exemplar vom Freunde, um für sich eine Copie nehmen zu lassen.[4]) Jener las den griechischen Homer mit

[1]) Wahrscheinlich war er es, der in Petrarca's Gegenwart die Messe hörte und verächtlich sagte: ich kann diese Possen der Lateiner nicht ausstehen! Petrarca epist. rer senil. VII. 1 (Opp. p. 912.)

[2]) Petrarca an Boccaccio v. 1. März (1364) a. a. O. cf. epist. rer. senil. V, 4 (Opp. p. 886). Aehnlich schildert ihn Boccaccio a. a. O. cap. 6.

[3]) Zur Probe mag aus dem Wenigen, was Mehus Vita Ambr. Travers. p. 273. und Baldelli Vita di Giov. Boccacci p. 264 mittheilen, der Anfang der Iliade dienen:

> Iram cane Dea Pelidae Achillis
> Corruptibilem, quae innumerabiles Graecis dolores posuit.
> Multas autem robustas animas Inferno antea misit
> Heroum: Ipsorum autem cadavera ordinavit canibus
> Avibusque omnibus. Jovis autem perficiebatur consilium,
> Ex quo jam primitus separatim litigaverunt
> Atridesque Rex Virorum et Divus Achilles.

[4]) Petrarca epist. rer. senil. III, 6. V, 1. VI, 1. 2 (Opp. p. 857. 876. 892. 893). Wenn in diesen Briefen nur von der Ilias und einem Theile der Odyssee in Pilato's Uebersetzung die Rede ist, so hat Hodius de Graecis illustr.

Hülfe des lateinischen und auch dann noch mit kämpfender Anstrengung, Petrarca allein in dieser erbärmlichen Uebersetzung. Schon daraus ist erklärlich, daß sie die Schönheit des Dichters mehr auf Treue und Glauben Cicero's hinnehmen mußten als wirklich empfinden konnten. Als greifbares Resultat stellt sich uns nicht viel mehr heraus als der Zuwachs von mythologischen und antiquarischen Kenntnissen. Aber ein Resultat ist auch die gesteigerte Anregung, der begehrende Drang nach der Literatur und Kunst der Hellenen. Wenn Petrarca einen seiner sehnsüchtigen Briefe an Homeros richtete, wenn er sich durch Pilato und Sigeros um die Werke des Hesiodos, Sophokles und Euripides bemühte, wenn Boccaccio den kühnen Plan faßte, auch Werke Platon's, die Petrarca sich zu verschaffen gewußt, ins Lateinische zu übersetzen [1]), so ist zwar aus dem Allen keine unmittelbare Frucht erwachsen, aber doch ein fruchtbarer Same in den Schooß der Zukunft gestreut.

Petrarca rechnete in dem an Homeros gerichteten Briefe vom Jahre 1360, wie viele Freunde der Dichter wohl damals in Italien haben mochte: es waren drei, höchstens fünf in Florenz, zwei in Verona, einer in Bologna, der Mutter der Studien, in Mantua vielleicht einer, in Rom kein einziger! [2]) Zu den "Freunden" rechnet er dabei auch solche Verehrer, die vom Griechischen so wenig verstanden wie er selber.

Ja es ging mit den griechischen Studien nur langsam und schwerfällig vorwärts, nicht entfernt mit den Schwingen des Eifers, auf welchen die lateinische Eloquenz ihren Flug durch die apenninische Halbinsel nahm. Wäre nicht das Lob, welches die alten Römer den Griechen so reichlich gezollt, ein immer neuer Sporn gewesen, die Exemplare, die man in Italien zuerst zu Gesicht bekam, waren wahrlich nicht geeignet, das alte Vorurtheil gegen diese Schismatiker zu widerlegen. Es ging wie im alten Rom: man verachtete diese Graeculi, aber man verehrte ihre großen Ahnen. Schon Petrarca gebraucht wieder jenen

---

p. 10 doch erwiesen, daß Pilato auch die ganze Odyssee übersetzt. — Es ist von Petrarca wohl ein wenig Ruhmrednerei, wenn er epist. rer. senil. XV, 1 (Opp. p. 1048) kurzweg von Homer sagt: mea ope et impensa factus est latinus.

[1]) Nach einem ungedr. Briefe Petrarca's an Boccaccio bei Tiraboschi T. V. p. 696.

[2]) Der Brief bei de Sade Mémoires T. III p. 627. Wer jene Männer gewesen sind, überlegt de Sade p. 501, gründlicher Tiraboschi T. V. p. 690 und Baldelli p. 258 e seg.

Spottnamen und hielt die Byzantiner für ein stabiles und verdumpftes, aber desto anmaßenderes Volk.[1])

Der griechische Lehrstuhl zu Florenz stand seit Pilato's Abreise (1364) unbesetzt, bis 1396 Chrysoloras berufen wurde. Wir treten nun in den Zeitraum, dessen Erscheinungen wir oben schon geschildert, und dürfen daher nur andeutungsweise die wichtigsten Momente wiederholen. Des Chrysoloras Persönlichkeit erschien ungleich achtungswerther als die der Calabresen und die der ihm nachfolgenden Landsleute, aber auch auf ihr haftet der widerliche Fleck der Apostasie: um sich als getreuen Anhänger der römischen Kirche zu beweisen, verfaßte auch er eine Streitschrift in ihrem Sinn über das Ausgehen des heiligen Geistes.[2])

Etwa zur Zeit des pisanischen Concils erschien an der Curie zu Bologna ein griechischer Gesandter, Namens Joannes: er stolzirte in prachtvollen und immer wechselnden Kleidern umher und diente den Curialen nur zum Gespött. Als Lionardo Bruni sich erkundigte, ob er wohl auch griechische Bücher mitgebracht, hieß es, die seien als zu schwere Waare daheim gelassen. Dagegen erregte ebendaselbst der junge Guarino von Verona Aufsehen, der mit jenem Gesandten aus Byzanz gekommen war und sich dort Bücher wie Sprachkenntnisse in Fülle erworben hatte.[3]) So ungefähr ist das Verhältniß zwischen den geborenen Griechen und den griechisch-lernenden Lateinern geblieben. Immer haftete an jenen der Fluch der Lächerlichkeit: wer sie nur sah, machte sich über ihre langen Bärte, ihr verwildertes Haupthaar, ihre gemalten Augenbrauen, ihren Kopfputz, ihre langen bauschigen Gewande, über die komische Tonsur ihrer Mönche und dergleichen lustig. Man fand immer, daß ihre aufgeblasene Würde gar zu sehr mit ihrer Beschränktheit contrastire.[4])

Das Unionsconcil, welches 1438 zu Ferrara eröffnet wurde, hat für die literarische Verbindung Italiens mit Griechenland Epoche gemacht. Es fiel genau in die Zeit, in welcher der Humanismus Italiens sich in seiner jugendlichsten Kraft fühlte. Die byzantinische Kirche hatte zum bevorstehenden Glaubenskampfe ihre trefflichsten Gelehrten

---

[1]) Petrarca epist. rer. senil. VII. 1 (Opp. p. 912.)

[2]) Hodius l. c. p. 20 erwähnt dieses in Paris handschriftlich vorhandene Werk.

[3]) Leon. Bruni epist. III, 14. 15.

[4]) Vergl. Lapo da Castiglionchio bei Hodius de Graecis illustr. p. 31.

herübergesendet. Auch Papst Eugen zog eine Anzahl der tüchtigsten Humanisten als Dolmetscher zur Synode, Männer wie Traversari, Guarino, Aurispa. So trafen hier die Geister aufeinander. Wir wollen davon absehen, welche Motive bei den dogmatischen Disputationen über das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne und über den römischen Primat mitspielten und den Ausschlag gaben. Die Byzantiner zeigten hier jene Hartnäckigkeit, die dünkelvollen Dummköpfen eigen ist,[1]) ihre Ueberzeugungen wichen endlich dem Gelde, versprochenen Ehren und dem Befehl ihres Kaisers. Ungleich anziehender und auch fruchtbarer war der nebenhergehende Wettstreit der Gelehrten, und da die Griechen sich mit ihrer Philosophie am meisten dünkten, wurden Aristoteles und Platon die beiden Parteifahnen.

Man führt die Verehrung Platon's gewöhnlich auf jene Griechen zurück, die aus dem belagerten und dann von den Türken eroberten Konstantinopel ins Abendland flüchteten. Sie waren, wie wir sehen werden, in keiner Weise die Männer, von denen eine tiefgreifende Bewegung hätte ausgehen können. In der That wurde der Anstoß schon bedeutend früher durch Chrysoloras und seine Schüler gegeben, unter denen wir die rüstigsten Förderer beider Literaturen finden, und auf dem Unionsconcil wurde der Funke zur Flamme. Bekanntlich wurde es zu Florenz fortgesetzt, zugleich der Gelehrtencongreß in den Brennpunct der lateinischen Bildung verlegt; denn in der Kirche S. Maria Novella disputirte man nicht minder über Platon und Aristoteles als über das Filioque und das ungesäuerte Abendmahlsbrod. Hier nun lernte Cosimo de' Medici den Georgios Gemisthos Plethon kennen, den Fürsten griechischer Weisheit, der für Platon schwärmte und Aristoteles in demselben Maße verachtete. Der Mediceer hörte von den erhabenen Mysterien der platonischen Philosophie sprechen und es wollte ihn dünken, als sei das Abendland noch nicht reif, sie aufzunehmen. Er faßte den Plan, dereinst eine platonische Akademie zu stiften. Und doch lag es ihm fern, Plethon selbst oder andre Griechen heranzuziehen, er bestimmte vielmehr einen fähigen Knaben, Marsiglio Ficino, den Sohn seines Arztes, zum Philosophen der Zukunft, weshalb er ihn sorgfältigst erziehen und vorbilden ließ. Dann schenkte er ihm ein Haus in Florenz, in welchem er leben, und ein Gütchen bei Carreggi,

---

[1]) cf. Ambros. Travers. epist. XIII, 20.

von dessen Einkünften er sich nähren könnte.[1]) Man weiß, welche Frucht diese Fürsorge zur Zeit Lorenzo's des Erlauchten getragen hat.

So lange die Sprache, in der Platon geschrieben, im Abendlande Wenigen und unvollkommen bekannt war, konnten sich die Griechen gleich den ägyptischen Priestern die Miene tiefer Weisheit geben: sie sprachen in dunkeln Bildern, mit einer unverständlichen Terminologie, und das nannten sie Platonisiren. Aber schon in Ferrara und Florenz trat ihnen der lateinische Geist mit der Zuversicht entgegen, daß er sich die Schätze der alten Hellenenwelt ebenso wohl, ja besser aneignen könne als diese Spottbilder der alten Hellenen, die sich gebärdeten, als kämen sie geradesweges aus der Metropole aller Weisheit, aus Platon's Akademie selber. Zu Ferrara erlitt der philosophische Ruhm der Griechen eine glänzende Niederlage, wenigstens nach dem Urtheil eines Italieners — man weiß freilich, wie es mit Disputationssiegen steht. Ugo Benzi nämlich aus Siena, der berühmte Arzt, zugleich aber auch ein gewandter Dialektiker, lud die gelehrtesten unter den griechischen Gästen zu einer heitern Mahlzeit, bei welcher auch italienische Humanisten und Markgraf Niccolo von Este zugegen waren. Als das Mahl geendigt und die Tische weggeräumt waren, wußte der kluge Wirth das Gespräch gerade auf diejenigen Sätze zu lenken, in welchen Platon und Aristoteles am meisten auseinanderzugehen schienen; er erklärte sich dann bereit, jede Partei vertheidigen zu wollen, welche die Griechen angreifen würden, möchte es nun die Akademie oder die peripatetische Schule sein. Jene nahmen den Wettkampf an. Mehrere Stunden lang wurde hitzig disputirt. Als endlich Benzi die griechischen Philosophen einen nach dem andern durch Gründe und Beredtsamkeit zum Schweigen gezwungen, da war es offenbar geworden, sagt unser italienischer Berichterstatter, „daß die Lateiner, von welchen die Griechen durch die Künste des Krieges und den Ruhm der Waffen längst besiegt waren, sie in unserm Jahrhundert auch in den Wissenschaften und in allen Zweigen der Gelehrsamkeit übertreffen.“[2])

Wahrscheinlich hat Benzi weder Griechisch verstanden noch von Platon's Philosophie mehr gewußt, als er etwa aus Cicero's Schriften lernen konnte. Es war eben ein dialektisches Turnier. In Florenz dagegen gab es Männer, die Platon wirklich lesen konnten und

[1]) Marsil. Ficinus Prooemium ad Laurentium Medicum ante Plotini vers. Vespasiano: Cosimo de' Medici § 27.

[2]) Aeneas Sylvius Europa cap. 52.

verstanden, zumal Bruni und Marsuppini; hier sanken die Griechen noch tiefer in der Achtung.

Wie viel mehr Erfolg hatten jene drei Italiener gehabt, die ihre Kenntniß der griechischen Sprache, der Literatur und einen Schatz von Büchern aus Byzanz selber holten, Guarino, Aurispa und Filelfo! Die Zahl ihrer Schüler und die zweite Generation, die das Griechische von ihren Schülern gelernt, entzieht sich schon jeder Berechnung. Was im Beginn des Jahrhunderts noch auf wenige Glückliche beschränkt gewesen, war um die Mitte desselben schon ein nothwendiges Element in der Bildung eines Gelehrten.

Mit den herüberwandernden Griechen ging es in demselben Grade abwärts, in welchem die Kenntniß ihrer Sprache und Literatur unter den Italienern emporstieg. Als sie in immer größeren Schaaren und meistens als Bettler kamen, schlug die Ehrfurcht, mit der man anfangs diese Sprößlinge der homerischen Heldengeschlechter und der alten Athener angestaunt, völlig um. Sie konnten, wie man sah, den byzantinischen Dünkel nicht lassen, auch wenn sie von Wohlthaten lebten, sie waren mürrisch und launisch, weil sie nun die gewohnte Behaglichkeit des Lebens entbehren, umherziehen, lehren und den Großen schmeicheln mußten; man meinte aber, sie hätten eher Ursache, sich freundlich den Sitten ihrer neuen Heimath zu fügen, ihre albernen Bärte zu scheeren und ihr stupides Vornehmthun zu lassen. Dazu zeigten sie eine merkwürdige Unbeholfenheit im Erlernen der lateinischen oder der italischen Vulgärsprache. In ersterer brachten es nur Wenige und erst nach langen Jahren zur Fertigkeit, kaum drei oder vier zum flüssigen, eleganten Ausdruck. So erschienen sie dem Lateiner, der doch ihre Sprache mit lebhaftem Eifer lernte und mit Hast zu den verschiedenartigsten Schätzen der griechischen Literatur stürzte, als bornirte und träge Menschen. Das stockige byzantinische Blut paßte einmal nicht zu dem leichtrollenden der Italiener. Schon zur Zeit des Papstes Eugen minderte sich sehr merklich die Lust, diese griechischen Auswanderer, die sich besonders zu Florenz anhäuften, meistens ganz unbrauchbare Menschen, zu unterstützen.

Unter Papst Nicolaus kam noch einmal auch für die griechischen Flüchtlinge ein glücklicher, wenn auch kurzer Spätsommer. Die nur erträglich schreiben konnten, waren doch als Büchercopisten zu brauchen. Das Haupt und der Protector aller Griechen in Italien wurde der Cardinal Bessarion. Sein Name prangt in den Geschichtsbüchern

mit einem ganz ungewöhnlichen Nimbus, ohne daß man im Näheren zu sagen wüßte, worin sein entsprechendes Verdienst bestanden.[1]) Da wir von seinen jüngeren Jahren, die er in Griechenland verlebte, sonst wenig mehr hören, als daß er sich zur Regel des h. Basilius bekannt und — *οὐκ οἶδ' ὅτι*, sagte er selbst — Erzbischof von Nicäa geworden war, müssen wir einstweilen schon seine eigene Aussage hinnehmen. Darnach galt er immer für ein Wunderkind. Schon als Jüngling, behauptet er, bevor der erste Bart ihm gekeimt, sei er ein Name gewesen, Allen bekannt, welche die griechische Sprache verstanden; kaum 24 Jahre alt, sei er von den Ersten seiner Nation allen seinen Altersgenossen und auch älteren Leuten vorgezogen worden.[2]) Er war theologischer Philosoph und philosophischer Theolog wie die griechischen Gelehrten alle. Als solcher wurde er mitgenommen, als im Frühling 1438 der paläologische Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel zur Unionssynode nach Italien schifften. Sie kamen und suchten Hülfe; schon in dieser einfachen Situation war es stillschweigend ausgesprochen, daß sie bereit waren, sich um guten Preis den Dogmen der lateinischen Kirche zu fügen. Dennoch wurden erst lange gelehrte Scheingefechte eröffnet, mochte nun der griechische Klerus nicht ganz so glaubensbereit sein wie der Kaiser oder mochte man auch nur den Schein retten wollen. Endlich ging Bessarion seinen Landsleuten mit dem guten Beispiel voran: er war der erste, der sich vom Ausgehen des heiligen Geistes auch vom Sohne überzeugte, zuerst in der feierlichen Sitzung des Concils ein feuriges Glaubensbekenntniß ablegte und den religiösen Eifer, der die lateinische Kirche belebe, zur Erbauung seiner Landsleute nicht genug zu rühmen wußte.[3]) Seinen früheren Mitdisputanten, den Erzbischof Markos von Ephesos, nannte er nun einen wahnsinnigen und von unreinen Geistern getriebenen Kakodämon. Der rednerische Pomp machte den neuen Glaubenseifer noch anstößiger. Zuerst lohnte ihn eine päpstliche Pension von 600 Scudi. Als es dann passend schien, nach Abschluß der Union die neuen Glaubensbrüder auch im

---

[1]) Die Biographie von Alois. Bandini (de vita et rebus gestis Bessarionis Cardinalis Nicaeni Commentarius. Romae, 1774) ist mir nicht zur Hand.

[2]) Aus dem Hirtenbriefe, den er am 27. Mai 1463, von Papst Pius mit dem Titel eines Patriarchen von Konstantinopel beehrt, an seine griechische Gemeinde richtete. Wir lesen ihn in der lateinischen Uebersetzung des Petros Arkudios in Raynaldi Annal. eccles. ad a. 1463 n. 58—71.

[3]) Ambros. Travers. epist. II, 19.

heiligen Collegium vertreten zu sehen, wurden Bessarion und der noch viel unbedeutendere Erzbischof von Kiew zu Cardinälen erhoben.[1]) Jenen bezeichnete man immer noch als Cardinal von Nicäa, obwohl er seine dortige Gemeinde niemals gesehen hatte und obwohl selbst Papst Pius von ihr nicht zu sagen wußte, ob sie sehr klein oder garnicht vorhanden sei.[2])

Jene beiden Cardinäle waren bald das Einzige, was von der zu Florenz geschlossenen Glaubensunion übrig geblieben war, und spielten mit ihren griechischen Bärten an der Curie eine seltsame Rolle. Isidoros von Kiew begab sich mehrmals in die Gefahr, die Märtyrerpalme zu verdienen, wußte ihr aber jedesmal durch geschickte Flucht wieder zu entgehen, bis er endlich altersschwach wurde und sich nun in seine Unbedeutendheit ergab. Gleich ihm blieb auch Bessarion der unermüdliche Anwalt der griechischen Sache und beschäftigte seine Phantasie mit der Vorstellung großer Kreuzzüge und mächtiger Türkenschlachten. Aber waren die Fürsten und Völker zu unempfänglich und stumpf für diese Gedanken oder lag es an dem ungeschickten Benehmen des Cardinals selber, es schlug Alles, was er begann, zum Nichtigen und gewöhnlich auch zum Lächerlichen um. Allmählig sah er dann immer mehr ein, daß sein Beruf allein auf dem literarischen Gebiete liege.

Während seine Landsleute sich im kümmerlichen Kampfe mit den Bedürfnissen des Lebens abmühten, war Bessarion so glücklich, das Gespenst der Nahrungssorge selber nicht fürchten zu dürfen und auch die Existenz Andrer erleichtern zu können. Er versammelte einen Kreis von griechischen und lateinischen Gelehrten um sich her, die ihn als gehorsame Clienten geleiteten, wenn er morgens von seinem Palaste am Quirinal nach dem Vatican ging. Im Umgange lernte er leichter als andre Griechen, sich frei und geläufig, wenn auch nicht besonders elegant, in der lateinischen Sprache auszudrücken. Die Griechen fesselte er durch seine patriotische Mildthätigkeit an sich und war stets ihr Fürbitter vor dem apostolischen Stuhle. Auch die hypochondrische Gedrücktheit, die man sonst an den Byzantinern zu tadeln hatte, wich von dem

---

[1]) Näheres in Raynaldi Annal. eccles. 1438 n. 17. 1439 n. 12. 1462 n. 72. 73. Die Schrift de processione Spiritus sancti, von Arkudios übersetzt, ist mehrmals gedruckt, auch bei Bzovius Annal. eccles. 1440 § 1—15.

[2]) Pii II Asia cap. 60.

glücklicheren Cardinal, die griechische Hoffahrt machte hier freundlicheren und höflicheren Sitten Platz und einer Eitelkeit, die man um Vieles erträglicher fand. Dieser zu schmeicheln, wurde den Literaten nicht schwer; denn ihre Huldigungen wurden reichlich durch Gunst und Gnaden vergolten. Einen besonderen Ruhm genossen Bessarion's gelehrte Banquets.[1]) Sein Literatenhof entsprach zur Zeit Eugen's IV freilich noch seinen beschränkten Einkünften, unter Nicolaus wurde er durch den päpstlichen in Schatten gestellt, unter Pius II und Paulus II aber darf man ihn als den Mittelpunct des römischen Literaturtreibens betrachten.

Unter den Lateinern war Niccolo Perotti Bessarion's Liebling, aus Sassoferrato gebürtig. Als ein blutarmer junger Mensch machte er unter Guarino's, nach einer andern Nachricht[2]) unter des Vittorino da Feltre Leitung seine lateinischen Studien und wurde dann im Alter von zwanzig Jahren durch Zufall und gute Fürsprache in das Haus des Cardinals aufgenommen. Hier lebte er als Gubernator der Familie, und im gelehrten Wesen war er Bessarion, was Tortello dem Papste war. Während er Tag und Nacht Griechisch studirte, versorgte ihn der Cardinal mit Beneficien und kleinen Aemtern. Seine Uebersetzung des Polybios machte Papst Nicolaus auf ihn aufmerksam, er wurde zum päpstlichen Secretär ernannt und später (1458) zum Erzbischof von Siponto (Manfredonia). Unter diesem Namen ist er als Grammatiker, zumal auf dem Felde der Metrik und Lexikographie, berühmt geworden.[3])

Sonst nennen wir von bekannten Männern, die Bessarion um sich zu sehen pflegte, vorläufig nur Theodoros Gaza den Thessaloniker, Andronikos und Platina, den Verfasser der Lebensbeschreibungen der Päpste. Doch ist zu bemerken, daß in der früheren Zeit es mehr eine Schaar kleinerer Geister war, die sich mit der Gunst des Cardinals begnügten, während die bedeutenderen sich lieber unter der päpstlichen sonnten. Außerdem stand Bessarion sehr bald mit ganz Italien in

---

[1]) Gaspar Veronensis de gestis tempore Pauli II. ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 1032.

[2]) Facius de vir. illustr. p. 14.

[3]) Vespasiano: Vescovo Sipontino § 1. 4. Facius l. c. In der Lebensbeschreibung, die W. Hoffmann für die „Allg. Encyklopädie der Wiss. und Künste" lieferte, findet man viel Gutes und viel Unwesentliches.

literarischer Verknüpfung. Seine Günstlinge nun, vor Allen Platina, und seine vielfachen Verbindungen haben ihn zum berühmten Manne gemacht, im Wesentlichen also seine hohe und einflußreiche Stellung. Das Beiwort des „gelehrten“, das seinem Namen fast gewohnheitsmäßig anhaftet, verdient er nur insofern, als außerhalb der gelehrten Sphäre nichts an ihm zu rühmen war.

Er hat theologische Tractate geschrieben. Aber auch als Theologe zeigt er sich beschränkt auf die Apologie des lateinischen Dogma gegen die Griechen, auf die Lehre vom Ausgehen des heiligen Geistes, das heißt eigentlich auf die Vertheidigung seiner Apostasie. Als er zehn Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel zum Nominal-Patriarchen dieses Sprengels erhoben wurde, erließ er ein Rundschreiben an seine griechischen Gemeinden,[1]) durch welches er sie in den Schooß der lateinischen Kirche zurückrief, an die Beschlüsse der ökumenischen Synode von Florenz mahnte und ihre Knechtung unter den Halbmond als die gerechte Strafe ihrer Widerspänstigkeit bezeichnete. Zur Belehrung verwies er seine griechischen Landsleute auf seine eigenen Schriften und auf seine Person. Er sprach von den Nächten, die er schlaflos zugebracht, um über die Procession des heiligen Geistes zu denken und zu forschen, und wie er endlich seine Augen vor der Wahrheit nicht habe verschließen können. Er sprach ferner von den Ehren, deren er in Griechenland nicht wenige und nicht geringe genossen und die ihn den Ersten seiner Nation gleichgestellt hätten, wie er sie dann um des erleuchtenden Glaubens willen aufgegeben und verachtet. Man sollte glauben, er habe mit dem römischen Cardinalat ein freiwilliges Martyrium auf sich genommen. Und doch muthet er den Griechen zu, daß sie aus Stolz auf seine Person seinen Hirtenstab verehren und ihren alten Glauben lassen sollen. So kam denn seine ganze Theologie immer auf dieses eine Dogma hinaus, das ihm in Florenz aufgegangen war und sein Glück begründet hatte.

Auch in der Philosophie verfolgte er eine bestimmte Aufgabe: er wollte Platon und Aristoteles zu gleicher Ehre bringen und mit einander versöhnen. Damit trat er in das Gezänke ein, welches Abendländer und Griechen über die Superiorität der beiden Philosophen führten. Seine Schriften über sie waren nicht unfehlbarer wie die Andrer, aber seine kirchliche Würde und sein verträgliches Wesen

---

[1]) Vom 27. Mai 1463 a. a. O.

schützten ihn vor den hämischen Angriffen, mit denen jener Streit geführt wurde. Nur einer der Philosophen in Rom, ein wüthender Peripatetiker, trat mit dem Cardinal in offene Feindschaft; sonderbar, daß es gerade jener Georgios war, der sich den Trapezuntier zu nennen pflegte — aus Trapezunt war auch Bessarion gebürtig — der in Florenz ziemlich zu derselben Zeit wie er für das Ausgehen des Geistes auch vom Sohne geeifert.

Der Cardinal hat aus dem Griechischen übersetzt, zumal Werke des Aristoteles. An seinem Verständniß der Originale erlaubte sich niemand zu zweifeln, man vermißte aber an seinem Latein die Glätte und Feinheit, die manche weniger getreue Uebersetzung der Italiener auszeichnete. Wollte er sich zur Eloquenz erheben, so wurde er schwatzhaft; wollte er sich zierlich ausdrücken, so gerieth er in eine lächerliche Ziererei. Er war einmal kein hervorragendes Genie und doch ließ er sich von seiner Eitelkeit und von Schmeichlern zu diesem Glauben verleiten.

Trotzdem wäre er in einer andern Beziehung ganz der Mann für den Hof Nicolaus' V gewesen, wenn nicht in solchen Fällen aus dem gleichen Streben öfter eine trennende Rivalität als eine Vereinigung entspränge. Auch Bessarion war der eifrigste Büchersammler und verbrauchte einen großen Theil seiner Einkünfte, um griechische und lateinische Codices abschreiben zu lassen. Er verfolgte denselben Plan wie der Papst: auch er wollte einst seine Büchersammlung zur öffentlichen machen. Dennoch blieben die beiden Gelehrtenpatrone und Bibliothekenstifter einander fern. Wir irren wohl nicht, wenn wir eine Eifersüchtelei des Papstes darin sehen, daß er während seines ganzen Pontificats Bessarion mit der Verwaltung der Legation Bologna betraute und dadurch von sich und von Rom entfernt hielt. In Bologna fand der griechische Cardinal nur deshalb Sicherheit und Ehrerbietung, weil er die apostolischen Rechte nicht geltend machte, das Volk und seine Parteiführer nach Belieben schalten ließ und den Frieden bei seinen Büchern suchte und bei seinem Perotti, der bei ihm blieb, zugleich auch an der Hochschule die Rhetorik und Poesie lehrte.[1]) Vielleicht war jene Concurrenz mit dem Papste auch der Grund, weshalb Bessarion seine Bibliothek einst nicht in denselben Mauern mit der päpstlichen wissen wollte. Er vermachte sie der venetianischen Republik, die ihn

[1]) Aeneas Sylvius Europa cap. 53.

bei einer Gesandtschaft ehrenvoll aufgenommen und die er überdies wohl als die natürliche Vermittlerin zwischen Orient und Occident ansah. Als man nach seinem Tode das Testament ausführte, fand man über 600 Bände und berechnete, daß sie dem Cardinal 30,000 Goldscudi gekostet; in dreißig Kisten verpackt gingen diese Schätze zum Aerger der römischen Gelehrten auf See und nach S. Marco hinüber.[1])

Wir nennen unter den Griechen, deren viele an Nicolaus' Literatencurie ein Unterkommen fanden, nur die beiden hervorragendsten. Georgios Trapezuntios der Kretenser war einst von dem Venetianer Barbaro nach Italien gerufen worden und hatte dann in der Schule des Vittorino die lateinische Sprache gelernt.[2]) Das Schicksal, wandern zu müssen und nirgend eine dauernde Heimath zu finden, traf ihn um so schwerer, da er Vater einer ziemlich zahlreichen Familie war. In Venedig, Padua, Vicenza und Florenz, dann zu Rom, wohin ihn Papst Eugen rief, hatte er nicht ohne Erfolg gelehrt, doch nimmer sich glücklich und zufrieden gefühlt. Der Grund lag wohl in seinem anmaßenden Wesen und in seiner cholerischen Bissigkeit. In Nicolaus schien ihm endlich ein stätigeres Glück zu lächeln. Seine erste Uebersetzung, es war die von Eusebios' evangelischer Vorbereitung, nahm der Papst sehr wohlgefällig auf. „Nimm nur, nimm! Du wirst nicht immer einen Nicolaus haben“, sagte er ihm, indem er ihm unverhofft eine große Summe Geldes schenkte, die Georgios ganz schüchtern machte. Er wurde zum apostolischen Schreiber ernannt und erhielt auch außerdem als Lehrer einen ansehnlichen Sold.[3]) Aber sein gutes Geschick ging auch schnell wieder abwärts. Er hatte in jener Uebersetzung des Eusebios ausgelassen, was ihm der orthodoxen Dreieinigkeitslehre zu widersprechen schien, Andres eingeschoben, ganze Abschnitte umgestellt. Bessarion und Perotti machten den Papst auf diese Pfuscherei aufmerksam. Es war schon ein deutliches Zeichen von der Unzufriedenheit desselben, daß er das Buch einem andern Literator zur Emendation gab. Georgios hatte den weiteren Auftrag erhalten, den ptolemäischen Almagest zu übersetzen und einen Commentar dazu zu liefern. Beide Arbeiten machte er in neun Monaten fertig, natürlich mit der gewissen-

---

[1]) Vespasiano: Card. Niceno Greco. Platina Panegyr. in Bessar. Hodius de Graecis illustr. Lib. I. cap. 5.

[2]) Hodius p. 116. S. oben S. 254.

[3]) Raphael Volaterr. Lib. XXI.

losesten Flüchtigkeit. [1]) Auch die vielen Feindschaften, die er sich zugezogen, mögen auf das Urtheil des Papstes von Einfluß gewesen sein. Er erhielt 1452 den Befehl, Rom zu verlassen; Nicolaus wollte ihm weder Audienz geben, noch die Befürwortung Andrer hören. Ein kleines Vermögen, welches der unglückliche Grieche bereits gesammelt, und was seine Söhne durch den Verkauf ihrer Curialämter lösten, ging ihm durch Fallissements gewisser Kaufleute verloren. Er zog mit den beiden Söhnen und fünf Töchtern nach Neapel, die traurige Noth zog mit ihm. [2]) Später lud ihn Nicolaus auf die persönliche Fürbitte Filelfo's und des Venetianers Barbaro, der immer der Gönner des armen Griechen gewesen und seinen edlen Sinn auch hier bethätigte, zur Rückkehr ein. Aber unter Papst Calixtus III mußte er 1458 Rom zum zweiten Male verlassen, weil er in seiner „Vergleichung der Philosophen Aristoteles und Platon" wieder allen Platonikern vor den Kopf stieß und Bessarion verspottete. Besonders fürchterlich fand man seine Behauptung, selbst Mohammed sei ein besserer Gesetzgeber gewesen als der Stifter der Akademie. [3])

Des Trapezuntios Nebenbuhler und darum natürlich auch einer seiner vielen Feinde war Theodoros Gaza aus Thessalonike. Als er 1430 nach Italien kam, empfing auch er zu Mantua in Vittorino's Schule seine lateinische Bildung und zwar eine so gründliche, daß er unter den Griechen wohl für den ersten Latinisten gelten konnte und daß seine Uebersetzungen ihren Ruf bis heute behauptet haben. So lange Bessarion in Rom weilte, lebte er in dessen Familie, aber auch Papst Nicolaus hielt ihn in Ehren. Doch hat er sein Haupt nicht lange auf ruhigem Lager gebettet. Obwohl er geistlichen Standes war und nur für sich zu sorgen hatte, mußte er später, nach dem Tode jener Gönner, Rom verlassen und ist als ein dürftiger Greis im apulischen Reiche gestorben. Nie fühlte er sich glücklich unter den Lateinern, immer quälte ihn die Sehnsucht nach seiner griechischen Heimath. [4]) Es war, als ob ein Fluch auf diesen Griechen, selbst auf

---

[1]) Vergl. seinen Brief an Francesco Barbaro unter dessen Epistt. ed. Quirino 198.

[2]) Vergl. seine Correspondenz mit Barbaro ibid. epist. 201—210.

[3]) Ein sehr gründliches und ausführliches Leben des Trapezuntios lieferte Bähr in der „Allg. Encyklopädie der Wiss. und Künste." Die Acten dazu bei Hodius l. c. Lib. I. cap. 4.

[4]) Raphael Volaterr. Lib. XXI. Hodius Lib. I. cap. 3. Ueber sein Leben und seine Schriften Bähr a. a. O. s. v. Gaza.

den besseren, lastete: bald wurden sie geehrt und bewundert, dann wieder beschimpft und verlästert, Vertrauen erwarben sie niemals und das Flüchtlingsloos fühlten sie meistens bis an ihren Tod.

Stellen wir uns nun die obengenannten Italiener, einen Valla, Perotti, Poggio, Decembrio, stellen wir uns die ebengenannten und andre Griechen an einem Hofe vereinigt vor, jeden wieder von Schülern und Anhängern umgeben, fast alle in derselben Situation, nämlich als Curialbeamte und besoldete Hofgelehrte, alle auf dieselbe Beschäftigung gerichtet, nämlich auf Uebersetzungen aus dem Griechischen, alle zu den vollen Geldsäckeln und Gnaden des Papstes aufschauend — was natürlicher, als daß Eifersucht und Zänkereien, boshafte Verleumdung und widerlicher Schimpf der Umgangston dieses Kreises wurden. Lateiner und Griechen gegen einander, die Griechen unter sich und die Lateiner unter sich führten Jahre lang bittere Fehden. Wie zu Niccoli's Zeit Florenz, so wurde jetzt in erhöhtem Maße Rom der Schauplatz der scandalösen Gelehrtenchronik, gleichsam als hätte Papst Nicolaus mit den „großen Geistern“ auch allen Schmutz des literarischen Lebens zusammengebracht. Florenz hatte neben den erhitzten Kämpferpaaren auch edle und dauernde Freundschaften gesehen: Niccoli und Traversari, Poggio und Marsuppini, Manetti und Bruni, sie alle hatte der Sinn für Kunst und Alterthum zu einem schönen Bunde zusammengeschlossen, und die kleinen Vorfälle, die diesen Umgang mitunter störten, glichen sich immer wieder aus. Sie waren alle Florentiner oder wollten es doch sein. Um den eigentlichen Haß wachzurufen, mußte erst Filelfo, der Fremde, kommen. Dagegen war der literarische Hof von Rom ein unverbundenes Conglomerat aus allen Landschaften Italiens und Griechenlands, ein wüstes Durcheinanderlaufen, in welchem doch Jeder für sich allein lebte. Die Huld des freigebigen Papstes war hier das Motiv jeder Rivalität, den Uebersetzerstand reizte schon mehr das Geld als der Ruhm, mehr der scheele Neid als die Ehre der Feder.

Ein allgemeines Interesse hatten solche Gelehrtenkämpfe, wenn Männer wie Poggio und Valla zusammenstießen. Dieser kam aus Neapel, wo er mit Beccadelli und Fazio in beständigem Kampfe ge-

legen; jener hatte außer einer Menge von Fehden die Kriege gegen Guarino und Filelfo hinter sich und konnte einmal nicht sein, ohne neue anzuknüpfen. Valla war in jeder Beziehung sein bedeutendster Rival, der ihn in der Gründlichkeit des grammatischen Studiums bei Weitem übertraf, dagegen in Federfertigkeit und Witz ihm vielleicht nachstand. Ein Anlaß, den Kampf zu eröffnen, war bald gefunden. Poggio hatte einen Band seiner Briefe herausgegeben. Nun kam ihm ein Exemplar derselben zu Gesicht, welches einem jungen Catalonier, einem Schüler Valla's, zugehörte und mit kritischen Randbemerkungen ausgestattet war, in denen allerlei stilistische Fehler und Barbarismen gerügt wurden. Mochte auch Valla nicht selbst der Kritiker sein, so war der Schüler doch sicher von ihm angestiftet. Poggio aber fuhr sogleich auf den los, den er nicht mit Unrecht für den eigentlichen Gegner hielt: zu der schon ansehnlichen Zahl seiner Invectiven kam eine neue gegen Valla. Dieser antwortete in einem Antidoton, Poggio aber in einer zweiten, dritten, vierten und fünften Invective, auf welche Valla die Entgegnung nicht schuldig blieb. Der grammatische Streit wurde zur Nebensache, das Interesse haftete bald an den gehässigen persönlichen Angriffen, an denen es beiderseits nicht fehlte. Das war Poggio's eigentliches Feld. Ging derjenige als Sieger hervor, der die infamsten Verleumdungen über den Gegner ausschüttete, so darf sich Poggio des Sieges rühmen. Kleine anrüchige Vorkommnisse, die ihm schon in sehr entstellender Erzählung kund geworden, wußte er meisterhaft auszubeuten und zu Verbrechen zu stempeln, und wo es daran fehlte, sie zu erfinden. Betrug und Diebstahl, Fälschung und Ketzerei, Trunk und Wollust jeder Art giebt er dem Gegner mit Beifügung piquanter Geschichtchen und derber Schimpfworte in Fülle Schuld, wüthend und unersättlich, wie er einst gegen Filelfo gestritten. [1])

Den vierundzwanzigjährigen Perotti, einen Schüler Valla's, gelüstete es, zur Vertheidigung seines Meisters die erste Lanze zu brechen.

---

[1]) Diese Streitschriften der Beiden findet man leicht in ihren Werken. Auffallend ist, daß Poggio's vierte Invective gegen Valla verloren oder doch nicht zum Druck gekommen ist. Daß schon die erste von Florenz aus geschrieben sei, wie Zumpt a. a. O. S. 428 anzunehmen geneigt ist, widerlegt sich einfach, wenn man die bald zu erwähnenden Briefe Filelfo's und Barbaro's mit der Thatsache zusammenhält, daß Poggio erst nach dem Tode Marsuppini's (24. April 1453) an die florentinische Staatscancelei berufen wurde. Auch zeigt der Schluß von Valla's erstem Buche des Antidoton, daß es in Rom geschrieben wurde und daß auch Poggio damals in Rom war.

Er griff Poggio in einer Invective an, wurde dafür aber in dessen Antwort ebenso rücksichtslos und derb mißhandelt wie Valla selbst. Natürlich befand er, „der junge Poet ohne alle Poesie“, sich stark im Nachtheile gegen den unter Zank und Schmähschriften ergrauten Poggio. Erst als dieser bereits nach Florenz abgezogen war, gelang es dem Cardinal Bessarion, Frieden zwischen beiden zu stiften. Perotti, sein Schützling, mußte zuerst die freundliche Hand reichen und den Gegner bitten, er möge ihn als Sohn und Freund an sein Herz schließen. Dafür versicherte ihm denn auch Poggio, der die Gunst des Prälaten nicht verscherzen wollte, er habe das Geschehene vergessen und werde ihm fortan Vater und Freund sein. [1])

Die Fehde gegen Valla indeß dauerte unausgesetzt fort. Wir wundern uns, daß der Papst die Streitenden nicht zur Ruhe brachte. Es scheint aber eher, daß er an dem Scandal sein stilles Vergnügen hatte, wie er ja auch die Satiren Filelfo's, in denen seine alten florentinischen Freunde verhöhnt wurden, mit Behagen las. Valla widmete ihm sogar die Bücher seines Antidoton. Als der wüthende Kampf aber Jahre lang fortdauerte und auch noch, nachdem Poggio sich bereits nach Florenz übersiedelt, fand sich ein andrer Friedensstifter, von dem sich wohl niemand dieser Rolle versehen hätte. Es war Filelfo. In seinem Kriege mit Poggio war gerade damals ein kurzer Waffenstillstand eingetreten, den der Dichter Cenci vermittelt. [2]) Während desselben richtet Filelfo einen Brief an Poggio und Valla zugleich, [3]) er ermahnt beide zur Mäßigung und stellt ihnen vor, wie sie sich durch ihr Schimpfen vor den Menschen nur lächerlich und verächtlich machen. Er deutet auf des Agesilaos Wort: man bilde sich aus solchen Schmachreden ein Urtheil über den Schmähenden wie über den Geschmähten. Dieser stolze unfehlbare Filelfo wirft sogar auf seine eigene Vergangenheit einen reuigen Seitenblick und gesteht, er könne seine Satiren jetzt nicht ohne Erröthen lesen, ja es berühre ihn in seiner friedlichen Stimmung unangenehm, wenn er des Demosthenes Reden gegen Timarchos und Philippos, des Cicero Reden gegen Antonius, selbst wenn er des heiligen Hieronymus Angriffe gegen Rufinus lese. Ein erröthender

[1]) Perotti's Invective von 1454 ist nach Tiraboschi T. VI. p. 1651 in den Miscell. Lazzaroni T. VIII. mitgetheilt. Vergl. die Reihe von Poggio's Briefen im Spicileg. Roman. T. IX. p. 628—641.

[2]) Poggii epist. ad Petrum Thomasium ibid. p. 629.

[3]) Vom 7. März 1453.

Filelfo wäre in der That ein unerklärliches Phänomen. Aber wir müssen wohl seine Worte nicht auf die genaue Wage legen. Warum sollte er, der Lehrer und Meister des Epistolarstils, nicht auch einmal eine litera reconciliatoria so gut wie eine Invective schreiben? Selbst Poggio trat gelegentlich als Friedensvermittler auf. Als er mit Barbaro zusammen bemüht war, das Zerwürfniß zwischen Niccoli und Bruni wiederauszugleichen, wußte er Bruni mit sanftem Vorwurf zu erinnern, daß es das Kennzeichen einer größeren Seele sei, wenn sie Beleidigungen vergesse, als wenn sie dieselben räche, daß die Pflichten der alten Freundschaft über Alles gehen, daß das Geklätsche der Welt den Ruf beider Streitenden beflecke, daß nach der Lehre des Apostels einer den andern in Liebe tragen müsse.[1])

Auf Poggio wie auf Valla scheint es nicht den mindesten Eindruck gemacht zu haben, wenn Filelfo sie, die beiden Greise, an das jüngste Gericht mahnte. Selbst Barbaro's Sühneversuch blieb ohne Folgen.[2]) Da mochte Filelfo sich zum Propheten gratuliren, als Valla im August 1457, schon im November sein alter Gegner Fazio und am 30. October 1459 auch der alte Poggio ins Jenseits abgerufen wurden. Poggio und Valla, die alten Fechter auf der literarischen Arena, nahmen ihre Feindschaften mit ins Grab. Abgesehen von dem edleren Falle mit Guarino und dem besonderen mit Perotti, hören wir nicht, daß Poggio sich mit einem seiner Gegner versöhnt hätte.[3]) Valla wurden Distichen nachgerufen wie folgendes:

Ne vel in Elysiis sine vindice Valla susurret,
Facius haud multos post obit ipse dies.

Oder ein anderes:

Ohe ut Valla silet, solitus qui parcere nulli est.
Si quaeris, quid agat: nunc quoque mordet humum.

Unter den Griechen war Georgios Trapezuntios der berüchtigte Händelmacher und überall der Stein des Anstoßes, zumal bei den La-

---

[1]) Die Briefe an Bruni in seinen Opp. p. 306. 347.

[2]) Franc. Barbari epist. 234.

[3]) Wohl ließen sich noch manche literarische Feindschaften Poggio's aufführen, die von geringerer Bedeutung sind. So verfolgte er den Büchersucher Enoche da Ascoli als einen hinterlistigen Verleumder (seine epist. 24. 51. im Spicileg. Roman. T. X); gegen ihn vermuthlich hat er die „Invective gegen Verleumder" losgelassen (ibid. T. IX. p. 622 sq.), in welcher er den Gegner vielleicht nur deshalb nicht nannte, weil derselbe ein Schützling des Papstes war.

teinern, denen die ruhmredige Anmaßung des geborenen Griechen unausstehlich war. Gleich als er zu Venedig seine erste Schule eröffnet, hatte er in seinem Handbuche der Rhetorik von der Methode des alten Guarino mit Geringschätzung gesprochen, obwohl dieser, wenn auch nur kurze Zeit, sein Lehrer gewesen war. Guarino vertheidigte sich und es entstand nun ein Federkrieg, in welchem natürlich die Italiener für ihren Landsmann Partei nahmen. Daß jetzt Georgios mit Poggio zusammengerathen müsse, war vorauszusehen, da beide sich als apostolische Secretäre täglich trafen.

Es circulirte in Rom ein gegen Georgios gerichtetes Libell, welches dieser ohne weiteres dem Guarino zuschrieb und mit einer Invective gegen denselben beantwortete. Poggio, der mit Guarino befreundet war und in dem Verfasser des Libells nur einen Schüler oder Freund Guarino's vermuthete, fand die Annahme des Griechen zum mindesten unüberlegt und voreilig, er bediente sich in einem Briefe, den er nach Venedig schickte, darüber eines allerdings zweideutigen Ausdrucks.[1]) Der griechische Prahler war ihm im Herzen zuwider, aber er bedurfte seiner noch: der Papst nämlich, der sehr wohl wußte, daß das Griechische Poggio's schwächste Seite war, dem Trapezuntios dagegen wenig Gewandtheit im lateinischen Stil zutraute, hatte die beiden auf einander angewiesen. Poggio übersetzte Xenophon's Cyropädie und die geschichtliche Bibliothek des Diodoros, Georgios half ihm bei den schwierigeren Stellen.[2]) Der Friede wurde zuerst gestört, als Georgios aus Venedig von jener Aeußerung Poggio's Kunde erhielt, er meinte nicht anders, als Poggio habe, wie man es von ihm gewohnt war, eine Invective voll Spott und Gift gegen ihn gerichtet. Diesmal entschuldigte sich Poggio noch und suchte die Freundschaft, die ihm sehr nützlich war, zu erhalten. Bald aber gab es neue Reibungen. Der Grieche leugnete den Empfang einer Geldsumme aus dem päpstlichen Aerar ab, die ihm wahrscheinlich eben für die mit Poggio gemeinsamen Arbeiten angewiesen war. Er beschuldigte diesen ferner beim Papste, als habe er ihm durch Meuchelmörder nach dem Leben gestellt. Sie führten schon einen gereizten Briefwechsel. Poggio fand

---

[1]) Non recte consulti hominis esse videtur. Poggii epist. 73. im Spicileg. Roman. T. X.

[2]) Poggio selbst gesteht ihm: debeo enim tibi plurimum, qui mihi adjutor praecipuus fueris in traductionibus meis. Die Aussage des Trapezuntios bei *Georgius* Vita Nicolai V. Romae, 1742. p. 177.

die Briefe des Griechen voll Schmähungen und Unverschämtheiten. Er gab ihm seine volle Verachtung zurück. „Ich kann dir auf das Heiligste schwören: ich habe nicht nur keinen Plan gehegt, dich aus dem Wege zu räumen, sondern du bist vielmehr meinem Gedächtnisse so sehr entfallen, daß ich kaum zu sagen wüßte, ob du noch lebst oder todt bist. Ich müßte wahrlich viel Muße übrig haben, wenn ich an den Trapezuntios denken sollte. So hat mir jenes Verbrechen nie in den Gedanken gelegen und liegt mir auch jetzt fern, ja ich muß sogar aus vielen Ursachen wünschen, du möchtest noch länger leben, besonders da du dein Geld, welches dich so übermüthig machte, durch Wucherei verloren hast.“ [1])

Einst waren die Beiden mit Vielen ihrer Collegen in der päpstlichen Cancelei zusammen. Um Poggio zu ärgern, rühmte Georgios sich offen, er habe an seinen Uebersetzungen den besten Theil, der Undankbare aber habe zur Belustigung seiner Freunde eine Invective gegen ihn geschrieben und nach Venedig geschickt. Das lügst du in deinen Hals! schrie Poggio. Der wüthende Grieche aber sprang auf ihn los und versetzte dem alten Manne zwei derbe Ohrfeigen, dann rauften sie sich mit solchem Ingrimm, daß ihre Collegen sie nur mit Mühe trennen konnten. Diesmal aber legte sich doch der Papst ins Mittel. Wohl mit in Folge dieses Vorfalles mußte Trapezuntios Rom verlassen. [2])

So viel wir sehen, standen die Italiener alle auf Poggio's Seite und gegen den Griechen. Selbst Valla mochte mit diesem nicht gemeinschaftliche Sache haben und sein Knappe, der junge Perotti, schrieb sogar eine Invective gegen Georgios. Diese Verachtung der Griechen war fast das Einzige, was den italienischen Gelehrten an Nicolaus' Curie gemeinsam war. Wenn Poggio seine Gegner wie Valla und Perotti recht schimpfen wollte, so nannte er sie semigraeculi. [3])

Die Griechen ihrerseits hielten nicht zusammen. Bald gab es unter ihnen Privatfehden, wie die des Georgios gegen Gaza, der seine grammatischen Definitionen öffentlich getadelt, dann aber spaltete

---

[1]) Zwei Briefe Poggio's an Trap., d. Rom 18. Febr. (1452) und 12. Febr. 1453 im Spicileg. Roman. T. IX. p. 648—651. Georgius l. c.

[2]) Vallae Antid. in Pogium Lib. I. ad fin. (Opp. p. 273).

[3]) Poggii epist. ad Franc. Marescalcum im Spicileg. Roman. T. IX. p. 631.

sie der Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Platon in zwei Heerlager, die einander unaufhörlich befeindeten. Gemisthos Plethon hatte die Lehren der beiden Philosophen als durchaus unvereinbar dargestellt, Platon in den Himmel erhoben, dagegen Aristoteles und seine Anhänger bitter verspottet. Ihm zur Seite stand auf dem florentinischen Concil Nikolaos Sagundinos, aus dem euböischen Chalkis gebürtig: er machte Aristoteles zum Vorwurf, daß er mehr aus Neid als aus Liebe zur Wahrheit Platon's Verdienst herabgesetzt.[1]) Den Fehdehandschuh hatte Georgios Skolarios, auch Gennadios genannt, der spätere Patriarch von Konstantinopel aufgenommen und in demselben Tone geantwortet, den Plethon in seiner Replik natürlich noch steigerte. Dieser Kampf nun fand in Rom seine Fortsetzung. Theodoros Gaza trat gegen Plethon und Platon auf, Bessarion als Vertheidiger des Plethon, seines Lehrers, und des Platon, dessen Ansicht er oft dem christlichen Dogma nahe fand. Ihr Streit blieb noch in ziemlichen Grenzen. Als einer von Bessarion's Schützlingen, der geflüchtete Grieche Michael Apostolios, seinem Brodherrn recht zu gefallen meinte, wenn er von Gaza und von Aristoteles mit tiefer Verachtung sprach, meinte der Cardinal doch, das sei nicht die rechte Art, eine gute Sache zu vertheidigen. Obwohl ein persönlicher Gegner Gaza's, mit dem er in den aristotelischen Uebersetzungen rivalisirte, warf sich Trapezuntios zum Anwalt des Aristoteles auf und schrieb heftig gegen Bessarion, der Streit zwischen diesen beiden wurde der ärgerlichste.[2])

Der systemsüchtige Charakter des Streites, den die Byzantiner unter sich führten, ist sehr bezeichnend gegenüber den persönlichen Motiven, durch welche die Abendländer gegen einander aufgestachelt wurden. Diese nahmen an dem Kampfe der Akademiker und Peripatetiker kaum einen Antheil, doch stand bei ihnen Aristoteles, obwohl er nie in Mißachtung kam, gegen die geheimniß- und schwungvollere Lehre Platon's bereits merklich zurück. Die platonischen Akademien, die römische wie die um Lorenzo de' Medici gruppirte und die neapolita-

---

[1]) Facius de vir. illustr. p. 21.

[2]) Boivin in den Mémoires de littérature de l'Acad. Roy. des Inscript. et Belles Lettres T. II. III (hier der bezeichnete Brief Bessarion's). Paris, 1717. 1723. J. G. Buhle Gesch. der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherst. d. Wiss. Bd. II. Göttingen, 1800. Hier eine ausführliche und treffliche Darstellung der bestrittenen Theoreme. Tiraboschi T. VI. p. 518—543.

nische, führten zwar zu wunderlichen Ausschweifungen, waren aber ein Binde- und Förderungsmittel des gelehrten Strebens, nicht Ringplätze des Kampfes.

So ging es an der Literatencurie von Rom her, die sich um die Mitte des Jahrhunderts um einen Kirchenfürsten versammelte, der reiche Einkünfte, politische und kirchliche, moralische und religiöse Rücksichten dem humanistischen Treiben gern zum Opfer brachte. Wiederum fühlt man sich zu einer Vergleichung mit dem florentinischen Gelehrtenkreise gedrängt, der im Beginn dieses Jahrhunderts den humanistischen Zug geführt hatte. Hier sahen wir Persönlichkeiten von scharfer Ausprägung, die an sich, auch abgesehen von ihren sammelnden und schriftstellerischen Leistungen, als die Vorboten einer neuen Zeit und einer andern Bildung gelten konnten. In Rom werden Menschen zusammengeworben, wie sie sich eben werben lassen. Die Freunde und Schützlinge des mediceischen Hauses lebten in einer gemeinsamen Richtung hin, eine Tendenz vereinigte sie, so sehr auch die Individualitäten auseinanderwichen: sie bildeten unausgesprochen einen großartigen Bund im Namen der Wissenschaft. Unter den Gunstbuhlern des Papstes denkt ein Jeder nur an sich und seinen Vortheil, ein ärmlicher Brodneid erzeugt ihre Zwiste. Die Person eines nicht unwürdigen, aber auch nicht hoheitlichen Sterblichen wird umschmeichelt: von ihr empfängt ein Jeder den Arbeitsauftrag und den Lohn. Gemeinsam ist ihnen keine Idee, nur der Hofdienst. Den Papst selber bezeichnet es ganz, daß er die ihm gewidmeten und von ihm bezahlten Werke nicht oder sehr ungern abschreiben ließ; er wollte den Besitz und den Ruhm für sich allein haben. [1])

Den Beweggründen entspricht der Erfolg, die Leistung. Welch' ein anregender und treibender Geist geht von den florentinischen Freunden aus! Sie sind sich der Mission bewußt, das Vergangene wachzurufen und für ewig der Vergessenheit zu entreißen: sie spüren und sammeln mit jugendlicher Lust, das Neugefundene reizt zu neuen Anstrengungen, sie gehen in die Ferne und concentriren dann wieder die

[1]) Vergl. den Brief des Georgios Trapezuntios an Franc. Barbaro unter dessen Briefen epist. 198.

zerstreuten Schätze einer entschwundenen Zeit in ihrem Florenz. Das Alterthum liegt vor ihnen noch wie eine dunkle Masse mit geheimnißvoll schimmerndem Kern. In sie einzudringen, sie zu beleuchten, zu durchleuchten, ihr Wesen zu enthüllen, dahin geht ihr rastloses Streben. In ihren Briefwechseln pulsirt diese Fülle eines frischen Lebens.

Das literarische Rom Nicolaus' V ist nur eine erkünstelte und ermattete Fortsetzung des literarischen Florenz, nicht mehr eine originelle Schöpfung, sein Beruf ist nicht mehr die Wiedererweckung und Neubelebung, sondern schon die Verarbeitung des Errungenen in die Breite und die sichernde Aufbewahrung. Für den Augenblick mochte die Menge der Gelehrten, die Nicolaus' kurzer Pontificat zusammenführte, mochte die Zahl ihrer Arbeiten wohl täuschen. Wer aber zu wägen und zu prüfen verstand, mußte sein Urtheil bald ernüchtern. Beobachten wir doch den Gedankengang, mit dem Pius II, wenige Jahre nachdem seines Vorgängers literarische Curie auseinandergelaufen war, sie betrachtet. „So sehr erweckte und nährte Nicolaus die Geister, daß man kaum ein Zeitalter finden dürfte, in welchem die Studien der Humanität und der Eloquenz und der andern schönen Künste mehr als unter ihm geblüht hätten. Das wenigstens dürfte niemand leugnen, daß ihm von den gelehrtesten Männern so viele Bücher gewidmet sind, wie weder einem seiner Vorgänger noch einem der Kaiser." [1]) Und nach einem halben Jahrhundert, als die Generation ausgestorben war, als der dem Papste gespendete Weihrauchduft sich verzogen, da sagt ein scharfsichtiger Literarhistoriker von dieser Periode Nicolaus' V: „Viele übersetzten unter ihm, durch die Aussicht auf Belohnung getrieben." [2])

So ist es in der That. Im Wesentlichen war der gefeierte Gelehrtenhof Nicolaus' V nicht mehr als eine große Uebersetzungsanstalt. Aber allzu geringschätzig dürfen wir auch dieses Verdienst nicht ansehen. Die Kenntniß der griechischen Sprache ist dadurch sehr wesentlich und die Kenntniß des Alterthums nicht unbedeutend gefördert, erweitert und zumal verbreitet worden.

Nur Wenige waren so glücklich gewesen, die griechische Sprache in Griechenland selbst oder aus erster Hand von einem Griechen zu lernen, der sie wirklich verstand und die Werke ihrer alten Literatur

[1]) Europa cap. 58.
[2]) *Coccius Sabellicus* Ennead. X. Lib. VI. p. 719.

zu schätzen wußte. Noch Wenigere besaßen eine erträgliche Zahl griechischer Classiker; es wird jedesmal als etwas Besonderes bemerkt, wenn jemand unter seinen Büchern auch griechische hatte. Bei Vielen, die als Kenner der griechischen Sprache gepriesen wurden, reichte diese Kenntniß nicht viel über das hinaus, was bei uns der Schulunterricht zu Wege bringt, und dabei entbehrte sie noch der Fundamente. Männer wie Poggio und Valla fühlten sich in einem hellenischen Schriftsteller durchaus nicht sicher; ein angesehener Hellenist wie Francesco Barbaro las die Schriften des Aristoteles doch lieber in einer lateinischen Uebersetzung.[1]) Ein griechisches Buch fertig lesen, griechisch schreiben und sprechen zu können, zugleich auch des eleganten Latein völlig mächtig zu sein, das war eigentlich nur dem Filelfo gegeben; darum fühlte er sich auch in unmäßigem Stolz als den König der Literatoren und sah mit tiefer Verachtung auf die Ungebildeten herab, die kein Griechisch verstanden oder doch nur schülerhaft aus dem Griechischen übersetzten.[2]) Selbst die Druckerkunst hat der hellenischen Bildung nicht die schnellen Flügel geben können, mit denen die lateinische sich, sobald jene Kunst in Italien verbreitet war, über die civilisirte Erde schwang.

So bedurfte die griechische Literatur durchaus noch eines Mediums, um in die humane Bildung übergehen zu können. Im 13. und 14. Jahrhundert, als die classische Latinität erst von Neuem gelernt werden mußte, waren Uebersetzungen aus ihr in die Vulgärsprache ein Bedürfniß;[3]) noch in den letzten Jahrzehnten des 14. und in den ersten des 15. Jahrhunderts sind sie besonders den italischen Fürsten, die der lateinischen Sprache nicht mächtig, doch auch für die alten Römer interessirt werden sollten, vielfach dargebracht worden. Jetzt übertrug man auch für die lateinisch-gebildeten Fürsten und Mäcene aus dem Griechischen. Männer wie Cosimo de' Medici und Alfonso von Neapel waren der griechischen Sprache ganz unkundig, und trotz den entgegenstehenden Versicherungen einiger Hofschmeichler glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, auch Papst Nicolaus habe vom Griechischen sehr wenig oder nichts verstanden. Aber auch unzählige Andre wünschten

---

[1]) cf. epist. 122. ed. Quirino.

[2]) Vergl. sein an Tommaso Tebaldo gerichtetes und sein In eloquii Graeci depravatores überschriebenes Epigramm bei Rosmini Vita di F. Filelfo T. III, p. 163. 164.

[3]) cf. Mehus Vita Ambr. Travers. p. 157 sq., wo zumal von den Uebersetzungen des Brunetto Latini gehandelt wird.

die griechischen Autoren leichter und übersichtlicher zu genießen, als wenn sie sich erst durch Wortformen und Unverständlichkeiten, durch fehlerhafte Handschriften und mangelhafte Hülfsmittel hindurchkämpfen mußten. Darum der sonst unbegreifliche Werth, der auf die Arbeit des Uebersetzens gelegt wurde. [1]) Es lag ein gewisser Stolz in dem Gefühl, den geistigen Schatz der untergehenden Griechenwelt der lateinischen Bildung einzuimpfen, man nannte das Uebersetzen bezeichnend „der Latinität schenken“ oder „mit der Latinität beschenken.“

Mit den alten Uebersetzungen einzelner Werke konnte man sich nicht mehr begnügen, sie waren kaum verständlich und die der Dichter ganz ungenießbar. Man wollte den Aristoteles nun kennen, nicht mehr bloß verehren, nicht mehr Geheimlehren aus ihm heraus- und in ihn hineinlesen. In den lateinischen Uebersetzungen griechischer Werke — sagt einmal Pius II, dem es in seiner Jugend nicht geworden war, Griechisch zu lernen, und der während seines Lebens jenseits der Alpen von dem literarischen Treiben Italiens ein wenig abgeschlossen blieb — zumal in den älteren, muß man errathen, was der Autor will; wenn Aristoteles wieder auflebte, würde er Vieles, was wir ihm zuschreiben, nicht mehr als das seinige erkennen. [2])

Dazu kam ein recht wunderlicher Irrthum, der den Eifer des Uebersetzens nicht wenig angeregt hat. Man hatte von Eloquenz, die einmal als die vornehmste Schönheit der alten Literatur erschien, den Begriff, den man haben mußte, wenn Cicero als das Muster galt. Nun las man, wie er und die Römer überhaupt unaufhörlich auf Hellas als das Mutterland der Schönheit hinwiesen; man zog den Schluß, jene Eloquenz müsse den Hellenen im höchsten Maße zu Eigen gewesen sein. Selbst die Kenner des Griechischen hegten solche Pietät und Ehrfurcht vor dem römischen Urtheil, daß sie es nicht zu gestehen wagten, wenn sie sich in ihrer Erwartung getäuscht fanden. Andre Leser standen natürlich vor jeder Uebersetzung, auch vor den besseren, unbefriedigt da: sie fanden nicht, was sie gesucht hatten, und weil sie die Schuld nicht auf die verehrten Griechen selber zu schieben wagten, mußte jedesmal der Uebersetzer sie tragen. Man blieb überzeugt, Homeros müsse durchaus hinreißender und glühender gesungen, Thukydides anmuthiger er-

[1]) Darüber spricht sich z. B. Franc. Barbaro epist. 127. ed. Quirino p. 185 sq. in bedeutsamer Weise aus.

[2]) Asia cap. 71.

zählt, Demosthenes herzergreifender gesprochen, Platon klarer und in leichteren Sätzen, Aristoteles lebhafter und piquanter geschrieben haben. Es war gewissermaßen eine Naivetät, wenn jener Papst Pius sich erlaubte zu sagen, er finde den Aristoteles, dessen Politik er sich einst in Bruni's Uebertragung gekauft und dessen Rhetorik er in des Trapezuntios Bearbeitung las, „aller Eloquenz baar“, wenn er hinzusetzt, diese Bemerkung hätten eigentlich Viele gemacht und nicht begreifen können, wie Aristoteles nach dem Berichte der Alten eloquente Schüler gebildet haben solle. [1]) Ueber Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates wollte er sich des Urtheils bescheiden, weil er das Original nicht lesen könne; in der lateinischen Uebersetzung aber wollten sie ihm wenig gefallen. Des Arrhianos Beschreibung der Feldzüge Alexanders fand er begreiflicherweise sehr trocken. Solcher Urtheile wüßten wir uns bei italienischen Schulgelehrten nicht zu erinnern. Viel eher erlaubt sich zum Beispiel ein Filelfo, von Quintilianus' Beredtsamkeit zu bekennen, sie schmecke ihm nach einer gewissen Hispanität oder, offener gesagt, Barbarei, sei ohne Glanz und Eleganz, ergötze und rühre nicht; Quintilianus habe die Regeln der Kunst, die er lehre, offenbar selbst nicht anzuwenden gewußt. [2]) In dieser Weise von einem Griechen zu sprechen, hätte selbst Filelfo nicht übers Herz gebracht. Lieber gingen manche Uebersetzer darauf aus, mit ihrer lateinischen Eloquenz der griechischen ein wenig nachzuhelfen, was die Leser wieder noch mehr zu dem Glauben verleitete, einst müsse die Zeit kommen, in welcher die volle, hohe Redekunst der Griechen auch aus den Uebersetzungen hervorstrahlen werde.

Florenz war die Mutter auch der Uebersetzungsliteratur, in ihrer Beförderung erscheint Papst Nicolaus wiederum nur als der Zögling der florentinischen Kreise. Nur wurde bei ihm zur einseitigen Liebhaberei, was dort nur ein Zweig unter vielen gewesen war. Während der Unionsverhandlungen mit den Griechen wurden Uebersetzungen griechischer Kirchenväter geradezu ein praktisches Bedürfniß, von den kirchlichen Autoren ging man dann zu den Classikern über. Lionardo Bruni widmete sich vorzugsweise dieser Beschäftigung. Sein Erstlingswerk war eine Homilie des h. Basilios, die er aus Dankbarkeit Salutato darbrachte, der ihm zum Erlernen der griechischen Sprache verholfen.

---

[1]) Pii II. Comment. p. 244.

[2]) Filelfo's Brief an Giov. Tuscanella v. 10. Juli 1440.

Es folgten acht Lebensbeschreibungen Plutarch's, ein paar Reden von Aeschines und Demosthenes, des Prokopios Geschichte der Gothen und die Geschichte des ersten punischen Krieges aus Polybios, Platon's Phädon, Gorgias, Phädros, Kriton und die Apologie des Sokrates, des Aristoteles Ethik, Oekonomik und Politik. [1])

Die letztgenannten Werke waren für diese Literatur epochemachend. Den Platon in würdiger Gestalt den Lateinern zu geben, hatte Bruni sein Patron Salutato als eine heilige Pflicht auf die Seele gebunden, er selbst betrachtete diese Arbeit als die schönste Frucht, die der Unterricht des Chrysoloras, der mit einer Uebersetzung der Republik vorangegangen, tragen konnte. Die Hoheit und Grazie des dichterischen Philosophen ging ihm immer heller auf, je mehr er als Uebersetzer gezwungen war, das Einzelne zu beachten und zu durchdenken. Die Klarheit war ihm das erste Gebot: man sollte den Autor ohne Mühe lesen können, als hätte er ursprünglich lateinisch geschrieben. Vom Sinne erlaubte er sich keine Abweichung; wo Wort für Wort leichtverständlich übertragen werden konnte, that er es, wo aber bei solchem Verfahren der Sinn dunkel geblieben wäre, zog er die Umschreibung der Wörtlichkeit vor. [2]) Den ursprünglichen Plan, alle Werke Platon's zu übertragen, führte er freilich nicht aus; es blieb bei den obengenannten Dialogen.

Ungleich mehr Ruhm haben ihm seine Uebersetzungen aristotelischer Werke eingebracht. Man nannte ihn selbst wohl den modernen Aristoteles. Er war der erste, dürfen wir sagen, der dem Abendlande den wirklichen Aristoteles wieder zuführte. Die Politik übertrug er sogar nach dem ersten Exemplar des Buches, welches durch Vermittelung Palla's de' Strozzi nach Italien gekommen war. Er versichert, er habe über drei Jahre daran gearbeitet und Wort für Wort, Satz für Satz erwogen. Jetzt erst, sagte man, könne man die Werke des Aristoteles lesen und verstehen, jetzt erst könne man es glauben, daß er den Ruhm des eleganten Ausdruckes, den ihm gewichtige Zeugnisse der Alten zuschreiben, zumal Cicero, der seine Schriften einem goldenen Flusse vergleicht, wirklich verdiene. Bruni's Arbeiten verbreiteten sich schnell über

---

[1]) Poggius Orat. in funere Leon. Aretini in Baluzii Miscell. Lib. III. p. 248. Genaue Angaben bei Mehus Vita Leon. Bruni vor seiner Ausgabe der Briefe desselben p. LXX sq.

[2]) Leon. Bruni epist. I, 8.

ganz Italien und über die Alpen hinaus: der Herzog von Glocester erbat sich von ihm ein Exemplar seiner übersetzten aristotelischen Politik, und ein anderes schickte Bruni dem Könige von Aragon nach Spanien. Selbst die Katheder-Philosophen legten hier und da den neuen Aristoteles ihren Vorträgen zu Grunde. Männer wie der Erzbischof Antoninus von Florenz, die sich um die Eleganz wenig kümmerten, freuten sich doch der Klarheit des Stils und der Schärfe des Ausdrucks. Sogar ein gelehrter Grieche der späteren Zeit, Andronikos aus Thessalonike, der die andern Uebersetzer für gewissenlose Paraphrasten erklärte, rühmte Bruni's glaubwürdige Treue. [1])

Dagegen gab es auch einige Anhänger des alten scholastischen Aristoteles, die nach Kräften bemüht waren, an der neuen Uebertragung Einzelnes auszusetzen, und Bruni den Vorwurf machten, ihm fehle die Vertrautheit mit der philosophischen Disciplin. Wir nennen unter diesen nur Ugo Benzi von Siena, der gegen Bruni's Uebersetzung Mißtrauen faßte, weil *τ᾽ἀγαθόν* des Aristoteles darin nicht einfach durch bonum, sondern durch summum bonum wiedergegeben war, und einen gelehrten Juristen Namens Alfonso de S. Maria, einen Spanier aus Cartagena und nachmaligen Bischof von Burgos, der in der modernen Uebersetzung etwas wie Ketzerei witterte, die griechisch-gebliebenen Ausdrücke der alten Version beibehalten und den Text des Aristoteles um jeden Preis mit den Forderungen der Moralphilosophie in Einklang gebracht wissen wollte, übrigens weder von der griechischen Sprache noch von dem, was eine Uebersetzung zu leisten habe, eine Vorstellung besaß. [2])

Die florentinischen Freunde, soweit sie Griechisch verstanden, folgten Bruni's Beispiel. Marsuppini übersetzte die Batrachomyomachie. Traversari pflegte mehr das Gebiet der kirchlichen Autoren, er übertrug Werke des Basilios und Chrysostomos, die Lebensbeschreibung des letztern von Palladios und die des Gregorios von Nazianz, welche Gregorios Presbyter geschrieben, Predigten Ephraem's des Syrers und

[1]) Raphael Volaterr. Lib. XXI. — Manetti in Orat. funebr. ap. Mehus l. c. p. CI: haec Aristotelica vitio priorum interpretum corrupta atque depravata nunc primum latina effecta fuisse intelligimus etc. Cf. Leon. Bruni epist. IV, 19. 22. VIII, 1. 7. IX, 1. X, 10. Franc. Barbari epist. 127 ed. Quirino p. 188. Facius de vir. illustr. p. 10.

[2]) Leon. Bruni epist. V, 1. cf. IV, 22. VII, 4. 7. IX, 11. X, 24. 26.

vergleichen.[1]) Von seiner profanen Beschäftigung mit Diogenes von Laerte wurde oben schon gesprochen.

Was sonst von Uebersetzungen vor der Zeit Nicolaus' V geliefert wurde, steht entweder im Zusammenhange mit den florentinischen Bestrebungen oder es sind vereinzelte Versuche. Ersteres gilt ohne Zweifel von den Uebungen, welche die Venetianer Leonardo Giustiniani und Francesco Barbaro mit Plutarchos anstellten; denn die Lebensbeschreibungen und die sogenannten moralischen Schriften desselben waren eben eine Aufgabe, in die sich Viele theilen mochten. Bei Filelfo's und Guarino's Uebertragungen ist die Zeit schwer zu bestimmen, doch scheint es, daß erst der Wetteifer mit den Florentinern sie anspornte. Der von Pier-Paolo Vergerio übersetzte Arrhianos, der in die früheste Zeit des Hellenismus gehört, hat sich niemals zur Geltung bringen können, aber merkwürdig ist das Schicksal dieses Buches. Vergerio hatte es Kaiser Sigmund dem Luxemburger gewidmet und mit diesem war es aus dem literarischen Verkehr in das ferne Ungarnland verschlagen. Es kam dann in die Hand des Enea Silvio de' Piccolomini, der es im Jahre 1454 dem Könige Alfonso von Neapel verehrte.[2]) Bei diesem erweckten die Thaten Alexander's des Großen keine geringe Neugier. Als man aber begann, in Gegenwart der Hofgelehrten aus dem Buche vorzulesen, fand man die Sprache so ungeschickt und ungenießbar, daß jedermann der Entschuldigung des Piccolomini beipflichtete, als habe Vergerio eben dem Verständnisse des kaiserlichen Barbaren angemessen geschrieben. Alfonso gab dem Bartolommeo Fazio den Auftrag, die Uebersetzung zu revidiren, zu stilisiren und zu feilen, bis sie des großen Makedoners und der königlichen Ohren würdig sei. Wir wagen zu behaupten, daß Fazio durchaus nichts von der griechischen Sprache verstand. Aber das machte ihn nicht verlegen, er sollte ja nur ein lesbares Buch herstellen. Hier und dort zog er zwei Griechen zu Rathe, den Nikolaos Sagundinos und Theodoros von Thessalonike, sonst aber ließ er weg, was ihm nicht paßte, setzte zu und änderte, wo es ihm gut schien, kurz er verfuhr mit dem Arrhianos, um mit der Indignation eines späteren Herausgebers dieses Autors zu sprechen,

---

[1]) Die Epistolae nuncupatoriae dieser Uebersetzungen sind unter Traversari's Briefen in Lib. XXIII. recens. Canneto abgedruckt.

[2]) Die Briefe des Aeneas Sylvius an den König und an Beccadelli v. 26. Januar und an letzteren v. 29. Juni 1454 im Cod. msc. 3389. fol. der wiener Hofbibliothek.

wie ein Esel, wenn man die Albernheiten, wie ein Räuber, wenn man die unverschämten Willkürlichkeiten in Betracht zieht. Dennoch hat man den Arrhianos lange Zeit in dieser "sehr angenehmen" Uebersetzung gelesen und sogar gedruckt.[1]) Aehnliche Arbeiten dürften in nicht geringer Zahl zum Vorschein kommen, wenn man die für Fürsten und Mäcene geschriebenen Bücher genauer zu prüfen sich die Mühe nähme.

Papst Nicolaus verfolgte jede literarische Bestrebung, die er einst in Florenz kennen gelernt, mit seinem ganzen Eifer, aber auch mit seinem ganzen Eigensinn. Gerade die Uebersetzer, Bruni und Traversari, die nun beide todt waren, hatten ihm besonders behagt. Vespasiano hörte ihn einst sagen, er verstehe nun jene kirchlichen Autoren in Traversari's Uebersetzung besser, als Andere sie mit unendlichen Commentaren verständen.[2]) Jetzt sollten ihm alle seine Hofliteraten Uebersetzungen machen, weil er immer lesen und classische Bücher auffsammeln wollte, zuletzt nur weil er einmal seine Lust daran hatte. Die Aufgaben theilte er selbst aus, oft mit geschickter Wahl, oft auch nach Laune; den Lohn gab er mit dem freundlichsten Gesicht, meistens mit eigener Hand. Führen wir uns, ohne um die Vollständigkeit verlegen zu sein, die ansehnlicheren Producte der päpstlichen Uebersetzungsfabrik vor.

Für Aristoteles war auch nach Bruni noch gewaltig viel zu thun und der Papst scheint der Meinung gewesen zu sein, daß diese Arbeit vorzugsweise den geborenen Griechen zukomme. Georgios Trapezuntios übersetzte die Physik und die Problemata, ferner die Metaphysik, letztere vielleicht aus Rivalität gegen Bessarion, wie denn auch beide schon vorher die größere Rhetorik übertragen hatten. Nur zwei Werke übertrug Theodoros Gaza, die Problemata und später die Bücher über die Natur der Thiere, diese Arbeiten galten für besonders gelungen. Die an Nikomachos und die an Eudemos gerichtete Ethik übernahm Gregorius Tifernas. Freilich ist ihr Verdienst so wie das Bruni's in der Folge durch Argyropulos verdunkelt worden, und für ewige Zeiten haben sie alle nicht gearbeitet. Aber man las nun doch wirklich die Werke des

---

[1]) Facius de vir. illustr. p. 8 und Mehus B. Facii Scripta vor der Ausgabe dieses Werkes p. XXXXIV sq., meistens nach einem Briefe des Zeitgenossen Jacopo Curlo.

[2]) Vespasiano: Nicola V Papa § 26.

Hellenen, wobei wir ihre Echtheit dahingestellt sein lassen, nicht mehr jene dunkeln Machwerke, wie sie auf Veranlassung Kaiser Friedrich's II, Manfred's und des Papstes Urban IV im 13. Jahrhundert entstanden waren, man ließ die Subtilitäten fallen, welche die Araber in das System hineingebracht, und man bedurfte nun nicht mehr des großen Commentators, der ebenso wenig Griechisch verstanden hatte wie seine und des Aristoteles zahllose Bewunderer in Frankreich und Italien. Die kirchliche Autorität des Stagiriten war für immer gestürzt, an ihre Stelle trat das Verständniß.

Die größeren Werke Platon's waren noch immer fast unbekannt. Wenn selbst von Männern wie Guarino und Filelfo erzählt wird, sie hätten die platonischen Schriften aus Konstantinopel herübergebracht, so scheint es doch, daß diese Bücher gleich mumisirten Leichen in ihren Bibliotheken standen. Die Meisten wußten von Platon nicht mehr, als was Cicero von seinem idealen Staate mittheilt, von der Austreibung der Dichter, der Gemeinschaft der Weiber u. s. w. Von einem und dem andern der Humanisten hören wir dann, daß er Bruni's Beispiel folgte und sich an einzelne Dialoge machte. Sie wurden wenig verbreitet, man verstand sie nicht. Jetzt übertrugen Decembrio und Trapezuntios die Republik, wie schon Chrysoloras gethan; dieses Buch, zu welchem man einige Vorbegriffe mitbrachte, zog am meisten an. Trapezuntios fügte das Werk von den Gesetzen hinzu. Um seine Mühe oder vielmehr den Auftrag des Papstes zu rechtfertigen, sprach der Elende nun wieder mit entzücktem Lobe von Platon, dessen Ruhm er vorher nach Kräften verkleinert hatte. Im Ganzen war der Stifter der Akademie immer noch ein geheimnißvoller Mann, mit dem wenige Auserwählte prunkten, ohne doch wirklich viel mehr zu verstehen als andre. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts feierte Platon in den Akademien seine Auferstehung, aber eine Geheimlehre blieb seine Philosophie auch da noch.

Sein vorzügliches Augenmerk richtete Papst Nicolaus auf die Geschichtschreiber der Griechen. Sie erschlossen eben die Kenntniß des Hellenenthums von allen Seiten, sie boten die anziehendste und leichteste Lectüre. Die Vergangenheit des hellenischen Volkes hatte lange, lange eine tiefe Nacht bedeckt. Wir begegnen selbst bei den gelehrtesten Humanisten den gröbsten Verstößen auf diesem Gebiete. Wiederum war Lionardo Bruni der erste, der das Dunkel durchbrach, der erste moderne Bearbeiter der griechischen Geschichte und der erste, der griechische

Historiker „der Latinität geschenkt hat.“ Um nun die Heroen der griechischen Geschichtschreibung in ein würdiges Latein zu bringen, ersah sich der Papst auch die Heroen unter seinen Hofübersetzern. Den Thukydides mußte Valla übernehmen, eine Arbeit, der er wenig gewachsen war; [1]) wir erinnern uns, wie ihn Nicolaus dafür eigenhändig mit 500 Ducaten belohnte. Auch Herodotos war ihm zugetheilt, doch hat er ihn erst später in Neapel vollendet. Den Diodoros von Sicilien, der erst kürzlich aus Griechenland herübergekommen war, übertrug Poggio. [2]) Auch Decembrio wird als Uebersetzer des Diodoros genannt; vielleicht vertheilte der Papst in Erwägung, daß beide mittelmäßige Gräcisten waren, diese leichtere Arbeit unter sie. Decembrio lieferte außerdem eine Uebertragung des Appianos. Den Polybios wies der Papst dem jungen Perotti zu, dessen Arbeit ihm dann so gelungen erschien, daß er dem glücklichen Uebersetzer 500 neugeprägte päpstliche Ducaten in einer Börse überreichte und freundschaftlich hinzufügte, er sei ihm eigentlich zu weit mehr verpflichtet und gedenke sich dieser Schuld schon noch zu entledigen. [3]) Kleinere Aufgaben fanden sich reichlich in des Plutarchos Schriften und wir haben bereits erwähnt, wie vielfältig sich die Uebersetzer in diesen Schriftsteller theilten.

Die Kosmographie gehörte auch zu den Lieblingsfächern des Papstes. So hatte er für Strabon den Guarino ausersehen und ihm für jeden der drei Theile, für die Asia, Africa und Europa, je 500 Goldgulden versprochen. Mit zwei Theilen wurde der gelehrte Achtziger noch bei Lebzeiten des Papstes fertig und 1000 Goldgulden hat er erhalten, aber nach Nicolaus' Tode wurde es ihm schwer, auch für den dritten

[1]) cf. E. J. Golisch de Thucydidis interpretatione a Laur. Valla latine facta Disquisitionis Specimen. Olsnae, 1842.

[2]) Die Nachricht bei Recanati Vita Poggii ap. Muratori Scriptt. T. XX. cap. 11, als habe Poggio dieser Uebersetzung wie der von Lukianos' Esel in trügerischer Absicht seinen eigenen Namen vorgesetzt, ist ebenso unsinnig (vergl. Poggii epist. 58. im Spicileg. Roman. T. X. und Mai's Note dazu) wie die Fabel, als habe Bruni bei seiner Bearbeitung von Prokopios' gothischem Kriege diesen Autor verleugnen wollen. In beiden Fällen bediente sich der Uebersetzerstolz nur etwas hochtrabender Ausdrücke. Auch daß Poggio eine frühere Uebersetzung des Diodoros für die seinige ausgegeben, ist unwahrscheinlich, da dieser Autor erst unter Eugen IV von Caratone da Trevigi, Bischof vom peloponnesischen Korone, nach Italien gebracht war (Marini degli Archiatri Pontif. T. I, p. 153). Poggio's Uebersetzung der Cyropädie nennen wir hier nicht, da sie auf Anregung des Königs Alfonso von Neapel entstand.

[3]) Vespasiano: Nicola V Papa § 26; Vescovo Sipontino § 2 (hier sind es 600 Ducaten). Zwei Dankbriefe des Papstes an Perotti bei Georgius Vita Nicolai V p. 206. 207.

Theil einen so freigebigen Lohnherrn zu finden. Wohl in der Meinung, des alten Guarino Leben dürfte für den ganzen Umfang des Werks nicht ausreichen, hatte Nicolaus die letzten sieben Bücher jener Erdbeschreibung gleichzeitig dem Gregorius Tifernas aufgetragen, und so folgt in den Ausgaben die Arbeit des letzteren hinter den ersten zehn Büchern, die Guarino geliefert hat, welchen übrigens mehr die ehrwürdige Persönlichkeit als die sprachliche Kunst auszeichnete. [1])

Wir übergehen billig die kleineren Uebersetzungsarbeiten, auch wenn Werke darunter sind wie des Theophrastos Botanik aus Gaza's Feder, in welcher man Genauigkeit und Eleganz in seltener Weise verbunden fand, wir wenden uns nur noch zu der Aufgabe, die dem Papste als die höchste der Uebersetzerkunst erschien, die sein sehnlichster Wunsch bis an den Tod war. Er wollte die homerischen Gesänge lateinisch im heroischen Versmaße lesen. Natürlich konnten ihn die alten Uebersetzungen des Leonzio Pilato oder gar des sogenannten Pindar von Theben nicht befriedigen. Nach ihnen hatte Chrysoloras die Odyssee übertragen, aber gleichfalls in Prosa. Jedermann wußte, daß die höchste Gunst des Papstes hier zu verdienen sei, und es wurden ihm Versuche eingereicht, die aber seinem scharfen Urtheile nicht genügen wollten. Wahrscheinlich gehörte dazu Valla's Uebersetzung der Iliade, [2]) Decembrio übersetzte die zwölf ersten Bücher derselben, [3]), aber beide wagten es nicht, den homerischen Vers nachzubilden. Guarino wurde aufgefordert, wir hören indeß nicht, daß er die schwierige Arbeit unternommen. [4])

Endlich ging dem sehnsüchtigen Papste eine Hoffnung auf: ein junger Römer Namens Orazio überreichte eine Probe, die den strengen Anforderungen wirklich entsprach. Er erhielt alsbald das Amt eines apostolischen Scriptors und wurde durch glänzende Verheißungen zur Fortsetzung der Arbeit angespornt. Dennoch ist sie, wir wissen nicht aus welchem Grunde, liegen geblieben. Ueberhaupt haben wir von der Person jenes Orazio nur geringe Kunde. Auch sein Werk scheint verschollen. Ein Codex der Vaticana enthält etwa das erste Buch der

[1]) Vespasiano: Nicola V l. c.; Guerino Veronese § 2. Georgius l. c. p. 186. Tiraboschi T. VI. p. 1221. 1463.

[2]) Sie ist Brixiae 1474 im Druck erschienen. Es wäre immerhin interessant zu wissen, ob er wirklich, wie Fazio ihm vorwarf, die Uebertragung Pilato's ausgebeutet hat. Letztere ist leider nur handschriftlich vorhanden.

[3]) Nach Facius de vir. illustr. p. 24 nur fünf Bücher.

[4]) Vespasiano: Nicola V l. c.

Iliade in lateinischen Versen und mit einer Widmung an Papst Nicolaus, indeß ohne den Namen des Uebersetzers. Man hat vermuthet, daß es Orazio's Arbeit sei.[1]) Papst Pius II erwähnt aber „einige Bücher“ dieser Uebersetzung und daß er sie kannte, geht doch wohl daraus hervor, daß er ein Urtheil fällte.[2]) Mit mehr Wahrscheinlichkeit glauben wir den Verfasser jenes vaticanischen Fragmentes in Carlo d' Arezzo zu finden. Er hatte vorher die Batrachomyomachie mit entschiedenem Beifall bearbeitet und sandte nun dem Papste einen Versuch der Iliade ein.[3]) Nicolaus war sogleich wieder in vollem Feuer: Marsuppini sollte sich nach Rom übersiedeln und ganz dem Homeros widmen. Poggio mußte an die Prioren und den Gonfaloniere der Republik schreiben und sie im Namen der Wissenschaft bitten, ihren Canzler zu entlassen. Ihm selbst ließ der Papst seine Bewunderung bezeugen, wie er die homerischen Verse so treu übertragen, ihre Anmuth wie ihre Majestät so glücklich nachgebildet. Da er aber während der amtlichen Beschäftigungen unmöglich die Muße finden könne, die zu einer solchen Arbeit nöthig, möge er nach Rom kommen. Hier solle er so gestellt werden, daß er, ohne für etwas anderes sorgen zu dürfen, nur für diese Uebersetzung leben könne.[4])

Auch diese Hoffnung wurde dem Papste geraubt; in einem halben Jahre rief der Tod den Staatscanzler und lateinischen Homeros ab. Jetzt lebte nur noch Einer, dem Nicolaus eine würdige Uebersetzung der Iliade und der Odyssee zutraute. Es war Filelfo. Die Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, zeigen ein Verlangen des Papstes, das wir kaum anders als ein krankhaftes nennen können. Auch Filelfo sollte vom mailändischen Hofe losgebeten werden und um sorgenfrei zu arbeiten, in Rom ein schönes und eingerichtetes Haus nebst einem ergiebigen Landgute als Geschenk erhalten. Ferner wollte der Papst bei einem beliebigen Banquier 10,000 Zecchinen niederlegen, die Filelfo zufallen sollten, sobald er die beiden Gedichte Homers vollendet vorlegte.[5]) Dieser Plan aber wurde, wohl um des Herzogs von Mai-

[1]) Georgius l. c. p. 193. 210.

[2]) Europa cap. 58.

[3]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. Hieron. Aliottus (Epistt. et Opusc. T. II. Arretii 1769) p. 330: Carolus Arretinus — latinum facere Homerum est adgressus et praegustionem quandam ingenii sui nobis reliquit, librum unum aut item alterum transferens, eleganti quidem carmine ac terso etc.

[4]) Die beiden Breven v. 24. October 1452 theilt Mai im Spicileg. Roman. T. I. p. 574 mit.

[5]) Philelfi epist. XXVI, 1 an Lodrisio Crivelli. Rosmini Vita di Filelfo

land willen, ganz geheim gehalten. Wenige Tage vor seinem Tode theilte ihn der Papst wie ein schweres Geheimniß dem vertrauten Tortello mit. Seinen schönsten literarischen Traum hat er mit sich ins Grab nehmen müssen. Die leichten Verse des Niccolo della Valle, eines römischen Jünglings, der zwei Decennien später die homerische Aufgabe zur Bewunderung seiner Zeitgenossen löste, fanden nicht mehr den glänzenden Lohn, den Nicolaus für diese herzlichste Sorge seines Pontificats mit Freuden gespendet hätte.

Auch die Uebersetzungen kirchlicher Autoren verdienen hier wohl Erwähnung, [1]) war doch Traversari, der Florentiner, das Vorbild. Gleich ihm hegte Papst Nicolaus besonders für die ältere Theologie ein Interesse. Manetti übernahm eine neue Uebersetzung der ganzen Bibel, zunächst des neuen Testamentes und des Psalters, aus den Urtexten. Weder ihm noch dem Papste war es anstößig, daß darin ein gewisses Mißtrauen gegen die Autorität des h. Hieronymus lag. Wie weit Manetti in seiner Arbeit noch bei des Papstes Lebzeiten kam, wissen wir nicht genau, doch der ungeahnten Mysterien, welche er in Folge dieser neuen Bibelübersetzung zu enthüllen versprach, ist die Welt nicht gewürdigt worden. Tortello und Trapezuntios übersetzten das Leben des Athanasios von Gregor von Nazianz, letzterer auch einige Werke des Kyrillos und Basilios und das Leben des Moses von Gregorios von Nyssa, mit denen er gerade so leichtfertig und willkürlich schaltete wie mit des Eusebios evangelischer Vorbereitung. Als die wünschenswertheste Leistung auf diesem Gebiete erschien dem Papste eine Uebersetzung der achtzig Homilien des Joannes Chrysostomos über das Matthäus-Evangelium; man wiederholte sich die Erzählung, daß einst Thomas von Aquino, als ihm die bisher bekannten 25 Homilien in der Uebersetzung des Orontius zu Paris gezeigt wurden, gesagt haben solle, er wolle lieber dieses Buch als ganz Paris. Der Papst hatte diese Arbeit einst dem Trapezuntios übertragen, der vor andern den Vorzug hatte, mit Allem bald fertig zu sein, hier indeß sein Vertrauen so wenig rechtfertigte, daß er später den Theodoros Gaza dafür gewann. [2])

T. II. p. 95 bespricht auch die Frage, ob die unter Filelfo's Namen gedruckte Uebersetzung der Odyssee von ihm verfaßt oder von seinem Sohne Mario oder überhaupt untergeschoben sei.

[1]) Ueber ältere Uebersetzungen einzelner derselben cf. **Mehus Vita Ambros. Travers.** p. 218.

[2]) Vespasiano: Nicola V § 26; Giorgio Trabisonda § 2. Georgius *l. c. p. 180.* Bähr a. a. O.

Auch das Forschen nach den etwa noch verborgenen Schriften der alten Römer und der Kirchenlehrer, welches so eifrig, wie wir sahen, von Florenz aus betrieben wurde, hat Papst Nicolaus mit demselben Eifer fortgesetzt. Er bediente sich dazu eines gewissen **Alberto Enoche** aus Ascoli, der ihm von Florenz her bekannt war, wo er im Hause der Medici Kinder unterrichtet. [1]) Dieser Mensch galt als geschickter Aufspürer und Entführer alter Codices. Mit päpstlichen Empfehlungsschreiben ausgerüstet durchmusterte er die Kirchen- und Klosterbibliotheken von Italien bis in den scandinavischen Norden, von England bis nach den Ufern der Weichsel und des Pregels. [2]) Den Mönchen befahl ein apostolisches Breve bei Strafe der Excommunication, diesem Büchersspürer die Bibliotheken zu öffnen. Der Papst hatte ihm den besondern Auftrag gegeben, nach den vollständigen Dekaden des Livius zu suchen, deren Existenz irgendwo im Norden immer noch seit den Tagen Martin's V und Niccoli's spukte. [3]) Poggio schüttelte bereits ungläubig den Kopf: als sich wieder ein Mensch fand, der den ganzen Livius gesehen haben wollte, bot er kühn für jede Dekade hundert Ducaten, meinte aber gewiß sehr richtig, jener wolle nur Geld erschleichen, um in sein nordisches Vaterland heimkehren zu können. [4])

---

[1]) **Ambros. Travers.** epist. VII, 5.

[2]) Ich theile hier aus dem Geh. Archiv zu Königsberg das Breve Nicolaus' V an den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen mit. Es datirt v. 30. Apr. 1451 und ist von Poggio verfaßt. Dilecte fili. Salutem et apostolicam benedictionem. Jamdiu decrevimus atque ad id omni studio operam damus ut pro communi doctorum virorum comodo habeamus librorum omnium tum latinorum tum grecorum bibliothecam condecentem pontificis et sedis apostolice dignitati, et jam ex iis qui reperiuntur omnis generis scriptorum majorem partem habemus. Sed cum multi libri ex antiquis deficiant, qui culpa superiorum temporum sunt deperditi ad inquirendum et transscribendum si reperiantur ejusmodi libros mittimus Dilectum filium Enoch Esculanum virum doctum grecis et latinis litteris familiarem nostrum, qui diversa loca et Monasteria inquirat si quis ex ipsis deperditis apud vos libris reperiretur. Idcirco nostri contemplatione velis omnes tui Territorii libros sibi ostendere antiquos presertim et prisce scripture, et simul permittere ut in tuo Territorio scribi possit expensis nostris. Nolumus enim ut aliquis liber surripiatur, sed tantummodo ut fiat copia transcribendi super quibus ipse Enoch tecum loquetur latius ex parte nostra. Datum Rome apud Sanctum Petrum sub anulo piscatoris die Ultima Mensis Aprilis Pontificatus nostri Anno quinto etc. a. C. 1451. Insuper quia ad diversas mundi partes iturus est: hortamur te, ut in omni sua necessitate nostri contemplatione sibi subvenias. — Poggius.

[3]) S. oben S. 139.

[4]) **Poggii** epist. 51. 52. im Spicileg. Roman. T. X. **Mai** hat diesen Menschen offenbar irrig mit Enoche identificirt, der ja in Ascoli heimisch war.

Den Enoche hielt er gleichfalls für einen beschränkten und unwissenden Menschen, und allerdings ziemte es keinem so wohl wie dem alten Poggio, darüber zu lachen, daß er nun seit zwei Jahren unterwegs sei und noch von keinem Funde Nachricht gegeben habe. Er und seine Freunde hatten nicht mehr viel zu finden übrig gelassen. Mag Enoche manches treffliche Exemplar aufgestöbert und über die Alpen gebracht haben, was er von noch unbekannten Werken fand, ist allerdings eine sehr ärmliche Ausbeute. Nur das Werk über die Kochkunst der Alten, welches dem Cölius Apicius zugeschrieben wird, und der Commentar des Pomponius Porphyrio zum Horatius werden uns genannt. [1])

Bedeutender wohl war der Erwerb griechischer Bücher, die Nicolaus vor und nach der Eroberung von Konstantinopel, in Griechenland und im türkischen Asien zusammenkaufen ließ. Geheime Agenten führten das Geschäft; denn man schämte sich dieser friedlichen Verbindung mit dem Erzfeinde des christlichen Namens, weil die Unthätigkeit des Papstes dem erschütternden Sturze von Byzanz gegenüber schon Aergerniß genug gab. Der verrufene griechische Schmutz und Staub auf den pergamentenen Bänden, die aus dem Türkenlande herüberkamen, war dem Papste ein froherer Anblick als die griechischen Gesandten, die mit der Bitte um Geld und Hülfe vor ihn traten. Griechenland, tröstete sich der Humanist, geht nicht unter, es wandert nur nach Italien herüber. Die griechischen Bücher blieben trotzdem noch lange Zeit sehr selten und kostbar, weil der Copist ein Gelehrter sein mußte und ein Gelehrter sich ungern zum Copiren bequemte. Guarino, der seit den Tagen des Chrysoloras griechische Werke gesammelt, konnte die Problemata des Aristoteles und die Aphorismen des Hippokrates nicht erlangen, er wandte sich nach Florenz an Poggio; auch dieser wußte nur von einem Exemplar der Problemata, welches Papst Nicolaus besaß und aus welchem Gaza übersetzte, wegen der Aphorismen wußte auch er keinen Rath. [2]) Auch hebräische Bücher begann man nun zu sammeln, besonders war der Papst nach dem hebräischen Matthäus-Evangelium begierig, für dessen Auffindung er 5000 Ducaten aussetzte. [3])

Man sieht aus dem Allen wieder, daß Nicolaus mehr das Bücher-

---

[1]) Platina p. 613. Vespasiano Enoche d'Ascoli: trovò poche degne cose di memoria.

[2]) Poggii epist. 84. im Spicileg. Roman. T. X.

[3]) Platina l. c. Manetti l. c. p. 926. Filelfo's Brief an Papst Calixtus III vom 19. Februar 1456.

sammeln und das Büchermachen liebte als unmittelbar die Förderung der Geister, und so war auch der Endzweck seiner Bestrebungen einfach die päpstliche Bibliothek. Sein Name sollte einst neben denen eines Ptolemäos Philadelphos und eines Trajanus glänzen. Vielleicht war er selbst damals, als er Niccoli's Bibliothek zu S. Marco nach dem von ihm selbst entworfenen System aufstellte, der Meinung gewesen, Florenz sei zum Archiv der alten Welt vorzugsweise berufen, aber es ist auch natürlich, daß auf dem apostolischen Stuhle Rom ihm als der würdigste Ort erschien. Hier gedachte er mit großartigen Mitteln in der begrenzten Zeit eines Pontificates zu Stande zu bringen, was in Florenz die Energie eines einzigen Mannes, der freilich sein Leben darauf verwendete, so glücklich geschaffen, eine dem öffentlichen Nutzen gewidmete Centralstelle der Bücherwelt. Sie sollte den Prälaten der Curie und den Gelehrten Rom's zu bereitem Gebrauche dienen, dem vaticanischen Palast zur schönsten Zierde gereichen und Rom für ewige Zeiten zum Mittelpunct der Wissenschaft erheben.

Man darf Nicolaus V immerhin als den Stifter der vaticanischen Bibliothek bezeichnen, obwohl sie vor ihm bestanden hat und erst nach ihm eine öffentliche geworden ist. Jene Büchersammlung, die Martin V von Avignon nach Rom schaffen ließ, war ohne Zweifel nicht mehr als der zum Geschäftsleben nothwendige Apparat. Noch zu den Zeiten Eugen's IV waren die römischen Bibliotheken unbedeutender und verwahrloseter, als Städte und Höfe zweiten oder dritten Ranges sie aufweisen konnten. Traversari hat sie durchmustert: von der päpstlichen und der zu S. Peter gehörigen sagt er ausdrücklich, daß er nichts von erheblichem Werthe darin gefunden.[1]) Der Ruhm der Vaticana ruht auf ihrem classischen Charakter und diesen erlangte sie entschieden durch Nicolaus V. Bekanntlich hat hier erst Sixtus IV die öffentliche Bibliothek begründet, mit regelmäßigen Fonds ausgestattet und an Stelle der Augustinermönche, die bisher ein Privilegium auf dieses Amt gehabt, Gelehrte zur Präfectur ernannt, zuerst den in der Geschichte der classischen Editionen wohlbekannten Bischof von Aleria, dann seit 1475 den nicht minder berühmten Platina. Und doch hat Sixtus nur die Anordnungen getroffen, die Nicolaus ausgedacht und angebahnt, so wie er wiederum den Grundgedanken von Niccoli, dem florentinischen Privatmanne, überkommen.

---

[1]) Ambros. Travers. Hodoeporicon und epist. VIII, 42. 43. XI, 21.

Dieses Institut war in den letzten fünf Regierungsjahren, also seit dem Jubiläum der Stadt, die Lieblingssorge des Papstes. Den financiellen Zusammenhang der päpstlichen Liebhabereien mit dem Jubeljahre legten wir oben dar. Seit jener Zeit begann der Papst mit rücksichtsloser Vorliebe Bücher suchen zu lassen und um jeden Preis zu kaufen. An allen wichtigen Stapelplätzen der Literatur hatte er seine Schreiber und eine Schaar derselben umgab ihn in Rom.[1]) Und wie er in Allem den stattlichen Prunk liebte, so auch in der glänzenden Ausstattung der Bände, deren goldene oder silberne Spangen noch jetzt davon zeugen.[2]) Das Alles war des unermüdlichen Tortello Sorge anheimgegeben, aber dieser hatte auch in financieller Rücksicht die freieste Hand. 40,000 Scudi etwa hat nach einer Berechnung der Assemani[3]) dieser Papst für Bücher ausgegeben. Doch sind in Betreff der Bändezahl, die er zusammengebracht, die Nachrichten auffallend verschieden, auch wenn wir nur solche Zeugen hören, die ihrer Lage nach genau unterrichtet sein konnten. Tortello selbst, der das Verzeichniß der päpstlichen Bibliothek angefertigt, gab 9000 Bände an.[4]) Papst Pius II schätzte die Sammlung dagegen auf nur etwa 3000 Bände[5]) und der Erzbischof Antoninus von Florenz gar nur auf 1000[6]). So mögen denn wohl Manetti und der Buchhändler Vespasiano der Wahrheit am nächsten kommen, wenn sie mit Bestimmtheit angeben, daß der Katalog bei dem Tode des Papstes 5000 Bände aufgewiesen habe.[7]) Das war nun die Freude des Papstes: unter diesen Büchern umherzuwandeln, sie zu ordnen und zu stellen, sich dieses oder jenes reichen zu lassen und zu durchblättern, die schönen Bände zu beschauen, sein Wappen auf denjenigen zu sehen, die ihm gewidmet und überreicht waren und zum voraus den Dank zu genießen, den einst die Männer der Wissenschaft nach Jahrhunderten ihrem Förderer darbringen würden. So ist er, Bücher ordnend, in einem Saale der Vaticana dargestellt zu sehen.

---

[1]) Vespasiano: Nicola V. § 25. 26.

[2]) Aeneas Sylvius de rebus Basileae gestis stante vel dissoluto Concilio Commentarius ed. Fea p. 109 stellt sehr bezeichnend zusammen: Libros nitidos et vestes ornatas amavit.

[3]) Praefat. ad Vol. I. Catal. Cod. msc. Bibl. Vatic. p. XXI.

[4]) Vespasiano: Giov. Tortello § 1. Hier ist ausdrücklich von volumi die Rede.

[5]) Europa cap. 58.

[6]) Chronicon hist. P. III. tit. XXII cap. 12 in princ.

[7]) *Manetti* Vita Nicolai V. l. c. p. 926. Vespasiano: Nicola V § 25.

Der unermüdliche Geist des Sammelns, der das Haus Niccoli's zum Herde des literarischen Lebens gemacht, verbunden mit dem umfassenden Blick und den reichen Hülfsquellen eines Kirchenfürsten, der vom apostolischen Stuhle aus mehr vielleicht die literarische als die kirchliche Welt zu seinen Füßen sah, das giebt der Gestalt Nicolaus' V ihre Bedeutung. Aber wir fühlen es doch wohl: die Jugendzeit des Humanismus ist vorüber, er ist kein Rausch der Geister mehr, wird nicht mehr mit jünglinghaftem Staunen als eine neue Welt betreten, in welcher der abenteuernde Geist mit kühner Eroberungssucht umherschweift. Die Humanisten haben an den Höfen und Universitäten, in Canceleien und Aemtern festen Platz gewonnen und zeigen das entschiedene Streben, ihren Stand gleichsam zu fixiren. Die Trümmer des Alterthums werden in Instituten gesammelt und gesichert, endlich gar unter dem Schutze des Statthalters Christi. Man gewinnt die Ueberzeugung, daß keine neue Barbarei sie mehr in Vergessenheit und Vernichtung reißen kann, daß sie ein eisernes und langsam wachsendes Capital der Menschheit geworden sind.

Sechstes Buch.

Propaganda des Humanismus jenseits der Alpen.

Wie man auch urtheilen mag über den Betrieb und die Erfolge der Studien, die unter Papst Nicolaus' Mäcenat eine Schaar von Geistern beschäftigt, schon die bloße Erscheinung, für sich betrachtet, ist von unberechenbarer Wirkung gewesen. Rom und der Papst waren eben nicht nur Hauptstadt und Haupt des Kirchenstaates, sondern zugleich die Mittelpuncte des kirchlichen Wesens, welches die gesammte europäische Civilisation umspannte.

Die kirchlichen Ereignisse, wie wir sahen, hatten seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts immer schon einen Beigeschmack von der neuen Wissenschaft gehabt. Auf den beiden großen Reformconcilien zu Costnitz und zu Basel betrat der Humanismus, der bis dahin lediglich italienisch gewesen, zuerst die Weltbühne, und wie hier die Berührung mannigfacher Nationen auf ihn einwirkte, so sind desgleichen auch seine ersten, oft noch feinen und matten Ausstrahlungen auf die ultramontanen Völker bemerkbar. [1]) Während des päpstlichen Schisma, welches aus dem basler Concil entsprang, mischten sich die humanistischen Federn mehr als einmal durch Streit- und Schmähschriften in die Sache des heiligen Geistes, deren Entscheidung sonst den Theologen und Canonisten zustand. Von dem Griechenunionsconcil darf man behaupten, daß seine literarischen Tendenzen ungleich wirkungsreicher gewesen sind als die dogmatischen und kirchlich-politischen.

---

[1]) Ich mag hier nicht wiederholen, was ich in meiner Lebensbeschreibung des *Enea Silvio de'* Piccolomini Buch I. Cap. 11 darüber beigebracht.

Es lag im Humanismus, schon weil seine Kunstsprache die lateinische und weil sein eigentliches Vaterland im Schooße der Vergangenheit begraben war, von vorn herein ein weltbürgerliches Element, nicht gar anders wie in der Kirche. Und gleichwie in dieser die italienische Bildung einen Principat errang, so hat sie auch das ganze Mittelalter hindurch in Wissenschaft und Kunst den Weltbürgersinn am meisten vertreten. Gedenken wir hier zum Beispiel eines Mannes wie Brunetto Latini, den Dante als väterlichen Freund ehrte. Er übertrug aus der lateinischen Sprache in die Vulgärsprache seiner Heimath, er dichtete in dieser wie in jener, er liebte die provençalische Liederdichtung und schrieb eine gelehrte Encyklopädie, seinen Trésor, in der Sprache von Oil, den Tesoretto, moralischen Inhalts, wieder in der mütterlichen Mundart. Aber schon Dante, Petrarca und Boccaccio haben sich hierin mehr nur aneignend verhalten, sie benutzten allenfalls das Fremdländische, schrieben selbst aber nur in der alten oder in der neuen Sprache Italiens. So auch der auftauchende Humanismus. Ein volles Jahrhundert lang finden wir ihn so ausschließlich auf Italien beschränkt, daß seine Spuren in andern Ländern höchstens wie einzelne losgerissene und schnell erlöschende Funken erscheinen. Es war in der That, als mußte er seine Leuchtekraft erst recht concentriren, bevor er sie über die christliche Welt ausstrahlen ließ. In Italien beherrschte er bereits die gebildeten Kreise, die das geistige Erbtheil der Menschheit verwalten, hier war er eingebürgert an den Hochschulen und unter den reichen Kaufherren, unter Adel und Prälatur, in den Republiken wie an den Höfen, ja an der apostolischen Curie selbst — und doch ist es erst die Zeit Nicolaus' V, die uns die ersten deutlichen Spuren einer Propaganda jenseits der Alpen erkennen läßt. Während es mit der kirchlichen Autorität und der politischen Größe Italiens schon bedenklich genug stand, wurde diese Halbinsel noch einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, die Lehrmeisterin der Völker. Ein freier Gelehrtenstand als neue Form, das classische Alterthum als neuer Bildungsstoff, das waren Dinge, die für die Ultramontanen noch ganz zu lernen blieben, aber schnell gelernt wurden.

Mit der Verbreitung der kirchlichen Ideen und hierarchischen Formen, die doch auch einst von Italien über einen Theil Europa's gekommen, ließe sich die des Classicismus nur sehr zwangsweise vergleichen. Dort bedurfte es einer jahrhundertelangen Missionsthätigkeit, eines systematischen Organisirens und Centralisirens, der nachdrücklichen Kraft und

zähen Ausdauer. Hier sprangen die Funken wie von selbst herüber, der Zündstoff lag in den Geistern bereit. Waren nur erst die wichtigsten Literaturwerke der Römer und Griechen eingeführt, so pflanzte sich ihr Cultus von selber fort und der Schüler bedurfte sehr bald des Lehrers nicht mehr. Das Altclassische gehörte eben seiner Natur nach keiner Nation insbesondre an, seine wesentlichsten Reliquien waren leicht transportabel, für seine Schönheit war der Norden und Westen kaum weniger empfänglich als der Süden und Osten, auf dem es einst emporgewachsen. Auch entstand unter den Schülern des Alterthums nicht das mindeste Bedürfniß nach einer zusammenfassenden Autorität oder nach einem Einigungspuncte, wie unter den Anhängern eines religiösen Glaubens; ihnen bot beide das weltbürgerliche Alterthum selber.

Nur das Beispiel durfte Italien geben, nur Anregungen durften von hier ausgehen, um die Verehrung des Alterthums den andern Nationen zuzuführen. Italienische Lehrer oder Geschäftsmänner suchen in Verlegenheit ein Unterkommen bei fremden Fürsten, die Humanisten schreiben an diese und an die Großen ihres Hofes elegante Briefe, widmen ihnen Bücher, oft nur in Erwartung eines desto reicheren Lohnes. Der feingebildete Gesandte tritt mit einer Rede im Stile Cicero's vor sie. In Italien selbst empfängt man fremde Potentaten mit einem Hofstaate, in welchem die neue classische Mode schon ein wesentliches Element ist: der Hofdichter begrüßt sie mit einer Prunkrede im Tone der alten Panegyriken, Feste werden ihnen gegeben, in welchen die Gestalten der hellenischen Mythologie und der altrömischen Geschichte eine Hauptrolle spielen. Ueberdies ist ja Italien das Ziel der Reisenden, die feine Sitte, die das, was man Welt zu nennen pflegt, kennen lernen wollen; andre kommen um des Handels willen nach Venedig und Florenz, oder nach Rom, um an den Gräbern der Apostel zu beten, vielleicht auch irgend ein Rechtsgeschäft zu betreiben. Nun hört der Fremde die gefeierten Namen jener Männer, die allgemeine Ehre genießen und auch eines ewigen Nachruhmes gewiß zu sein scheinen. Vielleicht sieht er nur auf der Straße die feierlichen Gestalten eines Bruni oder Marsuppini, der großen Staatscanzler, vorüberwandeln, oder er ist so glücklich, sich ihrer Bekanntschaft, ihres Gespräches rühmen zu dürfen. Ein gekrönter Dichter, ein Lehrer des Griechischen oder der modernen Rhetorik, vor dessen Lehrstuhl sich Hunderte von begeisterten Schülern versammeln, sind neue Dinge für ihn, auch er findet sich im Hörsaal ein und staunt den genialen Professor an, dem die Dichter

und Redner, die Geschichtschreiber und Philosophen einer längstverschollenen Zeit alle bekannt und wie sein eigen Fleisch und Blut sind. Ist die Zeit des Lernens für ihn vorüber, so schickt er wenigstens den Sohn, daß er sich der neuen Bildung theilhaftig mache. Oder er sieht Niccoli's Museum und Poggio's Villa: hier lernt er mit einem Blick, daß zerbrochene Statuen und Gefäße von Marmor noch Gegenstände der Verehrung sein, daß Münzen, die nicht mehr im Handel gelten, noch einen andern Werth haben können, und daß Pergament, welches vor einer Reihe von Jahrhunderten beschrieben wurde, werthvoller sei als unbeschriebenes. Hier sieht er, wie gewissen Büchern eine fast andächtige Ehrfurcht gezollt wird, und diese Büchermänner sind doch nicht Klosterbrüder oder Juristen, sie jagen nicht nur nach Gewinn in diesem und nach der Seligkeit in jenem Leben, sie sind begeisterte Schwärmer und doch ihres Lebens froh, heiter und liebenswürdig im Umgang. Er kauft Bücher der Art oder giebt Abschreibern Aufträge und führt die Quellen der neuen Bildung mit sich in seine Heimath.

Man merkt wohl, daß es schwer ist, die erste Uebersiedelung des Humanismus in die transalpinischen Länder zu verfolgen. Diese können natürlich nicht sogleich große Gelehrte aufweisen oder epochemachende Bücher; um derlei zu finden, müßten wir schon an die Grenze des Jahrhunderts treten oder sie überschreiten. Es sind eben nur die Anfänge, auf die hier hingedeutet werden soll, die ersten Anregungen und Eindrücke, die an sich unbedeutend und unscheinbar, erst in der dritten und vierten Generation Frucht bringen.

Diese Anfänge sind aber nicht immer dieselben: bald finden wir ein allmähliges Hinübergleiten der neuen Bildung auf die andre Nation, bald einen heftigeren Uebergang mit Reibungen, ja mit Kampf. Der Grund dieser Verschiedenheit lag also, um es zu wiederholen, nicht in dem humanistischen Stoffe selber, der überall ziemlich derselben Aufnahme gewärtig sein konnte, sondern in der nationalen Stellung, welche zu den einzelnen Völkern die Italiener einnahmen, die einmal die Verkünder und Vertreter des Humanismus waren. Man beurtheilte zuerst natürlich das neue Evangelium vom classischen Alterthum nach den Aposteln, die es predigten. So fand es bei den romanischen Völkern ein allmähliges, freundliches Entgegenkommen, einen gleichsam geräuschlosen Eingang. Die natürliche Stammverwandtschaft, das römische Blut machte sich geltend, wie denn auch während der hierarchischen Zeit die höheren Kreise der italienischen Prälatur immer stark mit

französischen und spanischen Elementen versetzt waren. Die Germanen dagegen nahmen bereits Alles mit Mißtrauen auf, was von jenseits der Alpen kam, als müsse die welsche List, Anmaßung und Verderbtheit dahinter lauern. Demgemäß hat die Aussäung des humanistischen Geistes über Frankreich und Spanien nicht entfernt das Interesse wie sein Eindringen in Britannien und besonders in das eigentliche Deutschland, wo sichtbar mit der Hingabe an das Lockend-Neue ein Geist des Widerspruches ringt. Unter den andern Nationen treten die Ungarn und die Polen hier auffällig hervor; beide stehen dem italienischen Stamme nahe, weil sie die Lieblingssöhne des apostolischen Stuhles waren und in der Peripherie des abendländischen Kirchensprengels gelegen, auf dessen Mittelpunct mit desto anschließenderer Verehrung blickten.

England war in den Augen des schöngeistigen Italieners eine kymmerische Ecke der bewohnten Welt, in welcher crasse Unwissenheit und sinnverwirrende Scholastik miteinander um den Preis der Verfinsterung kämpften. Bei dem großen Ansehen, welches hier die einheimischen Universitäten genossen, war es fast unerhört, daß ein junger Engländer auf eine italienische Hochschule geschickt oder daß ein italienischer Lehrer an eine englische berufen wäre. Diese Verknüpfung der wissenschaftlichen Bestrebungen verschiedener Nationen, welche im Mittelalter neben der kirchlichen Autorität so ausgleichend und weltbürgerlich gewirkt hat wie in späterer Zeit das Bücherwesen, kam also dem Humanismus nicht zu Statten. An ihre Stelle traten die Reformconcilien des 15. Jahrhunderts und das Band, welches die Prälaten England's an Italien fesselte.

Auf dem costnitzer Concil war Henry Beaufort anwesend, der Bischof von Winchester, ein Oheim König Heinrich's V. Als ein Kirchenfürst von königlichem Blute, der zugleich Doctor in beiden Rechten war und den Beinamen des Reichen führte, war er der Hauptvertreter der englischen Nation und nach dem Schlusse des Concils ernannte ihn Papst Martin V zum Cardinal. Als Freund des apostolischen Stuhles von Rom hatte er immer gegolten. Dieser hohe Herr nahm an dem Treiben der päpstlichen Secretäre, die in der näheren und ferneren Umgebung von Costnitz nach alten Codices stöberten, einigen Antheil und hörte sich gern einen Freund der schönen Wissenschaften nennen. Er vermochte Poggio, ihm nach der Entsetzung Johann's XXIII nach *England zu folgen.* Der Humanist erging sich in großen Hoffnungen,

theils auf dem britischen Boden noch manchen verlorenen Classiker wiederzufinden, theils unter dem Schutze des königlichen Prälaten sein Glück zu machen. Aber vornehme Herren haben wandelbare Interessen. Poggio spielte die Rolle nicht, auf die er gehofft, mußte warten und erhielt nach wiederholten Mahnungen endlich eine mit Seelsorge verbundene Pfarre, die ihm 120 Gulden Einkommen gewähren und ihn dafür wahrscheinlich an den geistlichen Stand fesseln sollte. Das war nicht nach seinem Geschmack; er wendet auf die Art, wie der Cardinal seine Versprechungen erfüllt, das Sprichwort von dem kreisenden Berge und der Maus an.[1]) Er war froh, aus dem Barbarenlande wieder unter die Sonnenstrahlen der feineren Bildung zurückzukehren, die nur in Italien leuchteten. Der Cardinal scheint seine classischen Gelüste vergessen zu haben, obgleich wir hören, daß er die Dombibliothek zu Canterbury ausgebaut und mit Büchern versorgt hat.[2]) Poggio behielt ihn und England überhaupt im schlechtesten Andenken. Er sprach nicht leicht von diesem Volke, ohne über seine Völlerei im Essen und Trinken zu witzeln; gern erzählte er, wie er mehrmals von Prälaten und Edelleuten geladen worden, wie man vier Stunden bei Tafel gesessen und wie er dann öfters habe aufstehen und sich die Augen mit frischem Wasser netzen müssen, um nur nicht einzuschlafen.[3])

Das basler Concil hätte neue Anregungen gegeben, wäre es von englischen Bischöfen stärker besucht worden. In seinem Beginne kam Enea Silvio de' Piccolomini, der zu Basel ungefähr das war, was Poggio zu Costnitz, auf einer diplomatischen Sendung nach England. Obwohl er nur durchreiste, nahm er doch die Gelegenheit wahr, im Sacrarium der Paulskirche ein wenig nach alten Büchern zu suchen: man zeigte ihm einen Codex, der wer weiß was enthielt, hier indeß für eine lateinische Uebersetzung der thukydideischen Geschichte ausgegeben wurde.[4]) Auch er nahm von England ziemlich unlustige Begriffe mit, machte aber, wohl bald darauf zu Basel, die Bekanntschaft

---

[1]) Seine Briefe an Niccoli aus London unter denen des Ambros. Travers. XXV, 38. 39.

[2]) Er starb erst 1447. Ciaconius Vitae et res gestae Pontificum Roman. et Cardinalium etc. T. II (Romae, 1677) p. 845. Shepherd the life of Poggio p. 123—129. 136.

[3]) Vespasiano: Poggio Fiorentino § 1.

[4]) Sein Brief an Joh. Hinderbach v. 1. Juni 1451. Die Sendung fällt in das Jahr 1435.

eines Engländers Adam Mulin, der wahrscheinlich ein demüthiger Cancelist war wie er selber, aber mit Lebhaftigkeit auf die humanistischen Studien des Italieners einging. Dieser Mulin wurde in der Folge Staatssecretär König Heinrich's VI und Bewahrer des königlichen Geheimsiegels; sein Haupt fiel auf dem Schaffot, da er in die Verhängnisse der Lancaster-Partei verwickelt ward. Er ist vielleicht der erste Engländer, der einen feinen, mit classischen Sentenzen gezierten Brief zu schreiben verstand, und mit Enea Silvio stand er längere Zeit im brieflichen Verkehr. [1])

Zu derselben Zeit galt Herzog Humphrey von Glocester, ein Sohn König Heinrich's IV und in den Intriguen des Hofes der Nebenbuhler des Cardinal Beaufort, dem man 1447 auch seine Ermordung zurechnete, für einen nach italienischer Weise modern-gebildeten Fürsten. Es heißt, er habe sich italienische Lehrer zur Erklärung der lateinischen Dichter und Redner kommen lassen, [2]) doch wüßten wir für diese vereinzelte Behauptung keinen näheren Beleg anzugeben. Auch die Fürsorge für Bibliotheken in England wird ihm zugeschrieben. Gewiß ist aber, daß die italienischen Gelehrten ihn als einen freigebigen Mäcenas kannten, elegante Briefe an ihn richteten und ihm Bücher widmeten. [3]) Auch besitzen wir ein Schreiben von ihm selbst, worin er sich für die Uebersetzung der platonischen Republik, die ihm Decembrio darbrachte, bedankt. [4]) Wir müssen hier nicht die erlangten Kenntnisse, sondern zunächst den humanistischen Sinn in Anschlag bringen: er zeigt sich doch empfänglich für den Ruhm, den ihm der Italiener durch eine solche Widmung bereitet, er hat ein deutliches Gefühl von der neuen Bildung, die aus der Wiederbelebung der lateinischen Eloquenz und der hellenischen Weisheit entspringen wird. Wie das Beispiel eines Mannes von so hervorragender Stellung anregend und entzündend auf seine Nation wirken mußte, stellen wir uns leicht vor, wenn wir es auch in diesem Falle nicht gerade nachzuweisen wüßten. Der literarische

---

[1]) Des Enea Silvio Briefe an ihn v. 18. Juli 1443, v. 30. Mai und vom 26. October 1444. Ein Brief Mulin's selbst, offenbar die Antwort auf den ersten der Briefe Enea's, steht unter dessen Briefen edit. Basil. epist. 186. Seines späteren Schicksals gedenkt Aeneas Sylvius Europa cap. 45.

[2]) Brief des Enea Silvio an Herzog Sigmund von Oesterreich v. 5. December 1443.

[3]) Hume the history of England chapt. XX end.

[4]) Bei Saxius Histor. lit. typogr. Mediol. T. I. Prodr. p. 36.

Verkehr zwischen England und Italien war seitdem für alle Zeiten angeknüpft und der Kenner der englischen Literatur wird wissen, welche Früchte er getragen hat. Wir hören, daß Lionardo d' Arezzo, zumal seit er in Florenz Staatscanzler wurde, in England eine besondre Verehrung genoß, aber wir erkennen auch gleich wieder den Stolz, den er den Halbbarbaren gegenüber fühlte. Der Herzog von Glocester hatte ihn einst um ein Exemplar seiner Uebersetzung der aristotelischen Ethik gebeten und sie dann so vortrefflich gefunden, daß er ihn dringend ermahnte, zum Nutzen der studirenden Welt auch die Politik in dieser Weise zu übertragen. [1]) Bruni, dadurch angespornt, widmet ihm letztere, sobald er die Arbeit vollendet, und sandte sie nach England. Als der Herzog aber mit der Antwort und dem Danke säumte, ließ er unmuthig die Widmung des Buches wieder vernichten und eine andre an Papst Eugen in Stelle setzen. [2])

Bald hören wir auch von einzelnen Beispielen, daß junge Engländer ausdrücklich deshalb nach Italien kamen, um unter einem der gefeierten Lehrer die classischen Sprachen zu lernen und um Exemplare der classischen Autoren zu erwerben. Schon zur Zeit Niccoli's ließ sich ein junger Britte Thomas bei ihm durch Lionardo Bruni empfehlen. Er war, sagt Bruni, „ein glühender Verehrer der Alterthumsstudien, soweit es einem Menschen seiner Nation möglich ist.“ Er wollte in Florenz Bücher zusammenkaufen. [3]) Die italienischen Magister fühlten sich durch vornehme Zöglinge aus dem hohen Norden nicht wenig geschmeichelt, sie sahen im Geiste ihre Lehre und ihren Ruf bis zum Ende der bewohnten Welt getragen. Ein besonderes Aufsehen erregte der junge William Gray, ausgezeichnet durch Reichthum und durch sein mit dem königlichen verwandtes Blut. Nachdem er zu Cöln dem Studium der Philosophie und Theologie sich hingegeben, kam er nur deshalb nach Ferrara, um den Unterricht des alten Guarino zu genießen, der überhaupt im Auslande für den vorzüglichsten Lehrer seines Faches galt und diesen Ruf sogar auf seinen Sohn vererbte. Um schneller zu lernen, nahm der Gray einen armen jungen Mann in sein Haus, der aber bereits ein fertiger Latinist war,

---

[1]) **Leon. Bruni** epist. VIII, 6. rec. Mehus.

[2]) **Vespasiano**: Lionardo d'Arezzo § 9. Wenn hier von einem Herzog von Worcester die Rede ist, verbessert sich der Irrthum leicht.

[3]) **Leon. Bruni** epist. II, 18.

Niccolo Perotti, den später berühmten Grammatiker. Die Gelehrsamkeit, die sich der Engländer so erwarb, war keine geringe. Er begab sich dann nach Florenz und kaufte hier eine Menge Bücher, vorzugsweise Classiker, deren mancher durch ihn zum ersten Male den Weg über den Canal gefunden. In Rom war er eine Zeit lang Procurator des Königs von England, Nicolaus V ernannte ihn 1454 zum Bischof von Ely, worauf er mit seinen Wissensschätzen und Büchern in die Heimath zurückkehrte. [1])

Die Rosenkriege und später die religiösen Spannungen haben das Gedeihen der humanistischen Aussaat stark zurückgehalten. Erst unter Elisabeth ist das antike Wesen der Modeton des Hofes und der Aristokratie geworden und Manches, was im Charakter und im Hofleben der gefeierten Königin wie eine Wunderlichkeit erscheint, findet hierin seine Erklärung und an den Höfen Italiens seine Parallele.

Die erste höchst merkwürdige Berührung des deutschen Geistes mit dem des classischen Alterthums führt uns in das Zeitalter der Carolinger und Ottonen zurück. Schon die Literatur, die jener Epoche entsprungen, zeigt die bekannte Erscheinung, daß der Deutsche jeden Bildungsstoff, der ihm nahe tritt, mit Willigkeit aufnimmt, immer aber in seiner eigenen Weise verarbeitet und als ein Gut von allgemeinerem, weltbürgerlichem Charakter zurückgiebt. Italien und den deutschen Stamm in allen ihren Wechseleinflüssen zu verfolgen, würde uns weit abwärts führen. Wir gedenken daher nur im Allgemeinen der Thatsache, wie diese beiden Nationalitäten einander unaufhörlich angezogen und abgestoßen haben, wie viele Bande zwischen ihnen geknüpft wurden und wie doch in Sitte und Denkart ein immer schrofferer Abstand sie trennte. In der Feinheit und Glätte des Italieners sah der Deutsche nur List und Verderbtheit; dennoch imponirten ihm jene Eigenschaften. Die ungehobelte Natürlichkeit und Derbheit des Deutschen erschien dem Italiener als ein plumpes Barbarenthum und doch empfand er mehr als einmal die Schläge dieser Naturkraft und ahnte wenigstens, daß in jener vierschrötigen Biederkeit etwas Sittliches verborgen liege. Dieser Antagonismus stellte sich am schärfsten in den Kämpfen heraus, die um die welsche Hierarchie geführt wurden. Dem Geiste nach war

---

[1]) Vespasiano: Guglielmo Graim, Vescovo d'Ely. Poggii epist. 39 episcopo Eliensi im Spicilegium Romani. T. X. Henr. Wharton Anglia sacra P. *I. Londin.*, 1691. p. 672.

der Italiener unbestritten der überlegene. Mochte der Deutsche in jedem Einzelnen, vom Cardinallegaten bis zum untersten Schreiber der Curie herab, nur einen Geld- und Blutsauger sehen, der seine Erpressungen noch dazu mit Stolz und Verachtung übte, mochte er auch oft auf dem Sprunge sein, den kirchlichen Verband, der ihn vornehmlich an Italien knüpfte, zu zerreißen, immer war es als sagte ihm ein tiefes Bedürfniß in seinem Innern, er habe von dieser Nation noch zu lernen. Mehr als einem Volke hat sich das deutsche so mit einer Verehrung und Unterwürfigkeit hingegeben, die oft den Schein der geistigen Knechtschaft trug, bis es ausgelernt, bis es durchgeschaut und sich das edelste Gut jenes Nachbarn zu Eigen gemacht. Die Anregung zur modernen Wissenschaft und Kunst ist ihm unbestreitbar am meisten durch italienische Hand überliefert. Hier sollen nur die ersten Anstöße und Zusammenstöße angedeutet werden.

Man hört wohl die Meinung, schon die Brüder der Deventer-Schule hätten sich mit der classischen Literatur beschäftigt und ein Nicolaus von Cues verrathe in seinen Schriften eine classische Belesenheit, die recht wohl mit der eines italienischen Humanisten wetteifern könne. Aber man beachte nur, wie die alten Autoren hier noch ganz im Dienste der Theologie und in die Formen der Scholastik gepreßt erscheinen. Die bloße Belesenheit ist noch lange nicht jene einseitige Begeisterung der Humanisten, die allein die Kraft hat, einer neuen Wissenschaft Bahn zu brechen. An Kenntnißnahme und selbst Interesse für das Alterthum hat es zu keiner Zeit ganz gefehlt. Kämen nur sie in Betracht, so könnte man mit mindestens demselben Recht wie die Bruderhäuser und den Cusaner auch etwa Abailard und Johannes von Salisbury anführen.

Da der Humanismus in Italien sehr bald zum Ton der Höfe und der besten Gesellschaft wurde, sollte man vermuthen, er müßte sich, wie wir das in England auch sahen, auf die höfischen und vornehmen Kreise Deutschlands am leichtesten verpflanzt haben. Im Ganzen aber finden wir in Deutschland's Fürsten und Adel gerade den schroffsten Gegensatz gegen die Fürsten und den Adel Italiens. Wie indeß die mindeste und noch so tief schlummernde Empfänglichkeit durch Friction alsbald geweckt wird, das zeigt Sigmund's Beispiel, des römischen Königs. Er ist vielleicht der erste Deutsche, der vom humanistischen Geiste angehaucht wurde und der erste Anhauch traf ihn wahrscheinlich auf dem costnitzer Concil, dessen Bedeutung für die humanistische Propa-

ganda wir schon mehrmals hervorgehoben haben. Unter den Humanisten, die sich zu Costnitz eingefunden, war auch Pier-Paolo Vergerio, der einst die Rechte studirt, dann aber unter Chrysoloras die griechische Sprache erlernt und in der lateinischen eine gewisse Eleganz erworben hatte. Er war auch ein Philosoph alten Stils und hat in Florenz einmal die Dialektik, in Padua, wo er Hofdichter und Festredner der Carrara war, das kanonische Recht vorgetragen. Nach längerem Umhertreiben ging er mit Cardinal Zabarella, seinem einstigen Lehrer in den Rechten, zur costnitzer Synode. Hier lenkte er die Aufmerksamkeit Sigmund's auf sich, vielleicht behagte er dem König eben deshalb, weil er zugleich ein Gelehrter der alten und ein Schöngeist der neuen Schule war. Sigmund nahm ihn mit sich, und an seinem Hofe in Ungarn ist Vergerio, man weiß nicht genau wann, gestorben.[1]) Wir gedachten oben seiner Uebersetzung des Arrhianos, die er auf des Königs Wunsch arbeitete und ihm widmete; er schrieb sie, wie man zu bemerken glaubte, absichtlich in einfachem und kunstlosem Stil, weil der König einen feineren nicht verstanden hätte.[2])

Während der ersten Jahre des basler Concils trieb sich Sigmund, um seine Kaiserkrönung zu betreiben, längere Zeit in Italien, zumal in Tuscien umher. Zwar hinterließ hier seine politische Thätigkeit kaum ein anderes Andenken als das königlicher Schulden, dafür aber war seine Persönlichkeit den Italienern und mehr noch den Italienerinnen eine sehr angenehme geworden. Er war ein Mann von sehr vielseitiger, wenn auch nicht großartiger Regsamkeit: in Italien schien er es recht darauf abzusehen, wie er seine Statur und seine blühenden Züge im schönsten Lichte zeige und den Abend seines Lebens mit Liebschaften schmücke. Feine Sitte hatte er mit Leichtigkeit gelernt, hier wurde er ihrer Meister. Immer vergnügt und leutselig gegen jedermann, erschien er um so liebenswürdiger, da er als König und Kaiser auch das Schicksal, in steter Geldverlegenheit zu sein, mit Vielen theilte. So haben ihm die Italiener immer nachgerühmt, daß er auch am humanistischen Treiben ihres Landes Geschmack gefunden und sein Interesse dafür bekundet habe. Wenn er Dichter wie Beccadelli, den etwas

[1]) Obiit aetate nostra, sagt Pius II Europa cap. 2. Näheres über ihn bei Muratori Scriptt. T. XVI. p. 111 sq. und bei Tiraboschi T. VI. p. 1056 bis 1062.

[2]) Neque enim sermonis capax sublimioris erat Sigismundus, meint Enea *Silvio* in dem oben erwähnten Briefe an Antonio Panormita v. 26. Januar 1454.

anrüchigen Sänger des Hermaphroditus, und Cambiatore krönte, so war das zwar nicht mehr eine pomphafte und Aufsehen erregende Handlung wie die Krönung Petrarca's oder der Florentiner, aber man rechnete es ihm als feine Bildung zu, daß er an den Modedichtern Italiens eine Freude hatte. Er sprach sogar fertig lateinisch, was selbst unter den italienischen Fürsten nicht gewöhnlich war. Kaspar Schlick, sein Canzler, Banquier und der Vertraute der kaiserlichen Liebeshändel, stammte mütterlicherseits aus italienischem Blut, war den Humanisten nicht unbekannt und las selbst bisweilen den Livius. [1]) Aber der Kaiser wurde jedesmal ein andrer, wenn er in eine andre Atmosphäre kam; seit seiner Rückkehr aus Italien scheint er seine dortigen Liebhabereien vergessen zu haben.

Sein Nachfolger Albrecht war wieder eine kernhafte deutsche Natur, auf Jagd und Krieg gerichtet; der lateinischen Sprache war er völlig unkundig. Es folgte Friedrich III, ein Phlegma, das sich durch nichts aus seinen stillen Beschäftigungen mit Gartenzucht und Hausthieren, mit Geld und Edelsteinen, mit ökonomischen Berechnungen und Finanzjuden, mit Astrologie und Alchymie heraustreiben ließ. Etwas Neues in sich aufzunehmen, dazu war er völlig unfähig: der Sinn für eigentliche Wissenschaft hat ihn niemals angewandelt. Wenn trotzdem gerade sein Hof und zwar gleich im ersten Jahrzehent seiner Regierung der Boden war, auf welchen die frühesten Saatkörner des deutschen Humanismus ausgestreut wurden, so hat er selbst daran nicht den mindesten Antheil. Nicht auf seinen Ruf, sondern auf Veranstaltung Andrer und als halber Abenteurer trat im Jahre 1442 Enea Silvio de' Piccolomini in seine Reichscancelei, dieser aber ist unter den Deutschen der eigentliche Apostel des Humanismus geworden.

Der neue italienische Cancelei-Secretär, der in Basel verschiedenen Prälaten mit seiner stilistischen Kunst hofirt hatte, ließ es an dem Bemühen wahrlich nicht fehlen, deutsche Fürsten für dieselbe anzuregen. Mag es sein, daß er dabei vornehmlich die Absicht hatte, seine Persönlichkeit, deren Schätzung damals noch allein auf der Feder beruhte, zur Geltung zu bringen; doch ist es auch natürlich, daß ein Jeder den Bestrebungen, die ihm recht am Herzen liegen, Achtung und Anhang zu schaffen sucht. Aber an Friedrich, dem Könige und Kaiser, scheiterten alle seine Werbungen. Er widmete ihm einen politischen Tractat, aber

[1]) Enea Silvio an Kaspar Schlick v. 12. Januar 1444.

es ging demselben wie den poetischen Versuchen des tiroler Grafen Francesco d'Arco, der auch den Einfall gehabt, seine Verse dem Könige zu übersenden und durch Enea hören mußte, seine süße Muse bewohne den königlichen Bücherschrank und werde hier wohl gut bewahrt bleiben. Die humanistischen Studien, so äußerte dabei vertraulich der Dichter zum Dichter, haben hier keine Heimath, nescit toga barbara versus.[1]) Nicht als Schöngeist und Schriftsteller stieg der Piccolomini in Friedrich's Gunst empor, sondern als geschickter Diplomat, der ihm ohne Kosten manchen Vortheil einzubringen und ihn aus mancher Verlegenheit gewandt zu retten wußte. Auch in Italien, wohin Friedrich zwei friedliche Züge unternahm, einen zur Kaiserkrönung, den andern angeblich eines Gelübdes wegen, blieb er vom humanistischen Geiste ganz unberührt. Er verstand ein wenig Lateinisch, aber statt kühn und frei zu sprechen wie Sigmund, ließ er sich, wenn Empfangs- und Festreden erwiedert werden mußten, überall bevormunden. Daß unter seinen Tugenden die fürstliche Freigebigkeit die schwächste war, wurde von den Literaten schnell erkannt. Poggio, damals Secretär an der Curie, hatte eine Rede verfertigt, die sein Söhnchen vortragen sollte. Als er aber während der Krönungszeit „diese kaiserliche Statue" sah, „diesen Bleidütchen, der nur Sinn hatte für das Geldzusammenscharren", ersparte er ihm die Ungelegenheit und sich die Mühe.[2]) Auch Friedrich hat Dichter gekrönt, so 1442 zu Frankfurt den Enea Silvio, 1452 auf seinem Kaiserkrönungszuge Perotti und Porcello, und seitdem wohl noch ein Dutzend, aber diese Krönungen durch ein Patent waren ebensowenig ein mäcenatischer Act, als es ein politischer war, wenn der Kaiser Pfalzgrafentitel verlieh; beides war um Verwendung oder Geld zu haben. Alle diese Ehren hat Friedrich so völlig entwürdigt, daß gegen Ende des Jahrhunderts Giammario Filelfo, der Sohn des berühmten Francesco, selbst ein gekrönter Dichter und Sohn eines gekrönten Dichters, sich in einer Satire über alle die Ritter, Dichter und Pfalzgrafen lustig machte, die Friedrich ernannt. Von Männern wie Agnolo Poliziano oder Gioviano Pontano hören wir nicht, daß sie sich um den Lorbeer bemüht hätten.[3])

Dem noch jugendlichen Herzog Sigmund von Tirol schrieb Enea

---

[1]) Enea Silvio an den Grafen Galeazzo d'Arco v. 15. Novemb. 1443.

[2]) Poggii epist. 80. im Spicileg. Roman. T. X.

[3]) Tiraboschi T. VI. p. 1438 — 1448.

Silvio Briefe voll blinkender Gelehrsamkeit und rednerischer Zier. Er mahnte ihn, sich statt der Güter dieses Lebens ewige zu erwerben, und diese ewigen sah er lediglich dem humanistischen Studium entsprießen. Er empfahl ihm, sich elegante Gelehrte zum Unterricht kommen zu lassen, er rühmte ihm die Fürsten, die ihre Ehre nicht in goldgestickten Kleidern, in zierlicher Haartracht und im Pferdeluxus suchten, sondern mit den Geschäften der Regierung die Grazien der Wissenschaft zu verbinden wüßten. Den Markgrafen Lionello von Este und den König Alfonso von Neapel stellte er ihm als Musterfürsten vor.[1]) Doch trotz den herrlichsten Ermahnungen zeigte der junge Herzog nur Sinn für Liebeshändel und Jagden.

Es liegt an den Fürsten, sagt Enea Silvio, daß in Deutschland die Poesie gering geachtet wird; wenn sie lieber Pferde und Hunde halten wollen als Dichter, werden sie auch ruhmlos wie Pferde und Hunde hinsterben.[2]) Er hätte ihnen etwas von jener reizbaren Eitelkeit gewünscht, welche die Fürsten Italiens insgesammt einem Filelfo tributär machte. Sein Eifern war umsonst: auch die andern deutschen Fürsten hatten von dem, was er eigentlich wollte, so wenig eine Vorstellung wie jene Habsburger. Als einst Herzog Ludwig von Bayern in Neustadt mit ihm, dem damaligen Bischofe von Siena zusammentraf und sich mit dem Manne bekannt zu machen wünschte, der im Rufe so hoher Gelehrsamkeit stand, fragte er ihn — nach dem Steine der Unsichtbarkeit.[3])

Den deutschen Adel, soweit er ihn am Kaiserhof und sonst kennen lernte, fand unser Italiener in Rohheit und Völlerei versunken, ohne eine Ahnung von jener feinen Bildung, die der Stolz des italienischen und zumal des tuscischen Adels war. Der Marstall und Weinkeller genossen bei jenem das Ansehen wie bei diesem Museen und Bibliotheken. Zumal von der deutschen Trunksucht liebte Enea spaßhafte Geschichten zu erzählen, wie vom Grafen Heinrich von Görz, der seine Knaben in der Voraussetzung, sie müßten dursten, des Nachts aus ihrem tiefen Schlummer weckte, ihnen mit Gewalt Wein einpreßte und wenn sie denselben wieder von sich gaben, die Gattin beschuldigte, sie

---

[1]) So in einem Briefe an den jungen Herzog v. 5. Decemb. 1443. Aehnlich im Tractatus de liberorum educatione an den jungen Ladislav von Böhmen und Ungarn v. Febr. 1450.

[2]) Brief an Wilhelm von Stein v. 1. Juni 1444.

[3]) Enea Silvio's Brief an ihn v. 5. Juli 1457.

müsse diese durstlosen Geschöpfe von einem Andern, nicht von ihm empfangen haben. Nicht höher war Enea's Meinung von dem Adel der deutschen Wissenschaft, den Professoren und Magistern der Hochschule. Er fand sie tief in die Labyrinthe der Scholastik vergraben, unfruchtbaren Träumereien und dürrer Speculation hingegeben. Mit den wiener Gelehrten hatte er nicht den geringsten Umgang. Und der Typus eines deutschen Scholaren ist ihm jener leipziger Student, den sein Commilitone glücklich pries, weil er unter 1500 andern die Palme des Saufens davongetragen.[1])

An den Fürsten, dem Ritteradel und der Prälatur Deutschlands, an denjenigen Kreisen also, die er ebensowohl zum Mäcenatenthum als zum Studium der Humaniora anzuregen versuchte, sind alle Bemühungen Enea Silvio's durchaus gescheitert. Er verzweifelte an der wissenschaftlichen Reformation Deutschlands, weil er immer nur den einen Weg dazu sah, auf welchem nämlich Italien zu ihr gelangt war. Das Senfkorn, welches auf einen andern unscheinbaren Boden, aber doch aus seiner eignen Hand gefallen war, hat er merkwürdigerweise nicht beachtet, er hat keine Ahnung davon gehabt, daß es zur kräftigen Pflanze erwachsen könne. Ein andrer Stand als in Italien, Frankreich und England sollte in Deutschland der Träger des Humanismus werden.

In den beiden Canceleien, deren Mitglied Enea Silvio war, der Reichscancelei und der österreichischen, sammelte sich sehr langsam und allmählig ein kleiner Kreis von Secretären, Advocaten, Hofastronomen und auch Geistlichen, die an dem schöngelehrten Treiben ihres italienischen Collegen Geschmack fanden. Kein einziger von ihnen war mehr als ein mittelmäßiger Mensch, kein einziger war einer solchen Begeisterung fähig, daß er alle Nützlichkeitsrücksichten bei Seite geworfen und sich ganz dem Dichterberufe gewidmet hätte. Anfangs hatte der Piccolomini durch den Neid, das Mißtrauen und den Spott der Canceleicollegen sogar recht schwere Tage gehabt: er war der Eindringling, der Liebling des Canzlers, und obwohl sie selbst keinesweges Spiegelbilder der Tugend zu sein meinten, erregte ihnen doch sein geistreicher Libertinismus mehr Anstoß als ihre eigenen Völlereien. Dann traten sie ihm einzeln und mit Vorsicht näher; es zeigte sich bald, wie das Lüsterne und Frivole den stärksten Reiz und die schnellste Ansteckung übt. Die

---

[1]) Diese und die obige Anekdote erzählt **Aeneas Sylvius Comment.** in *Anton. Panorm.* I, 41.

Briefe und die philosophischen Tractätchen des Enea Silvio, besonders aber die erotischen und witzigen, wurden bald von seinen deutschen Freunden mit Lust gelesen und auch nachgeahmt; ähnliche Dinge des piquanten Poggio, von denen Enea Silvio Copien mitgebracht, kamen hinzu. Von der Verbreitung dieser Werkchen zeugt die Menge von Abschriften, deren fast jede größere deutsche Bibliothek aufzuweisen hat. Man denke sich ferner, wie diese Canceleifreunde in verschiedene Theile Deutschlands zerstreut wurden: den einen finden wir als Stadtschreiber zu Cöln wieder, den andern als Stadtschreiber des hussitischen Prag, den dritten als Rathsschreiber von Nürnberg, den vierten als Canzler Georg's von Böhmen, den fünften als Bischof an der Oder. Und gerade im Puncte der Freigeisterei, der diese Deutschen anfangs zurückgestoßen, hatten sie nach einem Jahrzehent schon recht sichtbare Fortschritte gemacht. Wir besitzen ein merkwürdiges Schriftchen aus jener Zeit (1454), worin einer der Schüler Enea's, Johann Tröster, die erotischen Erzeugnisse seines Meisters zum Vorbilde genommen hat.[1]) Es ist ein Dialog zum Beweise des Sprichwortes Initium amoris est principium doloris. Gegen die Liebe, das heißt die sinnliche Begier, wird hier nicht mit dem mosaischen Gebote, sondern mit philosophischen Gründen polemisirt, wobei Cicero und Seneca, Virgilius und Ovidius, recht wunderlich mit christlichen Vorstellungen untermischt, herangezogen werden. Der erste frivole Schritt ist wie immer, daß die einfachen Sittengesetze des Christenthums nicht geleugnet werden, aber als einfältig und altmodisch erscheinen. Die hellenische Mythologie dient noch als stilistisches Spielzeug, aber die Spielerei steht schon vor dem Heiligen nicht mehr still und wird unvermerkt zur Frivolität, während sie nur geistreich sein möchte. Was wir meinen, wird ein Beispiel zeigen: der Verfasser jenes Dialogs vergleicht gelegentlich Christus mit Herakles und die Jungfrau Maria mit Alkmene, die den Sohn nicht von Amphitryon, dem Zimmermann Joseph der Schrift, sondern von Zeus, dem heiligen Geiste der Christen, empfing.

Indeß verschwand noch die kleine Zahl von Jüngern, die sich um Enea Silvio sammelten, unter der Schaar derer, die seine Bestrebungen

---

[1]) In Duellii Miscellan. Lib. I. p. 228 sq. Der Herausgeber hat fälschlich die Jahrzahl 1450 beigefügt. In einem Briefe vom 9. Juli 1454 schulmeistert Enea Silvio die ihm von Tröster zugesendete Schrift in einer Weise, die uns das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler recht anschaulich macht.

mit entschiedener Feindseligkeit ansahen. In vielen seiner Briefe und Abhandlungen fand er es nöthig und es wurde dann eines seiner Lieblingsthemata, die alten Dichter und Redner gegen die Einwürfe der Juristen und Theologen zu vertheidigen. Mit Solchen, welche die Poesie für eine unnütze Kunst erklärten, weil sie kein Brod schaffe und nicht zu Ansehen bringe, wurde er noch am leichtesten fertig. Er schlägt dann den Ton Poggio's an: „Du Esel schätzest die Poesie gering, du Ochs verachtest die Musen, du Schwein fliehst die Humanitätsstudien?"[1]) Viel anziehender werden aber seine Vertheidigungsschriften, wenn den Einwürfen ein sittliches und wahres Moment zu Grunde liegt. Der Redner, der Sophist setzt dann alle Kampfmittel seiner Kunst in Bewegung.

Enea Silvio hört den Einwurf der nüchternen Verständigkeit: „Du willst mir da von den Thaten längstverschollener Männer erzählen und mir dann zureden, ich solle sie nachahmen!" — Diese Nachahmung ist recht das Centrum der Moral, welche die Verehrer der alten Geschichte und Philosophie, der alten Redner und Dichter unablässig zu predigen pflegten. Für den moralischen Nutzen der Poesie und Redekunst nimmt Enea den Fehdehandschuh auf. Der Dichter, behauptet er, lehrt, wie man leben, was man lieben, was hassen soll. Der Dichter schreibt dem Geiste viel besser einen angemessenen Lebenslauf vor als der Beichtvater; denn die Laster flieht man nur aus Ueberzeugung, Ueberzeugen aber ist der Beruf des Dichters und Redners. „Wenn wir der Sache auf den Kern kommen wollen, wer sind die, welche die Tugend preisen? Die Dichter! Wer sind die, welche gegen das Laster donnern? Die Dichter! Wer sind die, welche die Thaten der Könige so herrlich beschreiben? Die Dichter! Wer sind die, welche großartigen Männern den Ruhm und gleichsam die Unsterblichkeit gewähren? Die Dichter! Wer also die Dichter verdammt, mag zusehen, daß er nicht auch die Tugenden verdamme und seinen Ruhm vernachlässige."[2])

Enea hörte sich ferner die Frage entgegenstellen: „Was bringst du uns aus Italien die Dichter, was eilst du, die heiligen Sitten Deutsch-

---

[1]) Enea Silvio an Wilhelm von Stein v. 1. Juni 1444. Die Worte sind aber nicht an den Adressaten, sondern an einen aufgeblähten Juristen gerichtet, dessen Name nicht genannt wird.

[2]) Aus dem Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii bei Pez Thesaur. Anecd. noviss. T. IV. P. III p. 645. 646. Aehnliches ist in vielen andern Schriften Enea's zu finden.

lands durch die entnervte Schlüpfrigkeit der Dichter zu verderben?“ Man wird glauben, daß es ihm an Antworten nicht fehlte. Er weiset auf die Dichter des alten Bundes hin und auf die Väter der Kirche, einen Hieronymus, Lactantius, Augustinus, Ambrosius, Cyprianus und andre, deren Schriften ihr Studium der poetischen Kunst bezeugen und voll alter Dichterworte sind. Was man an den römischen Dichtern als thöricht oder verführerisch tadle, finde man in ähnlicher Weise auch in der heiligen Schrift, die dennoch mit Nutzen gelesen werde. Man könne ja die Dornen vermeiden, wenn man die Rosen sammle u. s. w. Der verdiene Schläge, welcher sich an der Schlüpfrigkeit der Dichter ergötze.

Die Dichter, sagte man in Deutschland ferner, sprechen von mehreren Göttern, sie feiern im Gesange, wie diese Götter sich unter einander zanken, die Ehe brechen und dergleichen. Nun, zu ihrer Zeit, entgegnet Enea, sei unter den Heiden die Lehre von einem Gotte eben noch unbekannt gewesen. Jetzt werde niemand den Einfall haben, Jupiter oder Hercules zu opfern, weil er in einem alten Dichter davon gelesen. Wenn bei den Dichtern auch die Laster und Verbrechen der Götter erzählt werden, so geschehe es nur, um die Leser davon abzuschrecken, dieses Kunstgriffes bedienten sich ja auch die Theologen.[1])

Gegen wen Enea diese Feldzüge zur Ehre der Poesie und des Humanismus eigentlich führte, sehen wir allerdings nicht. Persönlichkeiten von einiger Bedeutung traten ihm damals noch nicht entgegen, aber er hat doch beständig zu klagen, wie die Poesie in Deutschland mißachtet, verachtet, ja angegriffen werde. Es war eben die allgemeine, hingemurrte, oft vielleicht kaum bewußte Stimmung, die der welschen Schöngeisterei entgegentrat. Erst als er Deutschland verlassen und den apostolischen Stuhl bestiegen hatte, fand diese dumpfe Opposition ein energisches Organ in Gregor Heimburg, einem kerndeutschen Charakter, auf den das volle Licht erst durch den Gegensatz zum Piccolomini, dem Vertreter des modern-italienischen Geistes, fällt. Die Collision der Beiden in den kirchlichen Tagesfragen, in denen es sich um

---

[1]) Die erste und ausführlichste Vertheidigung der Dichter und der Dichtkunst, die Enea in Deutschland verfaßte, ist nächst dem angeführten Pentalogus eine Rede in der Aula zu Wien (1445), die in der basler Ausgabe seiner Werke als epist. 104 gedruckt ist. Vergl. dann den Tractat de liberor. educat. p. 282 sq. und den Brief an Sbignew Olsnicki, Cardinal und Bischof von Krakau, vom 27. October 1453.

römischen Supremat und deutschen Territorialismus handelte, lassen wir hier unberührt; ebenso denkwürdig zum mindesten ist der Widerstreit der Bildung, in welchem diese beiden Naturen als Typen ihrer Nationalität gegen einander stehen.

Heimburg war als Jurist und fürstlicher Gesandter in Basel gewesen und zwar zu derselben Zeit, als Enea Silvio, der vielgewandte, dort um die Gunst der Concilienväter und einzelner Cardinäle buhlte. Wir dürfen wohl annehmen, daß dieser Aufenthalt am zeitweiligen Tummelplatze der Oekumene, daß die Reden, die er dort hörte, die Schriften, die er im Interesse des obschwebenden Kirchenstreites las, daß Persönlichkeiten wie Cardinal Cesarini auch in Heimburg's Seele den humanistischen Funken geworfen haben. Er war auf der Hochschule zu Würzburg gebildet, zunächst als Jurist, aber auch den Studien der Physik, Metaphysik und Ethik hat er hier obgelegen, das heißt denjenigen Disciplinen, die sich in damaliger Weise an den mißverstandenen und in hundert abgeleiteten Bächen unkenntlich gewordenen Aristoteles anlehnten.[1]) So fern hier in Würzburg, so nahe lag ihm die moderne Schöngeisterei in Basel. Er war damals immer noch jung und einer jener Geister, die schnell lernen und denen mehr als ein Gebiet der Wissenschaft offen steht, bei denen aber das praktische Leben und ein fester Wirkungskreis gar bald dem Heißhunger des Wissenwollens Zügel anlegt. Daß er, wie die Fähigkeit dazu in ihm lag, von den humanistischen Feinheiten genascht, zeigen seine Schriften. Er weiß recht wohl Beispiele aus der alten Geschichte einzuflechten, Cicero, Terentius, Virgilius oder einen der eleganten Kirchenväter zu citiren, er ist inne geworden, wie viel süßer dem Ohre die schmucke oder pomphafte Rede klingt als das schlichte Wort, er war gelegentlich ein eifriger Vertheidiger der Poesie gegen ihre Verächter.

In Basel hat Heimburg mit Enea Silvio keine Gemeinschaft gehabt. Wahrscheinlich lernten sich die Beiden erst zu Neustadt, am Hofe des römischen Königs kennen. Als hier einst Heimburg öffentlich, obwohl ein Deutscher und ein Jurist, mit eifriger Hingabe vom Studium

---

[1]) Die Sammlung seiner Schriften, die u. d. T.: Scripta nervosa justitiaeque plena etc. ex. mss. nunc primum eruta etc. Francofurti 1608 erschien, enthält nicht mehr als was dann auch Goldast in den beiden ersten Bänden der Monarchiae mitgetheilt hat. Nur letztere Ausgabe ist mir zur Hand. — Die Studien seines Jünglingsalters erwähnt Heimburg in seiner Apologia ap. Goldast l. c. T. II. *p. 1608.*

der Humaniora sprach, hörte ihn niemand mit dem Entzücken wie der Italiener, der in seinem Geiste schon sah, wie jenes Studium in Deutschland durch solche Männer zu Ehren kommen werde. Er gratulirte Heimburg noch an demselben Tage in einem Schreiben: er übertreffe den gewöhnlichen Legisten und nähere sich der italienischen Eloquenz.[1])

Keine Spur leitet zu der Annahme, daß Heimburg sich durch das Lob des Italieners geschmeichelt gefühlt und seinen humanistischen Studien desto eifriger ergeben habe. Wohl aber wissen wir, daß die Beiden im Kampfe um die deutsche Kirchenneutralität den entgegenstehenden Parteien angehörten und in Rom so wie dann im Jahre 1446 zu Frankfurt heftig aufeinandertrafen. Diese Reibung entwickelte erst recht die Polarität der beiden Naturen. Heimburg war ein stämmiger Mann, ein offener, frei- und scharfsinniger Kopf. Zum Winden und Krümmen taugte er nicht, er konnte rechtschaffen hassen und wenn ihm ein Aerger zu Herzen stieg, platzte er entweder derb mit seiner Meinung heraus oder er machte sich durch Spötteln und hämische Ironie Luft. Wen er lobte, pflegte man zu sagen, der müsse wohl des Lobes würdig sein. Er wußte, daß man ihn gemeinhin für stolz, schmähsüchtig und neidisch hielt, weil er weder schmeichelte noch geschmeichelt sein wollte.[2]) Seit jenem Zusammentreffen lag er mit dem Papstthum und mit allem welschen Wesen im Kriege. Eleganz und feine Schmiegsamkeit waren ihm innerlichst zuwider, schon in Kleidung und Benehmen trug er seine trotzige Verachtung gegen diesen welschen Flitter gerade vor Welschen recht absichtlich zur Schau. Zumal der Piccolomini blieb ihm ein stetes Aergerniß, als Cardinal und Papst der verhaßteste Feind. Den Bannfluch Pius' II wehrte Heimburg mit Defensions- und Schmähschriften ab, in denen es ihm recht wohl that, seinem Groll rücksichtslos die Zügel zu lassen.

Damals nun brach er mit seinen humanistischen Gelüsten, Jurist wollte er fortan sein mit Leib und Seele. Es ist der tiefste und zukunftreichste Zug des deutschen Charakters, der hier zur Erscheinung kommt. Die Humanisten Italiens müssen aus ihrer eigensten Natur,

---

[1]) Aeneas Sylvius epist. 120 edit. Basil. Ich glaube den Brief trotz der Ueberschrift episcopus Tergestinus in das Jahr 1444 oder 1445 setzen zu müssen.

[2]) Heimburg sagt in der bald zu erwähnenden ungedruckten Schrift von sich: Ego ab illo artificio (adulationis) tam abhorreo ut a plerisque vel invidus puter vel superbus, et de me jam ortum est proverbium, ut quos ego laudem hii digni sunt laudari.

aus ihren realen Zuständen heraustreten und phantastisch in einer Welt leben, deren Anschauungen sie erst erlernt haben und die niemals ganz in ihr Selbst aufgehen kann. Ihre Person und das classische Ideal bleiben stets in einem unlösbaren Widerspruch, ihr Wort ist eine rhetorische Lüge. Einem Heimburg kann die Beschäftigung mit der feinen Stilistik und mit den Zierrathen des Alterthums nur ein vorübergehendes Spiel jüngerer Jahre und müßiger Stunden sein. Die eitle Nachahmungssucht der Italiener erfaßt ihn nicht, den Sprung von der nüchternen Wirklichkeit zum blendenden Scheine kann er nicht über sich bringen. Seine kräftige Originalnatur sondert das Ungesunde von sich aus. Das ist es, was den Italienern als Unbeholfenheit erschien, während es gerade die Naturwahrheit, die Richtigkeit des Herzens war, auf welcher die Zukunft des deutschen Geistes ruhte.

Man sieht nun wohl den tieferen Grund, weshalb Heimburg und Piccolomini in Kampf mit einander treten mußten, sobald sie auf ihren Lebenspfaden zusammengeriethen, das deutsche Kraftgenie und der italienische Schöngeist.

Im Jahre 1453 hörte Enea Silvio eine Rede, die Heimburg vor einem Reichsgericht als Anwalt der Nürnberger gegen den brandenburgischen Markgrafen Albrecht Achilles hielt. Er hat sie in seiner Manier, künstelnd und glättend bearbeitet und in eines seiner Geschichtswerke aufgenommen. [1]) Doch fühlen wir immer noch das volle Herz und die Keulenschläge des deutschen Juristen durch. Wie er auf den Rechtssatz und das Document mit schlagender Schärfe hinweiset, wie er die Gründe des Gegners packt und mit bitterer Satire durch die Zähne zieht, wie er dann seinem vollen Busen Luft macht und den Strom der Worte ungedämmt, wie über Felsen und rechts und links an den Ufern reißend, einherrollen läßt! Die ihn hörten, ihnen schlug das Herz, nicht aus Bewunderung für den Redner, sondern aus Eifer für die Sache, die er verfocht. Obwohl er in deutscher Sprache redete, konnte sich doch auch Enea Silvio jenem Eindrucke nicht entziehen. Er staunt das natürliche Talent an, aber in der Redekunst fühlt er sich sogleich als Rival, die Wohlredenheit steht ihm doch höher als jene Beredtsamkeit. Wir hören sein Urtheil: er hütet sich wohl, Heimburg das Lob der Eloquenz zu ertheilen, das bleibt den Poggio, Filelfo,

---

[1]) In die Historia Friderici III in Kollarii Analecta Monum. Vindob. T. II. p. 428 sq.

Valla und ihm selbst vorbehalten; er spricht mit halber Anerkennung und halber Mißachtung von einer „deutschen Eloquenz", von einer „natürlichen Beredtsamkeit." [1])

Heimburg dagegen macht entschiedene Opposition gegen die Kunst, der er in jüngeren Jahren selbst zugethan gewesen, er gesteht es wie eine thörichte Jugendsünde ein, daß er sich einst um hohlen Wortkram bemüht. Auch hier tritt die Energie seines geraden Wesens hervor; überdies urtheilen wir meistens über eine Beschäftigung oder Richtung um so schonungsloser, wenn wir selbst ihr einmal mit Hingabe gehuldigt haben und davon zurückgekommen sind.

Einer von Heimburg's Freunden, Johann Rhode (oder vielleicht Rott) war durch Enea Silvio für die humanistische Kunst begeistert worden und dann nach Rom gegangen, um im Kreise der Schöngeister, die Nicolaus V um sich versammelte, seine rhetorischen Studien zu betreiben. Es war gerade zur Zeit, als Lorenzo Valla seine Schule der Eloquenz eröffnete, im Jahre 1454. Er wurde Rhode's Lehrer. In den Briefen, die dieser an Freunde in der Heimath richtete, ließ er nun sein Licht leuchten, warf mit bunten Fetzen aus den alten Dichtern, Philosophen und Rednern um sich, verschwendete üppige Schmeichelworte in Valla's Weise und erhob die neue Kunst, der er sich gewidmet, gen Himmel. Ein Brief der Art, den er an Heimburg nach Nürnberg richtete, ist uns nicht erhalten, aber er wird darin ohne Zweifel, ähnlich wie er in einem späteren Schreiben thut, seine „sehr geschmückten Briefe" gelobt, ihn den „ausgezeichnetsten und sehr eloquenten Gregor Heimburg" genannt und als „Zier und Schmuck Deutschlands" gepriesen haben. Heimburg weiset diese Höflichkeiten zurück, aber er thut es nicht mit den Bescheidenheitsphrasen, wie sie bei den welschen Schöngeistern im Schwange waren, sondern mit jenem männlichen Selbstgefühl, welches sich des verdienten Lobes nicht begeben, das unverdiente aber nicht haben will. Eine gewisse Gabe der Rede meine er allerdings zu besitzen, sie sei wohl ein Erbtheil von seinem Vater her; ihrer habe er sich bisweilen so wacker bedient, daß selbst gelehrte Männer sich gewundert hätten, wie die rohe deutsche Sprache es so

[1]) Er sagt von Heimburg in der Histor. Frid. III. l. c.: tam facundia quam juris scientia praestans; in den Comment. in Anton. Panorm. III, 6: scientia juris ac facundia inter omnes Germanos facile princeps; Pii II Comment. p. 90: juris interpres celebratus et eloquentia Theutonica insignis.

weit bringen könne. Dabei wende er wohl auch sein Weniges von Gelehrsamkeit an. Weiter aber verdiene er kein Lob und müsse es für Schmeichelei nehmen. Vor diesem Laster warnt er den Freund. Es sei ein spitzfindiger Kunstgriff, jemand zu loben, ihn vielleicht zu täuschen und dadurch seine Gunst zu gewinnen. Leider sei es ein so süßes Gift, daß man nur schwer die Begierde nach Lob und Ruhm bekämpfe. Er erinnert an diejenigen, die in ihren Büchern die Verachtung des Ruhmes predigen und doch dieselben Bücher nur schreiben und unter ihrem Namen veröffentlichen, um Ruhm zu erlangen, um dafür gelobt zu werden, daß sie die Nichtigkeit des Lobes dargethan.

Zugleich bekämpft er die stilistische Kunst in ihrem Kerne. Der Freund dünke sich damit, daß er die Schlagworte der alten Autoren geschickt anzuwenden wisse. „Doch ist es das Zeichen eines erhabeneren Geistes, wenn wir uns nicht den Stil dieses oder jenes Autors aneignen, sondern als Resultat der Beschäftigung mit ihnen gleichsam unsern eigenthümlichen Geist für uns haben. Das Glücklichste aber ist, nicht nach Weise der Bienen Zerstreutes zu sammeln, sondern nach dem Vorbilde jener Würmer, aus deren Eingeweiden die Seide kommt, aus sich selbst heraus zu reden wissen." So hebt er gegen die Kunst der Eloquenz seine solide Wissenschaft des bürgerlichen Rechtes hervor. Dazu wolle er jetzt, wie sein höheres Alter erfordere, das Studium der göttlichen Dinge betreiben. „Sie bedürfen nicht der Bewässerung durch die Fluthen der tullianischen Eloquenz, nicht der Redeblümchen Quintilians. Hier genügt die Rede, welche die Sache erläutert, den Sinn kennen lehrt, Dunkles aufhellt. Was soll hier die Rede, welche in künstlichen Worten üppig sprießt? O wie oft sagt dein Lactantius, daß die Wahrheit der Schminke nicht bedürfe, und dasselbe bezeugt mehrmals Augustinus in seinem Buche der Confessionen. Und doch leiten Beide eben in jenen Büchern den Quell der Wohlredenheit, aus dem sie als Jünglinge geschöpft, durch Bäche in ihre Geisteswerke, um nach dem verschiedenen Geschmacke der Leser Würze auf Würze zu häufen und sie zu ergötzen".

Solche Worte sprechen für sich selbst. Jener Rhode verstand sie so wenig und war bereits so durchdrungen von dem welschen Gifte, daß er mit einer gelehrten Abhandlung antwortete, die den Vorzug der Eloquenz vor der Juristerei darthun und Heimburg's Ansicht durch classische Autoritäten widerlegen sollte. Er wiederholte darin ungefähr, was Enea Silvio und Valla, seine Lehrer, gegen die Geschmacklosigkeit

der Juristen, die Unfähigkeit der alten Rechtscompilatoren und die Wissenschaft des bürgerlichen Rechts im Allgemeinen vorzubringen pflegten. [1])

In den Streitschriften, die Heimburg gegen den Piccolomini auf dem apostolischen Stuhle und seine papistischen Anhänger gerichtet hat, sagt er dann unverhohlen das letzte Wort heraus. Sie sind überhaupt der leibhafteste Ausdruck seiner Persönlichkeit. Dieser selbstständige Stolz, diese Kraft, die sich bald im derben Worte, bald in der launigen Bitterkeit des Angriffes spiegelt! Nur gleichsam um den Italienern zu zeigen, daß auch ein Deutscher die alte Geschichte kennen könne, um den Streitschriften der päpstlichen Nuntien und des Papstes selber auch in der Gelehrsamkeit nichts nachzugeben, streut er wie mit verachtender Miene einige Brocken davon ein. Im Uebrigen schreibt er so ungenirt, wie er sich kleidet und wie er spricht, ja er trotzt wohl gar auf seinen domesticus stilus — so nennt er seine Schreibweise im Gegensatze zu der blumigen und zierlichen des Papstes. Wenn du „Glanz der Rede" (nitor sermonis) die Wahrheit reden nennst, sagt er dem Bischofe von Feltre, Pius' Schildträger, so bekenne ich, daß ich darin sehr erfahren bin. [2]) Bespöttelt Heimburg wieder diejenigen, welche Demuth heucheln, über die Verachtung des Ruhmes schreiben und ihm doch gerade am meisten nachjagen, wer anders ist gemeint als der humanistische Papst, der so oft über den Ruhm in Cicero's Weise geschwatzt? Denselben Enea Silvio, von dem er als der aufgehende Stern des deutschen Humanismus begrüßt worden, nennt Heimburg jetzt „geschwätziger als die schlimmste Elster", „einen Mann, der zufrieden mit seiner Wortmacherei (verbositas) von den Rechtswissenschaften freilich nie einen Vorgeschmack gehabt, der da meine, sie seien in den Kunstgriffen des Rhetors enthalten, einen Beweisstellenredner (orator topicus) und Windmacher." — „Mächtig ist die Gewalt der Beredtsamkeit; nimm sie vom Papste und es bleibt wenig an ihm zu loben." [3])

Das ist die Opposition des gesunden deutschen Geistes gegen die Kunst des Redens und Schreibens, die in Italien zu einem unnatürlichen Ansehen gekommen war. Man kann nicht leugnen, daß Heim-

---

[1]) Beide Briefe, den Heimburg's, d. Nürnberg 16. März 1454, und die Antwort Rhode's, d. Rom 16. Mai 1454, enthält der Cod. msc. lat. 519. 4o. der münchener Hofbibliothek fol. 46—64.

[2]) Seine Apologia gegen den Bischof von Feltre bei Goldast l. c. T. II p. 1607.

[3]) Aus der Apologia l. c.

burg die wunde Stelle traf. Der Streit zwischen ihm und seinem päpstlichen Gegner ist wie ein bedeutungsreiches Vorspiel zu dem gewaltigen Kampfe, der zwischen den beiden Nationen noch geführt werden sollte, so wie Heimburg schon stark an Ulrich von Hutten erinnert.

Da ist es leicht zu begreifen, wie die Italiener diese Sprödigkeit der Deutschen gegen ihre moderne Bildung aufnahmen. Der Deutsche war in ihren Augen immer der rohe Barbar gewesen; dieses Gefühl der geistigen Ueberlegenheit wurde natürlich noch genährt, seitdem das classische Studium der italienischen Bildung einen erhöhten Schwung gab. Es erschien noch wie ein nationales Eigenthum, für welches der Germane völlig unempfänglich sei. Verächtlich auf ihn herabzusehen, war seit Petrarca Modeton. Dieser hielt mit seinem Unwillen nicht zurück, als Zanobi da Strada aus der Hand Karl's IV zu Pisa den Dichterlorbeer empfing: ein barbarischer Lorbeer hat den Zögling der ausonischen Muse geschmückt, ein deutscher Richter hat sich erkühnt, über unsre Geister ein Urtheil zu fällen![1]) Er war erstaunt, zu Cöln, „mitten im Barbarenlande," eine wohlgebaute Stadt, ein anständiges Wesen, würdige Männer und hübsche reinliche Frauen zu finden[2]), aber er kann diese Stadt, selbst beiläufig, nicht erwähnen, ohne ihr in derber Weise vorzurücken, wie man hier nicht um Poesie, nur um Geld und Schlaf, um den Bauch und die Kehle sich kümmere.[3]) Seitdem ergingen sich alle die Humanisten, die ihr Schicksal einmal nach Deutschland verschlagen, mit besonderem Wohlgefallen in Schimpf- und Witzreden über das Barbarenvolk. Selbst der ernste und wortkarge Bruni wurde launig und aufgeräumt, wenn er Geschichtchen aus Deutschland erzählte, wo er während des costnitzer Concils gewesen.[4]) Und welch' eine Fülle des Stoffes war hier für Poggio's Laune! So oft er von den Jahren spricht, in denen er auf deutschem Boden nach alten Hand-

---

[1]) Praefat. in libros Invectivarum c. medicum quendam (Opp. p. 1199): Ante alios coenobius (Zanobius) noster, vir doctus et quem Ausoniis armatum Musis, barbarica nuper laurus ornavit, deque nostris ingeniis, mirum dictu, judex censorque Germanicus ferre sententiam non expavit.

[2]) Epist. rer. famil. I, 4.

[3]) Epist. metr. II, 11: — — — — Quid inepta Colonia tantis
Una nocet titulis, fulvi cui gratia nummi,
Ventris amor studiumque gulae somnusque quiesque
Esse solet potior sacrae quam cura poesis.

[4]) *Vespasiano*: Lionardo d'Arezzo § 10.

schriften gesucht, vergißt er nie, den Deutschen für die Schätze, die er aus ihren Klöstern entwendet,[1]) kräftige Schmähworte in den Kauf zu geben. Die Deutschen, sagt er in einem Briefe an den Cardinal Cesarini,[2]) waren einst ein kriegerisches Volk, jetzt sind sie nur stark im Essen und Trinken und tüchtig je nach dem Maße des Weines, den sie zu verschlucken haben. Er schiebt die Schuld der schmählichen Flucht vor den Hussiten bei Tauß scherzend darauf, daß der Cardinallegat seinen Kämpfern nicht genug Wein gespendet und gehofft habe, mit nüchternen Deutschen zu siegen. — „Sind das Menschen! ruft er ein andermal aus. Gute Götter, schlaftrunkene, blöde, schnarchende Geschöpfe sind es, niemals nüchtern, den Menschen und Gott verhaßt! Ob sie leben oder todt sind, kann man nicht unterscheiden, wenn sie von Wein und Speise überwältigt daliegen.“[3])

Enea Silvio, so lange er ein untergeordneter Secretär war, hatte seinen Aerger am deutschen Wesen oft bekämpfen müssen oder ihm doch nur in Briefen an italienische Freunde Luft machen können. Deutschland und seinem Kaiser verdankte er dann sein erstes Bisthum und den Cardinalat, überhaupt sein Emporkommen. Da er ferner mit den kirchlichen Bestrebungen der deutschen Fürsten und Prälaten in beständigem Kampfe lag, war er gezwungen, mit der Nation in jeder Weise behutsam zu verfahren. Trotzdem, wo er den Diplomaten vergessen darf, kehrt er den Italiener so übermüthig heraus wie Poggio und Bruni.

Den gründlichsten Verächter aber fanden die Deutschen in dem lebenslustigen Giantonio Campano, der seine Laufbahn als Hofdichter Pius' II begonnen. Er wurde einst (1471) zu einem regensburger Reichstage geschickt, um die Deutschen durch die Gewalt seiner Rede zum Türkenkriege anzufeuern. Diese Mission glückte ihm schlecht, er fror in dem kalten Lande und mußte viel Langeweile erdulden; denn er verstand niemand und wurde nicht verstanden. Dafür rächte er sich in Briefen und Gedichten durch ein Schimpfen gegen das deutsche Volk, welches selbst Poggio Achtung vor seinem Talent eingeflößt hätte.

---

[1]) Wem dieser Ausdruck zu scharf erscheint, der höre Poggio's (epist. 52. im Spicileg. Roman. T. X.) naives Geständniß über ein Bändchen mit Epitaphien: unicus parvus est quinternio, quem inter pulverem repertum in manicam conjeci, cum libros quaererem apud Alamannos.

[2]) Opp. edit. Basil. p. 309. 310.

[3]) Invectiva in Felicem Antipapam (Opp. p. 163).

Das ganze Land, sagt er, ist eine Räuberhöhle, der Edelste vom Adel ist der fertigste Räuber. Leben ist hier gleichbedeutend mit Saufen. Die Barbarei der Geister ist eine ganz unglaubliche: Freunde der Wissenschaft sind äußerst selten, Freunde der Eleganz nicht vorhanden, für die Studien der Humanität fehlt alle Fassungsgabe. Bei diesen Barbaren wohnt keine Muse. Alle Menschen stinken in Deutschland; ihm werde übel, wenn er Deutschland nennen höre.[1])

Aber die Völker bedürfen einander, mögen sie sich lieben oder hassen, eine höhere Hand leitet ihre Berührungen und Reibungen zu einem höheren Zwecke, den sie selbst vielleicht erst nach Jahrhunderten zu erkennen vermögen. Der Büchereifer Italiens und deutscher Gewerbfleiß sollten sehr bald einen Bund eingehen, dessen Frucht nichts geringeres war als eine gemeinsame Bildung aller Völker, eine Weltliteratur.

Italien hatte einen seiner Humanisten, den Piccolomini, wie einen Missionär zu den deutschen Barbaren gesendet; Deutschland sandte ihm dagegen zwei gewerbtüchtige Männer, Konrad Schweinheim und Arnold Pannartz, die zu Subiaco die erste Presse aufstellten. Jener Enea Silvio schrieb für einen deutschen Fürstensohn die Elemente der lateinischen Grammatik nieder; jene beiden förderten als das erste gedruckte Buch, welches Italien sah, die Grammatik des Donatus ans Licht. Enea Silvio warnte den Herzog Sigmund von Tirol vor den Erzeugnissen der dumpfen Scholastik: willst du über Religion und über das Heil deiner Seele nachdenken, schrieb er ihm am 5. December 1443, so schlage die Bücher des Hieronymus, Augustinus, Ambrosius, Lactantius, kurz der guten Stilisten auf. Jene Männer druckten 1465, gleich nach dem Donatus, die Werke des Lactantius und Augustinus' Buch vom Gottesstaat. Enea Silvio hatte dem Erzbischof von Trier, einem Markgrafen von Baden, seine Rhetorik gewidmet und den Deutschen

[1]) Jo. Ant. Campani Epistolae et Poemata recens. Jo. Burch. Menckenius. Lipsiae, 1707. cf. epist. VI, 1. 2. 6. IX, 45 et al. Der Herausgeber der Briefe hat p. 554 sq. eine Declamatiuncula de Campani odio in Germanos hinzugefügt und die Kraftstellen darin gesammelt. Von der Laune des Dichters mögen folgende Distichen Zeugniß ablegen (Carm. VIII, 1), die er bei seiner Rückkehr aus Deutschland sang:

> Accipe Campani, sterilis Germania, terga,
> Accipe nudatas, Barbara terra, nates!
> Ille dies, iterum qui te mihi forte videndum
> Offeret, extremus sit mihi et ille dies.

manche Rede im Tone Cicero's gehalten; Schweinheim und Pannartz ließen Cicero's Werk vom Redner folgen. Und als sie ihr Geschäft von Subiaco nach Rom übersiedelten, waren die familiären Briefe Cicero's das erste im Rom gedruckte Buch, gleichwie sich Enea Silvio in Wien zuerst durch seine Briefe Bahn gebrochen hatte.[1] Die Humanisten Italiens hatten die ehrwürdigen Schriftsteller des Alterthums aus ihren Gräbern wach- und ins Leben zurückgerufen; die deutsche Erfindung stellte sie vor neuem Untergange sicher und streute ihre Werke durch die ganze gebildete Welt aus. Jene mochten sich rühmen, die Nacht der Barbarei durchbrochen zu haben, indem sie die leuchtende Fackel des Alterthums emporhoben; die Presse schützt die Welt für ewige Zeiten vor der Wiederkehr der Barbarei. Jene brachten die Kunst des Wortes zu hohem Ansehen bei Fürsten und Höfen; die Druckerkunst gab dem Worte Flügel und Ewigkeit und erhob es zur ersten Weltmacht, deren Reich keine Grenzen hat und kein Ende fürchten darf.

Der Piccolomini sah als Greis die Menschheit tiefverderbt und einem großen Gottesgericht entgegeneilen, in den Türken meinte er schon die strafende Hand des Herrn zu erkennen, welche diese Völkergeißel über die Culturwelt herschicken werde wie einst die Hunnen und Vandalen. Die mühsam erworbene Bildung Italiens, selbst ein Aristoteles schienen ihm vor dem Untergange nicht sicher. „Es ist nicht wahr, was Manche sich einreden, daß die Denkmäler der Wissenschaft nicht untergehen. Auch sie haben ihren Tod, leben gleich einige von ihnen länger als andre. Die Zeit rafft Alles dahin und es giebt kein Menschenwerk, welches mit der Zeit nicht wieder hinschwände.“[2] So der finsterdenkende Papst, der seinen Anspruch auf Nachruhm nicht weniger auf die Erzeugnisse seiner Feder gründete als auf seine Würde und seine Thaten. Er ahnte nicht, daß die Wissenschaft sich einer gewaltigen Krisis nahte und daß die Kunst bereits im Gange war, die mit des Aristoteles Werken auch die seinigen verewigte. Und hätte er es gewußt — sah er doch wiederum als Wächter des Glaubens, wie schon Menschenhände und Gänsekiele emsig die Fundamente unterwühlten,

---

[1]) Auf einzelne Controversen über die Geschichte der italienischen Buchdruckerei einzugehen, ist hier natürlich nicht der Ort. So entnehme ich diese Notizen ohne Weiteres aus den Studien Tiraboschi's T. VI. p. 239 sq.

[2]) Pius II Asia cap. 71.

auf denen seine Kirche stand. „Des Bücherschreibens, spricht er im Geiste der zukünftigen Inquisition, ist nun kein Ende und Vieler Sinn ist verderbt, die in verkehrte Dogmen verfallen sind. Deshalb handeln diejenigen verständig, welche verdammte Bücher verbrennen und nicht Allen die Erlaubniß zum Schreiben geben.“ [1]) Hätte er gar die furchtbare Waffe gekannt, die den entfesselten Geistern schon wenige Jahre nach seinem Tode zu Gebote stand!

Wir sehen noch einmal nach Deutschland zurück. Erst gegen den Schluß des Jahrhunderts schoß die Saat des Humanismus hier, trotz der ungläubigen Verachtung der Italiener und trotz der Opposition eines Heimburg, in vollen Aehren empor. Nur des ersten Anstoßes hatte es von Italien aus bedurft, die Entwicklung war dann eine andre und selbstständige. Die gedruckten Exemplare der Classiker ersparten dem jungen deutschen Humanisten das mühsame Abschreiben, das Vergleichen der Codices, die hohen Bücherpreise, kurz Vieles von dem, was den Humanisten Italiens ihre Wissenschaft so anstrengend und kostbar, dafür aber auch so köstlich gemacht. Sich in den Besitz einer Bibliothek zu setzen, war nun die Sache eines mäßigen Aufwandes, nicht mehr eines Menschenlebens. [2]) Bücher machten den Lehrer entbehrlich: wer sich die Elemente der beiden classischen Sprachen erworben, half sich, wenn ihm überhaupt zu helfen war, auch unter ärmlichen Umständen allenfalls selber fort. Man bedurfte also nicht etwa italienischer Lehrer oder des Besuches einer italienischen Hochschule; die Alten selber waren die besten und billigsten Lehrer, in Deutschland dieselben wie in Italien.

Kaiser Maximilian ist der erste deutsche Fürst, in dessen Bildung der Anhauch des Alterthums bemerkbar ist, am deutlichsten in seinem lebhaften Interesse für Geschichte und Kosmographie. Hier könnte leicht der dreiundzwanzigjährige Aufenthalt des Enea Silvio am Kaiserhofe seine Frucht getragen haben. Aber bei den Gelehrten und Epistolographen des elsasser Kreises, einem Peter Schott, Johann Geiler von Kaisersberg, Jakob Wimpfeling, oder bei den Nürnbergern vermögen wir die Einwirkung des italienischen Geistes schon nicht mehr zu er-

[1]) Asia l. c.

[2]) Gleich der Erste, der uns von den in Rom gedruckten Büchern berichtet, Gaspar Veronensis (ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 1046) wundert *sich über die billigen* Preise der gedruckten Bücher.

kennen. Sie stehen schon ganz auf eigenen Füßen, daß heißt auf einem selbstständigen Studium des Alterthums. Noch eine Generation weiter und es treten uns Namen entgegen, die neben den gefeiertsten Namen italienischer Humanisten nicht mehr erbleichen, Rudolf Agricola, Johann Reuchlin, Konrad Celtes. Der deutsche Humanismus und der italienische haben Vieles gemeinsam, aber in einem Puncte weichen sie auffällig auseinander: die Frucht der classischen Studien war in Italien ein religiöser Indifferentismus, ja ein heimlicher Krieg der Ungläubigkeit gegen Glauben und Kirche, in Deutschland dagegen erwecken sie gerade eine neue Regsamkeit auf den Gebieten der Theologie und des kirchlichen Lebens. In der Opposition gegen das römische Papstthum und gegen die hergebrachte Formalgläubigkeit bildet der deutsche Humanismus kein unwesentliches, wenn auch nicht das tiefste Moment.[1]

In Ungarn bildete die Prälatur gleichsam eine Brücke zwischen den Eingeborenen des Landes und Italien. Ferner kamen hier die Hochschulen wohl deshalb nicht auf, weil, wer irgend konnte, doch lieber zu Cöln oder Leipzig, Prag oder Wien, ja in Frankreich und England, seit geraumer Zeit aber am liebsten wieder in Italien seinen Studien oblag. Die Neigung der beiden Völker, der Magyaren und der Italiener, war eine gegenseitige, obwohl es nicht leicht sein möchte, die verbindenden Elemente herauszufinden. Vielleicht lagen die Nationen einander örtlich und politisch fern genug, um Collisionen zu vermeiden, während doch der Ungar stets mit Frömmigkeit und Ehrfurcht nach den Gräbern der Apostelfürsten blickte und nach dem Lande überhaupt, in welchem einst die Sprache seiner Geschäftsführung und seiner Landtage als Muttersprache geredet worden, der Italiener dagegen mit freudiger Zuversicht auf die östliche Glaubensmauer gegen den Halbmond und die griechischen Schismatiker sah.

Gerade im Zeitalter des Humanismus war die Türkengefahr eine immer drohende und aufregende. Fast jährlich gingen ungarische Gesandte nach Rom, und römische Legaten weilten fast unausgesetzt in Ungarn. So fand die italienische Bildung leicht Eingang. Schon der

[1]) Ueber die spätere Geschichte des deutschen Humanismus findet man allenfalls Belehrung bei Meiners Lebensbeschreibungen ber. Männer u. s. w. 3 Bde. Zürich, 1795—97, bei H. A. Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung vornehmlich in Teutschland bis zum Anfange der Reformation. 3 Bde. Magdeburg, 1827—32, und am besten bei K. Hagen, Deutschlands literar. und relig. Verh. im Reformationszeitalter. 3. Bde. Erlangen, 1841—44.

große Joannes Huniady war von ihr berührt: so sehr ihn auch Staat und Krieg in Anspruch nahmen, hatte er doch für die Schriften eines Poggio Zeit und Neigung, und der Florentiner fand sich wiederum nicht wenig geschmeichelt, dem ruhmvollen Glaubensvertheidiger elegante Briefe schreiben und seine neuesten Werke übersenden zu können.[1]) Dionys Széchy, der 24 Jahre lang die Würde eines Erzbischofs von Gran bekleidete, zum Cardinal ernannt wurde und drei Könige von Ungarn krönte, hatte einst (1426) zu Padua seine Bildung vollendet.[2]) Er war vor Allem ein gelehrter Kenner der Rechte, aber zugleich ein Freund der Italiener und ihrer Sitte. Daß er sich indeß auch dem Humanismus genähert, wüßten wir nicht zu beweisen.

Der eigentliche Begründer der classischen Studien in Ungarn war Joannes Vitéz von Zredna, ein Mann von außerordentlicher Rührigkeit und Vielseitigkeit, der von Jugend an zugleich mit der Feder und mit dem politischen Leben vertraut, Alles, was er wurde und war, sich selbst verdankte und seine eigene rastlose Thätigkeit noch durch den Eifer krönte, mit dem er Andere zu fördern suchte. Obwohl von Hause arm, hatte auch er seine Studien in Italien gemacht, nicht nur die philosophischen und theologischen, die ihn zum geistlichen Stande vorbereiteten, sondern mehr noch die humanistischen. Er wurde Schreiber bei Joannes Huniady, dann (1447) Bischof von Großwardein, er leitete die Reichscancelei unter König Matthias und behielt die Functionen des Canzlers bei, auch als er 1464 zum Nachfolger Széchy's im graner Erzbisthum ernannt wurde. Man darf nur seine Staatsschriften und Briefe lesen, um das Vorbild der florentinischen Cancelei herauszuerkennen. Er war mit den politischen Mächten Italiens wie mit seinen literarischen Größen gleich bekannt und genoß bei letzteren hohe Achtung, zumal da er sie nicht selten mit Rossen, edlem Pelzwerk und Aehnlichem beschenkte. Mit Florenz unterhielt er stete Verbindung, hier ließ er emendirte Exemplare der Classiker, aber auch Uebersetzungen aus dem Griechischen und die Werke der Humanisten selber abschreiben. Sein Lieblingsgedanke war die Errichtung einer Hochschule in Ungarn, die zugleich ein großes Nationalinstitut sein und alle Zweige der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung, wie man nur sie in Italien betrieb, in sich vereinigen sollte. Er war es, der König Matthias zu allen

---

[1]) Poggio's Briefe an ihn im Spicileg. Roman. T. X epist. 10. 11.
[2]) *Schmitth* Archiepiscopi Strigon. T. I. p. 251.

den Unternehmungen angeregt hat, die diesem Fürsten den Lorbeerkranz mäcenatischen Ruhmes eingetragen haben. Ihm also gehörte die Idee zur ofener Nationalschule, in der großen Bibliothek auf der Burg zu Ofen bildeten die von Vitéz gesammelten Bücher die Grundlage, und auch in der Vorliebe für italienische Gelehrte und Dichter, Architecten, Maler, Bildhauer und Holzschnitzer ging er dem Könige voran. [1])

Unter den Jünglingen, die Vitéz auf seine Kosten nach Italien schickte, um auf dem classischen Boden das feinere Latein und die griechische Sprache zu erlernen, war sein Neffe, Joannes Cesinge, bekannter unter dem Namen Janus Pannonius als der geistreichste Dichter Ungarns in lateinischer Sprache. Als zarter Knabe wurde er von seinem Oheim nach Ferrara in die Schule des alten Guarino gegeben, der mit Vitéz von früher her befreundet war und unter seinen Zöglingen mehr als einen jungen Magyaren hatte. Dieser Joannes war der Stolz seines Lehrers, das Genie unter seinen Landsleuten. Man staunte, daß ein Nicht-Italiener es soweit bringen könne wie dieser Knabe [2]); nach vierjährigem Unterricht sagte der alte Guarino von ihm, er spreche Griechisch, als wäre er im alten Athen, und Lateinisch, als wäre er im alten Rom geboren. Im sechszehnten Lebensjahre zog er die Aufmerksamkeit durch beißende Epigramme auf sich. Die Markgrafen von Ferrara und Mantua ließen sich wohlgefällig von ihm ansingen; bei einem Besuche in Florenz wurde er von Cosimo de' Medici, Poggio und Argyropulos freundschaftlich aufgenommen. Noch nicht 25 Jahre alt, sehen wir ihn durch den Einfluß seines Oheims zum Bischof von Fünfkirchen gewählt und von Papst Pius II zwar ungern, aber doch mit Rücksicht auf seine ungewöhnlichen Talente bestätigt (1459). So kehrte der dichterische Bischof nun, mit griechischen und lateinischen Büchern, die er in Italien zusammengekauft, beladen und von seinen italienischen Freunden als ein Wunder gepriesen, nach seiner Heimath zurück. Aber mit seiner glänzenden Bildung brachte er auch

[1]) Pius II Europa cap. 2; Comment. in Anton. Panorm. III, 8; Aeneae Sylvii epist. Nicolao Hungaro v. 17. April 1453 im Cod. msc. 3389 der wiener Hofbibl. Vespasiano: Arcivescovo di Strigonia (Gran). Von Vitéz, Staatsbriefen, die er im Namen Huniady's und des Königs Matthias verfaßte, sind sehr viele bei Pray Annal. Reg. Hungar. gedruckt und bald, auch wenn sie die Cancelei-Signatur nicht führen, herauszuerkennen. Vergl. Fessler die Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen Th. IV. Bd. II. S. 1076. 1262. Th. V. S. 654 ff.

[2]) Denn Sogliono il più di questi oltramontani avere poco ingegno, so spricht der bescheidene Vespasiano nach, was eigentlich jedes Italieners Meinung war.

all die Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Frivolität, kurz all den moralischen Schmutz des italienischen Humanismus nach Ungarn herüber. Seine Landsleute wußten die zierlichen Verse des Dichters nicht zu schätzen, aber an den Schlüpfrigkeiten des Bischofs nahmen sie lebhaften Anstoß, und diesen entschädigten für solche Mißachtung nur seine Muse, sein Stolz und sein Ansehen am Hofe des Königs. Er hegte übrigens den guten Vorsatz, einst, wenn er alt sein würde, dem frivolen Spiel der Verse zu entsagen und ernstlicher an sein Seelenheil zu denken, doch war ihm ein höheres Alter nicht beschieden.[1])

Bekanntlich hat König Matthias eifrigst dazu beigetragen, die italienische Bildung nach dem Norden und Osten Europa's zu verpflanzen. Sein Musenhof bestand fast ausschließlich aus Fremden, zumal aus Italienern. Sie lehrten die freien Künste auf seinen Hochschulen, waren die geehrten und reichbeschenkten Schöngeister an seinem Hofe, standen seinen Bibliotheken vor, übten die Künste der Architectur und der Malerei, besangen ihn und schrieben seine Geschichte. Die Eingeborenen fühlten sich zurückgesetzt und um so weniger zum Nacheifer geneigt. Der Humanismus in Ungarn erscheint als ein fremdes Gewächs, das schnell eine künstliche Blüthe getrieben und dann seine Blätter abgeworfen hat.

Sporadisch und schwer nachzuweisen sind auch die ersten Anregungen, die der Humanismus in Polen geübt. Auch hier ist sein erster Jünger der erste Prälat des Königreichs, der Cardinal und Bischof von Krakau Zbigněw Olesnicky. Aber auf welchem Wege war dieser Geschmack an ihn gekommen? Hatte er in Italien studirt, hatte er vielleicht dem costnitzer Concil beigewohnt, oder begeisterte ihn Filelfo's Beredtsamkeit, der 1424 mit Cardinal Branda zu Krakau erschien, um das Hochzeitfest des Königs Wladislaw durch glänzende Reden zu verherrlichen? Oder empfing er von Wien aus, durch Enea Silvio, den ersten Anstoß? Er stand mit diesem in einem Freundschaftsverhältniß eigener Art: brieflich war es angesponnen und wurde brieflich ein Jahrzehent lang unterhalten, gesehen haben sie sich nie. Die erste Widmung eines wohlgeschriebenen Briefes, die Enea Silvio im Juli 1442 dem Cardinal darbrachte, fand bei diesem eine freund-

[1]) Da mir die betreffende Literatur, insbesondre die Werke des Janus Pannonius selbst, die 1734 zu Utrecht gesammelt erschienen sind, nicht zugänglich waren, verweise ich auf Vespasiano: Vescovo di Cinque Chiese und besonders auf Fessler a. a. O. Th. V, S. 669—679.

liche Aufnahme. Daß nun der Italiener die Gunst eines so reichen Prälaten nicht außer Augen ließ, daß er ihm eine politische Denkschrift widmete und später einen ganzen Band seiner Briefe zuschickte, daß er ihn mit reichlicher Schmeichelei köderte und außer Gegenschmeicheleien auch einen schönen Marderpelz dankbar in Empfang nahm, das Alles wundert uns nicht.[1]) Aber wir hören, daß der polnische Prälat, von Geschäften überhäuft, verstohlene Stunden der Nacht dazu verwendet, um diese Briefe zu studiren, deren Verfasser er einen neuen Cicero nennt, daß er seine Freude an der klaren und wohlklingenden Schreibweise hat, wir sehen, wie auch er nach feinen Gedanken hascht und als ein Schüler der classischen Beredtsamkeit erscheinen möchte.[2]) Wir besitzen von ihm mehrere Briefe politischen Inhalts, in welchen er in der That als ein gebildeter Mann und guter Stilist erscheint, sein Secretär Dlugoss theilt sie im dreizehnten Buche seiner polnischen Geschichte mit. Man könnte argwöhnen, der Secretär möchte den besten Antheil an diesen Briefen haben, aber man darf nur sein Geschichtswerk selber lesen, um sich zu überzeugen, daß Dlugoss höchstens einige classische Brosamen, die vom Tische seines Herrn abfielen, gesammelt hat und im Uebrigen der stilistische Barbar geblieben ist. Ueberhaupt schritt die humanistische Bildung in Polen sehr langsam vorwärts und hat, wie wir dasselbe von Ungarn bemerkten, der aufrischenden Verbindung mit Italien noch lange nicht und niemals ganz entrathen können.

---

[1]) Enea's Briefe an den Cardinal von Krakau v. April oder Mai 1443, vom 13. Septemb. 1445, vom 27. Octob. 1453. cf. Aeneas Sylvius de ritu, situ etc. Germaniae (Opp. edit. Basil., 1571. p. 1043).

[2]) Seine Antwort an Enea Silvio, dat. Krakau 10. Sept. 1453, handschriftlich im Cod. msc. 3389 (olim Salisb. 32 B) der k. k. Hofbibl. zu Wien fol. 181. Ich hebe einige die stilistischen Bestrebungen des Cardinals bezeichnende Worte heraus: Equidem si verba epistolarum illarum (von denen des Enea Silvio ist die Rede) ipsarumque contextum attendo, purgata ab omni umbrosa nodositate in morem lactis candidi nitent et placido claroque sensu in audientium aures fluunt etc. — Ego sane ex quo aliquid litterarum intelligere coepi, detestatus sum morem illorum, qui nescio qua persuasione ducti eam in dicendo et sententiarum suspensionem et verborum obscuritatem imitantur ut nonnisi ab attentissima mente quid velint intelligantur etc. — Novellum quemdam Ciceronem te dixerim etc. — Enea Silvio erwähnt (Europa cap. 25) vom Cardinal epistolas multo sale et Romana elegantia conditas. Olesnicky starb am 1. April 1455.

Siebentes Buch.

Die Erscheinungsformen und Tendenzen des italienischen Humanismus im Allgemeinen.

Es giebt wohl Geisterbewegungen, die ein Maß von Zeit durchlaufen oder auch räumlich ihre Grenze finden. Andre dagegen gehören, so weit unser Blick reicht, der Allgemeinheit an und scheinen berufen, ins Unabsehbare fortzuwirken, bald starke Erscheinungen zu zeugen, bald wieder in stiller Propaganda sich auszudehnen und in immer weiteren Kreisen ein Band um die Menschen zu schlingen. Sie werden gleichsam ein Eigenthum der menschlichen Gesammtbildung, der geschichtlichen Menschheit. So dürfen wir sagen, mit dem Zeitalter Nicolaus' V sei das classische Alterthum, das lange vergessene, wieder ein unverlierbares Gut geworden, welches keine Barbarei der Zeiten ins Grab zurückstoßen konnte. Selbst wenn Italien einer chaotischen Verwirrung anheimfiel, wie einzelne Pessimisten sie vorauszusehen meinten, so hatte bereits der Wind geweht, der die Saatkörner seiner humanistischen Bildung in andre Länder übertrug und ihre Fortdauer sicherte. Darum glauben wir mit dieser Epoche unsere Schilderung abschließen zu dürfen.

Mannigfache Persönlichkeiten und Gruppen sind bald gesondert, bald in ihren Verknüpfungen vorgeführt worden. Gingen wir bisher willig auf die Eigenthümlichkeit der Gestalten und Gestaltungen ein, so suchen wir jetzt die gemeinsamen Richtungen zusammenzufassen. Lernten wir bisher vorzugsweise die Humanisten jener Zeit kennen, so haben wir jetzt den sie alle belebenden Humanismus zu analysiren. Dabei *müssen* wir freilich voraussetzen, daß eine Anschauung bereits aus dem

Vorigen gewonnen ist und daß wir jetzt auf einer Höhe stehen, von welcher aus wir die Grenzen, die Beschränktheiten jenes Zeitalters erkennen können. Denn eine begeisterte Bewegung taucht jedesmal mit dem Schein einer unendlichen Perspective auf; erst wenn sie sich ganz entfaltet und bereits einer neuen Zeitwelle Platz gemacht hat, erreichen wir die nöthige Ferne, um sie als etwas Abgeschlossenes betrachten zu können. Dann freilich weicht von ihr der Zauber des Unermeßlichen, aber doch ist es einmal so: wir erkennen nur ganz, was wir eigentlich schon übersehen.

In verschiedenen Ländern trafen wir Männer an, die ein Interesse für die Studien des Alterthums, die Geschmack an den formellen Feinheiten des italischen Humanismus empfanden. Aber sie ergaben sich diesem Studium, dieser Bildung nicht als einem Lebensberufe, sie widmeten ihnen nicht ihre ganze Persönlichkeit, sie waren vom Humanismus mehr nur berührt und gefärbt. Eigentliche Humanisten, einen gemeinsamen Typus dieser Menschenclasse, einen humanistischen Stand mit gewissen gesellschaftlichen Formen gab es zu der Zeit, die wir beleuchtet, nur in Italien. Als die Schlüssel Petri bereits über die Alpen getragen waren und die Völker strebten, sich von der Einheit des hierarchischen Verbandes loszuringen, als die geistliche Weltherrschaft nur noch wie ein Echo fortlebte, da tritt Italien trotzdem noch einmal in den Vordergrund des geistigen Lebens und zwar mit der Erbschaft jener Zeiten, in welchen seine Imperatoren die Welt beherrscht. Es hat den Zugang zum Alterthum gefunden, es hat in dieser alten Welt eine neue entdeckt und durchforscht, es kann den andern Völkern wieder mit dem Bewußtsein eines mehrwissenden Lehrers entgegentreten. Was Wunder, wenn den Chorführern dieser Bildung Italien immer noch als das „Haupt Europa's und der kaiserlichen Monarchie", als die „Königin der Provinzen," als die „Lehrmeisterin der Völker" erscheint, wenn sie von den alten Römern als „unsern Ahnen" sprechen, wenn ihr Stolz gegen die „transalpinischen Barbaren" von Neuem die kräftigste Nahrung erhält. Petrarca hatte Paris, das gewerbthätige Flandern und einen Theil von Deutschland gesehen, in Frankreich erschien ihm die Barbarei noch in der gelindesten Form, aber je weiter er reise, sagt er, desto mehr bewundere er Italien, seine Heimath. [1]) Sobald er an den Norden denkt, ist ihm der Vergleich mit scythischer

[1]) Epist. rer. famil. I, 3.

Barbarei geläufig. Italien aber, das vielgespaltene, erscheint ihm durch seine edlere Bildung und durch das Andenken seines hehren Alterthums wieder als ein Ganzes, ein allgemeines Vaterland, gegen dessen Feinde er freilich nur die Klage und die Entrüstung, die Tage eines Marius und Cäsar aufzurufen weiß. [1]) Welches andre Volk könnte sich an geistiger Begabung mit diesem messen! Was Ausländer geleistet, ist entweder in Italien zu Stande gebracht oder sie haben es in Italien gelernt. Ist hier doch die Grundlage aller Bildung, die lateinische Sprache, heimisch; so findet sich denn auch Hoheit des Geistes und wahrhafte Moralität allein in Italien. [2])

Wir erinnern uns aus dem Vorigen manches Schlagwortes gegen die aufgeblasenen, windigen Griechen, die gefräßigen Engländer, die trunkvöllerischen Deutschen. So äußerte sich der spöttelnde Stolz der Italiener. Aber sie haben für diesen Stolz auch einen großsprecherischen Ton, in welchem sie sich wie im Rausche ergehen. Weil sich der Strom ihrer Beredtsamkeit aus dem alten Quell des cäsarischen Zeitalters nährte und ihn im majestätischen Schwalle sogar überbot, war den Rednern oft, als müßte auch die Macht und Kraft der alten Zeiten wiederkehren und Italien wieder einer Welt gebieten. Und ließ sich die Gegenwart wenig darnach an, so hofften sie auf eine Zukunft, in welcher die von ihnen erzogenen und mit dem Geiste des Alterthums großgenährten Fürsten ein neues Heldenzeitalter der Nation heraufbeschwören würden. Hätte man nur, wie es uns jetzt vergönnt ist, von der Pforte des Jahrhunderts bis zu seinem Ausgange sehen können! In seiner Mitte brach die Herrschaft von Byzanz, dem griechischen Rom, zusammen und das alte Hellas mußte zur Schmach der Christenheit unter dem Joche der Barbaren seufzen. Gegen den Schluß des Jahrhunderts verlor Italien den letzten Schimmer seiner Macht und zum großen Theil auch seine nationale Freiheit an Völker, die es schon nicht mehr Barbaren nennen durfte. Und diesen Fremden hat nicht jene „alte Tapferkeit" Widerstand geleistet, von welcher Petrarca in der berühmten Canzone Italia mia gesungen. Doch ist gerade in den abwärtslaufenden Zeiten einer Nation nicht selten ein wehmüthiges Ge-

[1]) Epist. rer. famil. VII, 1.

[2]) Petrarca epist. rer. senil. IX, 1 (Opp. p. 937); Apologia c. cujusd. Galli calumnias (Opp. p. 1179 sq.); epist. metr. III, 24, einen Hymnus, der seinem italienischen Vaterlande bei seiner Rückkehr aus Frankreich widmete.

fühl für ihre ruhmvolle Vergangenheit vorherrschend, eine gleichsam träumerische Vaterlandsliebe, die im ohnmächtigen Schlummer sich die Heldentugend und den Schlachtenmuth der Ahnen zurückruft. Als die Unkraft Italiens schon die fremden Heere über die Alpen lockte, spielte sein kindischer Stolz noch mit Costüm und Maske der alten Römerhelden.

Dem nationalen Stolze entsprach das persönliche Selbstgefühl derer, die in sich die Wiedererwecker der glorreichen Vergangenheit, die Leuchten ihrer Zeit und die Propheten der Zukunft sahen. Wir sprachen oben von Petrarca's grenzenlosem Hochmuthe, wir wiesen den moralischen Gesichtspunct seitwärts und betrachteten jene Eigenschaft als Phänomen, welches fast nothwendig zur Gestalt des Mannes gehört. Von dem, was bei Petrarca im geheimnißvollen Widerstreit der Gefühle aus dem Grunde des Herzens gährend emporquoll, haben seine Nachfolger nur einige Tropfen aufgehascht, mit denen sie wie mit Seifenblasen spielend umherwarfen. Seine heiße Sehnsucht nach dem Ruhme haben sie nie als ein wühlendes und bohrendes Gefühl empfunden, so blieben ihnen nur seine kleinen Eitelkeiten und Dünkelhaftigkeiten. Leben und Schreiben, die er zur Eintracht bringen wollte, gingen bei ihnen immer mehr auseinander; das „Erkenne dich selbst", ihm der Inbegriff einer neuen und tiefen Weisheit, wurde bei ihnen wieder zur geringen Phrase. Sie glaubten bereits heimisch zu sein in dem Gebiete, das er entdeckt, aber sie hausten darin wie in dem neuen Welttheile, den Columbus gefunden, die spanischen Räuber. So erscheint denn, was an Petrarca immer noch groß und erstaunlich genannt werden mag, an ihnen oft kleinlich und lächerlich. Bald wuchs ihr Selbstgefühl unter den Reibungen und literarischen Kämpfen, die sie gegen einander führten, bald durch die Schmeicheleien, die sie einander als Freunde darbrachten. Am meisten aber verzog sie die Bewunderung, die ihnen ihr Zeitalter so willig und so ungemessen entgegenbrachte. Staatsämter und Gesandtschaften gaben ihnen gesellschaftlichen Rang, Hofleute beugten sich vor ihnen, Fürsten und Cardinäle drückten ihnen freundschaftlich die Hand. Sie waren die Zier des Ortes, in dem sie geboren, die Merkwürdigkeit der Stadt, in der sie lebten. Man erkaufte ihr Wort und ihre Feder durch Protection und Geschenke; denn ihre Schriften waren die Herolde des Ruhmes oder des Tadels und bestimmten das Urtheil der Nachwelt. Sie fühlten sich als die Herren der öffentlichen Meinung.

Im Jahre 1392 hatte Carlo Malatesta, Herr von Rimini, die Statue Virgils vom Marktplatze zu Mantua entfernen lassen, als er die Stadt erobert und gerade übler Laune war. Er meinte, Heiligen gebührten Statuen, nicht heidnischen Dichtern, nicht Männern wie Virgilius, der ein Possenreißer gewesen wie alle Poeten, nicht Männern wie Cicero, der ein windiger Rechtsanwalt gewesen. Niemand wagte dem harten Kriegsführer zu widersprechen, nur Pier-Paolo Vergerio, der Humanist, richtete eine scharfe Invective gegen diese Rohheit, die mit rechter Lust gelesen und verbreitet wurde und den Condottiere bitterer brandmarkte, als eine Niederlage oder ein Verrath es hätte thun können. Die Statue wurde wieder aufgestellt; der Malatesta schämte sich, lernte selbst Verse machen und hielt darauf, für einen Mann von Bildung zu gelten. [1])

Selbst Päpste fühlten sich unter diesem Einfluß, ja mehr als andre Fürsten, weil ihre Herrschaft vom öffentlichen Urtheil am meisten bedroht war. Eugen IV, der Bullen und Heere oft mit eigensinniger Kühnheit aussandte, soll gesagt haben, man müsse an diesen Humanisten nicht nur ihre Gelehrsamkeit lieben, sondern auch ihren Zorn fürchten; denn man beleidige sie selten ungestraft. [2]) Sein Nachfolger Nicolaus V ist durch den Weihrauch der Huldigungen über die Maßen verklärt worden, weil er mit immer voller Hand Aemter, Geld und Gnaden unter jene Männer auswarf. Und wie lange hat Paulus II nur deshalb im Rufe eines Barbaren gestanden, weil er den Platina einkerkern und foltern ließ und weil dieser dafür in der Lebensbeschreibung des Papstes Rache nahm.

Ist es ein Wunder, wenn die Repräsentanten der schönwissenschaftlichen Bildung mit dem Gefühl einhergingen, als müßten nothwendig alle Augen auf sie gerichtet sein, wenn sie mit einer Zuversicht von sich selber, von der Ewigkeit ihres Namens und ihrer Werke sprachen, als sei ein Zweifel daran ein Frevel? Man denke an Bruni und Marsuppini, an Poggio und Valla. Wahrhaft groß aber in seiner

---

[1]) S. oben S. 264. Facius de vir. illustr. p. 9. Mehus Vita Leon. Bruni p. XXXVIII. Die Invective selbst, fälschlich dem Guarino zugeschrieben, b. Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 868 sq., unter Vergerio's Namen bei Muratori Scriptt. T. XVI p. 215. In einem Codex der Ambrosiana ist sie datirt: Boneniae XIV. Kal. Octobris 1392 (ibid. p. 112).

[2]) Aegidius Viterbiensis bei Ciaconius Vitae et res gestae Pontif. *Roman. T. II. p.* 885.

Selbstgefälligkeit, der leibhaftige Typus aller Ruhmrednerei ist der unsterbliche Francesco Filelfo. Als ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, wie er zu Vorlesungen über Redekunst und Moral nach Florenz gerufen und mit großen Ehren empfangen war, meinte er in freudigem Stolze, selbst die Steine in Florenz, wenn sie nur reden könnten, müßten sein Lob verkünden.[1] Und als Greis von achtzig Jahren, in der That durch andre Talente längst überflügelt, sagte er immer noch mit derselben Würde, es gebe einmal in der Welt nur einen Filelfo. Sollte ihn wirklich Virgilius in der Kunst des Verses übertreffen, so war Virgilius doch kein oder ein mittelmäßiger Redner; sollte Cicero ihm ja in der Schönheit der Prosa vorgezogen werden, so war Cicero doch kein Dichter in Versen. Zugleich in griechischer wie in lateinischer Sprache zu schreiben und zu dichten vermochte weder Virgilius noch Cicero; das kann allein der Filelfo.[2]

Mancher der damaligen Gelehrten und Dichter hat sterbend, wie ein guter Christ an das Jenseits glaubt, ebenso freudig und fest an die Ewigkeit seines Nachruhmes geglaubt. Und doch spielt sein Name jetzt in der Literaturgeschichte eine gar kleine Rolle: der Forscher sieht und überschlägt ihn; im Munde der Welt, auch der gelehrten, ist er längst nicht mehr. Seine Briefe und Reden werden vielleicht noch einmal von gleichgültiger Hand durchblättert, ob sich nicht Notizen darin finden, zu andern Zwecken brauchbar, seine Gedichte, so schwungvoll er gleich im ersten den kastalischen Quell und alle Neun anrief, verrotten unbeachtet in irgend einem Büchersaal. Filelfo's Epigramme, ja sogar seine Sforziade, in welcher er sich und so viele gute Freunde, die ihn beschenkt, unsterblich wähnte, hat die undankbare Nachwelt nicht einmal der Veröffentlichung durch den Druck werth gehalten, und wenn sich Einer hinter das staubige Papier machte, so sagte er nur den Andern, wie schaal und trivial, wie gemein und unfläthig und welch' ein eitler Narr der Dichter gewesen sei.

---

[1]) Sein Brief an Niccoli v. 13. April 1433.

[2]) So besingt er sich in Lib. IX de jocis et seriis bei **Rosmini** Vita di Filelfo T. III. p. 149:

> Quod si Virgilius superat me carminis ullis
> Laudibus, orator illo ego sum melior.
> Sin Tulli eloquio praestat facundia nostro,
> Versibus ille meis cedit ubique minor.
> Adde quod et lingua possum haec praestare Pelasga
> Et Latia. Talem quem mihi des alium?

Wo liegt der Grund dieses Widerspruches? Zu allen Zeiten haben Schriftsteller die Bedeutung ihrer Geisteswerke überschätzt, aber wohl zu keiner Zeit sonst sind literarische Namen so hoch gefeiert worden, die schon nach einem Jahrhundert so tief in Mißachtung und Vergessenheit sinken sollten. Das Mißverhältniß liegt offenbar mehr in der Sache als in den Persönlichkeiten.

Die einseitige Beschäftigung mit dem Alterthum machte die Jünger desselben in gewissem Sinne alle zu Idealisten und Schwärmern. Sie maßen die Größe ihres Geistes nach dem Großen, welches er aufzunehmen und zu hegen im Stande war, nicht nach seinen Leistungen. In diesen leitete sie ganz der Trieb der Nachahmung. Er ist immer ein beschränkter und kindischer, das aber läßt die Begeisterung den Nachahmenden nicht empfinden. In der That konnte das Alterthum doch nur ein Bildungsstoff, nicht ein Lebenselement werden, seine Kenntniß konnte die Geister in vielseitigerer Weise erziehen, als sie bisher erzogen worden, aber sie konnte die modernen Herzen nicht schlagen machen, wie das Herz eines plutarchischen Helden oder eines livianischen Altrömers geschlagen haben mochte. Das Studium und das wirkliche Leben dieser Alterthumsverehrer mußten in einen wunderlichen Conflict gerathen.

Das Alterthum wie das Christenthum bringt eine richtige Erziehung dem kindlichen Gemüthe von ihren Ursprüngen her bei, jenes von den Zeiten der grauen Sage, dieses in seiner einfachsten Gestalt, in dem naiven Berichte vom Leben und Sterben des Erlösers. Für das Kind sind die Thaten und Leiden der Helden Homer's und der tragischen Gestalten des hellenischen Mythus eine gesunde Nahrung, gleichwie die Evangelien uns dem Christenthum am unmittelbarsten zuführen, nicht die lehrhaften Schriften der Apostel. Nun aber hat die Neubelebung des Alterthums in ihrem Verlaufe fast gerade den umgekehrten Weg eingeschlagen. Man begann mit dem gealterten Römerthum, vor Allem mit seiner Philosophie, mit der marklosen Geschmeidigkeit Cicero's, mit Seneca's prunkenden Sentenzen. Kamen dazu noch Stücke aus Boethius und den Schriftstellern der Kirche, so wurde der Mischteig der Lebensweisheit dadurch zwar mit etwas Christenthum versetzt, aber an jugendlicher Gährungskraft gewann er nicht. Der moralphilosophische Tractat wurde zuerst und blieb für lange Zeit die Lieblingsgattung, in welcher sich die Humanisten seit Petrarca bewegten. In Reden und Briefen tönten immer die alten Schlagworte durch von

der Tugend und vom höchsten Gut, von der Hinfälligkeit alles Irdischen und vom Ruhm, von Freundschaft und Haß, von Krankheit und Alter. Die Philosophie der Römer hatte schon zu den Zeiten Cicero's und Seneca's selber keinen erfrischenden Einfluß auf das Leben geübt, sie war doch immer nur eine Popularisirung griechischer Systeme, sollte sie nun in ihrer aufgewärmten Gestalt große Staatsmänner und würdevolle Märtyrer der Wahrheit heranbilden? Mit der beliebten Redekunst ging es ähnlich: über Cicero hinaus gelangte man bald zu den panegyrischen Reden der Kaiserzeit, in denen das grellste Pathos, Schmeichelei und Unsinn wetteifern. Die hellenische Literatur, die Mutter der römischen, lag noch lange in tiefem Dunkel, auch als ihre Sprache bereits Tausenden bekannt war. Homer und die Tragöden Athen's, Demosthenes und Lysias waren verehrte Namen, in ihre Werke aber drang noch niemand mit einer Spur von Gefühl oder Verständniß ein.

So standen das Gold und die Schlacken des Alterthums ziemlich in gleicher Schätzung. Wenige scharfe Geister ausgenommen, verfuhr man meistens nicht kritischer und geschmackvoller als die Theologen und Juristen, denen man doch das Aufthürmen eines wüsten Krames zum Vorwurf machte. Der Ausspruch irgend eines hellenischen Naturphilosophen, dessen Cicero gedenkt, wurde unter demselben Gesichtspuncte betrachtet wie etwa eine Sentenz des Boethius; Moses und Kyros mußten so gut als Vorbilder der Tugend dienen wie Alexander von Makedonien oder der Kaiser Trajanus. Dieselben Männer, die sich mit stolzem Bewußtsein von der bisherigen Autorität der Kirche und der Scholastik losrangen, huldigten der des Alterthums nicht minder befangen und knechtisch.

Wie kindisch ist ferner das Bestreben, die politische und die moralische Welt nach dem Muster des Alterthums zu reformiren. Es begann wie eine Spielerei, indem man die alten Namen und Bezeichnungen hervorsuchte. Rom wurde wieder zur Urbs, seine Engelsburg zum Grabmal Hadrians. Den Papst nannte man am liebsten Pontifex maximus, das Cardinalcollegium den heiligen Senat; die Gonfalonieri und Rettori der Städte wurden zu Consuln und Prätoren. In den Provinzen des Kirchenstaates tauchten die Sabiner, Umbrer und Picenter wieder auf, der Ackerbauer der Campagna wurde zum Marser oder Herniker, in Savoyen hausten wieder Allobroger und am genuesischen Busen Ligurer. Der gelehrte und ein wenig pedantische Flavio Biondo

geräth oft nicht wenig in Verlegenheit, wie er die barbarischen Ausdrücke seiner Zeit in Cäsar's und Livius' Sprache übertragen soll. Manche Umtaufe, sagt er, würde man selbst bei Wiederlesen der eigenen Schrift nicht mehr verstehen, und doch erregten die modernen Ausdrücke Aerger und Ueberdruß, so daß man sich ihrer nicht gut bedienen könne. [1]) Andre verfuhren bei dieser Namengebung mit genialer Willkür.

Auch die Menschen sollten andre werden, besonders die Fürsten und Staatsmänner, von welchen die alte Geschichte am meisten zu erzählen weiß. Blieben sie, wie sie waren, so phantasirte sie sich der Alterthümler mit heroischen Zügen aus, die er aus Plutarchos und Valerius Maximus gelernt. Von einem Markgrafen von Mantua sagt er, das Glück habe ihn nicht zu frevelhaftem Uebermuthe verleitet und das Unglück nicht gebeugt, von einem Papste rühmt er, er habe Hunger und Durst mit Gleichmuth ertragen. Wenn zwei Condottieri gegen einander im Felde liegen und nichts weiter geschieht, als daß der Bauer den Soldaten füttern muß, werden die Führer dem Geschichtschreiber dieses Krieges zu Hannibal und Scipio. Das war nicht etwa ein jugendliches Wesen, welches nur den Anfang des Humanismus gezeichnet hätte. Selbst Macchiavelli, der kein bloßer Stubengelehrter war und die Politik eines Cesare Borja zu schätzen wußte, findet es doch im Fürstenspiegel wie in den Discursen über Livius ganz natürlich, den Dynasten seiner Zeit Theseus und Romulus als Vorbilder hinzustellen. Im vollen Ernste empfiehlt er die Nachahmung großer Männer; erreiche man auch nicht ihre ganze Hoheit, so doch wenigstens einen Duft derselben. [2]) Von den großen Männern selbst aber hat er sich aus seinen Classikern ziemlich schülerhafte Vorstellungen gemacht. Die Wenigen, die thöricht genug waren, mit der classischen Schwärmerei Ernst zu machen, sind traurig daran gescheitert. Cola di Rienzo, der anfangs auf dem Capitol ein Volk von alten und freien Römern um sich zu sehen meinte und einen Brutus in sich fühlte, wurde darüber zum Theaterhelden und da er von der Rolle nicht lassen konnte, zum Narren. Sein Nachfolger, der nach hundert Jahren den römischen Freiheitstraum träumte, Stefano de' Porcari, war an Schulden und Wüstheit allerdings ein Catilina, aber nicht an Energie und Muth;

[1]) Fl. Blondi Historiarum ab inclinat. Roman. Dec. III. Lib. I. in princ.
[2]) *Principe* cap. VI.

auch er nahm ein elendes und feiges Ende. Noch manche Gestalt in der Weltgeschichte, die so nach einem heroischen Muster ihr Leben einrichtete, ist zur Caricatur geworden. Aber die damaligen Fürsten Italiens gingen damit nicht so aufrichtig zu Werke: sie nahmen den alterthümlichen Weihrauch hin und blieben dabei doch sehr vernünftig und nüchtern, der eine als guter Geldwirth, der andre als Liebhaber einer gefahrlosen Jagd, dieser ein kleinlich berechnender Politiker, jener der galanteste Cavalier seines Hofes; sie ließen sich von den Hofpoeten besingen und beschmeicheln und blieben gegen die Poesie meistens doch so kalt wie Augustus, ihr Vorbild.

Ungleich tiefer wurzelten die classischen Phantome bei denen, die sich berufsmäßig und unausgesetzt mit ihnen beschäftigten, bei den Humanisten selber. Wort und Wirklichkeit, Schein und Sein standen hier im eigenthümlichsten Widerspruch. Es liegt ein Zug von Donquixoterie in diesen Männern; die Aehnlichkeit ist auch Cervantes, zu dessen Zeit Spanien derselben Bildung huldigte, wie Italien etwa in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, am wenigsten entgangen, man vergleiche nur die Vorrede zu seinem unsterblichen Werke.

Der Widerspruch drang am tiefsten in die sittliche Sphäre ein; denn in ihr giebt sich der Mensch am leichtesten den Selbsttäuschungen hin und sucht auch am meisten den Schein vor Andern. Eine neue Welt war in der Lebensphilosophie der Alten aufgegangen, ungleich vielseitiger und bequemer als die unerbittliche Moral der Theologen und Asketen, geistreicher und reizender als die schwerfälligen Systeme der Doctrinale, Summen und Spiegel. Und das war eine Weisheit, von welcher das unliterarische Volk keine Ahnung hatte, eine neue Religion ausschließlich für die geistige Aristokratie. In ihren Schriften haben sich fast alle Humanisten zur stoischen Lehre bekannt. Sie hatte den großen Vorzug, sich den christlichen Sittenforderungen gar leicht anzuschließen und mithin keinen Anstoß zu erregen wie jene beiden Sätze, in denen man Epikur's System zu erschöpfen meinte, daß nämlich die Lust das höchste Gut sei und daß es keine Unsterblichkeit der Seele gebe. Die gefeierten Tugendhelden des Alterthums hatten nach damaliger Meinung alle am Scheidewege des Hercules gestanden und waren dann an Zenon's Hand der Unsterblichkeit zugewandelt. Auch hatte die Stoa den Zauber einer großen Geschichte für sich, am meisten aber gefiel es, daß in ihr die Blumen der Redekunst so berauschend dufteten und der Donner der Worte so prächtig wiederhallte. Sie

war recht der Ort für die stolze Phrase, und die rhetorische Kunst war ja wieder der erste Liebling der neueren Humanisten, wie sie der letzte Liebling der Völker des Alterthums gewesen.

Ueberall wird man finden, daß Menschen, welche die Kunst des Wortes als Beruf und erste Beschäftigung üben, gar leicht verwechseln und durcheinanderwirren, was ihrer Persönlichkeit zu Eigen gehört und was sie nur als angelernten Stoff besitzen. Sie reden sich, wie man sagt, ins Zeug. Der Prediger meint bald so gottselig zu sein als seine Worte. Der politische Redner oder Schriftsteller glaubt begeistert für seine Sache zu sein, weil er begeistert sprechen kann. Der Schauspieler fühlt ein edles Künstlerherz in sich schlagen, weil sein Mund der Herold des Kunstwerkes ist. Der Musiker dünkt sich ein Held in der Empfindungskraft, weil er dem Anempfundenen Ausdruck zu geben weiß. Und doch ist noch lange nicht unser sittliches Eigen, was unser Geist zu fassen und in Worten zu gestalten vermag. So unerbittlich prüfen Wenige ihr Herz, ihr liebes verzogenes Kind, daß sie ihm nicht diese oder jene Selbsttäuschung hingehen ließen und die bessere Einsicht auch für den besseren Willen nähmen. Auch vergleicht sich die eigene Gesinnung schwer mit den eigenen Gedanken: nur am Beispiel Andrer können wir lernen, wie sie zu sondern sind. Unsre Gelehrten nun waren wie geblendet von der Hoheit und Schönheit der neuen Welt, in der sie sich bewegten und deren Essenz sie in Wort und Schrift von Neuem darzustellen wähnten. Die neue Anschauung konnte unmöglich sogleich eine nüchterne, der neue Genuß sogleich ein verständiger sein. Sie griffen zuerst nach dem Flittergolde der Rhetorik, welches sie im Grunde so wenig glücklicher machte wie das Gold von Peru und Mexico die spanischen Abenteurer. Sie fühlten die Tugend, die Virtus als ein hohes Ideal und die verschiedenen Tugenden auch schon tief in ihren Busen gepflanzt, weil sie mit Cicero's Geläufigkeit und Seneca's feierlichem Ernste darüber zu reden gelernt. Diesen Irrthum gewahren wir mit Verwunderung auf jeder Seite ihrer Schriften. Der Leser, der sich von der Möglichkeit solcher Selbsttäuschungen schwer überzeugen kann, sei zumal auf die Werke Poggio's, Filelfo's und Valla's hingewiesen, die überhaupt die ausgeprägtesten Typen des Humanismus sein dürften. In vollem Ernste meinten diese Philosophen die Güter der Welt gering und die des Geistes und des Jenseits desto höher zu achten, wenn sie ein Dutzend Gemeinplätze solches Inhalts aus den Classikern und der Bibel mit einem Dutzend Beispielen aus der profanen

und heiligen Geschichte aufzureihen wußten. Sie glaubten das Lob der Bescheidenheit im vollsten Maße zu verdienen, wenn sie einmal von sich in den wegwerfendsten Ausdrücken sprachen und keine Ehre zu verdienen behaupteten. Sie fühlten sich durchaus demüthig, fromm und gottergeben, wenn sie bei Gelegenheit auch reden konnten wie der heilige Augustinus. Ja sie wähnten in der That recht ehrliche und aufrichtige Naturen zu sein, wenn sie dem Geschmeichelten ihre Aufrichtigkeit zu versichern und die Heuchelei als ein abscheuliches Laster darzustellen verstanden.

So war denn in diesen schöngeistigen Kreisen die Sittlichkeit dem einfachen Gewissen völlig entrückt und in eine Welt des Scheines versetzt. Wohl kam es, daß Einzelnen in lichten Augenblicken einmal halb die Besinnung wiederkehrte und daß wir dann wenigstens in der Form allgemeiner Beobachtungen Geständnisse hören, wie sie mit wenig Gewinn aber mit höherem Muthe schon Petrarca zu machen versucht. Da heißt es denn: „Mit dem Worte philosophiren Viele, im Leben selbst äußerst Wenige." — „Obwohl die Menschen selten so leben wie sie schreiben, wissen sie doch, daß sie so leben sollten." — „Die Meisten wollen lieber scheinen als sein. Sie begehren nicht die Frucht der Tugend, sondern die Schmeichelei für ihre vorgestellte Tugend." — „Die Mehrzahl der Menschen hat ein gemachtes und geschmücktes Wesen, die Meisten wollen lieber gut erscheinen als sein." — Aber das Sein ist dürftig und unvollkommen, der Schein schillernd und in süße Irrnisse verlockend; wer sich einmal wohl gefühlt in seinen Wellen, stürzt sich immer wieder hinein.

Macchiavelli stellt fünf Tugenden auf, die ein Fürst immer im Munde führen, deren Schein er sorgfältig wahren soll: er möge liebevoll, treu, leutselig, religiös und aufrichtig erscheinen.[1]) Ein Jeder, fügt er hinzu, sieht, was du scheinst, Wenige merken, was du bist, und diese Wenigen kommen gegen die Menge nicht auf. Wir erschrecken über diese Moral, mehr noch über die Schaamlosigkeit, mit der sie ausgesprochen wird. Dennoch war unter den Humanisten, auf denen eben Macchiavelli's Bildung steht, der Schein längst ein Axiom der Sittenübung und einzelne Aeußerungen, wie sie uns im „Fürsten" frappiren, finden wir bei den Vorgängern seines Verfassers unzählig; nur treten sie hier noch verschleiert und ohne volles Bewußtsein auf, während der

---

[1]) Principe cap. XVIII: pietoso, fedele, umano, religioso, intero.

ordnende Kopf des Florentiners sie zu einem systematischen Ganzen fügt. In die Denkweise dieser Blüthe der italienischen Gesellschaft muß man eingeweiht sein, um die weltgeschichtliche Bedeutung zu verstehen, welche die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, aus deutschem Gemüthe wiedergeboren, erlangt hat.

Um den Mundphilosophen und Federstoikern ihr wirkliches Leben gegenüberzustellen, dürften wir eigentlich nur auf die Züge hinweisen, die im Obigen von ihnen erzählt sind. Wir gedenken hier auch nicht ein Register einzelner Sünden hinzuzufügen, wollen uns aber doch bei den obigen drei Repräsentanten des Humanismus gerade jene Eigenheiten kleinlicher und gemeiner Geister zurückrufen, die gegen ihre glänzenden Tiraden am grellsten abstehen. Poggio, der einen Tractat über den Geiz schrieb, war selber geizig, zugleich neidisch und bissig: beides war Valla in demselben Grade, zugleich ein elender Schmeichler. Filelfo, der von der Katheder die Moralphilosophie zu lehren pflegte, war ein Wüstling, ein unverschämter Bettler; im hündischen Schmeicheln fand er nur in Valla, im niederträchtigen Verleumden nur in Poggio seinen Meister.

Was hatten also diese Lehrer der Menschheit, diese Priester einer neuen Moral an sich selber erzogen? Wozu führte all jenes Schönthun mit antiker Tugend? Durch den blendendsten Schein ist nie Tüchtiges und Dauerndes entstanden, gleichwie ein nachgeahmtes Strahlenlicht, vom Chemiker erzeugt, nimmer die treibenden Kräfte der Erde wachruft.

Wie eine Verbindung unter den Humanisten, eine Gelehrtenrepublik durch das Verhältniß der Lehrer zu ihren Schülern und der Schüler unter einander, mehr aber noch durch ihre Gruppirung in den republicanischen Hauptstädten und an den Höfen entstand, dürfen wir hier um so weniger darlegen, da dieser Gesichtspunct in den obigen Schilderungen gerade der leitende war. Mit wie stolzem Gefühl der Selbstständigkeit traten diese Schöngeister aus der Schule in das Leben hinaus, wie erhoben sie sich über diejenigen, die dem Brodstudium der Rechte oder der Heilkunst obgelegen! Sie dienten der freien Wissenschaft und diese konnte ihnen Rang und Stand neben den Großen der Welt erwerben. Nach der Geburt, ob sie eine niedre oder gar unehren-

hafte gewesen, fragte den Gelehrten niemand. Von den meisten, deren Lebensumstände wir sonst ziemlich genau kennen, wissen wir doch nicht, wer und was ihre Aeltern waren. Bei andern deckt es der schmähsüchtige Gegner auf und lügt wohl noch dazu. Valla warf dem Bartolommeo Fazio vor, sein Vater sei Schuhmacher gewesen und habe am ligurischen Ufer die Fischer bedient. [1]) Filelfo's Vater verdiente sein Brod, wenn wir Poggio Glauben schenken dürfen, im Schweiße des Angesichts als Tagelöhner, die Mutter empfing den Sohn im Ehebruche und noch dazu von einem Priester. [2]) Mochte das wahr sein oder nicht, Fazio und Filelfo bewegten sich an ihren Höfen wie geborene Edelleute, kein Nobile trug das geringste Bedenken, mit ihnen auf gleichem Fuße zu verkehren. Je mehr die Kirche, überall schon auf weltliche Stützen bedacht, bei ihren höheren Würdenträgern auf edle Geburt und vornehme Verbindungen zu sehen begann, desto mehr flüchtete sich das Princip der Geburtsgleichheit und der Aristokratie des Talentes in die Kreise der Wissenschaft.

Die Lehrer an den Universitäten gehörten zum guten Theile dem Stande der Religiosen oder des Klerus an; die theologischen, kanonistischen und philosophischen Lehrstühle waren gewöhnlich im Besitze von Dominicanern oder Minoriten. Unter den bedeutenderen Humanisten wüßten wir nur zwei Ordensmänner zu nennen, den Camaldulenser Traversari und den Minoriten Antonio da Rho; vom Uebertritt eines Humanisten ins Kloster ist uns nur ein einziges Beispiel bekannt, das des Maffeo Vegio. Sehr viele dagegen haben eine Priesterweihe auf sich genommen, die einen nur vorläufig und in früher Jugend, die andern, um sich zur Uebernahme von Pfründen und Canonicaten, auch allenfalls zur höheren geistlichen Laufbahn zu eignen, manche auch, um nach genossener Jugend im geistlichen Stande eine bequemere Zuflucht zu finden. Nicht wenige streiften den geistlichen Charakter wieder ab, sobald sie die Lust zu heirathen anwandelte oder wenn sie durch ein bürgerliches Amt wohl versorgt wurden. Es gehörte dazu eine Dispensation; die Humanisten erlangten sie leicht, theils durch gute Freunde an der Curie, theils weil man ihrem Stande an sich einige Nachsicht schuldig zu sein glaubte. Poggio steht sogar in dem Verdacht, daß er

---

[1]) Valla Invect. in Bart. Facium Lib. I (Opp. p. 460).

[2]) Poggii Invect. III in Philelphum (Opp. p. 176) et in Facet. (Opp. p. 470).

sich um eine Dispensation nicht einmal bemühte, als er die Buondelmonti freite; denn Priester war auch er.

Wir haben mehrere der angesehensten Humanisten als Universitätslehrer angetroffen. Doch unterschieden sie sich noch sehr von den eigentlichen Magistern. Sie lehrten nur vorübergehend, um Geld zu erwerben, verpflichteten sich auch gewöhnlich nur auf ein oder ein paar Jahre und zogen dann weiter, wenn sie die schönsten Früchte ihrer literarischen Berühmtheit eingeerndtet. Eine langjährige Wirksamkeit an einer Hochschule hat vielleicht nur Guarino aufzuweisen. Immer von Neuem die Regeln ihrer rhetorischen Kunst vorzutragen und mit den Schülern zu üben oder ihnen die Elemente der griechischen Sprache beizubringen, war wenig nach ihrem Sinn. Das Verlangen nach einer möglichst freien und unabhängigen Stellung, die schon Petrarca so hoch geschätzt hatte, blieb auch seinen Nachfolgern eigen. Da sie indeß der Mehrzahl nach arm waren und sich auch oft einer zahlreichen Familie erfreuten, mußten sie doch wieder an ein gesichertes Unterkommen denken. Beneidenswerth war das Amt eines Hofdichters und Festredners, der nebenbei den Fürsten unterhielt und vielleicht auch die fürstlichen Kinder unterrichtete. Aber dieses glückliche Loos war nur Wenigen beschieden. Die Andern mußten sich mit Canceleistellen begnügen, die zwar an sich beschwerlich sein mochten, aber in der Staatsverwaltung einen angesehenen Rang, in Rom für den Unverehelichten auch gute Aussichten etwa auf ein Bisthum gewährten.

Ein umschlingendes Band, welches die Humanisten, lebten sie gleich räumlich von Venedig und Genua bis nach Neapel hin zerstreut und waren einzeln auch ins Ausland versprengt, doch wieder vereinigte und das Bewußtsein einer gemeinsamen Gelehrtenrepublik unter ihnen wach erhielt, war ihre Epistolographie. Hier gewann sich die Subjectivität der Schriftsteller, in ihren Compositionen und Uebersetzungen mehr zurückgedrängt, Spielraum und Recht. Wer aus dem stillen Studirzimmer kaum das Tageslicht sah, trat doch, eine Fülle von Briefen aussendend und empfangend, mit seinesgleichen und mit dem Treiben der Welt in unausgesetzte Verbindung. Doch wurde der Brief, das natürliche Bindemittel, welches zunächst den persönlichen Umgang ersetzen soll, unter den Händen der Wortkünstler zum Kunstwerk und ging somit weit über seine eigentliche Bestimmung hinaus. Von vertraulicher Mittheilung war nun bald wenig mehr zu spüren; denn man *adressirte den* Brief zwar an eine Person, richtete ihn aber an das

literarische Publicum. Man schrieb ihn mit dem Bewußtsein, daß er Freunden vorgelesen, copirt, kritisirt und sorgfältig bewahrt werden würde, ja man behielt wohl selber den Entwurf oder ließ die Schreiben vor der Absendung copiren, um sie einst leichter sammeln und herausgeben zu können. Waren Cicero's Briefe für die Nachwelt der Gegenstand eines eifrigen Studiums und der Bewunderung geworden, warum sollte man nicht einst auch unter Filelfo's und Poggio's Werken die Epistolä aufzählen. Sie wurden für die Ewigkeit geschrieben und für alle Völker weithin, wo nur die Sprache des alten Latium bekannt war. Bei Dingen, die man nicht verbreitet, nicht, um Filelfo's Wort zu gebrauchen, der Nachwelt überliefert wissen wollte, gab es noch einen Ausweg: man schrieb sie in der „Pöbelsprache", in der tuscischen.[1])

Für uns ist diese Briefliteratur wie ein Spiegel, der uns die Denk- und Lebensweise jener Literaten offenbart. Nicht gerade daß die Falten des Herzens sich offen darlegten, wie es sonst wohl in einer vertraulichen Correspondenz geschieht, wir sehen diese Menschen aber Jahre, Jahrzehnte lang mit einander verkehren, wir vergleichen, wie sie sich zu diesem, wie zu jenem, wie zum Fürsten oder Cardinal, wie zum demüthigen Schüler benehmen, wir belauschen wohl auch manchen unbewachten Augenblick, in dem sich der Vorsichtigste bloßstellt. „Wer viel schreibt, wird dabei nothwendig seine Gesinnung verrathen," sagt einer der Humanisten selbst. Man bildet sich, sagt Bruni, aus Briefen ein Urtheil, ähnlich wie aus den Augen eines Sprechenden.[2])

Der gesellschaftliche Umgangston unterliegt der Entwickelung und der Mode, so auch die Kunst der Briefschreibung. Daß Cicero's Briefe die Vorbilder der Gattung waren, darf kaum erst gesagt werden, doch entnahm man zuerst aus ihnen wenig mehr als die epistolare Form. Petrarca führte das römische Datum, die einfache Anrede mit Du, die Grußformeln und dergleichen wieder ein, nicht ohne anfangs Gespötte

---

[1]) Filelfo an Cicco Simonetta v. Decemb. 1453 bei Rosmini Vita di Filelfo T. II. p. 304: le cose che non voglio sieno copiate, le scrivo sempre alla grossolana. An Marcaurelio v. 30. Januar 1477 ibid. p. 282 und 448: Hoc autem scribendi more (lingua Ethrusca) utimur iis in rebus, quarum memoriam nolumus transferre ad posteros. Et ethrusca quidem lingua vix toti Italiae nota est, at latina oratio longe ac late per universum orbem est diffusa.

[2]) L. Bruni epist. VII, 3: In bono scriptore (epistolarum) praeter verba et sonum inest profecto aliquid repositum et tacitum judicium animi, quod ut in loquente ex oculorum motu, sic in scribente ex vibratione ipsa orationis deprehendas.

zu erregen.[1]) Doch ließen sich bald Cardinäle, Fürsten und Päpste das tullianische Du gefallen und Salutato bediente sich seiner sogar in den Geschäftsbriefen. Enea Silvio wirft es den Deutschen als eine ihrer barbarischen Sitten vor, daß es bei ihnen noch für ehrenvoller gelte, im Pluralis der Majestät angeredet zu werden; für die edlere alte Sitte führt er das Beispiel nicht nur Cicero's, sondern auch des Sokrates, Demosthenes und Mäcenas an und beruft sich auf Hieronymus und Augustinus.[2])

Schon Petrarca entfremdete den Brief ganz seinem ersten und nächsten Zweck. Wie es ihn immer drängte, die Fülle der Kenntnisse und Anschauungen, die er durch Lectüre in sich aufnahm, in verschiedenen Formen und Verbindungen der Welt wiederzugeben, wurde ihm auch der Brief ein willkommenes Gefäß, um ungebunden durch Plan und Ordnung diesem Drange genug zu thun.[3]) So sehr sich ein Jeder geehrt fühlte, einen Brief von Petrarca aufweisen zu können, so gern schrieb er. Briefschreiben war ihm eine Erholung von strengerer Arbeit, er schrieb oft ohne bestimmte Absicht, wie sich jemand sorglos in mannigfacher Natur ergeht, hier vom Wege abspringend, dort dem Gelüste durch Grün und Wald nachfolgend, bald in ernstes Sinnen über Leben und Tod verloren, bald in eine Polemik vertieft, bald wehklagend, bald scherzend, einmal wie ein Lehrer, der zum Schüler spricht, dann wieder wie ein schwärmender Freund, meistens aber wie einer, der im Selbstgespräche seine Seele entwickelt.[4]) Immer wird er von einem Satze zum andern fortgezogen, immer ist er wie umlagert von einer Menge von Gedanken und Empfindungen, Notizen und geschichtlichen Beispielen, die alle nach der Feder drängen. Wir sehen ihn in seinem Lehnstuhle sitzen und eifrig schreiben, bis das Tageslicht matt wird und die Buchstaben, immer enger zusammengedrängt, endlich den Rand des Blattes erreichen, oder bis tief in der Nacht die schweren

---

[1]) Epist. rer. senil. XV, 1: Styli hujus per Italiam non auctor quidem, sed instaurator ipse mihi videor, quo cum uti inciperem, adolescens a coetaneis irridebar, qui in hoc ipso certatim me postea sunt secuti.

[2]) Vergl. seine Briefe an Herzog Sigmund von Oesterreich v. 5. Decemb. 1443, an Capistrano v. Anf. Januar 1455 u. a.

[3]) Epist. rer. famil. I, 4: ostendemus nos in libris, in epistolis colloquamur.

[4]) Praefat. in Epistt. famil. (Opp. p. 634): Nihil quasi aliud egi (in epistolis), *nisi* ut animi mei status, vel si quid aliud nossem, notum fieret amicis.

Augenlider und die müde Hand dringend an den Schlummer mahnen.[1]) Er besaß als Greis in Arqua zwei starke Bände seiner Briefe, die über 400 der längeren und wichtigeren enthielten. Tausend andre standen nicht darin, weil das Copiren ihm zu umständlich erschien. Auf das Briefschreiben, sagt er, habe er unsinniger Weise einen großen Theil des kurzen Lebens verwendet.[2]) Seine Verehrer freilich dachten nicht so. Zu denjenigen Werken, durch welche Petrarca den Dichterlorbeer verdient, rechnete schon Boccaccio die beiden Bände prosaischer Briefe, die so voll Wissen und Weisheit, dazu in so glänzender Fassung geschrieben seien, daß ein billiger Leser sie in nichts den Briefen Cicero's nachsetzen könne.[3])

Die Briefe des Coluccio Salutato sind zum Theil politische Geschäftsschreiben; welchen Einfluß diese auf die Form der Diplomatie geübt, wie sie einen edleren Canceleistil angebahnt, davon haben wir bereits oben gesprochen. In seinen privaten Briefen liebte auch er es noch, mit dem schweren Geschütz philosophischer Sentenzen und antiquarischer Gelehrsamkeit vorzurücken, machte also wie Petrarca den Brief zum gelehrten Tractat. Indeß scheint es, daß man dieser schwerfälligen Weise bald überdrüssig wurde.

Eine neue Schreibweise brachte Gasparino da Barzizza in Gang. Er selbst arbeitete nach dem theoretischen Modell, welches er vorzugsweise aus Cicero's Briefen abstrahirt. Unbedeutenderen Inhalts ist kaum eine Briefsammlung als die seine: sie bewegt sich in den engen Verhältnissen eines Universitätsgelehrten und unter einem kleinen Kreise von Freunden, die abgesehen vielleicht von dem nachmaligen Cardinal Zabarella und einigen venetianischen Nobili, lauter dunkle Männer sind.[4]) Erst seine Schüler und die des Giovanni da Ravenna wußten die neue Form mit geistvollem Gehalte auszustatten. Der Brief sollte jetzt nicht die Gelehrsamkeit, nur das Genie bezeugen. Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Eleganz wurden die Haupterfordernisse: das Beste sollte nur als glückliche Eingebung des Augenblicks erscheinen, die Spuren des Studiums unter der Feile verschwinden. Wie sich der Weltmann vor dem Stubengelehrten durch ein bequemes und leichtes Betragen auszeichnet, so war

---

[1]) Epist. rer. senil. II, 3. XII, 1 in fin. Vergl. auch den Schluß der Praefat. in Epistt. famil. und den Anfang der epist. famil. VIII, 5.

[2]) Epist. rer. senil. XV, 3.

[3]) De geneal. deor. XV, 6.

[4]) Seine Briefe in s. Opp. ed. Furietto p. 93—219.

man jetzt bemüht, einfach und ungezwungen zu schreiben und die Funken des Geistes wie zufällig in das liebenswürdige Geschwätz einzustreuen. Das nannte man familiariter scribere. Die Meister dieses Stils konnten sich ihr Lob recht unbefangen selbst sprechen, indem sie sich darüber zu wundern schienen, daß jemand an ihren Briefen etwas zu bewundern finde. Poggio versichert, er bilde sich auf seine Briefe nichts ein, er schreibe sie schnell und oft mitten unter den Geschäften;[1]) ja er gesteht sogar ein, daß er den stilistischen Schmuck absichtlich vermeide, um nicht pedantisch zu erscheinen.[2]) Filelfo war von der Schönheit seines Genius noch inniger überzeugt: „Meine Freunde halten meine Briefe sehr hoch. Ich wundre mich eigentlich darüber, da ich bei ihrer Abfassung weder irgend welche Sorgfalt noch Fleiß anwende, sondern sie aus dem Stegreif dictire, ohne viel Nachdenken und Ordnen. Ich spreche auch, wie ich schreibe. Es mag daher wahr sein, daß mein Stil zwar nicht künstlich und polirt, aber dafür leicht und gefällig ist.“[3]) Dem Enea Silvio, Filelfo's Schüler, wird erzählt, daß jemand, der ihn persönlich nicht kannte, an seinen Briefen eine besondre Freude gefunden; er spielt den Naiven: wie könne das sein! seien doch seine Briefe so einfach aus der Feder geflossen und ganz im Stil der gewöhnlichen Sprache, sei doch kein Schmuck, keine Würde darin.[4]) Ein andermal sagt er im ähnlichen Falle: „Ich mühe mich nicht ab, wenn ich schreibe, ich berühre nicht zu hohe und mir unbekannte Dinge, ich gebe, was ich gelernt. Der macht sich den Andern leicht verständlich, wer sich selbst klar ist; wer sich dunkel ist, kann natürlich auch dem Andern kein Licht geben. Ich fliehe die Verknotung und den Kunstbau langer Sätze. Wenn mir elegante Worte gerade zu Gebote stehen, nehme ich keinen Anstand sie zu gebrauchen, wenn nicht, so suche ich sie nicht weiter und bediene mich der naheliegenden. Ich bin nur bemüht, verstanden

---

[1]) Poggii epist. Alberto Parisio cancellario Bononiensi im Spicileg. Roman. T. IX p. 641. Vespasiano: Poggio Fiorent. § 3: Furono e sono molto accette le sua epistole per la facilità dello iscrivere, che le faceva sanza ignuna fatica.

[2]) Poggii epist. 12 in Epistt. LVII: Ego quoque consulto multa dicendi ornamenta omisi, ne viderer nimis curiosus fuisse in scribendo.

[3]) Sein Brief an Ludovico Pedroni bei Rosmini T. III p. 72, ähnlich der an Traversari unter dessen Epistt. XXIV, 31.

[4]) Sein Brief an den Astronomen Hans Schindel v. 20. November 1445.

zu werden." [1]) — Mag nun diese geistreiche Nachlässigkeit eine natürliche oder studirte sein, in der That giebt sie besonders den Briefen Poggio's und Enea's einen Reiz, den sie weder durch Gelehrsamkeit noch durch tullianische Glätte jemals erreicht hätten.

Der Inhalt der Humanistenbriefe gehört dem politischen oder dem kirchlichen Leben am wenigsten an, das waren im Gegentheil Materien, deren Behandlung man fast ängstlich vermied, nicht etwa aus Besorgniß anzustoßen, sondern lediglich aus Verachtung der nüchternen und elenden Gegenwart, welche die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes nicht verdiente. Eine Ausnahme machen hier die Briefe eines Staatsmannes wie Francesco Barbaro, eines Enea Silvio, der in Deutschland eine ganz andre Stellung einnahm als seine Federcollegen in Italien, die Schreiben der Staatscanzler, die indeß in den Briefcodices zu fehlen pflegen, weil sie nicht in den öffentlichen literarischen Verkehr kamen, und etwa die Briefe eines Traversari, insofern sie die Geschäfte seines Ordens betreffen. Bei den andern nehmen die Fürsten und ihre Räthe, Cardinäle und reiche Adlige eine Menge von Adressen für sich in Anspruch, aber als Mäcene. Wenn man die Aufschriften der Briefe Filelfo's durchmustert, kann man so ziemlich übersehen, welche Männer von Stellung sich in Italien für die humanistische Kunst anregen ließen. Die Briefe an sie zerfallen einfach in solche, die mehr oder minder offen betteln, und solche, die danken, das heißt eine künftige Bettelei vorbereiten. Die Kunst zu schmeicheln, fein zu schmeicheln, in immer neuen Variationen zu schmeicheln, wird hier in einer Weise geübt, die nur da noch täuschen und blenden kann, wo die mäcenatische Eitelkeit und die schriftstellerische sich gegenseitig bereits blind gemacht haben. Briefe von einem Bruni ließ sich ein Prälat wie der Erzbischof von Mailand sorgfältig abschreiben, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, und jeden, der an ihn gerichtet war, schätzte er sich zur besondern Ehre, ja er suchte wohl dem gefeierten Autor Briefe abzulocken, nur um ihre Zahl zu mehren. [2]) Ein Filelfo war nicht nur überzeugt, selber durch seine Briefe unsterblichen Nachruhm zu erwerben, sondern er betrachtete dieselben wie eine Ruhmeshalle, in welcher er die Namen seiner Gönner nur aufzustellen brauchte, um auch sie der Unsterb-

[1]) Sein Brief an den Cardinal und Bischof von Krakau Zbigněw v. 27. October 1453.

[2]) cf. Leon. Bruni epist. V, 3 rec. Mehus.

lichkeit theilhaftig zu machen.[1]) Die Erfolge seiner Briefe waren wirklich oft der Art, daß sie ihm den Kopf verrücken mußten. Hier nur noch ein Beispiel. Seine Schwiegermutter Manfredina war bei der Eroberung von Byzanz mit zwei Töchtern in türkische Gefangenschaft gerathen. Sogleich richtete Filelfo einen Brief an den Sultan in griechischer Sprache, stellte sich ihm als einen vor, der durch sein Wort über Ruhm und Unsterblichkeit gebiete,[2]) legte eine verherrlichende Ode bei und bat seine Verwandten los. Seine Bitte ward gewährt, selbst der Eroberer von Byzanz schien ein Gefühl für die Ehren und Schmeicheleien zu haben, die ihm ein abendländischer Gelehrter darbrachte.

Unbedeutenden Gehaltes sind im Ganzen auch die Briefe, welche die Humanisten unter sich wechselten; oft waren sie nur ein Zeichen freundlicher Erinnerung, wenn gerade ein Bote sich fand. Sonst behandeln sie die kleinen Geschäfte und Verbindlichkeiten der Gelehrtenrepublik: man bittet um ein Buch, mahnt um ein dargeliehenes, schickt es mit Dank zurück, man empfiehlt einen Schüler oder Verwandten, bezeugt seine Theilnahme an einem Familienereigniß, gratulirt zu einer Standeserhöhung, berichtet über Studien oder literarische Funde, dankt für dargebrachte Schmeichelei und erwiedert sie, wehrt einen literarischen Angriff ab, hetzt auf einen Gegner, bittet um Belehrung über irgend einen Punct und dergleichen. Dennoch geben uns gerade diese Geringfügigkeiten das lebhafteste Bild von dem Umgangstone, der unter den Humanisten herrschte, wir sehen ihre „gute Gesellschaft", wie sie sich mit höflichen Worten und im feinen Kleide hin und her bewegt. Valla hat treffend herausgefunden, daß die Briefe Cicero's und seiner verschiedenen Freunde einander so ähnlich sähen, als seien sie alle einer Feder entflossen.[3]) Ziemlich dasselbe könnte man sagen, wenn man die Briefe von Poggio und Filelfo, Bruni und Traversari, Guarino und Aurispa, Valla und Enea Silvio, kurz aller derer, die ihre Kunst von der Schule des Gasparino da Barzizza herleiteten, mit einander vergleicht. Den Grund aber müßte man hier wie dort nicht allzuweit suchen: der schriftliche Umgang schafft seine Formen aus seiner Natur

---

[1]) Vergl. seinen Brief an Nicc. Ceba v. 15. Febr. 1451.

[2]) *οἳ τοὺς κατὰ φύσιν θνητοὺς ἐκποιοῦσι διὰ τὰς καλὰς πράξεις ἀθανάτους τῇ δόξῃ ἣν πορίζει ὁ λόγος.* Der Brief v. 11. März 1454 bei Rosmini T. II. p. 305.

[3]) Elegant. lib. III in princ.: Ita verba et sententiae characterque ipse dicendi ubique sui est similis.

heraus so gut wie der persönliche, und im Formellen bildet sich unter Menschen desselben Standes und Berufes leicht ein Hergebrachtes, in welchem sich sogar oft ein überraschender Einklang der Denkweise zeigt.

Während der einfache Umgangsbrief sich des gelehrten Wustes und der gekünstelten Abfassung zu entledigen suchte, traten diese in einer verwandten Gattung wieder hervor, in solchen Briefen nämlich, die vielmehr Tractate oder Schaustücke andrer Art waren und deren Adresse eigentlich nur eine Widmung ist. Galt schon der freundschaftliche Brief als eine Ehre für den, an den er gerichtet wurde, wievielmehr die Darbringung solch' eines kleinen Kunstwerkes. Unter diesem Gesichtspuncte haben wir die Türkenbriefe zu betrachten, die Filelfo an verschiedene Fürsten schrieb [1]), rhetorische Compositionen, die er ebenso wirksam einem eleganten Hofpublicum hätte vortragen können. Noch ein Beispiel. Als Cosimo de' Medici nach kaum einjähriger Verbannung wieder in Florenz eingezogen war, begrüßte ihn Poggio mit einem Kunstbriefe: er gesteht darin sogleich, daß er dem Verehrten diesen Glückwunsch allerdings auch in persönlicher Ansprache darbringen könnte, doch ziehe er die briefliche Form vor, da diese zu weiterer Verbreitung unter den Freunden seines Genius komme. [2])

Vom Umfange der humanistischen Briefliteratur macht man sich nicht leicht die richtige Vorstellung, wenn man außer den gedruckten Sammlungen nicht auch in Betracht zieht, was noch handschriftlich in den italienischen Bibliotheken ruht. Es sind lange nicht alle Briefe Bruni's, die wir in der Mehus'schen Ausgabe lesen; er selbst fing erst in späteren Jahren an, wenigstens diejenigen zu sammeln, die ihm von dauerndem Werthe schienen. [3]) Von Poggio's Briefen fehlt trotz dem Interesse, das sie erregt, und trotz den wiederholten Veröffentlichungen, noch weit über die Hälfte, wie sich ungefähr aus den Jahren ersehen läßt, in welche die publicirten Reihenfolgen gehören. Als er sie zu sammeln begann, konnte er selbst die an die florentinischen Freunde, zumal an Niccoli gerichteten kaum noch zusammenbringen; dennoch wur-

---

[1]) Der berühmteste ist der an Karl VII von Frankreich v. 17. Febr. 1451. Nach dem Falle von Konstantinopel schrieb er ähnliche Briefe an Kaiser Friedrich und König Matthias von Ungarn, zweimal an den Herzog von Burgund, an Herzog Federigo von Urbino, an drei Dogen von S. Marco u. a. Rosmini T. III. p. 76.

[2]) Der Brief in Poggii Opp. Basileae, 1538. p. 339.

[3]) Leon. Bruni epist. VII, 10 ad fin.

den es 18 Bücher.[1]) Traversari's Briefe in 23 Büchern füllen in der Canneti-Mehus'schen Ausgabe fast tausend Folioseiten, und doch sagt Traversari selber, er habe „fast unzählige" Briefe geschrieben, von denen ihm bei der Sammlung verhältnißmäßig nur wenige zu Gebote gestanden.[2]) Die vom Cardinal Quirino veranstaltete Ausgabe der Briefe des Francesco Barbaro enthält 284 Briefe des Venetianers selbst und 94 von andern namhaften Männern, die an ihn gerichtet sind; doch haben wir hier nur die Briefe weniger Jahre, die den Herausgeber gerade der Zufall auffinden ließ. Die Briefe Filelfo's, wie sie seit der ersten 1485 zu Brescia gedruckten Ausgabe in siebzehn Abdrücken verbreitet sind, bilden einen recht ansehnlichen Band. Doch enthält diese Ausgabe nur 16 Bücher, während in der vollständigeren, die zuerst in Venedig 1502 gedruckt wurde, 37 Bücher enthalten sind. Trotzdem fand der Biograph Filelfo's, Carlo de' Rosmini, in der Familienbibliothek der Trivulzi einen Codex, der alle Briefe der vollständigsten Ausgabe, außerdem aber noch 11 weitere Bücher unedirter Briefe, 90 einzelne noch ungedruckte und 110 gleichfalls neue griechische Briefe Filelfo's enthielt.[3]) Ihm freilich dürfte auch in der Ausdehnung der Correspondenz kein andrer gleichkommen. Von den Briefen Gasparino's da Barzizza, Guarino's, Decembrio's und andrer giebt es starke handschriftliche Bände, während nur einzelne Briefe durch den Druck bekannt geworden sind.[4]) Diejenigen unter den Humanisten bilden die Ausnahme, welche der Eleganz ihres Epistolarstils nicht Werth genug beilegten, um für die Sammlung und Verbreitung ihrer Briefe Sorge zu tragen. Von Carlo Marsuppini wird es als etwas Seltsames erwähnt, daß er nur wenige Briefe geschrieben und hinterlassen.[5]) Uebri-

---

[1]) So corrigirt Angelo Mai die Angabe des Vespasiano (Poggio Fiorent. § 9): Epistolarum libri decem. Während er noch in Rom war, hatte er bereits ein Volumen von 10 Büchern zusammengestellt und ein zweites von 3 Büchern begonnen. cf. Poggii epist. 49. d. im Spicileg. Roman. T. X. Wie er die Briefe an Niccoli in einem eigenen Bande sammelte, vergl. Poggii epist. 38. 39. in Epistt. LVII. Mehus (Praefat. in Vitam Ambr. Travers. p. 33) gedachte etwa 500 Briefe Poggio's in 18 Büchern herauszugeben, doch ist er nicht dazu gekommen.

[2]) Epist. IV, 26. rec. Canneto.

[3]) Rosmini T. I. Prefaz. p. XV. XVI. T. II. p. 266.

[4]) Ueber die Briefe des Enea Silvio habe ich im XVI. Bande des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen gesprochen, über das Verhältniß der gedruckten zu den noch ungedruckten p. 324 ff.

[5]) Facius de vir. illustr. p. 12.

gens war es guter Ton, von seinen Briefen mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu sprechen und sich erst durch Freunde zu ihrer Veröffentlichung drängen zu lassen.

Indeß schwindet unser Interesse an diesen Briefen, je mehr die Kunst, sie zu schreiben, verbreitet und zum Mechanismus wurde. Schon Gasparino schrieb Musterbriefe, bloße Schemata, die zur Belehrung seiner Schüler dienen sollten. [1]) Auch Giammario Filelfo, der Sohn des berühmten Francesco, gab ein Epistolarium heraus, eine Sammlung zum Schulgebrauche, die von seinen familiären Briefen wohl zu unterscheiden ist. Diese verhalten sich zu jenen Schablonen, wie eine gesellschaftliche Conversation zu einem Complimentirbuche. Bald hatte man auch Lehrbücher der Epistolographie, wie ähnliche Anleitungen zur Redekunst längst verbreitet waren: der elegante Briefstil wurde systematisch vorgetragen, die Adressen, Anreden, Titulaturen, der römische Calender, Höflichkeiten, Schmeicheleien, Empfehlungen, Entschuldigungen, aufgetragene Grüße u. s. w. Salutato's Buch de arte dictandi enthielt vermuthlich derartige Anleitungen, wie sie besonders zu Staatsschreiben benutzt werden konnten. Ein ähnliches Lehrbuch, doch mehr für familiäre Briefe, schrieb Agostino Dati, der sanesische Staatssecretär; dazu passen als Beispiele seine eigenen Briefe, lebhaft, fein und glatt geschrieben, aber in demselben Grade nichtssagend. [2]) Man sieht, wie im eifrigen Betriebe der briefschreibenden Kunst ganz vergessen wurde, was ein Brief eigentlich ist und sein soll.

In den Humanistenkreisen herrschte, den friedlichen Umgang regelnd, der Cultus der Freundschaft nach Cicero. Petrarca hatte ihn aufgenommen; schon in ihm war diese Idee zur fixen geworden, nicht gar anders als die der romantischen Liebe. So sehr dann die Freundschaft in den Schriften der Humanisten ein Lieblingsthema wurde, wüßten wir ihrer doch kaum zwei, deren Verhältniß als Freundschaft in einem irgend idealen Sinne bezeichnet werden könnte. Petrarca noch hat wohl an das Idol geglaubt, und doch gehörte es schon bei ihm zu den hohlen Götzen, die er aus den philosophischen Theorien des Alterthums herüberbrachte. Nach und nach aber wurden Freundschaft und Liebe,

---

[1]) Diese Epistolae ad exercitationem accommodatae in s. Opp. ed. Furietto p. 220—336.

[2]) Seinen Isagogicus libellus pro conficiendis epistolis sah ich im Cod. lat. 4393 der münchener Hofbibl., seine Briefe stehen in seinen Opp. Senis, 1503.

mit den herrlichsten Worten versichert und gepriesen, unter den Humanisten zur hergebrachten Umgangsform, zur Höflichkeit, bei der man sich in der That nicht mehr dachte als wir, wenn wir vor jemand den Hut abnehmen. Wiederum sind die Briefe der Tummelplatz, auf welchem das alte Thema mit neuen und zierlichen Wendungen eingeübt wird. Wünschte man von einem fremden, nie gesehenen Menschen eine Gefälligkeit, so modelte man Cicero's Satz, daß Freundschaft nur unter guten Menschen bestehen könne, dahin um, daß alle guten Menschen natürliche Freunde seien und einander lieben müßten, die Tugend aber war man so höflich bei dem Fremden vorauszusetzen. War auch er ein Mann der Wissenschaft, so wurde er wie ein geliebter Bruder behandelt; wußte man, daß er schriftstellerte, so wurde er gar als genialer Meister verehrt. Enea Silvio, der, obwohl ganz in das humanistische Treiben versenkt, doch auch seine kühlen und nüchternen Momente hatte, stellt einmal folgende Betrachtung an: „Eigentlich gilt heutzutage die Freundschaft, mit welcher ein reeller Nutzen verbunden ist; jene stoische Freundschaft, die sich lediglich an der Tugend erfreut, ist längst erloschen. — — Es ist einmal so: wir sind Schmeichler, nicht Freunde. — Ich denke, du verstehst mich ganz. Aber man muß schon heucheln, da Alle heucheln. Nehmen wir die Menschen, wie sie einmal sind.[1])"

Dagegen waren die Feindschaften unter den Humanisten gewiß ehrlich. Wenn ihre Schmähschriften dafür nicht genügendes Zeugniß ablegten, dürften wir nur auf die Fälle hinweisen, wo auf die Spitzen in Filelfo's Satiren ein gedungener Bravo mit der Dolchspitze antwortete oder wo Poggio und Trapezuntios ihren literarischen Kampf mit den Fäusten fortsetzten. Wieder war Petrarca der Erste, welcher die Kunst des Wortes gebrauchte, um seine Händel zu verfechten. Wir gedachten schon oben der Veranlassung, die ihm zur ersten modernen Streitschrift oder Invective die Feder in die Hand drückte. Er fuhr gegen einen unbekannten Arzt los, der seine Kunst der Poesie mißachtet, und gab diese Mißachtung durch reichliche Ausfälle gegen die ärztliche Praxis zurück. Schon er ließ, im Gegensatz zu den Streitschriften früherer Jahrhunderte, den persönlichen Charakter vorwalten. Was sein Gegner zur Unehre der Poesie gesagt, nimmt er als einen Angriff auf

---

[1]) Enea Silvio's Briefe an den Canzler Kaspar Schlick v. 1. Novemb. und 28. Decemb. 1443.

seine Person, ja sogar ein scharfes Wort gegen Plinius erscheint ihm als eine persönliche Beleidigung, weil er sich zum Anwalt aller alten Autoren berufen fühlt. Nachdem er den Feind, der sich seinerseits, wie es scheint, nicht ungeschickt vertheidigte, in vier Feldzügen zusammengehauen, erklärt er ihn als „für alle Ewigkeiten zerfleischt" und nur dadurch der Nachwelt aufbehalten, daß er einen Platz in seinen, Petrarca's, Werken gefunden. [1]) Dennoch ist es nicht so sehr der Haß gegen einen einzelnen Menschen oder einen Stand, der Petrarca reizte, als vielmehr das Verlangen, sich als rüstigen Kämpfer zu zeigen. Daher vergleicht er sich mit Cicero, wenn dieser den Verres, Catilina oder Antonius angreift. [2]) Nicht mit mönchischem Fanatismus fährt er auf den Gegner los, nicht des Unglaubens, der Ketzerei oder sittlicher Verworfenheit schuldigt er ihn an, sondern es ist ein Ringkampf um die Superiorität des Talentes und des Berufes; Sieger bleibt, wem es gelingt, den Gegner als unwissend, dumm und albern darzustellen. Kein Tribunal wird angerufen als das Urtheil des literarischen Publicums. Da Petrarca im Grunde so wenig von der Medicin versteht wie sein Gegner von der Poesie, so sind die Waffen lediglich dialektischer und rhetorischer Gattung, und derbe Schimpfworte, im triumphirenden Tone losgeschleudert, ersetzen die sachliche Disputation. Die Schmähungen Petrarca's lesen wir unmittelbar, aber auch sein Gegner hatte ihn nicht geschont, als ehrgeizig, anmaßend und aufgeblasen bezeichnet. Es scheint, daß sich Petrarca dieser Schrift in der Folge ein wenig schämte, er entschuldigt sie öfter mit seiner jugendlichen Reizbarkeit. Doch hat er sich, um von seinen Kämpfen gegen die Astrologen und Averroisten nicht zu reden, noch im hohen Alter, wie man meint um 1371, in eine Fehde ähnlicher Natur eingelassen. Als es sich nämlich um die Rückverlegung der päpstlichen Residenz nach Rom handelte, erschien von einem Franzosen eine Flugschrift gegen Italien, welche die Päpste vor dieser „Räuberhöhle" warnte. Als Antwort schrieb Petrarca eine Apologie seines Vaterlandes [3]), eine Verherrlichung Italiens als des Mutterlandes aller Bildung. Gewiß kein unedler Kampf. Aber die Nachfolger Petrarca's waren im Gegenstande nicht so wählerisch,

[1]) Petrarchae Libri IV Invectivarum contra medicum quendam (Opp. p. 1200—1233).

[2]) ibid. p. 1224.

[3]) Apologia contra Galli cujusdam anonymi calumnias (Opp. p. 1178—1189).

in der gemeinen und hochmüthigen Schmähung ließen sie ihn weit hinter sich.

Salutato hatte sich bis zu seinem siebzigsten Jahre vor solchen Fehden gehütet, da forderte ihn eine Schrift des Antonio Loschi von Vicenza heraus, der im mailändischen Solde die Republik Florenz angegriffen. Er vergalt sie mit einer Invective, die sein Vaterland in Schutz nahm und zugleich den Gegner, mit dem er bisher befreundet gewesen, ziemlich scharf zurechtwies. [1])

Seitdem sich die Männer der Feder nach den Höfen und Palästen drängten, seitdem sie mit Schmeicheleien um die Gunst der Großen und Reichen buhlten, stellten sich unter ihnen auch die Klatscherei, der literarische Neid und der Brodneid in den widerlichsten Gestalten ein. Man weiß ja überhaupt, wie tief im politischen wie im privaten Leben der Italiener Neid und Eifersucht wurzeln. Kleinstädtereien waren in der Gelehrtenrepublik noch unvermeidlicher: bedenken wir daß diese Literaten für ihre schriftstellerischen Leistungen kein andres Publicum hatten als ihren eigenen kleinen Kreis, in welchem ein jedes Glied ein Nebenbuhler war, als wenige hochgeborene Mäcene und einige Dilettanten. Das Urtheil eines einzigen unter ihnen war ein wichtiges Ding, wurde im Stillen herumgetragen, mit Zusätzen ausgestattet und endlich durch geschäftige Freunde doch dem Autor hinterbracht. Dieser begann sofort den Kampf und vertheidigte seine literarische Ehre auf die ehrlosefte Weise. So entstand die Gattung der Invectiven, die halb als Reden halb als Briefe erscheinen. Natürlich blieben sie nicht unerwiedert und so erwuchs ein literarischer Krieg oder eine Paukerei, deren Thaten von den Mäcenen und vom ganzen humanistischen Publicum mit der höchsten Gespanntheit verfolgt wurden. Sehr richtig ist der Vergleich mit Fechtern der Arena, den die zankenden Literatoren selbst ohne Scheu durchzuführen pflegen: sie fühlen sich gleich Helden in der Kraft und Gewandtheit des Angriffs, in der Geschicklichkeit der Abwehr, sie weisen prahlend auf ihre Siege, um den Gegner zu schrecken, sie spreizen sich in dem stolzen Gedanken, daß so viele Augen auf sie gerichtet und so viele Hände bereit sind, den Beifall auszutheilen. Alles, was nur dazu dienen kann, den Gegner herabzuwürdigen, wird

---

[1]) Er schrieb sie im September 1404. Auszüge bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 298 sq. Manetti ibid. p. 288. Mazzuchelli zu Fil. Villani *Vite etc.* Prefaz. p. 19 e p. XXVI nota 18.

zur willkommenen Waffe: der gemeinste Schimpf, die schaamloseste Indiscretion, die lügenhafteste Verleumdung. Auch diese Kunst zählte zu den freien und humanistischen, auch sie war eine Frucht der rhetorischen Studien, ganz wie die hündische Schmeichelei in den Lob- und Leichenreden, ihr Widerspiel. Schenkten wir den Invectiven Glauben, so müßten uns die Angegriffenen als Scheusale erscheinen, gleichwie wir versucht wären, vor einem Alfonso von Neapel, Sforza von Mailand oder Nicolaus V verehrend auf die Kniee zu fallen, trauten wir den Lobpreisungen ihrer literarischen Schranzen. Alle Kritik ist hier verschwendet; selbst das bekannte Wort, daß immer etwas haften bleibe, darf nicht Anwendung finden. Für einen solchen humanistischen Gladiator ist nicht der Schimpf, der auf ihn gehäuft, sondern allein der, welcher von ihm ausgeschleudert wird, das Denkmal seiner Schande. Und sie rühmten sich dieser Hahnenkämpfe noch. Valla's Wahlspruch war: „der Streit mag schändlich sein, aber dem Gegner zu weichen erscheint noch schändlicher.“ [1]) Als Filelfo dem Papste Pius seine Satiren übersandte, kam er sich wie ein in Ehrenkämpfen ergrauter Veteran vor. [2]) Man sage hier nicht, daß die Sitte die Unsittlichkeit entschuldige. Der edle Francesco Barbaro mahnte oft genug daran, wie unwürdig dieser pöbelhafte Ton gebildeter Männer sei. Poggio hatte recht wohl ein Gefühl davon, daß sein Streit mit Guarino ein honetterer war, weil er um einen wissenschaftlichen Gegenstand und in schonender Weise geführt wurde. Auch Bruni wußte Andern zum Frieden zu rathen [3]) und vergalt doch selber die geringste Mißachtung seiner literarischen Hoheit mit höhnenden Schmähungen. Konnte doch selbst Filelfo gelegentlich zum Friedensapostel werden. So gab es wohl Manchen, der den Klatsch und Scandal mißbilligte und doch seine geheime Freude an ihm hatte. Auch ist nicht zu leugnen, daß diese Lästerkriege der Förderung der Wissenschaft haben dienen müssen: sie lenkten den Blick immer größerer Kreise auf das humanistische Treiben und erzeugten unter den Schriftstellern selbst einen fruchtbaren Wetteifer.

---

[1]) Laur. Vallae Opp. p. 460.

[2]) Ecce dedi Satyras ad te, Pater optime, centum,
Quis modo non uno praelia Marte tuli.
Intrepidus miles, cui mens sit conscia recti,
Vulnera nulla fugit invidiasve timet. — Rosmini T. II. p. 313.

[3]) Epist. IX, 10. 11. rec. Mehus.

Wir haben nun, während wir eigentlich vom Verkehr der Humanisten unter einander sprechen wollten, unvermerkt zwei Gattungen ihrer literarischen Production, ihre Epistolographie und ihre Polemik, geschildert. Vervollständigen wir das Bild ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Daß bisher fast weniger von ihr als von dem Leben und den Persönlichkeiten der Schriftsteller die Rede gewesen, erscheint vielleicht für ein literargeschichtliches Buch befremdend. Nicht der Mensch, könnte man sagen, ist das Kennenswerthe, sondern das, was er geleistet, nicht der Autor, sein Werk hat nach Jahrhunderten noch Anspruch auf ein eingehendes Gedenken. Aber sein Werk ist nicht bloß, was seine Feder niedergeschrieben hat. Die lehrhafte Thätigkeit, das anregende Beispiel der Humanisten ist mindestens so hoch anzuschlagen als ihre Schriften. Und dann ist seine Persönlichkeit gewissermaßen auch eine Leistung des Menschen. Ferner sind wir hier in dem besondern Falle, daß Schriften, die einst als geniale Kunstwerke gepriesen wurden, jetzt von niemand mehr um der Form oder um des eigentlichen Inhaltes willen gelesen werden, daß nur der kalte Blick des Forschers das Phänomenon an ihnen zu ergründen sucht oder auch gar nur nach einzelnen beiläufigen Notizen spürt. Darum haben wir weder im Obigen auf eine specielle Aufzählung der Werke den Ton gelegt, noch gedenken wir hier mehr zu thun, als die Tendenz der Autoren im Allgemeinen und den Ausdruck dieser Tendenz in den vorzüglichsten Gattungen der Schriftstellerei zu kennzeichnen.

Ein wesentlicher Punct, von dem aus alle andern beleuchtet werden, ist die überwiegende Sorgfalt, welche die Humanisten auf die Form, die Stilistik verwendeten. Wir begreifen, daß der süße Klang der Verse und Worte eher dem Ohre schmeichelte und die Ahnung der Schönheit erzeugte, bevor eine verständige Hingabe an den Inhalt der classischen Autoren möglich war. Auch läßt sich das Formelle studiren, zerlegen, ablernen und nachahmen, während der künstlerische Geist mit tieferen Kräften als ein Ganzes aufgefaßt sein will.

Das erste und nächste Ziel war die klare und durchschauliche Schreibweise des goldenen Zeitalters, die Einfachheit der Sätze, die absolute Verständlichkeit alles dessen, was gesagt werden sollte. Man lernte lachen über die künstliche Complication, in welcher sich die Scholastik, und über die geheimnißvolle Verwirrung, in welcher sich die Mystik gefallen hatte. Gegen jene sollte der Gedanke aus den Fesseln der Pedanterie befreit, gegen diese sollte er vom Gebiete des dunkeln

Gefühls und der Ahnung gesondert werden. Dieses Streben stand schon hell vor Petrarca's Seele, er spricht es wiederholt und entschieden aus, es leitete ihn in seinen Schriften. Auch ging er einen Schritt weiter: er suchte die einförmige Trockenheit des mönchischen Stils durch die Lebhaftigkeit, Mannigfaltigkeit und Eleganz zu überwinden, er übte auch im Briefe oder Tractate die Kunst des Rhetors. Wie aber die Nachfolger immer zu potenziren streben, was ein tonangebender Geist aufgestellt, so kam auch bald nach Petrarca der sogenannte geschmückte Stil in die Mode, eine mit Redeblumen und classischen Feinheiten aller Art gespickte Schreibweise, die in jedem Satze das nächtliche Studium und die unermüdliche Feile sehen ließ. Cicero hatte in der Vorrede zu seinen Paradoxen gesagt, nichts sei so gemein und häßlich, was nicht durch die Wohlredenheit Glanz empfangen könne. Das wurde nun das Wahrzeichen dieser Schule. Die Grammatik galt ihr nur als eine vorbereitende Disciplin von geringer Würde, erst das Studium der rhetorischen Figuren und die Nachbildung der besten Muster führten zu den Künsten des Stils. Auch das Gewöhnliche sollte ungewöhnlich gesagt werden, Gelehrsamkeit und Alterthum aus jeder Zeile sprechen. Cicero blieb „die Quelle, aus welcher aller Schmuck und Reichthum der Rede für die nachfolgenden Geschlechter geflossen." Filippo Villani meint Salutato in Betreff seines Prosastils eine Ehre anzuthun, wenn er ihn einen Affen Cicero's nennt.[1]) Dieser stutzerhafte Latinismus ist niemals untergegangen, wohl aber von andern Schulen in den Schatten gestellt worden.

Der Einfluß des Gasparino da Barzizza, den wir bei Gelegenheit der Briefschreibung erwähnten, ging natürlich auf die gesammte Stilistik über. Man behielt die feine Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Sprache bei, ohne sich deshalb an seinen leeren Schematismus zu binden. Leicht, nachlässig, genial sollte man nun schreiben. Poggio und Filelfo repräsentiren den neuen Stil am glänzendsten, sie stehen, wie an Gesinnung, so in ihrem Latein, dem Kloster am schroffsten gegenüber. Filelfo's Unterricht und Poggio's Beispiel zogen den Dritten heran, der sich ihnen an natürlichem Genie zur Seite stellen darf und berühmter wurde als beide, den Enea Silvio de' Piccolomini. Zu derselben Schule gehörten aber auch Lorenzo Valla und Lionardo d'Arezzo, Guarino und Aurispa huldigten ihr, wenn auch

---

[1]) In seinem Leben Salutato's bei **Mehus** Vita Ambr. Travers. p. 286.

mit weniger Glück, und mancher andre hätte sich ihrer Weise gern ergeben, hätte sie nicht bestimmte Fähigkeiten durchaus erfordert, die bloßer Fleiß nicht erwerben konnte, einen lebhaften und vielseitigen Geist, raschen Witz und eine gewisse Kühnheit, die sich über Rücksichten aller Art schnell hinwegsetzte. Durch diese Vorzüge erwarben sich die genannten Männer bei weitem den größten Leserkreis und wurden die bewunderten Koryphäen der damaligen Literatur. Im kecken Walten der Laune und im lebhaften Flusse des Stils war Poggio der erste, obwohl man ihm mit Recht vorwarf, daß er der grammatischen Sprachkenntniß doch gar zu sehr entbehre[1]); in der anmuthigen Schlenderhaftigkeit übertraf ihn Filelfo, der sich nicht einmal die Mühe nahm, seine Werke vor der Veröffentlichung noch einmal zu revidiren und zu feilen.

Eine neue Epoche in der humanistischen Schreibekunst begründeten Valla's Elegantien, ein Buch von eigenem Schicksal. Es war seinen Zeitgenossen wenig bekannt und entsprach noch weniger ihrem literarischen Geschmack. Erst seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst in Italien, also seit dem Ende des Jahrhunderts hat es seine volle Wirkung geübt, und noch heutzutage wird es von den Fachgelehrten mit hoher Achtung genannt. Es begründet mit glänzendem Scharfsinn die moderne Grammatik, es setzt der Eleganz und der Genialität des Stils die Correctheit entgegen und klemmt den leichten, jugendlichen Schritt in den classischen Zwangsstiefel.[2]) Valla selbst sprach es offen aus, daß er sich für den Vater der „reinen Latinität" halte.[3]) Diese aber widersprach dem Modestil, der eben durch seine freie Bewegung anzog und sich grammatische Fehler oder Barbarismen wenig zu Gewissen nahm. Filelfo, Guarino, Poggio und ihre Schüler waren überzeugt, daß die lateinische Wohlredenheit durch sie ihren Gipfel erreicht habe

[1]) Treffend urtheilt über ihn sein Bewunderer Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI: qui licet lingua ignarus fuerit, nulli tamen in dicendo fuit inferior. Anton. Coccius Sabellicus Ennead. X. Lib. I in fine nennt ihn vir et ipse non illepida Minerva, sed elocutionis minus diligens observator. Aehnlich Timoteo Maffei (bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 395): quem mirandum reddit incredibilis dicendi facilitas, und Fazio's Complimente in seinem Briefe an Poggio (de vir. illustr. p. 81).

[2]) Raphael Valaterr. Lib. XXI: Laurentius Valla primus fere nostro seculo, qui orationem Latinam nulla observatione fluentem in compedes quasi redegerit ac in nervos (normas?) observationis antiquae constrinxerit etc. — Vergl. C. G. Zumpt a. a. O. S. 413.

[3]) Vigerini Elogium Vallae bei Dom. Georgius Vita Nicolai V p. 207.

und derjenigen gleichstehe, welche zu Octavianus Augustus' Zeiten geblüht. Warf dem Enea Silvio jemand vor, daß er in seinen Versen turpis für deformis gebraucht habe, so antwortet er: „Mag das ein pedantischer Aristoteles tadeln, lieber als seine dunkle Genauigkeit will ich die feine Nachlässigkeit eines Naso und Maro nachahmen." [1]) Filelfo sah mit grenzenloser Verachtung auf die „Schulmeister" herab, die ihre hundertjährigen Irrthümer und ihre trockene Compendienweisheit wieder auf hunderte von Schülern verpflanzten. Am bezeichnendsten ist wohl, daß Valla selbst gegen die feinen Regeln und Distinctionen, die er aufgestellt, in seinen Schriften fortwährend sündigte und seinen Schülern öfters zu sagen pflegte, er wolle seine Schriften nicht als Belege für seine Grammatik angesehen haben. [2]) Auch er nämlich setzte einen höheren Ruhm darin, mit sorgloser Leichtigkeit zu schreiben.

So erklärt es sich leicht, daß an der Grenzscheide des Jahrhunderts, als die tullianische Pedanterie einen correcten Ausdruck gebot, als Piero Bembo und Jacopo Sadoleti die Muster waren, der Stil Poggio's einer ähnlichen Beurtheilung unterlag, wie sie zu Poggio's Zeit über Petrarca ergangen war. Man sah auf ihn und seinesgleichen aus vornehmer Höhe herab, erkannte die natürliche Begabung an und entschuldigte die Mängel mit der noch geringen Bildung des Zeitalters. Uns aber fesselt die eigenthümliche und freie Aeußerung des Geistes durchaus mehr als seine Verknöcherung in Form und Regel, und den Solöcismen zum Trotz, vielleicht gerade um ihretwillen setzen wir die Blüthe der humanistischen Stilistik in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Die Wiederaufnahme einer edleren lateinischen Sprache und die genauere Bekanntschaft mit würdigen Mustern wirkten auch auf die lateinische Poesie unmittelbar ein. Während des Mittelalters wurde sie vorzugsweise von geistlicher Hand gepflegt, in Form und Inhalt aber dem Alterthum sehr entfremdet. Petrarca's Eclogen und seine Africa gingen wieder ganz auf Virgilius zurück und erhoben den Poeten, das heißt den classisch-lateinischen Dichter, hoch über den Reimsänger. Trotzdem übten auch Petrarca's tuscische Reime ihren Zauber fort, und das ganze 15. Jahrhundert hindurch versuchten sich die besten Geister auch der humanistischen Schule in ihrer Nachahmung. Lionardo Bruni und Leo-Battista degli Alberti, die Florentiner, haben in Pe-

---

[1]) Sein Brief an Giov. Campisio etwa vom Jahre 1443.

[2]) Sabellicus Ennead. X. Lib. IV p. 687.

trarca's Weise gesungen. Leonardo Giustiniani, der edle Venetianer, und Enea Silvio, der spätere Papst, begannen ihre Laufbahn mit Liebesreimen. Mariano de' Sozzini, der gelehrte Professor der Rechte, und Domenico da Capranica, der ernste Cardinal, haben mit Sonetten und Canzonen gespielt. Unter den Fürsten trieben Lionello von Este und Malatesta von Rimini die heitre Kunst. Weil Filippo Maria von Mailand ein Verehrer der petrarchischen Muse war, mußten auch seine Hofdichter ihr huldigen, Decembrio und selbst Filelfo, der nur mit Widerwillen zur „Pöbelsprache" herabstieg. Aber noch behauptete die Sprache des alten Rom und die antike Poesie so entschieden den Vorrang, daß die Zeitgenossen jener Männer es kaum der Mühe werth halten, von ihren tuscischen Tändeleien beiläufig einmal zu sprechen. Sie waren eben nur eine spielende Beschäftigung, die jüngeren Jahren wohl nachgesehen und ernsten Männern zur Erholung wohl gegönnt werden mochte, keine Leiter zum Ruhme, sie wurden weder unter Freunde verbreitet noch später gedruckt. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts, als die Nationalität von den fremden Eindringlingen am tiefsten gekränkt und getreten wurde, erwachte die Liebe zur Muttersprache von Neuem und trieb, in zwei Vergangenheiten wurzelnd, die classisch-romantische Blüthe der italienischen Poesie.

Was soll man von der lateinischen Poesie sagen in einem Zeitalter, wo es der Poeten so viele gab, wo ihrer etwa ein Dutzend sich der Lorbeerkrönung rühmen durfte, wo in Filelfo der moderne Virgilius gefunden schien! Nicht die Unfähigkeit, nur die Genügsamkeit in den Ansprüchen an die Kunst und das erhabene Selbstbewußtsein jener Poeten erregt unsre Bewunderung. Wer den Fall des Hexameters und des Pentameters glücklich herausgehört und so viel Gewandtheit in der Sprache erworben hatte, daß die Worte sich zwanglos und verständlich dem Tacte fügten, wer dann etwa noch von den alten Dichtern das gelernt, was man ihren Apparat nennen dürfte, der mochte kühn unter die Schaar der Musenjünger treten. Mit den Gesetzen der Metrik nahm man es nicht genauer wie mit denen der Grammatik, gegen den Inhalt war man fast noch gleichgültiger. Doch sonderten sich auch auf diesem Gebiete die beiden Schulen, deren wir schon mehrmals gedacht. Während die Einen nach Petrarca's Vorbild die Gelehrsamkeit unmittelbar in die Poesie trugen und möglichst viel Alterthum in ihre Verse packten, ließen Andre dem leichten Genius die Zügel oder suchten durch Frivolität und Witz zu fesseln. Unter letzte-

ren ragen Beccadelli und Campano hervor, neben welche vielleicht Porcello und Enea Silvio gestellt werden könnten, hätten wir mehr Proben ihres Talentes vor uns. Auf diesem Gebiete durchbrach die natürliche Anlage des Italieners zum Scherz und zur Zote noch am leichtesten die Hemmnisse einer fremden Sprache. Das kleine Epigramm war hier die willkommenste Form. Auch zum Festcarmen und zu den beliebten Epitaphien bediente man sich der Distichen. Um den Gedanken eines großen Epos zu verfolgen, fehlte es den beweglichen Humanisten zunächst an Ausdauer. Petrarca's Africa blieb ohne Nachfolger, bald auch ohne Bewunderer und Leser. Wir würden von Salutato's oben (S. 124) erwähntem Epos sprechen, doch wissen wir nicht einmal seinen Titel. Filelfo's Sforziade ist schon ihrer Tendenz nach eine Caricatur von Petrarca's Riesenplan. Hatte dieser ahnungsvoll von der höchsten Palme geträumt, die ein Dichter für seine Nation erringen könne, so glaubte Filelfo der Muse zu genügen, wenn er Mars, Pallas und Venus zur Erde herabsteigen ließ und die Plattheiten seiner gereimten Chronik hin und wieder mit einer Phrase vom Helikon oder den Pieriden würzte; im Uebrigen war ihm sein Heldengedicht wie ein Wechselcomptoir, in welchem er sein auf die Unsterblichkeit ausgestelltes Papier um klingende Münze eintauschte. Andre Zweige der versmachenden Kunst sind entweder der Erwähnung nicht werth, wie einzelne Nachbildungen terenzischer Lustspiele, oder es ist ihrer, wie der poetischen Uebersetzungen aus dem Griechischen und der filelfischen Satiren, bereits gedacht worden.

Die Lieblingstochter der Wohlredenheit ist die eigentliche Redekunst. Erst das tönende Wort macht alle die Künste lebendig, welche das Gefühl und den Schönheitssinn durch die Mittel einer verfeinerten Sprache anzuregen, sie zu erschüttern oder ihnen zu schmeicheln streben. Doch bedarf der Redner eines Publicums, auf welches er einwirken könnte, er bedarf eines Stoffes, der ihn mit einem solchen Publicum verknüpfte. Die Redekunst der Alten war eine republicanische. Als ihre literarischen Denkmale wieder erweckt wurden, war es gerade um die Zeit, da in den meisten Staaten Italiens die Tyrannis und in den Republiken die geschlossene Aristokratie ihre Anwendung im politischen Leben vereitelte. Wir hören die Klage, daß den Humanisten die öffentliche Rede so gut wie genommen sei. Vor einer Staatsversammlung oder vor einem Fürsten müsse man in der Volkssprache reden und sich nicht zur Kunst, sondern zur Sache halten. In die Gerichts-

höfe finde der Kunstredner nicht einmal Zutritt. [1]) So blieben nur die seltenen Fälle übrig, wo einmal ein classisch-gebildeter Gesandter Gelegenheit fand, sein Licht leuchten zu lassen. Auf den beiden großen Reformconcilien des 15. Jahrhunderts nahm die humanistische Redekunst wirklich einen Anlauf, mit denselben wurde ihr auch im kirchlichen Leben die Wirksamkeit abgeschnitten. Der geistlichen Beredtsamkeit standen wiederum die Humanisten fern. Auf diesem Felde herrschten fast ausschließlich die Minoriten von der Observanz, die mit mächtigen Lungen die Volksmassen überschrieen, die Gewissen aus dem Schlummer posaunten, mit Händen und Füßen gleich Wahnwitzigen gesticulirten, sich gegenseitig in den Ruf der Wundergabe brachten, auf Thränen und Erschütterung losarbeiteten und endgültig auf die Mildthätigkeit der Gerührten. Man darf nicht glauben, daß Predigten, wie wir sie etwa vom heiligen Bernardino oder von Alberto da Sarteano lesen, jemals gehalten sind. Diese trockenen Moralitäten, voll scholastischer Spielereien und gesuchter Citationen, konnten auf die Menge den Eindruck nicht hervorbringen, von dem uns so oft berichtet wird. Da bestand ihre Kunst, wie die ihrer Nachfolger bis auf den heutigen Tag, in donnernden Exclamationen, in Höllenmalerei und in lustigen Intermezzo's. Wie verächtlich den Schülern Cicero's solche Gassenrednerei erschien, werden wir später noch von ihnen selber hören. Der Volksredner aber konnte zu seinem Zwecke wiederum den classischen Schmuck nicht brauchen, wenn er ihn nicht gar um des heidnischen Ursprungs willen verachtete. Im Ganzen also, wir wiederholen es, entbehrte die humanistische Beredtsamkeit, schon weil sie von der lateinischen Sprache unzertrennlich war, jede praktische Anwendung.

Bei diesem Mißverhältniß lernte die Redekunst dem Luxus dienen. In Florenz gelang es ihr zuerst. Der junge Bruno Casini, so hören wir, ein Florentiner, der 1348 starb, also noch ganz Petrarca's Zeitgenosse war, lehrte nicht nur öffentlich in seiner Vaterstadt die Rhetorik, sondern er ließ seine Schüler auch Declamationen halten und gab ihnen Anleitung ebensowohl zu einer gefälligen Haltung und Bewegung des Körpers wie zu passenden und eindrucksvollen Worten. [2]) Petrarca selbst hat weder rhetorische Werke noch Reden geschrieben, doch in allen seinen Werken drängt es ihn gleichsam dazu hin; so ist, um nur ein

---

[1]) cf. Facius de vir. illustr. p. 7.

[2]) Filippo Villani Vite d' uomini illustri Fiorentini p. 60.

Beispiel zu erwähnen, sein Schreiben an Cola di Rienzo vielmehr eine Freiheitsrede im livianischen Stil, an die Bewohner der Siebenhügelstadt gerichtet, wo sie denn auch wirklich auf dem Capitol verlesen wurde. [1]) Salutato hat Declamationen und Reden hinterlassen, die man indeß nur aus den in Florenz befindlichen Handschriften kennen lernen könnte. Wirklich gehaltene Staatsreden sind es sicher nicht, vielleicht auch bloße Uebungsstücke, wie wir deren ein paar von ihm besitzen. Da sehen wir, wie man sich schülerartig in fingirten Fällen, in Stoffen aus der alten Geschichte versucht. In der einen Rede suchen Vater und Gatte die von Sextus Tarquinius geschändete Lucretia vom Gedanken des Selbstmordes abzubringen, in der andern vertheidigt sie die Nothwendigkeit ihres Todes. [2])

Einen neuen Schwung gab der Kunst die Auffindung vieler Reden Cicero's und seiner rhetorischen Werke, so wie auch die Textesverbesserung von Quintilians Institutionen. Antonio Loschi aus Vicenza setzte zuerst bei eilf Reden Cicero's auseinander, wie dieser, was er in seinen rhetorischen Werken gelehrt, in der Praxis angewendet. Er erklärte die Veranlassung der Reden, wies ihre Theile und überhaupt die Gesetze der Composition nach, zeigte die rednerischen Figuren, kurz er behandelte die Reden als Kunstwerke. Sein Buch erschien im Jahre 1413. [3]) Keine andre Arbeit hat nach Biondo's Urtheil der Beredtsamkeit eine solche Frucht eingetragen. [4]) Wir müssen diese Meinung wenigstens insofern bestätigen, als die Redewuth im zweiten und dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts wirklich in überraschender Weise losbrach und sich auf alle Felder warf, die nur irgend der Verherrlichung durch prunkende Worte offen standen.

Von Gasparino da Barzizza haben wir 27 Reden, die er theils bei höfischen, theils bei akademischen Gelegenheiten, der Mehrzahl nach aber für andre verfaßt hat. [5]) Obwohl sämmtlich von regelmäßiger Langweiligkeit, zeigen sie uns doch am deutlichsten, wie man die aus

---

[1]) Ad Nicolaum Laurentii de capessenda libertate hortatoria (Opp. p. 595 sq).

[2]) Beide Reden finden sich in Codices und Drucken unter die Briefe des Aeneas Sylvius gemischt (edit. Basil. epist. 411); daß sie aber Salutato angehören, wissen wir durch Mehus Vita Ambr. Travers. p. 302.

[3]) Antonii Luschi Vicentini Inquisitio super XI orationes Ciceronis. Die Ausgabe, die vor mir liegt, ist ohne Druckort und Jahrzahl.

[4]) Italia illustr. p. 379. Facius de vir. illustr. p. 3: opus utile ac vel doctis probatum.

[5]) In seinen Opp. ed. Furietto gedruckt.

Cicero und Quintilianus erworbenen Theorien in die Praxis umsetzte. Jeder Satz erinnerte an die Schule. Es sind eben Erzeugnisse eines Professors der Beredtsamkeit.

Zur Uebung der Schüler trieb man es wie in den alten Rhetorschulen von Athen, Rhodos und Rom: man überlieferte die Theorie und veranstaltete praktische Uebungen. Gasparino und Guarino von Verona waren die Verfasser der beliebtesten Lehrbücher. [1]) Andre lieferten compendiöse Bearbeitungen dieser Werke oder es war auch nicht schwer, einige Zusätze aus Cicero und Quintilianus zu entnehmen. Eine Fülle von Beispielen, aus den alten Autoren zusammengestellt, erläuterte die Regeln, unter welchen die von den rhetorischen Farben, vom Hiatus, von Vermeidung des Gleichklangs oder sprachlicher Härten, von der Klimax u. s. w. recht pedantisch abgehandelt wurden.

Wie nun die Humanisten selbst meistens an den Höfen und in den Staatscanceleien eine Unterkunft suchten, so drängte sich auch ihre Redekunst zu den festlichen Gelegenheiten und wurde eine Modesache. Bei fürstlichen Besuchen und Friedensschlüssen, bei Hochzeiten und Todtenfeiern, kurz wo sich nur ein Anlaß fand, wurde die Kunst des Hofredners zur Verherrlichung aufgeboten. In Neapel bekleidete Beccadelli dieses Amt, in Mailand nach einander Gasparino, Decembrio und Filelfo, bei den Este Guarino. Florenz hatte die beiden Staatscanzler aus Arezzo, ferner Poggio und Manetti, Venedig seinen Giustiniani und Barbaro, Siena den Agostino Dati. Die reichen Familien ahmten die Sitte der Höfe nach: ihre Hochzeiten und Todesfälle wenigstens mußten mit Festreden ausgeschmückt werden. Daß dabei überall der panegyrische Ton der herrschende wurde, liegt in der Natur der Sache, besonders aber gingen die Leichenreden über die Grenzen der Laudationes hinaus und wurden zu Apotheosen. Indeß sind bei weitem die meisten nur rednerische Schaustücke und wurden niemals gehalten. So war Poggio in Bologna, als er von Niccoli's zu Florenz erfolgtem Tode hörte und seinen Freund durch eine Oratio funebris ehrte; in derselben aber nimmt er an, als stehe er vor der Bahre und die Bürger von Florenz um ihn her. Er galt überhaupt für den Meister der Gattung, denn er sprach ganz wie ein Anwalt der Canonisation. Seine

---

[1]) Aeneas Sylvius erwähnt im Prolog seiner Artis rhetoricae Praecepta (Opp. edit. Basil., 1551. p. 992—1034) auch das Werk eines Stephanus Fliscus *Sanciuensis* als berühmt.

Leichenreden auf die Cardinäle Zabarella und Albergati, auf Lorenzo de' Medici und Papst Nicolaus V, auf Niccoli und Bruni waren die Musterwerke glänzender Beredtsamkeit, aber gesprochen wurde wohl keine von ihnen. Dasselbe scheint von Filelfo's Gelegenheitsreden zu gelten,[1]) von denen die meisten schon wegen des gelehrten Krames, den er wie von der Katheder vorzutragen liebt, für den ungelehrten Zuhörer ungenießbar sein müßten; er trieb mit ihnen sicher denselben Verewigungshandel wie mit seinen andern Schriften. Valla's Reden sind ungedruckt geblieben. Als er einst zu Rom in der Kirche S. Maria sopra Minerva eine Festrede auf den heiligen Thomas von Aquino hielt, meinte der Cardinal d'Estouteville, ein Franzose von feinem Geschmack, der Mensch müsse verrückt geworden sein; der Cardinal hatte Recht, sagt unser Berichterstatter, denn Valla war in seinem Lobe überschwänglich bis zur Narrheit und seine ganze Rede war wie ein aus bunten Fetzen zusammengeflickter Lappen.[2]) So erscheint es denn als bewundernswerthe Einsicht, wenn Papst Pius II, selbst ein gefeierter Kunstredner, einmal sagte, eine künstliche Rede wirke nur auf dumme, nicht auf gescheidte Menschen.[3])

Uebrigens geben die Reden der Humanisten, die wir in den Ausgaben ihrer Werke lesen, noch lange keinen Begriff von der Fülle der Leichen- und Hochzeitsreden, die in verdientes Vergessen zurückgesunken sind. Ludovico Carbóne, der Hofredner des Herzogs Borso von Ferrara, bezeichnete in einer Rede an Kaiser Friedrich (1469) die Verdienste, auf welche gestützt er um den Dichterlorbeer bat: er habe gegen 200 Reden verfaßt und bei festlichen Gelegenheiten gegen 10,000 Verse gesprochen; alle namhaften Männer seiner Vaterstadt, deren Tod er erlebt, habe er mit Leichenreden geehrt, vornehme Damen hätten selten ohne Festgedichte aus seinem Munde Hochzeit gemacht.[4])

In den philosophischen Tractaten der Humanisten dürfen wir weder eine philosophische Behandlungsweise erwarten noch eine eigenthümliche Lebensweisheit. Am wenigsten freilich war für sie die mittelalterliche Kathederphilosophie zu brauchen. Was war sie im 13. und 14. Jahrhundert geworden? „nichts anders als ein mysteriöses und

---

[1]) Ich habe die zu Paris 1515 gedruckte Ausgabe von mir.

[2]) Gaspar Veronensis ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 1032.

[3]) Platina in Vita Pii II.

[4]) Anton. Panormitae Hermaphroditus ed. Forberg p. VIII.

dunkles Reden um die Runde, welches meistens selbst diejenigen nicht verstanden, die so redeten." [1]) Im Gegensatze zu den Scholastikern rühmten sich die Humanisten, die Philosophie aus der Schule ins Leben zu führen, in Wahrheit aber führten sie sie nur in eine andre Schule. Ihre thatsächliche Lebensweisheit war, wie wir oben zeigten, nicht mehr als jene gemeine Klugheit, die sich schlecht oder recht mit dem Leben abfindet, ihre Schulweisheit aber der Stoicismus mit christlichem Anputz und mit einem bunten Ausputz, der allen Schriftstellern des Alterthums entlehnt wurde. Was sie Philosophiren nennen, ist nicht viel mehr als die Wiederholung und Variation der classischen Gemeinplätze über die Unbestimmtheit und Unabwendbarkeit des Todes und über die Hinfälligkeit alles Irdischen, über Tugend und Laster, über das Glück und das höchste Gut, über Jugend und Alter, Freundschaft und Dankbarkeit, Reichthümer und Genügsamkeit, Stolz und Demuth, Ruhm und Bescheidenheit und dergleichen mehr. Oft tritt es deutlich hervor, daß der Autor philosophische Florilegien besaß und sich aus ihnen leicht unterrichtete, was Terentius oder Virgilius, Cicero oder Boethius, Horatius oder Augustinus über dieses und jenes Thema gesagt hatte. Die einzelnen Blumen der Weisheit ließen sich dann mit einiger stilistischer Kunst zu einem Kranze ordnen und verbinden. Auch in der Form bleibt Cicero das Muster: der Tractat wird eingeleitet wie bei ihm, er entspinnt sich dann entweder nach einem disponirenden Entwurfe, lieber aber in der schon von Petrarca aufgenommenen Weise des Dialogs.

Indeß müssen wir hier noch einmal Petrarca's Tractate von dem großen Haufen der späteren absondern. Nur ein völliges Unverständniß hat sie schlechthin für wüste Compilationen von allerlei Gelehrsamkeit und Geschwätze erklärt. Einige und zwar die kleineren mögen allerdings als geringfügig überschlagen werden, so die Abhandlungen über Staatsregierung, über das Amt und die Tugenden eines Feldherrn, über den Geiz. Aber die großen Werke über die Gegenmittel gegen Glück und Unglück, über die Einsamkeit, über die Muße der Religiosen, über die wahre Weisheit, über seine eigene und Anderer Unwissenheit, der merkwürdigen Dialoge über die Verachtung der Welt zu geschweigen, das sind ihrem tiefsten Gehalte nach Erlebnisse aus dem Herzen eines kämpfenden Menschen, bei welchen wir das Anti-

[1]) *Tiraboschi* T. V. p. 276.

quarische und Ciceronianische immerhin als müßigen Beischmuck betrachten mögen.

Bald nach Petrarca zeigt sich der Abfall und zwar zunächst darin, daß das subjective Interesse der Schriftsteller, der Trieb nach Wahrheit völlig zurückschwindet und der schulmäßigen Behandlung weicht. Hierhin gehören gleich Salutato's Tractate über Schicksal und Glück, über Weltleben und Mönchthum, über die Ehrfurcht, ferner die politischen über den Tyrannen, über Wahl- und erbliches Fürstenthum, über die Königskrönung, insofern wir auf sie alle aus seinen philosophirenden Briefen einen Schluß ziehen dürfen. Auch von der späteren Tractatenliteratur dürfen wir nur eine Reihe von Titeln namhaft machen, um auf den Inhalt schließen zu lassen. Poggio's Werke stehen als die gelesensten obenan, er wußte ihnen einen besondern Reiz zu geben, indem er nebenbei Späße erzählte, auf seine literarischen Gegner oder auf die Mönche und Juristen loszog oder seiner frivolen Laune den Zügel ließ. Seine moralischen Schriften über die Pflicht des Fürsten, über den unglücklichen Stand der Fürsten, über den wahren Adel, über die Veränderlichkeit des Glücks, über das menschliche Elend, über den Geiz zeigen trotz allen muntern und interessanten Beigaben doch den antiken Stoiker. Der Dialog gegen die Heuchler ist aber schon eine Kriegserklärung gegen die Bettelmönche, gewürzt durch persönliche Angriffe und Anspielungen, und die schalkhafte Behandlung der Frage, ob ein Greis noch heirathen solle, war um so piquanter, da der Verfasser darin seine eigene Ehe vertheidigte. Auch das ernstere Werk des Francesco Barbaro über die Ehe wurde noch in späteren Zeiten gern gelesen. Des Enea Silvio Tractate schließen sich an die Poggio's geradezu als die eines Schülers an. Valla's Abhandlungen über die Wollust oder das wahre Gut und sein Dialog über die Willensfreiheit sind in einer andern Beziehung schon erwähnt worden. Und wenn wir hören, daß Manetti vier Bücher über die Würde und Hoheit des Menschen, daß Bartolommeo Fazio gleichfalls über die Würde und den Vorrang des Menschen oder über das menschliche Lebensglück geschrieben, so spüren wir wenig Verlangen nach diesen und ähnlichen Werken, welche die bekannten und beliebten Themata immer nur von Neuem variiren.

Mit einem besondern Stolz haben die Humanisten selbst auf ihre Geschichtschreibung gesehen und die Italiener sind bis auf den heutigen Tag von der Trefflichkeit ihrer Leistungen überzeugt. In der

That liegt hier für die Nachwelt die schmackhafteste Frucht ihrer Studien, doch dürfen wir sie nicht ohne Prüfung hinnehmen. Es erfolgte allerdings ein entschiedener Umschwung der historischen Kunst zunächst Italiens, als die Chroniken der Mönche und Stadtschreiber durch die Werke der Humanisten in den Hintergrund gedrängt wurden. Jene hatten gesucht, den Stoff, der ihnen denkwürdig erschien, in irgend welcher Form zu geben, nur damit das Geschehene nicht in Vergessenheit gerathe. Diese schrieben Geschichte um der Kunst der Historiographie willen, wobei der Stoff zum Momente zweiten Ranges wurde, sie schriftstellerten für ein Publicum, welches durch lebhafte und angenehme Darstellung unterhalten sein wollte. Sie wünschten Autorruhm einzulegen und ihren eigenen Namen nicht minder als die Thaten derer, von denen sie erzählen, auf die Nachwelt zu bringen.

Cicero hat einmal über den Werth und die Hoheit der Geschichte eine Reihe von stolzen Worten in die Welt geschickt: die Geschichte sei die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben der Vergangenheit, die Lehrmeisterin des Lebens, die Verkünderin des Schönen. [1]) Seine modernen Schüler von Petrarca an sprachen diese Phrasen mit Wohlgefallen nach, zumal da die Würde der Geschichte billig auch die der Geschichtschreiber in sich zu schließen schien. Gern betonten sie den moralischen Nutzen der Geschichte. Diese hat nach ihrer Meinung vorzugsweise den Beruf, zu allen Tugenden anzuspornen, die das Alterthum preiset und deren erhabene Vorbilder es aufweiset, zur Tapferkeit und Bescheidenheit, zur Vaterlandsliebe und Großherzigkeit, auch wohl zu den Tugenden des Christenthums und sogar zu jenen Zierden der Persönlichkeit, die dem Italiener als Tugenden erschienen, zur Urbanität des Umgangs, zur Gewandtheit in allen Geschäften des politischen und socialen Lebens und vor Allem — zur Beredtsamkeit. In der Voraussetzung ferner, daß der Geschichtschreiber auch das zu üben verstehe, was er zu rühmen und mit glänzenden Beispielen aus dem Alterthum zu belegen weiß, fühlte er sich vor Andern zum politischen Beurtheiler und Rathgeber, zu Ehrenstellen und zum Gebieten berechtigt. Schon Petrarca war dieses wunderlichen Wahnes voll. Er hat Lebensbeschreibungen großer Männer des Alterthums verfaßt, ferner Beispiele von Tugend und Weisheit aus der älteren Geschichte in der beliebten Weise des Valerius Maximus gesammelt (die vier Bücher rerum memoran-

[1]) *De oratore II, 9, 36.*

darum), er hat endlich eine großartige allgemeine Geschichte, die von Romulus bis auf die Zeiten des Kaisers Titus reichen sollte, wenigstens entworfen und begonnen.[1]) Seine Kenntniß des Alterthums erregte mit Recht das Staunen der Zeitgenossen. Kein Wunder, wenn er, der nur im Studirzimmer und unter seinen Büchern wahrhaft lebte, doch die ganze politische Weisheit des alten Rom in sich fühlte und sich berufen glaubte, Kaisern und Königen Rath zu ertheilen, Feldherren und friedlich-waltenden Fürsten einen Idealspiegel ihrer Thätigkeit vorzuhalten, selber Gesandtschaften zu übernehmen und sein Wort überall in die Waagschale zu legen, wo es sich um die Geschicke Italiens handelte.

Unterscheiden wir den zeitgenössischen Ueberlieferer, den Verfasser von Denkwürdigkeiten vom wissenschaftlichen Geschichtsforscher, so wünschen wir dem ersteren eine unterrichtende Stellung, ein treues Auge und eine naive, offene Weise zu erzählen. Gerade diese Eigenschaften sind es, die den Humanisten gar oft abgehen. Die wenigsten lebten in einer Situation, die ihnen den Einblick in größere Staaten- und Weltverhältnisse geöffnet hätte. Lionardo Bruni und Flavio Biondo, die uns Ereignisse aus ihrer Zeit erzählen, waren, als sie dieselben erlebten, päpstliche Secretäre. Des ersteren Blick reicht wenig über das Interesse und Geschwätze der Curie hinaus, er schreibt, was er sich erinnert in früheren Jahren gehört zu haben, und das Wenige, was er selbst mitangesehen; auf den klaren Stil legt er höheren Werth als auf die Berichte.[2]) Der wackere Biondo kennt eigentlich nur die Kriege im Kirchenstaat, über welche bei Papst Eugen tägliche Nachricht einlief und in denen er selbst mehrmals als Gesandter thätig war; die gleichzeitigen Vorgänge am basler Concil, die nicht minder zu des Papstes Noth beitrugen, verflüchtigen sich ihm schon zu allgemeinen Klagen und Phrasen, wie man sie eben an der Curie zu hören gewohnt war.[3])

[1]) De contemptu mundi Dial. III (Opp. p. 411), er nennt es ein opus immensum temporisque et laboris capacissimum.

[2]) So sagt er selbst in der Vorrede seines Rerum suo tempore gestarum (1378—1440) Commentarius (ap. Muratori Scriptt. T. XIX): Leider seien die Zeiten des Demosthenes und Cicero bekannter als die vor etwa sechszig Jahren. Der Grund liege bei letzteren im Mangel an würdiger Ueberlieferung. Literae quidem, nisi sint illustres atque disertae, claritatem rebus afferre non possunt neque memoriam earum in longum extendere.

[3]) Das Selbsterlebte erzählt er in seinen Historiarum ab inclinatione Romanorum Libri XXI. Basileae, 1559 im 2—10. Buche der dritten und im 1. Buche der vierten Decade.

Die Humanisten waren meistens an den Höfen oder in republicanischen Staatsämtern versorgt, sie mußten daher den fürstlichen oder patriotischen Eitelkeiten schmeicheln. Daher wieder der lobsingende Ton, der fast in allen ihren Geschichtswerken herrscht, insofern sie ihr Object der Gegenwart, der Geschichte einer bestimmten Stadt oder Dynastie entnehmen. Die blassen Thaten eines dürftigen Zeitalters werden mit künstlicher Schminke herausgeputzt, unbedeutende Menschen und Begebnisse schwellen durch classische Streiflichter zu heldenhafter Größe an. Der Historiograph selbst des kleinsten und nüchternsten Fürsten, irgend eines Condottiere oder der armseligsten Provincialstadt bedient sich des antiken Apparates. Gedenken wir hier noch einmal jenes Porcello, der den erbärmlichen Söldnerkrieg von 1452 und 1453 als einen punischen beschrieb. Wenn Giacomo Zeno, ein venetianischer Nobile, das Leben seines Großvaters Carlo schrieb, der einst Truppen geführt, schildert er ihn ganz wie einen livianischen Consul und läßt ihn lange Reden mit Commilitones und Patres conscripti halten, als habe er die Legion und den Senat des alten Rom vor sich.[1]) Ein ferraresischer Chronist, der eben auch nicht viel Großes zu erzählen hat, hebt also an: „Es ist erhabenen Gemüthern von der Natur eingepflanzt, daß sie nach dem Ruhme der Unsterblichkeit trachten. Auf diesem Wege wandelten alle die edlen Römer, die Geist und Leib dem Freistaate weiheten.“ Marmor und Erz, so fährt er dann fort, schwinden dahin; Redner, Dichter und Geschichtschreiber allein führen den, den sie feiern, sicher der Unsterblichkeit zu. Daß der begeisterte Autor dabei auch seiner selbst nicht vergißt, sieht man aus seiner Aeußerung: „Was sind Julius Cäsar's Siege gegen die Feinheit und Eleganz seiner Commentarien?“ [2])

Eine Sitte der antiken Historiographie, die von den Humanisten mit großem Eifer aufgenommen wurde, war die Einlegung von Reden. Man weiß, daß Thukydides sie zur Ausmalung der Situation und zur Charakteristik verwendete. Schon Sallustius und Livius machten rednerische Schaustücke daraus und die Reden ihrer Nachahmer, der Humanisten, sind vollends eher geeignet, auf das Erzählte ein falsches

---

[1]) Seine Vita Caroli Zeni bei Muratori Scriptt. T. XIX. In diesem Sinne äußert er sich auch Praefat. p. 204 theoretisch über die Aufgabe des Geschichtschreibers: effingit cogitationes hominum, sermones conventionesque; temporum rationes, motus, figuras corporum effert etc.

[2]) Bei Muratori Scriptt. T. XX. p. 442. 453.

Licht zu werfen als es deutlicher erkennen zu lassen. Das Kunstmittel sollte nun die nüchternen Ereignisse voller und hochherziger, die Darstellung wärmer und lebhafter machen. In der Wirklichkeit gab es nicht viel zu reden, seitdem die Administration und die Diplomatie sich immer mehr der Actenform ergaben. Nach den Geschichtswerken aber sollte man glauben, in jedem kleinen Rathhause habe eine attische Ekklesia oder ein capitolinischer Senat getagt, ein Demosthenes gegen den Staatsfeind oder ein Cicero gegen den Verschwörer gedonnert, die Throne und militärischen Commando's seien mit studirten Rhetoren besetzt gewesen.

Obwohl manche dieser Mängel theilend, ragt doch weit über die Memoiristen seiner Zeit hinaus Enea Silvio de' Piccolomini, der fast zwei Drittheile seiner männlichen Jahre auf deutschem Boden, am basler Concil und am Hofe des Kaisers zugebracht, den Italien erst als Cardinal und Papst kennen lernte. Hier konnte er über seine Erlebnisse in Deutschland schreiben, was ihm beliebte, und dann überhob ihn seine kirchliche Würde wenigstens derjenigen Fesseln, die den Höfling beschränkten. Er war als Geschichtschreiber ein wenig ruhmredig und oft der Anwalt seiner Partei, aber ein Mann, der wirklich viel erlebt und meistens an der Stelle, wo die Fäden des politischen Gewebes ausgingen und wohin sie wieder gelangten, der zu sehen und zu erzählen verstand, wenn er auch nicht selten mehr ausplauderte, als er sollte, und in andern Fällen mehr, als er wußte.

Nicht viel besser stand es auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, insofern sie vergangene Zeiten ergründet und beleuchtet. Die Periode seit dem Verfall des römischen Reichs wurde wenig beachtet, ja von Vielen gleich den Geschichtschreibern jener Zeit völlig verachtet. Poggio, Bruni und Biondo konnten mit vollem Recht sagen, daß die Zeiten der Griechen und Römer ungleich genauer bekannt seien als die nächstvergangenen, weil jene durch geschickte Geschichtschreiber verherrlicht wurden. Darum schilt ein Literat wie Poggio solche Fürsten, die es versäumen, sich mit gelehrten und eloquenten Männern zu umgeben; sie verdienen, meint er, daß ihr Ruf mit dem Körper stirbt und ihr Name der Ewigkeit verloren geht. Denn an würdigem Stoffe scheint es ihm auch in der modernen Geschichte nicht zu fehlen: warum sollten zum Beispiel die Thaten Tamerlan's nicht ebenso gern gelesen werden wie die des makedonischen Alexander? nur am Herold hat jener es fehlen lassen. Auch macht Poggio die Bemerkung, daß Livius ja oft

recht winzige Dinge von den alten Römern erzähle, die nur durch seine Darstellung großartig und würdig erscheinen, und daraus schließt er, daß es niemals an Geschichte fehle, wo nur tüchtige Geschichtschreiber da sind.[1]) Um dieses Mangels willen gaben die Humanisten das Mittelalter fast ganz verloren. Die dürren Chroniken nahm höchstens einmal der städtische oder fürstliche Historiograph zur Hand, um den Stoff durch schönen Stil und Reden auszuzieren und so zum neuen Kunstwerk umzugestalten. Selbst die großen florentinischen Annalisten traten ins Dunkel zurück, seitdem Bruni und Poggio das Beste aus ihren Werken in elegantem Latein vorgetragen. Die allgemeine Geschichte des Mittelalters beschäftigte höchst selten die Federn der Humanisten. Außer Biondo's oben besprochener Arbeit wüßten wir nur noch die Geschichte des ersten Kreuzzuges von Benedetto Accolti und des Bartolommeo Sacchi aus Piadena, des sogenannten Platina, Geschichte der Päpste als Werke von einiger Bedeutung aufzuführen. Dürftige Uebersichten wie die des Erzbischofs Antoninus von Florenz und des Donato Bossi kommen hier nicht in Betracht als nicht zur humanistischen Schule gehörig.

Die alte Geschichte war natürlich das Lieblingsfach der Humanisten, aber auch sie, zumal die nicht-römische, blieb den meisten ein zerrissenes Stückwerk, ein bunter Kram von Notizen, Schlagworten und Anekdoten, wie er eben aus der planlosen Lectüre dieses und jenes Autors gewonnen und dann von einem Buch ins andre vertragen wurde. Petrarca's Gedanken einer Universalgeschichte des Alterthums, des römischen mindestens, hat noch lange niemand aufzunehmen gewagt. Der einzige Biondo hätte zugleich das Talent und die Beständigkeit zu einem solchen Unternehmen gehabt, ihm fehlte die Aufmunterung und mehr noch die Kenntniß des Griechischen. Mit besserem Erfolge wurde dagegen das Studium der römischen Alterthümer angebahnt: hier ist Biondo in erster Reihe zu nennen, neben ihm beherrschten Filelfo, Poggio und Bruni weitere Gebiete, und manches Besondere ward von Einzelnen geleistet. Diese Bemühungen haben, mag man auf ihren wissenschaftlichen Werth jetzt herabsehen, an sich einen kaum zu ermessenden. In ihnen erwuchs durch den Widerstreit der Autoritäten, durch die Nothwendigkeit, zu vergleichen und zu prüfen, zu sichten und zu sondern, die Kritik, eine Kraft, deren sich die naive Glaubenswelt nicht bewußt

---

[1]) *De variet. fort.* Lib. I. p. 34 sq. 77.

geworden war. Man belausche nur die kecken Flügelschläge dieser Kraft in den Alterthumsforschungen eines Biondo, Valla und Filelfo, man wird sie dann in verschiedenem Grade bei allen ihren Vorgängern von Petrarca an, bei allen ihren Zeitgenossen und Nachfolgern wiederzufinden wissen und die ungeheure Wirkung ahnen, welche sie gegen die Throne der Tradition und Autorität geübt hat. Im Alterthum erhielt man ein Gebiet, welches den Glauben nicht in Anspruch nahm, den Trieb der wahren Wissenschaft aber herausforderte. Wie nahe lag es, die hier geschmiedete Waffe, die hier geschulte Geschicklichkeit auf andre Gebiete der Ueberlieferung zu tragen! Die Kritik hat dem Kampfe der Geister nicht minder eine neue Gestalt gegeben als das Feuergewehr dem Kampfe der körperlichen Kräfte.

Soviel von den positiven Leistungen dieser Wiedergeburtsliteratur. Gestehen wir, sie ist an sich nicht entfernt das, was die Literatoren selber wähnten. Sie hat kaum etwas Selbstständiges und Nichts aufzuweisen, was nicht im nächsten Jahrhundert schon überflügelt worden wäre. Die Humanisten glaubten ein neues augusteisches Zeitalter bereits darzustellen, sie haben in Wahrheit nur den Acker bereitet und Keime für die Zukunft gepflanzt. Mindestens ebenso bedeutsam sind ihre destructiven Tendenzen, ihr Kampf gegen die bestehende Wissenschaft. Dieser Kampf nahm in dem Zeitraum, den wir hier besprechen, mehr den Charakter einer einseitigen siegreichen Polemik an, durch welche die Humanisten ihre Gegner, die Verfechter der überlieferten Systeme, aus dem Felde schlugen. Erst nach den empfindlichsten Niederlagen brachte es der Feind zu energischen Reactionen.

Es ist ein fördernder und nothwendiger Gegensatz, den die genießende Schöngeisterei gegen ein zusammenhängliches, oft trockenes und mühsames Studium, den eine gleißende Universalbildung gegen die beschränkte und pedantische Stubengelehrsamkeit, den der künstlerische Trieb gegen die dürre eingelernte Methode bildet. Reine Menschenbildung ist selten aus der einförmigen Klosterzelle, aus dem dumpfen Hörsaal und bei der nächtlichen Lampe ans Tageslicht gefördert. Auf der andern Seite wird sie auch von den Glücklichst-Begabten nicht ohne Mühe und Kampf gewonnen. Der Gelehrte wühlt oft in den Hüllen, ohne den Kern zu finden; der Schöngeist giebt die buntesten Fetzen der Hülle für den Kern selber aus. Jener zuckt die Achseln, wenn er sieht, wie geschäftig dieser die flüchtig-erworbenen Schätze auf den Markt trägt; dieser bestiehlt den Fleiß der stillen Nächte und lacht über den Pedan-

ten, der ihn nicht zu verwerthen wußte. Denn die strenge Wissenschaft hat immer gestrebt, ihre überkommenen und erworbenen Güter in engeren, kastenhaften Kreisen zu sichern und zu hegen; dagegen ist es das Bestreben aller Schöngeister, ihr Publicum zu erweitern und ihm mit eitler Prätension Alles darzubieten, was sie selbst nur gerade so weit verstanden, um es zugestutzt und aufgeputzt in weitere Circulation setzen zu können. Während so die ausschließende Wissenschaft Massen von unfruchtbarem Stoff ansammelt, führt ihre leichtfertige Nebenbuhlerin eine Fülle von unreifen Kenntnissen, von mißverstandener Wahrheit und flüchtig-erfaßter Halbwahrheit tändelnd in die Welt aus.

In diesem Sinne begann der jugendliche Humanismus seinen Kampf gegen die Weisheit der Hochschulen. Wir sahen, wie schon Petrarca ihn auf allen Gebieten zugleich entzündete. Bewunderenswerth ist seine Siegesgewißheit: er war fest überzeugt, daß die Scholastik stürzen müsse und daß seinem christlichen Humanismus die ganze Zukunft gehöre. „Siehe jene an, die ihr ganzes Leben mit dialektischen Klopffechtereien und Sophistereien zubringen und sich beständig in eitlen Fragen abmühen, und höre meine Wahrsagung über sie alle: All ihr Ruhm wird mit ihnen zusammenstürzen, für ihren Namen und ihre Gebeine wird ein Grab genügen!“ [1])

Es waren nicht die Wissenschaften selbst, die von den Humanisten angegriffen wurden, es war die scholastische Methode und die Weisheit der Kathedermänner, die sich mit ihr breit machte. Wie hätte man die einzelnen Disciplinen an sich mißachten können, die Rechte und die Medicin, deren ja das tägliche Leben bedurfte, die Philosophie und die Grammatik, auf deren schulender Kraft ja auch die Bildung des Schöngeistes ruhte. Ferner waren alle diese Fächer aus dem Alterthum überkommen und beriefen sich auf die Werke der Griechen und Römer, so verfälscht und unkenntlich diese durch die späteren Zuthaten auch geworden. Wer noch so keck gegen die aufgeblasenen Lehrer der Arzeneikunde und gegen die gaunerischen Aerzte loszog, blieb doch mit Ehrerbietung vor dem Namen eines Hippokrates stehen. Wer noch so verächtlich von den dialektischen Künsten sprach, wagte doch nicht leicht Aristoteles anzutasten. Die Theologie befand sich, wie wir sehen werden, in einem besonderen Falle, aber auch ihr waren ehrwürdige Namen wie Hieronymus und Augustinus nicht überflüssig. Den andern

---

[1]) *Petrarca* epist. rer. famil. I, 1.

Disciplinen muthete man eine Reform, zunächst eine Rückkehr zu ihren antiken Grundlagen an. Bei einigen meinte man den besseren Weg schon gefunden: die Schulphilosophie zum Beispiel sollte zur Lebensmoral, die Grammatik zur Eloquenz heranwachsen und heranziehen. In der Medicin und den Rechten überließ man es den Fachgelehrten, die neue Bahn zu finden, und setzte ihnen unterdeß mit desto bissigeren Angriffen zu.

Bald sind es die Hochschulmeister, bald die Praktiker, die dem freien Humanisten lächerlich erscheinen. In beiden Fällen hatte der Neid an ihrem Hasse keinen geringen Antheil. Im bürgerlichen Leben spielten die Juristen die erste Rolle: „sie saßen an der Seite der Fürsten und waren das Orakel der Höfe.“ Auf den Universitäten standen sie obenan, sie waren hier oft auf Lebenszeit sichergestellt und wurden durch ihre Consilien reiche Männer. Ein Niccolo de' Tudeschi, der Held der canonistischen Gelehrsamkeit und bekannter unter dem Namen des Abbas Siculus, bezog während seines Aufenthaltes in Bologna einen Sold von 800 Scudi, später trat er in neapolitanischen Dienst und wurde Erzbischof von Palermo. Zu Padua gab man dem berühmten Giovanni da Imola (1406) und dann auch dem Paolo da Castro (1430) Gehalte von 800 Ducaten.[1]) Dagegen klagt Lauro Quirino, der um 1453 ebendaselbst Rhetorik und Moral lehrte, daß man ihn mit einem Solde von 40 Ducaten abfinde, während den Männern des bürgerlichen Rechts glänzender Lohn würde.[2]) Man nehme dazu, daß Lorenzo Valla einmal um 50 Zecchinen zu Pavia die Eloquenz lehrte und daß seine beiden Nachfolger, unter denen der nicht mehr unbekannte Beccadelli war, sich in diesen Sold gar theilen mußten.[3]) Auch Bologna wurde noch ganz von den Juristen beherrscht und war den Humanisten fast unzugänglich. Hier galten Männer wie Antonio Butrio, Flaviano, Niccolo della Jaba, die heutzutage völlig vergessen sind, und der Stolz der Hochschule war Giovanni da Imola, der das ganze Corpus juris commentirte. Dagegen versuchte Aurispa als Lehrer des Griechischen vergebens sein Glück: „Ich bin hier verpflichtet, sagt er, die griechische Sprache zu lehren, aber ich finde nicht nur keine Ge-

---

[1]) v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. VI (2. Ausgabe) S. 278. 288.

[2]) Sein Schreiben an Francesco Barbaro unter dessen Briefen epist. 216.

[3]) Zumpt Leben und Verdienste des L. Valla a. a. O. p. 411.

legenheit dazu, sondern alle Humanitätsstudien liegen den Geistern so fern, daß ich nicht ohne Ekel hier verweile." [1]) Auch Filelfo lehrte nur sehr vorübergehend in Bologna, ein halbes Jahr lang und indem ihn Cardinal d'Allemand, der päpstliche Legat, aus seiner Privatcasse bezahlte. [2]) Keiner der Humanisten hat sich an dieser Hochschule halten können.

Allerdings war der belebende und bewegende Geist aus den Rechtsstudien in demselben Maße entflohen, als er in den humanistischen erwachte. Die alten Quellen des römischen Rechts hatte man durch die Glosse mehr verschüttet als aufgedeckt, zur Glosse aber gesellte sich noch die Auslegung einer Reihe von berühmten Rechtslehrern und so rollte sich ein immer wachsender, unentwirrbarer Knäuel zusammen von Citaten und Autoritäten, von Definitionen, Divisionen und Distinctionen, von Exceptionen, Replicationen und Duplicationen. Die Zeiten eines Cinus, Bartolus und Baldus waren nicht mehr, wohl aber lag ihr Erbe wie eine drückende Last auf der Wissenschaft. Die Wenigen, die sich mit unermüdlichem Fleiße durch den Wust durcharbeiteten und einige Ordnung hineinzubringen wußten, galten als die großen Juristen des Zeitalters. Ihre Namen werden uns genannt und ihre Gelehrsamkeit gerühmt, aber man sprach von ihnen wie von Personen, die in dunkler Ferne oder vor Jahrhunderten lebten, und über ihre Schriftwerke wußte der Laie nur unbestimmt und von Hörensagen zu reden.

Männer, die zeitlebens unter Titeln, Capiteln und Glossen kramten, mußten wohl Pedanten werden. Erzählte man sich doch von dem großen Bartolus, er habe sich die tägliche Speise jedesmal abwiegen lassen, um auch seine Denkmaschine in gleichem Gange zu erhalten. Den Giovanni da Imola besuchte einer der Humanisten und fand ein ganz unter Büchern vergrabenes Männchen, das ohne seine Bücher ein völliges Nichts war. [3]) Die neue, aus dem Alterthum geschöpfte Bildung blieb ihnen fremde. Wenn aber einzelne von ihnen, wie schon Cino, dann Mariano de' Sozzini aus Siena, Francesco d'Accolti, ein Schüler, Cato Sacco, ein Freund Filelfo's, Silano Negri, wirklich Geschmack an elegantem Latein und ciceronianischer Philosophie gefunden

[1]) Sein Brief unter denen des Ambros. Travers. XXIV, 55.

[2]) Filelfo's Brief an Aurispa v. 23. Febr. und an Traversari v. 17. März 1428, letzterer unter denen des Ambros. Travers. XXIV, 30.

[3]) *Aeneas Sylvius* de vir. clar. XIX.

oder wenn sie sich in tuscischen Liebesreimen versuchten, so blieb diese Beschäftigung ein Spiel der Erholungsstunden und ohne jede Einwirkung auf ihre Fachwissenschaft. Der Humanist in ihnen war gleichsam ein andrer Mensch als der Jurist.

Eine Reihe der namhaftesten Humanisten hatte in jüngeren Jahren, meistens gezwungen und widerwillig, den Rechtsstudien obgelegen, Petrarca, Boccaccio und Salutato, Bruni und Filelfo, Beccadelli, Piccolomini und Vegio. Von den Musen gelockt, waren sie dann der Rechtsschule entlaufen und behielten nun mehr oder weniger vom Hasse der Apostaten gegen die ihnen aufgedrungene Juristerei. Wen einmal die frische Genialität des Humanismus berührt, dem widerstand dieses Spiel mit trockenen Formen und Formeln, deren Zusammenhang mit Menschenthum und Leben dem Bewußtsein völlig entschwunden war.

Seit Petrarca die Axt an den Baum gelegt, war kaum einer seiner Nachfolger, der sich nicht in Hieben gegen die Juristerei versucht hätte. Boccaccio, der immer nur die nachträglichen Streiche austheilt, wo sein Herr und Meister voran in den Kampf gegangen, ärgert sich besonders an dem prunkvollen Auftreten der Juristen, die freilich in ihrem purpurnen Ornat und gefolgt von einer Schaar Clienten, auf den armen Dichter wie auf einen erbärmlichen Hungerleider herabschauten. Aber an einem Laster, sagt Boccaccio, kranken sie alle, diese stolzen Lehrer der Rechte und Vorsitzenden der Gerichtshöfe, an niedriger Geldgier. Kleben nicht an ihrem Erwerbe die Thränen der Armen und Elenden, die sie mit ihrer käuflichen Zunge ins Verderben gestürzt? Doch ihr Name, tröstet er sich, wird trotz den reichen Kleidern, die ihren Körper umhüllen, mit diesem sterben, während des Dichters Name mit seinen Gedichten unsterblich fortlebt.[1])

Von Coluccio Salutato wissen wir, daß er Tractate geschrieben hat de nobilitate legum et medicinae und Quod medici eloquentiae studeant; beide liegen ungedruckt in einer florentinischen Bibliothek. Nur soviel hören wir, daß er gegen die ärztliche Quacksalberei und gegen den astrologischen Spuk energisch zu Felde zog, darin ein echter Jünger Petrarca's. Die Rechte hat er vergleichungsweise in Ehren gehalten und wenigstens in ihren antiken Grundlagen als Wissenschaft anerkannt. Der Stein des Anstoßes wird ihm als eifrigem Ciceronianer die stilistische Unbeholfenheit der neueren Juristen gewesen

[1]) De geneal. Deor. Lib. XIV. cap. 4.

sein, während auf der andern Seite die knappe Kürze, die klare Schärfe der Juristen des alten Rom ihn wieder mit ihrer Wissenschaft aussöhnte.

Salutato's Zögling Lionardo Bruni sprach von den Rechtswissenschaften, die ihm einst aufgedrungen worden, mit Verachtung. Die Studien der Humanität, sagt er, vervollkommnen und schmücken den Menschen. Dazu kann die Rechtskenntniß nichts beitragen. Mag er nun wissen, was bei der Ableitung des Regenwassers Rechtens ist, ob das Kind einer Sclavin zu den Früchten gerechnet wird, ob zur Errichtung eines Testamentes durchaus sieben Zeugen gehören, oder mag er es nicht wissen, das ist für seine menschliche Bildung ganz gleichgültig. Ihm mache alle diese Weisheit der Cino und Dino nur Langeweile. Ganz andern Ruhm dürfe erwarten, wer Aristoteles und Cicero studirt, und auch im Leben könne er sich eine hohe Stellung erwerben — so meint der wohlhabende Staatscanzler.[1])

Maffeo Vegio hat in jener ersten Periode seines Lebens, in welcher er sich noch ganz als Dichter fühlte, ein juristisches Lexikon (de verborum significatione) geschrieben. Die Poesie und die Rechtswissenschaft sind ihm wie Licht und Finsterniß. Er gesteht, daß er zuvor einen Abscheu gegen die Leges gehabt, er spricht mit Verachtung von den Roffredus, Matarellus und Rainerius Forolivienfis, auch von Cinus und Bartolus, selbst von Tribonianus, dem Günstlinge Justinians, welcher die Schriften der alten Juristen entstellt und dadurch der lateinischen Sprache einen unendlichen Schaden zugefügt habe. Nun aber lese er die Digesten in ganz anderm Sinne, nicht um unendliche Tractate und Commentarien daraus zu spinnen, sondern um die Feinheit und Eleganz der alten Legislatoren zu bewundern.[2]) Man sollte sich indeß hüten, wegen solcher Aeußerungen Männer wie Vegio und Traversari als „Vorboten" der Jurisprudenz eines Alciatus, Zasius, Cujacius zu bezeichnen. Von der philologisch-geschichtlichen Methode, welche das Studium des römischen Rechtes in eine neue Bahn geführt hat, hatten sie so wenig eine Ahnung als ihre Gegner. Ihre Bewunderung bleibt lediglich vor der „Eleganz, gefeilten Rede, Anmuth des

---

[1]) Leon. Bruni epist. VI, 6. cf. epist. X, 24. pag. 197. 200.

[2]) Die Zueignung des Werkes an den Erzbischof von Mailand Bartolommeo della Capra v. 15. März 1433 bei Saxius Hist. liter. typogr. Mediol. p. 405 bis 408.

Stils, Energie des Ausdrucks", vor dem „Schmuck und Glanz der Worte" und der „Majestät der Sentenzen" stehen, in denen sie die ehrwürdige Hand eines Mucius Scävola, Servius Sulpicius oder Antistius Labeo herauszuerkennen meinen.[1])

Das alles waren noch bescheidene Meinungsäußerungen im Vergleich zu dem Anstoß, dem Valla's Kühnheit gab. Er lehrte die Rhetorik zu Pavia, wo wie zu Bologna und Padua die Juristen das große Wort führten. Sie waren vielleicht schon deshalb gegen ihn gereizt, weil er in seinen „Elegantien" die Sprache der alten wie der neuen Juristen einer schonungslosen Kritik unterworfen.[2]) Ein angesehener Jurist sprach einst gegen ihn die Ansicht aus, daß Bartolus dem Cicero bei weitem vorzuziehen sei; keine Schrift Cicero's könne sich auch nur mit dem kleinsten Buche des Bartolus, etwa dem de insigniis et armis, messen. Ihr Redekünstler, sagte er, kümmert euch mehr um die Worte als um den Inhalt, mehr um das Laub der Bäume als um die Früchte. Cicero erklärte er für einen unwissenden Schwätzer. Wir kennen Valla genügend, um uns vorzustellen, wie ihm die Galle schwoll, er beschloß, die Beleidigung seiner Kunst glänzend zu rächen. Er borgte jenes Buch von Cato Sacco, in einer Nacht verfaßte er die Streitschrift dagegen, zugleich gegen Bartolus und die Juristen überhaupt. Er selbst hat es zwar später bestreiten wollen, daß diese Schrift eine Invective gegen Bartolus sei, weil eine Invective nicht gegen Todte gerichtet sein könne. Indeß verfährt er mit ihm genau wie mit seinen andern Gegnern, mit Fazio oder Poggio, und warum sollte man nicht gegen Todte ebensowohl Angriffe richten können, wie Petrarca bewundernde Briefe an sie schrieb? Auch thut der Name nichts zur Sache. Valla's Urtheil über das Buch von den Wappen war von vorn herein fertig: „Unsterbliche Götter, wie ist hier Alles ohne Würde, ohne Gewicht, wie albern! Man sollte glauben, ein Esel spreche, nicht ein Mensch." Bartolus wird mit Schimpfworten wie Dummkopf und Pinsel behandelt, ihn und seinesgleichen, das heißt einen Accursius, Baldus und Dinus nennt Valla Gänse, die nicht die römische sondern eine barbarische Sprache gesprochen oder vielmehr auf allen Gassen zum Aerger der Menschen geschnattert. Den Vorwurf, den Vegio dem

[1]) Vergl. Ambr. Travers. epist. V, 18, ein Brief, den auch v. Savigny im angedeuteten Sinne herangezogen hat.

[2]) z. B. *Lib. IV. cap.* 48.

Tribonianus gemacht, richtet Valla schon kecker gegen Kaiser Justinianus selbst, in den Augen der Juristen eine frevelhafte Majestätsbeleidigung. Den neueren Juristen, den Männern der Glosse, konnte Valla nicht deutlicher seine Meinung sagen als gleich im Anfange der Schrift: „Von den Rechtsgelehrten ist kaum einer, der nicht als völlig verächtlich und lächerlich erscheine. Sie sind ungebildet in allen Zweigen der Wissenschaft, die einem freien Menschen ziemen, und zumal in der Wohlredenheit, deren sich doch die alten Jurisconsulti eifrigst befleißigten und ohne welche die Bücher derselben unverständlich bleiben, sie sind so armseligen Geistes, so gedankenlosen und thörichten Sinnes, daß ich das Mißgeschick des bürgerlichen Rechts beklage, weil es der Ausleger fast ganz ermangelt oder vielmehr diejenigen, welche es jetzt hat, nicht loswerden kann.“ [1])

Valla betrieb die Verbreitung dieser Invective recht geflissentlich. Gleich am nächsten Tage sandte er sie Cato Sacco zu, dann dem alten Guarino nach Ferrara, der ihm mit freudiger Beistimmung dankte; Decembrio, dem Valla sie widmete, las sie in Mailand. Die Juristen waren nicht nur in ihrem verehrten Bartolus sondern auch unmittelbar und insgesammt beleidigt. In Pavia hatte die juristische Facultät mit der philosophischen schon vorher im Streite gelegen, darum betrachtete letztere Valla als ihren Bundesgenossen. Es kam zum Straßenscandal und dürfen wir einem Feinde Valla's Glauben schenken, so mußte dieser in eine Kirche flüchten und wäre ohne die Vermittelung Beccadelli's von den Studenten der Rechte zerrissen worden. [2])

Auch Poggio finden wir, wo es einen solchen literarischen Krieg gilt, allemal auf dem Kampfplatze. In jüngeren Jahren hatte er zwei Reden verfaßt, die eine zum Lobe der Rechtswissenschaft, die andre zum Lobe der Medicin. Ob es bloße Exercitien waren oder ob er jene beiden Disciplinen insofern vertheidigte, als sie sich auf alte Autoren stützen, können wir nicht entscheiden. Auch in seinen „gastlichen Disputationen“ läßt er beide angreifen und in Schutz nehmen, aber leicht fühlt man heraus, auf welcher Seite sein Herz ist. Valla, der auf Hochschulen lehrte, ging mehr den Männern der Katheder zu Leibe;

---

[1]) Dieser Libellus ist mit der Widmung an Decembrio in Vallae Opp. p. 633—643 gedruckt.

[2]) Valla leugnet diesen Vorgang im Wesentlichen ab; vergl. seine Invectiva in *Bart. Facium* IV (Opp. p. 629. 630).

Poggio, der Curialbeamte, ärgert sich an den Praktikern und hält bald seine Eloquenz bald seinen ciceronianischen Tugendbegriff als Maßstab an ihre Thätigkeit. Das römische Recht, meint er, werde lediglich noch betrieben, um geldschneiderische Advocaten zu nähren. Nur in Italien, ja nur in einem Theile Italiens gelte es und auch da gebe es so viel Anlaß zu Händeln und Zank, daß man es lieber entbehren möchte. Den aufgeblasenen Menschen, die mit ihren Bartoli und Baldi gelehrt thun, komme es nicht darauf an, die Wahrheit zu ermitteln, sondern nur sie durch allerlei Formalitäten zu verwickeln. Diese Advocaten thun Alles um des Geldes willen: sie verdrehen Recht und Gesetz durch kleinliche Distinctionen und Spitzfindigkeiten, ziehen ihre Clienten Jahre lang mit eitlen Hoffnungen hin, verrathen sie auch wohl für Geld an die Gegenpartei. Zu ihren Entscheidungen bedürfe es keines scharfen Geistes, nur des Gedächtnisses und des Herumkramens in den unentwirrbaren Commentaren, die einander oft widersprechen. Weit entfernt, von der Rundung und Schärfe oder von der Eleganz der alten Juristen etwas gelernt zu haben, seien sie oft nicht im Stande, sich in lateinischer Sprache auszudrücken. Die Kanonisten gar sprechen oft noch pomphafter wie die Civilisten und thun, als ob sie göttliche Geheimnisse zu enthüllen hätten. Diese sogenannten kanonischen Sanctionen scheinen überhaupt nur erlassen, um Zank unter die Kleriker zu bringen. Die ganze Wissenschaft, die im Grunde auf dem Belieben der Päpste beruhe, sei eine „neue Erfindung", wenig über dreihundert Jahre alt, nur brauchbar, um ewig über Beneficien streiten zu können.

Die Aerzte sieht Poggio mit den Advocaten in würdiger Parallele. „Es ist lächerlich zu sehen, wie ganz bäurische Tölpel, die nichts gelesen und nichts gelernt haben, die nur auf ihre Unverschämtheit vertrauen, sich zur Heilkunde bekennen. Das dumme Volk schenkt ihren Worten Vertrauen und ruft sie zu den Kranken, deren Uebel sie nicht heben, sondern nur verschlimmern. Wohl uns, wären solche Menschen niemals geboren; denn sie scheinen nur zum Verderben des Volkes geboren zu sein." — „Ihr seht den Kranken, seinen Harn und seinen Auswurf mit gekniffenen Augen und mit gerunzelter Stirn an, als ob seine schwere Krankheit einer großartigen Cur bedürfe. Dann wird der Puls befühlt, in welchem ihr die Kräfte der Natur erkennt. Darauf wird Consilium gehalten und nach vielem Streit zu den Heilmitteln geschritten, wie ihr euch ausdrückt. Darin aber seid ihr oft so uneinig, daß

man recht sieht, wie leichtfertig, nichtig und vieldeutig eure Wissenschaft ist. Wenn euer Tränkchen durch guten Zufall genützt hat, so erhebt ihr eure Cur in den Himmel; hat es geschadet, so trägt der Kranke alle Schuld."

Später noch griff Poggio durch eine Fülle von Späßchen und Anekdötchen, wie er sie immer bei der Hand hat, die nichtsnutzigen Advocaten und Quacksalber an. Es erscheint ihm lächerlich, daß er solche Menschen als Gelehrte anerkennen soll, die „irgend ein Collegium" zu Doctoren ernannt. Sie seien oft so dumm und unwissend, daß man ihnen nicht das Prädicat von Menschen zugestehen möchte. [1])

Die Theologie war im Grunde in dasselbe Stadium getreten wie die Jurisprudenz. Wie die Glosse zu den justinianischen Rechtsbüchern und die Bartoli und Baldi zur Glosse, so standen die alten Lehrer der Kirche zur heiligen Schrift, und Thomas von Aquino oder Nicolaus von Lyra zu den Kirchenvätern. Man schrieb Erläuterungen zu den Erläuterungen, Umschreibungen zu den Umschreibungen. Man philosophirte über Gott und die Verträglichkeit seiner diversen Eigenschaften, über das Blut Christi und die heilige Dreieinigkeit und ähnliche Dinge, welche die grübelnde Vernunft nimmer ergründet. Ferner schloß sich während der sogenannten Reformconcilien die Theologie mit dem kanonischen Recht enge zusammen, es handelte sich hier eben mehr um kirchliche Formen als um Dogmen, die Dogmatik und die Exegese mußten sich mißbrauchen lassen, um die Rechts- oder Verwaltungsinstitute der Kirche als göttlichen und unabänderlichen oder als menschlichen und verwerflichen Ursprungs zu erweisen. Stellte man die Bibel und die alten Traditionen nicht höher als den Magister sententiarum oder die Summa des heiligen Thomas, als die Canones und Decretalen, so traf jede Autoritätserschütterung dieser auch sie und sie mußten getheiltes Schicksal leiden. [2])

Wir sahen oben, wie Petrarca durch bestimmte Veranlassung ge-

---

[1]) Poggii Histor. discept. conviv. II. (Opp. p. 37—51). Ejusd. epist. ad Benedictum Aretinum a. 1436 in Poggii Epistt. LVII. epist. 47. Die Späße meistens in den Facetien.

[2]) Die gewöhnliche Ansicht der Humanisten über die damalige Philosophie und Theologie, wie über Medicin und Jurisprudenz lernen wir am besten aus den Aeußerungen eines unbedeutenderen Menschen kennen, wie des Sassolo Sassoli da Prato, der eben nur nachredet, was man bei den Humanisten überall hörte. Vergl. *seinen Brief bei* Martene et Durand Collect. ampliss. T. III p. 849 sq.

reizt wurde, den Christen mit geflissentlicher Energie herauszukehren. Aber auch abgesehen von der scharfen Betonung, zu welcher ihn die Polemik führte, stand in der That das Evangelium ihm persönlich näher als seinen Nachfolgern. Da er nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Weltweiser hoch über der Masse stehen wollte, bedurfte er des christlichen Elementes zur Vollendung seiner Persönlichkeit. Aber er legte sich im Hochgefühl seiner singulären Stellung diejenigen Lehren des Christenthums selber zurecht, die ihm paßten, wählte sich unter den Lehrern der Kirche einen Liebling, den heiligen Augustinus, und behandelte die moderne Theologie mit unverhohlener Mißachtung. Die Humanisten nach ihm begnügten sich mit dem schriftstellerischen Ehrgeiz und wurden gegen das Christenthum mehr und mehr gleichgültig; auch lag ihrer Zeit die religiöse Erregung ungleich ferner als der kritischen Epoche, in welche Petrarca's Leben fiel.

Boccaccio konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Stoß, den sein Meister gegen die neueren Theologen geführt, nachdrücklicher zu wiederholen. Sie hatten von seiner verehrten Poesie geringschätzig oder gar feindselig gesprochen, dafür rächt er sich an ihrer Wissenschaft. Sie wollen sich, sagt er, ein Ansehen geben, wenn sie sich mit erhabenen und dunkeln Worten in erhabenen und dunkeln Materien bewegen, als zum Beispiel wie einer Gottheit drei Personen beigelegt werden können, ob Gott einen sich Aehnlichen schaffen könne, warum er die Welt nicht viele tausend Jahre früher geschaffen als er gethan, und dergleichen. Was ein Andrer darüber sagt, nehmen sie mit Achselzucken, vornehmem Lächeln und einigen leichtfertigen Bemerkungen hin, dann aber lassen sie sich selbst in langer verwirrter Rede aus und mit diesem Unsinn glauben sie die Höhen der Theologie erstiegen zu haben.[1])

Boccaccio ist ein guter Christ, wenn es für genügend angenommen wird, daß er von der christlichen Lehre nie ohne Ehrerbietung gesprochen. Er ist noch unsicher, vorsichtig und vermeidet den Conflict. Selbst gegen die Theologen hat er sich, so viel wir sehen, nur diesen einen Ausfall erlaubt. Aber ein eifriger Christ ist er wahrlich nicht. Die heilige Geschichte interessirt ihn eigentlich nur in derselben Weise wie die profane, sie ist vor seiner Lust an allegorischen Spielereien ebensowenig sicher als die hellenischen Mythen. Seine Ehrfurcht ist eine hergebrachte, aber keine herzliche.

---

[1]) *De geneal. Deor.* Lib. XIV cap. 3.

Zu Petrarca's und Boccaccio's Zeit ließ sich noch hin und wieder eine Stimme hören, die im Namen des Glaubens vor der humanistischen Schwärmerei warnte. Boccaccio hielt es schon für nöthig, die Poesie und das Alterthum gegen die Vorwürfe des Heidenthums und der Lascivität zu vertheidigen. Er erzählt von einem greisen, durch Gelehrsamkeit und heiligen Wandel ausgezeichneten Theologen, der von seiner Katheder zu Florenz vor vielen Zuhörern das Evangelium Johannis auslegte, dabei aus freien Stücken auf die Dichter zu sprechen kam und nun so sehr ins Feuer gerieth, daß sein Gesicht erglühte, die Augen blitzten und die Stimme donnerte. Er betheuerte hoch und heilig, daß er nie eines von den Werken der Dichter gesehen habe und auch keines sehen wolle. [1]) Solche Eiferer aber wurden in demselben Maße seltener, in welchem die Humanisten kühner wurden. Die Hochschulen haben den Kampf gegen sie niemals mit einiger Energie aufgenommen. Auch das Haupt und die Prälatur der Kirche sah ihrem Treiben über ein Jahrhundert lang sorglos zu. Die großen Herren der Kirche wandten ihren Eifer gegen die Episcopalisten des basler Concils, gegen die Unabhängigkeitsgelüste der gallicanischen Bischöfe und der deutschen Reichstage, während sie zu den Jüngern Cicero's und Platon's im freundschaftlichsten Verhältniß standen. Der Gleichgültige und Ungläubige ist der Kirche zu allen Zeiten minder gefährlich erschienen als der vorlaute Ketzer, der eine Partikel des Glaubens besser verstehen will und an einem Steine des äußeren Kirchenbaues zu rütteln wagt. Die Mönche allein witterten mit feiner Nase, daß die Liebe zum Heidenthum einen gefährlichen Funken in sich trage und daß auch dem nicht ganz zu trauen sei, der über bedenkliche Materien salva fide und dann desto kühner disputirte. Aber auch die Mönche haben sich mit Gegenschriften und kleinen Verfolgungen begnügen müssen, der Scheiterhaufen ist für keinen der Humanisten gerichtet worden.

Salutato war ein so blinder Ciceronianer, daß in seinem Herzen für Christenthum und Kirche schwerlich viel Platz blieb. An ihm rieben sich die Mönche zuerst. Der Dominicaner Fra Giovanni di Domenico fand in seiner Abhandlung de fato et fortuna eine Reihe von Sätzen, die dem katholischen Glauben zuwider schienen, er schrieb seine Lucula noctis dagegen. Noch eifriger wollte der Camaldulenser Giovanni da San Miniato die Lectüre der profanen Dichter überhaupt

[1]) *Boccatii* de geneal. Deor. Lib. XIV cap. 15.

verboten wissen, weil sie die Gemüther mit eitlen und heidnischen Vorstellungen füllten und wie eine Pest die guten Sitten zerstörten. Der florentinische Staatscanzler fürchtete sich so wenig, daß er den Streit noch schürte, einige Briefe gegen den Mönch schrieb und ihn einen Einfältigen schalt (1406). Wie heftig aber die Meinungen schon damals auseinanderwichen, zeigt der Fanatismus einiger Freunde jenes Mönchs, die selbst von Augustinus' „Gottesstaat" mit Unwillen sprachen, weil alte Dichter darin allegirt würden.[1])

Aber fanatische Ausfälle der Art erschienen sehr bald als bornirt und abgelebt. Der ernste Kampf schlief immer mehr ein. Auch zeigten die modernen Dichter und Philosophen als gewandte Hof- und Weltmänner keine Anwandlung von hartnäckigen Meinungen nnd ketzerischer Verstocktheit. In ihrem Verkehr unter einander waren kirchliche und religiöse Themata eher gemieden als gesucht. Sie traten zum Theil in den Dienst der Kirche, schmeichelten den Päpsten, Cardinälen und Bischöfen, sprachen vom Glauben mitunter sogar wie Begeisterte. Warum sollte man ihnen nicht ihre classischen Tummelplätze lassen, drängten sie sich doch nicht auf das Gebiet der Kirche. Man gewöhnte sich, ihr Spielen mit dem Heidenthum als eine unschuldige Liebhaberei zu betrachten, die man, ohne sich lächerlich zu machen, nicht mit ernster Rüge verfolgen könne. Wer wollte einen Lärm daraus machen, wenn der lebhafte Redner einmal eine classische Betheuerungsformel einflocht, wer ihn der Vielgötterei beschuldigen, wenn er, statt den einen Gott anzurufen, einmal sagte: ihr Götter! Wer wollte den Dichter, wenn er die Begier des sündlichen Fleisches als Amor personificirte und statt der göttlichen Gnade die Huld Apollon's und der Musen anflehte, deshalb der Abgötterei zeihen? Wer den Philosophen vor die Inquisition ziehen, weil er vom Fatum und von der Fortuna statt von der göttlichen Vorsehung gesprochen und eine Sentenz Cicero's neben eine des Apostels Paulus gestellt? Allerdings schritt diese geistreiche Leichtfertigkeit oft bis nahe zur Grenze vor, wo das Heidenthum sich mit der christlichen Lehre nicht mehr wohl vertragen wollte und nur noch die dichterische Licenz als Entschuldigung dienen konnte. Filelfo sprach in einem Gedichte Papst Nicolaus als denjenigen an, der „den Thron des olym-

[1]) Leander Albertus de vir. illustr. Ord. Praedic. Lib. III. Salutati Epistolae ed. Rigacci P. I. p. XVI. XX. Auszüge aus den Streitschriften bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 292. 302.

pischen Jupiter hüte." Als er einem Freunde brieflich zur Hochzeit gratulirte, behauptete er mit naiver Dreistigkeit, alle übrigen Sacramente gründeten sich auf menschliche Gesetze und Sitten, nur die Ehe sei von Gott und im Paradise als Sacrament eingesetzt.[1]) Filelfo's Schüler, Enea Silvio, war bereits Bischof von Siena, als er von einem Verstorbenen mit Salbung schrieb: „Nicht mit jenem Jupiter, den das blinde Alterthum für den Höchsten hielt, sondern mit Christus und Gott leert er die Nektarbecher und trinkt vom Gewächse des Weinstocks im Reiche des Vaters". In demselben Briefe bezeichnet er Gott als den obersten Arzt in allen Krankheiten, „und Gott ist, wenn wir dem Seneca glauben, ein Jeder sich selbst."[2])

Es liegt allerdings ein tiefer Sinn in diesen dichterischen Spielereien. Wer mit den hellenischen Göttern und mit den römischen Dichtern und Philosophen tändeln gelernt, verlor natürlich den Sinn für starre Glaubensformeln und für gewissenhafte Religiosität. Mit welchen Augen betrachtete ein Poggio den Märtyrertod des Hieronymus von Prag! Der Begriff eines Glaubenshelden und der eines Ketzers, beide liegen ihm gleich fern. Er sieht in Hieronymus den Stoiker, der gleichmüthig, ja verachtend dem Tode entgegengeht, er vergleicht ihn mit Sokrates, Mucius Scävola und dem jüngeren Cato, er bewundert seine Beredtsamkeit vor den Vätern des Concils und findet, daß sie sich der antiken nähere. Ob dieser Mann wirklich ein Ketzer war und den Tod verdient, will er nicht entscheiden, er überläßt das Urtheil denen, „die für weiser gehalten werden", den Theologen, verhehlt aber seinen Zweifel nicht.[3]) So schrieb er darüber seinen Freunden in Italien, einem Francesco Barbaro und Lionardo Bruni, und diese bewunderten — die Eleganz seines Briefes, obwohl Bruni meinte, er verrathe doch eine zu große Vorliebe für den Ketzer und möge in Zukunft vorsichtiger über solche Dinge schreiben.[4]) Aber Männer wie Poggio hatten die geistliche Gewalt zu fürchten verlernt. Waren auch die Wächter der Orthodoxie einmal geneigt, den Uebermuth irgend eines Verhaßten zu strafen, so entwanden sich die leichten Humanisten dem

---

[1]) Philelphus Friderico Cornelio v. 15. Octob. 1439. Erst der neueste Herausgeber seiner Briefe Meucci citirt dagegen ernsthaft den Canon der 7. Sitzung des Tridentinums.

[2]) Brief an Piero da Noceto v. 7. Mai 1456.

[3]) Der Brief ist oft gedruckt, auch in Poggii Opp. p. 301.

[4]) *Leon. Bruni* epist. IV, 9 rec. Mehus.

Arme der Inquisition wie unfaßbare Neckgeister. Ein Beccadelli nahm mit leichtem Herzen Alles zurück, was er Anstößiges gesagt, ein Valla versicherte seine feste Anhänglichkeit an die Mutter Kirche, und beide lachten hinterdrein.

Es wuchs unter dem humanistischen Treiben eine üppige Frivolität heran, das Gegenstück zu Petrarca's ernstem Tugendstreben. Sie zeigte sich in den Schriften, aber sie zeigte sich auch recht bedenklich im Lebenswandel und in der vornehmen Indifferenz, mit welcher den einfachen Geboten der Sittlichkeit Hohn gesprochen wurde. Die Priesterweihe war ein Punct, um welchen jeder dieser Schöngeister in seiner Weise herumzukommen suchte. Meistens waren sie arm, hatten aber gute Freunde an der Curie und gute Protectionen bei den Großen der Kirche und der Welt. Die Kirche als Versorgungsanstalt zu benutzen, nach ihren Pfründen zu jagen, lag ihnen besonders nahe; dazu aber war die Uebernahme des geistlichen Charakters oft eine unerläßliche Bedingung, der sich die meisten ohne Bedenken fügten. Die Einen wurden nun Priester, wenn der Kelch der Lebensfreuden erschöpft war und sie sich ein behagliches Alter zu schaffen wünschten, Andre nahmen die Weihe, kümmerten sich aber nicht um die Pflichten, welche sie auflegte, und wußten sie wieder von sich zu schaffen, wenn es ihnen gelegen war. Sehen wir bei einer Reihe der namhaftesten Humanisten zu, wie sie es mit Weihe oder Ehe, Cölibat oder Concubinat hielten.

Bruni handelte nach damaligen Begriffen ohne Fehl: so lange er sich der römischen Curie anschloß und hier zu steigen hoffte, war er Kleriker; als man ihn nach Florenz an die Staatscancelei rief, ließ er sich dispensiren und nahm eine Gattin. Filelfo war zwar schon jung und dreimal vermählt, wir haben auch seine priesterlichen Gedanken erwähnt, die ihn jedesmal in den Intervallen nach dem Tode einer Frau heimsuchten; dennoch gedenkt er in seinem Testament noch zweier natürlicher Kinder und hatte ihrer wahrscheinlich bedeutend mehr. [1]) Dem Valla war von Poggio vorgeworfen worden, daß er die Magd seines Schwagers geschwängert. In der niedrigen Magd lag das belastende Moment, im Uebrigen will das Vergehen Poggio selbst, indem er die Wirkungen der Nacht und des Weines erwägt, verzeihlich scheinen. Valla's keckes Geständniß geht indeß noch weit über den Vorwurf des Gegners hinaus. Er habe nicht heirathen wollen, wozu seine

---

1) Saxius *Histor.* *liter.* typogr. Mediol. p. 222.

Verwandten ihn oft ermahnt, weil es ihm immer noch im Sinne gelegen, Kleriker zu werden. Sein Schwager aber und Andre hätten ihn mit seiner jungfräulichen und frostigen Natur geneckt und seine Ehetüchtigkeit bezweifelt. Um ihnen nun zu beweisen, daß seine Enthaltsamkeit vielmehr aus der Tugend entsprungen, zugleich aber auch, um sein dem Aussterben nahes Geschlecht irgendwie fortzupflanzen, habe er mit jener Magd in zwei Jahren drei Kinder gezeugt.[1] Uebrigens wird außerdem einer Concubine gedacht, von der er einen Sohn hinterließ.[2]

Poggio hatte die vorläufige Weihe genommen, weil ohne sie das Fortkommen an der Curie zu dürftig schien. Deshalb aber fand er keine Ursache zu leugnen, daß in Rom drei seiner Bastarde umherliefen. Cardinal Cesarini, der den Literaten hold war, machte ihm darüber Vorwürfe: er solle entweder die vollgültige Weihe oder ein Weib nehmen. Poggio antwortete ihm scherzend. Die Tonsur wolle er nicht, sie nehme mit dem Haupthaar auch Gewissen und Tugend hinweg. Auch fühle er seine allerdings sehr schwankende Sittlichkeit der Würde des geistlichen Amtes nicht gewachsen.[3] In allen Ländern sei es Sitte, daß Mönche und Aebte, Bischöfe und höhere Würdenträger Kinder hätten, auch von Wittwen, verheiratheten Frauen und sogar von gottgeweihten Jungfrauen. So müsse er oft mit Lachen an einen gewissen italienischen Abt denken, der in Begleitung eines erwachsenen Sohnes vor Papst Martin V trat; darüber zur Rede gestellt, bekannte er freimüthig zur großen Belustigung des Papstes und der ganzen Curie, er habe noch vier andre Söhne, welche die Waffen tragen könnten, und sie alle ständen zu Seiner Heiligkeit Diensten. Gewiß, wenn ein Abt so sprechen durfte, warum sollte ein junger Cancelist, der auf Heiligkeit des Wandels keinen Anspruch machte, sich seiner Nachkommenschaft nicht rühmen? Der Cardinal hatte ihm vorgeworfen, er habe nun schon drei Kinder, was doch einem Kleriker zum Vorwurf gereiche, und er lebe als Vater ohne Gattin, was selbst einem Laien nicht zieme. Poggio entschuldigte sich mit einer feinen Wendung: er habe Kinder, was

---

[1]) Valla Antid. in Poggium Lib. IV (Opp. p. 362). Auch Enea Silvio de' Piccolomini könnte hier als Beispiel aufgeführt werden; vergl. meine Biographie Bd. I S. 285 ff.

[2]) Jo. Ant. Vigerini Elogium Vallae bei Georgius Vita Nicolai V. p. 208.

[3]) Aehnlich reflectirt er in einem Briefe an Niccoli unter denen des Ambr. *Travers.* XXV, 39.

einem Laien gut anstehe, und er lebe ohne Gattin, der hergebrachten Sitte des Klerus gemäß.[1]) — Diese drei ersten Söhne hat Poggio Soldaten werden, das will ungefähr sagen, verkommen lassen. Außerdem hatte er eine Tochter. Dann war er einer Concubine Namens Lucia so wunderbar treu, daß er zwölf Knaben und zwei Mädchen mit ihr erzeugte. Davon waren vier noch am Leben, als es ihm im Jahre 1435 zum Erstaunen seiner Freunde beifiel, zu heirathen. Die Concubine erhielt nun den Laufpaß und auch die Legitimation seiner noch übrigen Bastarde wurde wiederaufgehoben.[2]) Poggio war damals ein Mann von 54 Jahren und die Erwählte war eine achtzehnjährige Florentinerin Vaggia degli Buondelmonti. Freudig zeigte er seine Hochzeit dem Cardinal Cesarini an. Vor dem geistlichen Stande habe er immer einen unüberwindlichen Abscheu gehabt, weil er das Alleinleben nicht gemocht. Darum habe er lieber ein ehrenhaftes Weib genommen. „Da Gott mir gnädig war, als ich vom rechten Pfade abirrte, wird er jetzt, nun ich ihn betreten, mit noch reicherer Hand seine Barmherzigkeit auf mich herniederschütten.“ [3]) An Segen scheint es ihm in der That nicht gefehlt zu haben: er war selbst ein wohlhabender Mann und Vaggia brachte ihm noch 600 Gulden Mitgift; an Kindersegen auch nicht, wenigstens verkündete Poggio noch in seinem siebzigsten Lebensjahre dem Carlo d'Arezzo, Gott habe ihm so eben ein Söhnchen geschenkt, schöner und größer als die übrigen.[4]) Der Papst zwar meinte lachend, als er von Poggio's Ehe erfuhr, dieser werde seiner Frau nach einem halben Jahre überdrüssig sein, und die florentinischen Freunde lachten gleichfalls, den alten Sünder, der sich bis dahin vielleicht mit der Hoffnung geschmeichelt, an der Curie noch ein Bisthum

[1]) Poggii epist. 27. in Epistt. LVII.

[2]) Valla. Antid. in Poggium Lib. IV (Opp. p. 349. 363). Obwohl diese letzteren Nachrichten also von dem heftigsten Gegner Poggio's kommen, scheinen es doch Facten, die nicht leicht erfunden sein dürften. An die Verstoßung der Concubine, deren Namen Filelfo Conviv. Mediol. Lib. II nennt, knüpft Shepherd, der Biograph, folgende fromme Bemerkung: It is to be hoped, however, that he experienced the keenest remorse of self-accusation for his former licentiousness (p. 301), doch zeigen einige Briefe, die er in dieser Zeit schrieb, keine Anwandlung von Reue, im Gegentheil die ganze Seligkeit der Flitterwochen.

[3]) Poggii epist. 37. in Epistt. LVII an den Cardinal von S. Angelo vom 26. Mai 1435.

[4]) Die Stelle des Briefes theilt aus der Handschrift Mai mit im Spicileg. Roman. T. X p. 293.

zu erjagen, in den Hafen des ehelichen Lebens einlaufen zu sehen. Gewiß hat Niccoli, der alte Hagestolz, so spöttelnd dreingesehen, wie es ihm Poggio in dem Werkchen unterlegt, welches er damals scherzend zu seiner Vertheidigung über die Frage schrieb, ob ein Greis noch heirathen solle.[1]) Es ist ein Dialog zwischen Niccoli, der jede Ehe für eine Last und die Ehe eines älteren Mannes für baare Thorheit erklärt, und Carlo von Arezzo, der Poggio's Sache vertheidigt, obwohl im Leben auch er Junggeselle blieb. Nebenher geht die Frage, ob der ältere Mann besser thue, eine gleichaltrige Dame oder eine Wittwe oder ein junges Mädchen zu ehelichen; sie wird natürlich auch im Sinne Poggio's entschieden.

Es ist kein Zweifel, daß auch jene geschlechtliche Verirrung, zu deren Bezeichnung das Volk der Griechen seinen Namen leiht, in Italien während des 15. Jahrhunderts nicht nur in einzelnen Fällen und im scheuen Dunkel sich regte, sondern hier und dort wie eine moralische Pest herrschte. Die Kirche und die Gesetzgebung, die mit ihr und unter ihrem Einfluß entstanden, hatte dieses Laster mit furchtbarem Ernste bedroht, mit der Schande gebrandmarkt und nahezu ausgerottet. Mit den hellenischen Mythen, die es im reizenden Gewande vorführen, und mit den römischen Dichtern, die es im leichtfertigen und üppigen Tone behandeln, schlich es sich in die moderne Welt wieder ein. Neapel, Florenz und Siena werden als die Hauptsitze aller Schwelgerei und der unnatürlichen Lüste bezeichnet.[2]) Neapel war es wohl, wo der heilige Bernardino gegen das griechische Laster seine öffentlichen Predigten richtete und den Sündern den Zorn des Herrn verkündete, der sie mit Feuer und Schwefel wie Sodom und Gomorrha von der

---

[1]) An seni sit uxor ducenda. Von diesem Dialog, der Cosimo de' Medici gewidmet ist, besaß Apostolo Zeno (Dissert. Voss. T. I p. 48) eine Abschrift, mehr aber wußte auch Shepherd von ihm nicht zu sagen. Unter solchen Umständen müssen wir zufrieden sein, eine vollständige Uebersetzung im VI. Stück der „Tranßlation oder tütschungen des Nicolai von wyle: den zyten Statschreiber der Stat Esselingen" (Straßburg, 1510 fol. und später) zu lesen. Sie liest sich, ist gleich Poggio's Latein unnachahmlich, doch mit viel Interesse. Poggio gedenkt des Werkes in epist. 29. im Spicil. Roman. T. X, auch Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI.

[2]) Anton. Panorm. Hermaphr. Epigr. I, 13. — Ueber die zu Florenz herrschende Sittenlosigkeit klagen selbst Florentiner, z. B. Poggio epist. 87. im Spicileg. Roman. T. X: Nulla alibi tanta peccandi licentia pueris adolescentibus quam apud nos permittitur, nullo in loco tanta ejus aetatis est virtutis *incuria*. Ueber Siena vergl. Filelphi Satyr. Dec. V. hec. 10.

Erde tilgen werde.[1]) Unter den Schändlichkeiten, welche die Humanisten einander vorwerfen, nimmt die Pädication gemeinhin die erste Stelle ein. Filelfo richtete diese Beschuldigung gegen Porcello,[2]) Beccadelli gegen den sanesischen Professor Mattia Lupi, der nicht etwa irgend ein dunkler Grammatiker war, sondern zugleich ein berühmter Rechtslehrer und ein gekrönter Dichter, der Stolz der Republik,[3]) Poggio gegen Valla, Valla gegen Poggio u. s. w. Wir sind auch hier weit entfernt, den Invectiven Glauben zu schenken, aber schon daß in dieser Weise mit einem Schein von Glaubwürdigkeit gesprochen werden durfte, daß überhaupt jenes Laster als ein durchaus nicht ungewöhnliches behandelt wird, scheint uns ein unwiderlegliches Symptom der Entsittlichung.

Die Zote und der frivole Witz wurden von den Humanisten als ein eigener Literaturzweig gepflegt. Darin kam den Italienern eine unverkennbare nationale Anlage zu Hülfe, das Widerspiel ihrer Neigung zur stumpfen Bigotterie. Diese Literatur hat dem gemeinen Leben immer am nächsten gestanden und die höchste Popularität genossen. Gleich der erste Meister der tuscischen Prosa und des erzählenden Stils ist der Schöpfer der Zote geworden, Franco Sacchetti stand ihm zur Seite und diese Schule starb in Italien nicht mehr aus. Die gemeine, derbe oder schlüpfrige Sinnlichkeit blieb das Lieblingsmotiv; meistens wurden Geistliche, Mönche und Nonnen die Träger der Handlung, die Zielscheibe des Witzes. Es bedurfte für die Humanisten also nicht erst der reichen Erfahrungen, welche die Römer in ihre Dichtungen niedergelegt, um dieses Talent zu wecken, wohl aber erhielt es durch sie eine veränderte, gleichsam classische Richtung. Die namhaftesten Humanisten haben es nicht verschmäht, die Gewandtheit ihrer Feder auch auf diesem Felde zu erproben, durch leichte Darstellung und feines Latein das

[1]) Vespasiano: Vita di S. Bernardino § 1. im Spicileg. Roman. T. I. Die 15. Predigt des 2. Bandes der Werke Bernardino's handelt de peccato Gomorrhoeorum. Mit diesem Namen oder dem der Sodomie scheinen die Bettelmönche vorzugsweise die Knabenliebe zu bezeichnen.

[2]) Er lehre seine Schüler statt der Grammatik paedicandi leges — furis in pueros — paedico unicus etc. Vergl. Filelfo's Werk de jocis et seriis bei Rosmini T. III p. 161—163. Vielleicht ist es wiederum Porcello, der in Filelphi Satyr. Dec. II. hec. 5. unter dem Namen Hypocritus als knabenschänderischer Schulmeister verspottet wird.

[3]) Mehus Vita Ambr. Travers. p. 379.

zu erreichen, was sie bei den antiken Vorbildern als Urbanität bewunderten.

Von Beccadelli's Hermaphroditus ist bereits gesprochen worden. Wir wissen, daß dieses Buch zwar von den Mönchen angefeindet und auf den Scheiterhaufen gebracht wurde, bei den Humanisten aber fast ungetheilten Beifall errang.[1]) Hier wollen wir hören, wie der Dichter selbst es vertheidigte; denn auch er fühlte sehr wohl, welch einen kühnen Sturm gegen das Moralsystem er gewagt, obwohl er Religion und Kirche unmittelbar ganz unberührt gelassen. Er bezeichnet die Feinde seines lasciven Buches entweder als Neider oder als ungebildeten Pöbel, der keine Ahnung von den ehrwürdigen classischen Mustern habe, denen er als Dichter gefolgt sei. Der Gebildete werde wissen, daß „gelehrte, ernste und heilige Männer" Aehnliches geschrieben, so Catullus, Tibullus, Propertius, Juvenalis, in jüngeren Jahren auch Virgilius. Und Ovidius sage doch oft scheußliche, nur ins Bordell gehörige Dinge. Auch Solon, der Cyniker Diogenes und der Stoiker Zenon hätten Verse der Art gedichtet, vor Allen aber die lesbische Sappho. Selbst von Platon, der doch an einen Gott geglaubt, besitze man ein solches Epigramm.[2]) „Wer zweifelt, daß Annäus Seneca Christum gekannt habe, ein Freund des Apostels Paulus gewesen und in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen sei?[3]) Und doch hat er, wenn wir Plinius Secundus[4]) Glauben schenken dürfen, nicht nur ernste Dinge, sondern auch scherzhafte und witzige geschrieben." — Wir sehen den classischen Autoritätsglauben, wie er den kirchlichen verdrängt und an seine Stelle tritt. Dabei meint Beccadelli, man könne recht wohl ein obscöner Dichter und doch ein reiner und keuscher Mensch sein.[5]) Er beruft sich auf einen be-

---

[1]) Beccadelli bezeichnet es in einem Briefe an Guarino (in Forberg's Ausg. des Hermaphroditus p. 2) als plurimorum judicio probatum laudatumque magnifice.

[2]) A. Gellius selbst, der es anführt (Noct. Attic. Lib. XIX, 11) läßt seine Echtheit dahingestellt sein.

[3]) An den Verkehr zwischen Paulus und Seneca und an die Echtheit des Briefwechsels zwischen ihnen hat man bekanntlich noch bis in die neuesten Zeiten geglaubt.

[4]) Plinii epist. V, 3.

[5]) Hermaphr. Epigr. I, 1:

Hac quoque parte sequor doctos veteresque poetas,
Quos etiam lusus composuisse liquet,
Quos et perspicuum est vitam vixisse pudicam etc.

redten und berühmten Mönch, dessen Predigten er oft beigewohnt, wahrscheinlich den heiligen Bernardino von Siena: der habe in seinem Eifer oft so nackte Dinge gesagt, daß man sich nicht in der Kirche, ja nicht einmal auf offenem Marktplatze zu befinden gemeint; deshalb werde man ihn nicht für einen schaamlosen Menschen halten wollen. Denselben Sinn und dieselbe Absicht verfolge auch er in Witz und Scherz; seine Verse seien um so heiliger, weil sie offen sind.[1])

Zum Hermaphroditus bilden allein Poggio's Facetien ein würdiges Seitenstück. Als er sie zusammenstellte und veröffentlichte, stand er in seinem siebzigsten Lebensjahre. Der alte Curiale trug nicht die mindeste Scheu, Kleriker und Mönche, ja die heiligen Ceremonien der Kirche in seine obscönen Späßchen zu verflechten. Die Mehrzahl derselben stammte aus jenem Bugiale zu Rom, wo die apostolischen Secretäre ihren Witz übten.[2]) Poggio nimmt sich nicht mehr die Mühe, die Berechtigung solcher Schriften erst aus dem Beispiel würdiger Vorgänger zu erweisen. Die Rigoristen, sagt er kurz, mögen immerhin aufhören, das Buch zu lesen, er habe es zur Erheiterung seines Gemüths und zur Uebung seines Geistes, für lachlustige und humane Leser geschrieben; denn der Geist müsse eine Erholung von seinen Arbeiten und Sorgen haben, und die Gewandtheit des lateinischen Ausdrucks müsse auch in der niedern Sphäre geübt werden.[3]) Bemerkenswerth ist auch, daß Poggio von den Verfechtern des Heiligen nicht die ge-

---

Und Epigr. II, 1:

> Crede velim nostra vitam distare papyro.
> Si mea charta procax, mens sine labe mea est.

Er beruft sich auf Catullus (Carm. XVI):

> Nam castum esse decet pium poetam
> Ipsum; versiculos nihil necesse est,
> Qui tum denique habent salem ac leporem,
> Si sunt molliculi ac parum pudici
> Et, quod pruriat, incitare possunt.

[1]) Anton. Panormita Poggio, abgedruckt in Forberg's Ausg. des Hermaphroditus p. 5.

[2]) Vergl. oben S. 275.

[3]) Praefat. in Facet. Lib. — Gegen die versuchte Rechtfertigung Recanati's, als dürften viele der frivolsten Geschichten erst später und also nicht von Poggio der Sammlung einverleibt sein, weil sie in zwei Handschriften fehlen, hat Shepherd Life of Poggio p. 443 mit Recht geltend gemacht, daß schon Valla (Antid. in Pogg. Lib. IV) etwa 1452 einige der schlimmsten Geschichten erwähnt, die wir in der Sammlung wirklich finden.

ringste Belästigung wegen seines Buches erfuhr. Noch vor etwa zwanzig Jahren war Beccadelli's Werk wüthend verfolgt und bis auf wenige Exemplare ausgerottet worden; die Facetien wurden in Frankreich, Deutschland, Spanien und Britannien gelesen, schon vor dem Jahre 1500 erschienen sie 26mal im Druck und in drei italienischen Uebersetzungen.[1]) Erlahmte der Widerstand der Mönche so schnell und war er in dem freisinnigen Zeitalter Nicolaus' V so gänzlich dahingeschwunden, oder flößte Poggio's giftige Laune selbst diesen Gegnern Furcht ein?

Noch manches Werk gehört hieher, dessen Andenken durch spätere Erscheinungen ähnlicher Art, zumal durch die tuscischen Novellenbücher hinweggespült oder doch nicht durch die Buchdruckerkunst verewigt ist. Porcello de' Pandoni wurde wegen der Unfläthigkeit seiner Verse als Rival Beccadelli's aufgeführt, an der Person wie am Namen des Dichters schien die Essenz der Unsittlichkeit und des Schmutzes zu haften. Auch Filelfo blieb nicht zurück: sein Werk de jocis et seriis, eine Epigrammensammlung in zehn Büchern zu je tausend Versen, ist niemals edirt worden, uns genügt das Urtheil seines Biographen, dem das Schaamgefühl verbot, Proben aus der ihm vorliegenden Handschrift mitzutheilen.[2]) In den beiden Büchern, die Filelfo als Convivia Mediolanensia herausgab, wird gleichfalls das Mahl durch dergleichen piquantes Beiwerk gewürzt[3]) und in den Satiren erreicht er nicht selten die Schaamlosigkeit seiner römischen Vorbilder.[4]) Selbst Lionardo Bruni, der ernste und feierliche Mann, widerstand nicht der Versuchung, seine Feder in diesem Stil, der ja als ein classischer galt, zu üben. Er las in des Lampridius Geschichte, wie Kaiser Elagabal die Dirnen Roms in ein öffentliches Gebäude zusammengerufen, als Commilitonen in einer Feldherrnrede begrüßt und mit ihnen über die verschiedenen Gattungen der Wollust disputirt habe.[5]) Eine Rede der Art aufzusetzen, erschien Bruni, zumal da ihn Niccoli noch anreizte, als eine würdige Aufgabe.[6]) Als beliebt und gern gelesen haben wir

---

[1]) Nach Ludov. Hain Repertor. bibliograph. s. v. Poggius.

[2]) Rosmini Vita di Filelfo T. II p. 154: molto potrebbe nuocere al buon costume per le orribili oscenità che vi sono sparse, e per motti tolti di mezzo ai trivj ed ai postriboli. — Handschriften des Werkes in der Ambrosiana zu Mailand und in der Franciscaner-Bibliothek zu Cesena.

[3]) Ich habe die Spiris 1508 erschienene Ausgabe vor mir, sie ist nicht paginirt.

[4]) Vergl. z. B. Dec. III. hec. 2.

[5]) Aelius Lampridius in Antonino Heliogabalo cap. XXVI.

[6]) Proben derselben vor Forberg's Ausg. des Hermaphr. p. V. Bruni schrieb

hier noch Enea Silvio aufzuführen, der seinen frivolen Stil ganz nach Poggio gebildet und diesen Meister beinahe erreicht hat. Seine Briefe erotischen Inhalts, bald leichtfertige Vertheidigungen der Liebe, das heißt des Sinnengenusses, bald wenig ernstgemeinte Mahnungen zur Keuschheit, seine schlüpfrige Novelle Euryalus und Lucretia, seine Scherze und Histörchen waren in Deutschland nicht minder verbreitet als in Italien Poggio's Facetien und erschienen nur um so anziehender, seitdem ihr Verfasser seine Jugendsünden vom apostolischen Stuhl herab verdammt hatte.

Doch warum einzelne Werke hervorheben, wenn wir den frivolen Zug in dieser humanistischen Literatur erkennen wollen? Dieselbe Erscheinung, die sich im Hermaphroditus und in den Facetien nur verdichtet zeigt, tritt dem aufmerksameren Auge eigentlich aus allen Schriften jener Männer entgegen.

Die Autorität ist das zusammenhaltende Band, durch welches die Bewegung der Geister in eine straffe Richtung geleitet wird, sie ist ein einiges, aber aus vielen Fäden zusammengeschlungenes Band. Wer an einem dieser Fäden zerrt und lockert, verletzt das Ganze. So stehen auch die religiösen und sittlichen Grundsätze eines Zeitalters alle solidarisch für einander. Wo sie mit dem Ernste des innersten Menschen angegriffen werden, reift die sittliche Freiheit und Fortbildung heran. Wo aber die Leichtfertigkeit das Heilige mit dem Gemeinen mischt, da entsteht überall und auf allen Gebieten die Frivolität. In ihr hebt sich der persönliche Mensch in seiner intensivsten Kraft, dem stechenden Witz und dem verachtenden Spott, über das Ehrwürdige hinaus, seine spielende Keckheit steht zu dem ernsten und schweren Object im reizenden Gegensatz, er hat die Leichtfertigen, die Neuerungssüchtigen, die Lacher allemal auf seiner Seite. Wie sich selbst, so lockert er auch sie von dem Boden des guten alten Herkommens, des blinden Glaubens und der keuschen Sitte los, um sie auf unstäter, aber lieblicher Welle schaukeln zu lassen. So liegt in dem frivolen Treiben eine ansteckende und gefährliche Kraft, die scheinbar im Kleinen spielt und doch unberechenbar ins Große wirkt, die das verjährte Vorurtheil und die Dumpfheit oft mit dem erstaunlichsten Erfolge bekriegt, aber mit dem Unkraut auch den gesegneten Halm ausreißt.

---

unter das Werk: Leonardus Arretinus recreandi ingenii causa ridens ludensque dictavit, unde severiores rogat, ne legant, urbaniores, ne efferant. Mehus *Scripta Leon. Bruni p. 63.* cf. Leon. Bruni epist. II, 16.

Warum sollte diese Frivolität das religiöse und kirchliche Gebiet verschonen? Keiner der Humanisten hatte Gemüth für den Glauben und Interesse für den Heilsberuf der Kirche, keiner hatte die mindeste Begier nach der Märtyrerpalme. Führten sie einmal die ernste Waffe, so geschah es zur Ehre ihrer Person oder der humanistischen Kunst, aber sie liebten die ernste Waffe überhaupt nicht. Erinnern wir uns noch einmal, wie äußerlich die Motive Valla's waren, als er die constantinische Schenkung angriff, wie leichtfertig seine Vertheidigung, als er gewisse Traditionen der Kirche mit kritischem Scharfsinn angefeindet. Er schrieb auch über das neue Testament, er tadelte mehrere Stellen der üblichen Uebersetzung und zeigte, wie man sie getreuer wiedergeben könne, aber nur um seine Gelehrsamkeit im Griechischen zu zeigen und die Theologen zu ärgern. Manetti, ein Mann von notorischer Rechtgläubigkeit, meisterte in ähnlicher Weise an den Psalmen und hatte eine neue Uebersetzung des alten Testamentes im Sinne. Beide nahmen keinen Anstand, die ehrwürdige Vulgata zu bekritteln, beide aber waren weit entfernt, diese neue Bahn der Theologie mit Ernst und Eifer zu verfolgen. Und ernst meinte es auch Lionardo Bruni nicht, wenn er gegen das Erlernen der hebräischen Sprache mit dem Argumente declamirt, daß es ein Mißtrauen gegen die Treue der hieronymianischen Uebersetzung bezeuge, er sprach wie der Fuchs von der Traube.[1]) Der Vulgata geschah durch seine Aeußerung nicht mehr Ehre, wie wenn Augustinus, Ambrosius und Lactantius gepriesen wurden, weil sie ein gutes Latein geschrieben und denjenigen zur Folie dienten, der auf die gelehrtesten Theologen der Scholastik, auf Hugo von S. Victor, Alexander von Hales, Albertus Magnus und Nicolaus von Lyra losziehen wollte.

Im natürlichen und schneidenden Gegensatz standen die Humanisten gegen die Mönche und das Mönchthum. Sie selbst lebten arbeitsam und mit dem Stolze der Selbstständigkeit, desto mehr waren ihnen die faulen Klosterbrüder widerwärtig, die ihre knechtische Demuth recht zur Schau trugen und doch den Dünkel, den der Humanist lieber der Welt ins Gesicht zeigte, im tiefsten Herzen hegten. Die Mönche waren Jahrhunderte hindurch die Träger der Gelehrsamkeit gewesen, das classische Alterthum aber war ihnen eine völlig fremde Region, sie buhlten um die Gunst der Reichen und der Höfe, aber nicht mit dem Talente sondern mit dem Verdienste ihres Glaubens und ihrer Regel, sie galten

[1]) *Epist.* IX, 12.

unter dem Volk als die großen Redner, aber ihre Beredtsamkeit war keine Kunst, sondern eine gauklerische Fertigkeit. Sie geberdeten sich immer noch als das Salz der Erde, als die Wächter über Glauben und Sitte, und doch hatten Männer ihres Standes schon oft genug das Wehe über sie gerufen, ein Orden zankte mit dem andern, fast in allen gab es Spaltungen und Scandal. Ihre Laster zu brandmarken war kein verbotenes Ding und konnte auf den stillen Beifall rechnen. Die Mönche waren ja nicht die Kirche, so wenig als die Vulgata die Religion war, beide waren aber die zuerst dem Angriffe preisgegebenen Außenwerke.

Ob der Vortheil auf Seite der Angreifer oder der Angegriffenen war, dürfen wir nicht erst fragen. Die Frivolität ist vor aller Welt, was sie ist, ein Laster in reizender Hülle; frommes Thun aber, ist es vom Verdacht der Heuchelei auch nur angehaucht, unterliegt sofort der tiefsten Verachtung. Die natürlichen Gegner mußten sich bald finden. Schon die Novellisten, ein Boccaccio, Sacchetti und Ser Giovanni machten gar gern Mönche und Nonnen zu den Helden obscöner Geschichten und am Ende des 15. Jahrhunderts erklärte Massuccio da Salerno in der Einleitung zu seinem Novellino gerade heraus, die Tendenz seiner Novellen sei, „das wüste Leben der heuchlerischen Mönche" darzustellen. Boccaccio hat auch in seinen theoretischen Schriften die Bahn bereits eröffnet. Zunächst hatten ihn die Mönche gereizt, weil sie von der Poesie als von Possenzeug und von den Poeten als von Fabelmachern gesprochen, weil sie den Dichtern ihre Lascivitäten vorgeworfen und sie der Verführung zum Heidenthum beschuldigt hatten. Dafür schont Boccaccio auch sie nicht, diese Heuchler, die immer aussehen, als wollten sie mit dem Propheten sagen: der Eifer für das Haus Gottes verzehrt mich. Sie schlagen die Augen zur Erde nieder, als seien sie mit tiefem Nachdenken beschäftigt, sie schleichen langsam im einfachen Gewande umher, als lebten sie nur für ihre heiligen und erhabenen Speculationen, sie sprechen wenig und wenn sie gefragt werden, nur nach einem vorausgeschickten Seufzer und die Augen gen Himmel verdreht. Aber sie wollen dadurch nur bewirken, daß das Volk mit Fingern auf sie zeige, vor ihnen aufstehe und sie Rabbi nenne. Sie fügen sich demüthig den Befehlen ihrer Oberen, aber nur, um zu einem höheren Grade zu gelangen. Im Stillen wissen sie auch recht gut mit weltlichen Dingen umzugehen, Ehen zu vermitteln, Gastmählern beizuwohnen und den Testirenden zu helfen. Und diese Heuchler thun,

als ergriffe sie ein heiliger Zorn, wenn sie von Poesie und Poeten hören! [1])

Als der Humanismus die herrschende Richtung geworden war, traten in den Vordergrund des Kampfes auf der einen Seite Filelfo und Poggio, die keckſten und schmähsüchtigsten Großmäuler, auf der andern die Minoriten von der Observanz, die schleichendsten und industriösesten Heiligen des Tages, angestaunt vom Volke, das zu ihren Bußpredigten strömte, oft von den Herrschern begünstigt und die entschiedensten Lieblinge Papst Eugen's IV. Sie hielten sich allein für die echten Jünger des heiligen Franciscus, weil sie allnächtlich ein Benedicta mehr an die heilige Jungfrau sprachen, täglich zweimal Bußpsalmen mit doppelter Litanei sangen, öffentlich im Refectorium beichteten und ihren abgehagerten Leib sowie ihre bettelarme Familie beständig im Munde führten. Dabei suchten sie die Conventualen — so nannte man den Stamm des Ordens, der die sogenannte Reformation nicht annehmen wollte — immer mehr einzuschränken, auszustechen, um ihre Häuser und um ihre Popularität zu bringen. Bruder Bernardino war der Name, den sie emporhielten und dem sie, schon während er noch lebte, durch geschäftige Vorbereitung auf seinen Einzug, wenn er auf seinem Eselein und ganz zerlumpt angeritten kam, und durch Verbreitung und Beglaubigung seiner Wunder den Weg in die heiligen Fasten bahnten. Er sollte der besondre Heilige des neuen Ordens werden, der sich von den Franciscanern zugleich abzusondern und doch ihr bestes Erbe an sich zu reißen trachtete.

Bernardino hielt zu Mailand die Fastenpredigten, die seinen Ruf als Volksredner und Wunderthäter recht eigentlich begründeten. Das gemeine Volk schaarte sich um seine Canzel, fiel vor dem Jesusnamen nieder, den er auf eine große Tafel gemalt mit sich führte, horchte seinen Lobpreisungen der Jungfrau Maria, zitterte zerknirscht unter dem Donner seiner Worte, wenn er die Hölle ausmalte und zur Buße rief. Die Gelähmten wandelten wieder, die Blinden wurden sehend, Kranke aller Art genasen plötzlich und Todte standen wieder auf. Auch Filelfo, der damals in Mailand die griechische Grammatik und die lateinische Rhetorik lehrte, machte sich das Vergnügen, den Gottesmann zu sehen und zu hören, er brachte wohl schon wenig Glaubensempfänglichkeit mit, als er kam. Mochte nun den classischen Prunkredner der Ruf

[1]) *Boccatii* de geneal. Deor. Lib. XIV cap. 5.

des Volksredners ärgern, oder war es der abergläubische Spuk, der ihn reizte, er zog seitdem mit Witzen und Schmähungen so bitter und wüthend auf Bernardino los, wie er seinem Groll gegen andre minder heilige Gegner Luft zu machen pflegte.[1]) Viele seiner Ausfälle mögen in dem ungedruckten Werke de jocis et seriis enthalten sein; wir meinen aber auch in einer seiner Satiren[2]) Bernardino deutlich herauszuerkennen, wenn er auf den Mann lästert, der von seiner hohen Canzel die süßen Freuden des ewigen Lebens und die Schrecken der Hölle zeige, den das dumme Volk zum Himmel erhebe, der den Namen der Jungfrau Maria mit sündlicher Liebesgluth feiere. Diesen Mönch, von dem seine Hagiographen erzählen, er sei jedem weiblichen Wesen auf der Straße ausgewichen und habe bei Seite gesehen, um seine Sinne nicht in Versuchung zu führen, ihn bezeichnet Filelfo als den gefährlichsten Feind aller Jungfräulichkeit und Schaamhaftigkeit[3]), ihn stellt er als Seitenstück zu einem nichtswürdigen Knabenschänder auf und verhehlt nicht seine Ansicht, daß der ganze Stand ihm ähnlich sein möge.[4]) Das ganze Treiben der Mönche erscheint ihm als eitel Gaukelei und Gaunerei, er behandelt sie gerade wie die albernen Astrologen, deren Zunft am Hofe Filippo Maria's blühte.[5]) Daß nur seine verrufene Schmähsucht, nicht etwa Religiosität die Ursache seines Hasses ist, bedarf keines Beweises. Vergebens wird man in seinen Schriften irgend einen wahren Ausdruck des Glaubens suchen, man müßte ihm denn, wie sein Biograph wirklich gethan hat, seine Declamationen gegen die Türken als missionären Eifer auslegen.[6]) Wir finden es erstaunlich kühn, daß er jene Satire, in welcher Bernardino so handgreiflich gezeichnet war, mit den andern Papst Nicolaus überreichte, der zwar kein Gönner der Observanten war, aber Bernardino doch kanonisirt hatte. Da indeß der Name nicht offen genannt war, scheint der

---

[1]) Joh. Jovin. Pontanus de sermone V, 1 (Opp. T. II. Basileae, 1538. p. 440). Ich gestehe, die Zeit dieser Vorfälle nicht bestimmen zu können, da die verworrenen Angaben in den Acta Sanctorum mit den Daten aus dem Leben Filelfo's nicht übereinstimmen wollen.

[2]) Dec. II. hec. 5.

[3]) Qui nullum flagrare sinit tentigine cunnum etc.

[4]) Ecce sacerdotes qui sacra deumque ministrant,
Ecce probos pietate viros! etc.

[5]) v. Rosmini Vita di Filelfo T. III. p. 75. 76.

[6]) Rosmini l. c. p. 76: fu ardente il suo zelo per la propagazione di lei (*della sua religione*) e per l'estirpamento dell' eresie e dell' infedeltà.

Papst daran so wenig Anstoß genommen zu haben wie an den Lästerungen gegen die Medici und seine florentinischen Freunde.

Denselben Kampf, zu dem sich Filelfo gelegentlich herausgefordert fühlte, betrieb Poggio systematisch und länger als ein Vierteljahrhundert. Er war in das Intriguenspiel, welches die Observanten an der römischen Curie gegen die conventualen Franciscaner führten, verwickelt worden. Papst Martin V hatte ihm nämlich den Auftrag gegeben, in der Cancelei gewisse Decrete aufzusetzen, nach welchen bis zur Entscheidung eines Generalcapitels die Observanten in ihrem Vordringen gehemmt und beschränkt werden sollten. Nur eine kleine Zahl von ihnen sollte inzwischen predigen dürfen, die Errichtung neuer Häuser für ihre Familie ganz unterbleiben. Mag sein, daß Poggio diesmal seine Amtspflicht mit besonderm Eifer erfüllte. Die Observanten aber hielten ihn für den Anstifter jener Maßregeln und begannen ihn durch Beschuldigungen zu reizen. Poggio vergalt es ihnen. Zunächst machte er sofort beim Papste Anzeige, als die Observanten trotz dem Decret ein neues Haus ihrer Familie gründen wollten und zwar auf einem Grundstücke, welches ihnen der Florentiner Carlo Ricassoli in der Nähe von Terranova, Poggio's Geburtsflecken, und einer Villa, die Poggio dort besaß, geschenkt hatte. Diese Mönche, meinte Poggio spöttisch, thäten besser, Wälder und Wüsten aufzusuchen als so liebliche Gegenden, in denen ihre Tugend allzusehr in Gefahr sei.[1]) Er kannte die Wege der curialen Verwaltung. Den Observanten wurde geboten, den Bau sofort einzustellen, ja die schon errichteten Mauern wieder zu brechen. Sie schrieen ihn dafür als einen Feind des christlichen Glaubens und Verfolger der Gläubigen aus. Seitdem blieb Poggio bis in sein hohes Alter ein unversöhnlicher Feind dieses Ordens und der Mönche überhaupt. Er wußte ihr Treiben in drastischen Zügen und mit treffender Lebenswahrheit auszumalen, er hatten ihre schwachen Seiten scharf ausgespäht. Oft war er gegangen, um zu seiner Belustigung, wie er sagt, Männer wie Bernardino oder Alberto da Sarteano anzuhören, von denen die Kirche den einen heilig, den andern selig gesprochen hat. So unterschied sich seine Satire von dem Wehgeheul frommer Pessimisten, die überall und auch im Mönchsstande Entartung und Verder-

---

[1]) Sein Brief an Traversari in dessen Epistt. XXIV, 8, an Niccoli ibid. XXV, 41. Alberti Sarthianensis epist. 2. ap. Martene et Durand Collect. *ampliss. T. III. p.* 758.

den sahen, ohne bestimmte Gruppen und Personen zu bezeichnen. Hier machte ein alter Curiale seine Enthüllungen, der vierzig Jahre lang in der päpstlichen Cancelei gedient und die Regierung von sieben bis acht Päpsten gesehen hatte. Wir stellen aus mehreren seiner Schriften zusammen, wie er dem Mönchthum zu Leibe ging.

Schon von den Motiven, welche die Menschen zur Annahme des religiosen Charakters bewegen, hat Poggio die Ansicht eines kühlen Realisten. Meistens bestimme nur der Wunsch, ein faules Leben zu führen, die Menschen dazu, daß sie die Kutte nehmen: einige seien zu arm und schwach, andre zu faul und untauglich, um einen ehrlichen Lebensunterhalt zu erwerben. Liederliche Burschen, die nichts gelernt oder ihr Vermögen durchgebracht haben und des wüsten Lebens wegen verrufen sind, stellen ihre Ehre dadurch her, daß sie Religiosen werden und ein schmutziges Kleid anlegen, ohne deshalb den Schmutz ihrer Seele und ihres früheren Wandels von sich zu werfen. Die meisten Observanz-Minoriten seien vorher faule Ackerknechte oder Söldner gewesen und nur in den Orden getreten, um nicht arbeiten zu dürfen.

Er selbst, sagt Poggio, sei kein tugendhafter Mensch, aber er verabscheue jene Rotte, die durch den Heuchelschein der Tugend nicht sowohl Andre als sich selbst betrüge, sich für unbefleckt und vollkommen halte und in ihrem Stolz alle andern Menschen verachte. Wenn sie ein rauhes und schmutziges Kleid tragen und auf Holzsandalen gehen, wenn sie den Nacken krümmen und den Kopf hängen lassen, bleich und mager aussehen, so glauben sie damit schon den unumstößlichen Beweis ihrer Heiligkeit und Demuth zu liefern. Man sehe nur das Heuchlergeschlecht, welches sich am Hofe Eugen's IV eingenistet, wie sie öffentlich ihre Verachtung des Geldes darlegen, immerfort den Namen Jesus im Munde führen, mit ihren Fasten Aufsehen machen, dabei aber sich mit Aeckern und Gütern zu bereichern, die frommen Männer zu betrügen und die frommen Weiber zu verlocken wissen. Warum nennen sie den Heiland nur Jesus, nicht wie Andre Jesus Christus, warum nennen sie sich selbst Jesuiten, nicht wie Andre Christen? Sie wollen mit dieser neumodischen Sitte als eine auserlesene Schaar erscheinen. Sie reden von ihrer asketischen Lebensweise wie von Herculesthaten, wie ärmlich ihr magerer Leib umhüllt sei, wie oft sie des Nachts aufständen, um zu singen und Gott zu preisen. „Wahrlich ein herrliches, nicht genug zu lobendes Ding, nur Singens halber nächtliche Wachen zu halten. Was würden sie wohl sagen, wenn sie als Ackersleute zum

Pfluge gehen müßten, auch bei Sturm und Regen, oft mit nackten Füßen und mit kaum bedecktem Leibe?" Und trotz der strengen Regel verlassen sie ihre Klöster, treiben sich auf den Straßen und Märkten umher, wo Fleisch, Gemüse, Oel und Fische verkauft werden; als lästige Bettler, nicht als demüthig Bittende verlangen sie zudringlich Geld, Schuhe und dergleichen, was sie nicht einmal annehmen sollten. Selbst jeder Arbeit fremd, leben sie vom Schweiße Andrer. Die verschlagensten unter diesen Observanten aber schleichen an der Curie umher, um für ihren Orden Gnaden, Immunitäten und Privilegien auszuwirken, für sich aber Bisthümer und Cardinalshüte. Erlangen sie dann solche Würden, so müssen der Papst und ihre Oberen die Schuld tragen, die haben es ihnen befohlen und ihren Abscheu vor der Ehre überwunden.

Und ihre Predigten, auf deren Verdienst sie sich so viel zu Gute thun, als entrissen sie dadurch die Seelen schaarenweise der Hölle — sie zu hören und zu sehen, könne einen Melancholischen zum Lachen bringen. Seitdem Bernardino mit seinen Bußreden so vielen Beifall gefunden, wolle es ihm jeder unverschämte Dummkopf nachthun. Wie sie sich bald emporschnellen, als wollten sie von der Canzel springen, bald wie Wahnsinnige schreien und dann wieder ganz leise flüstern, bald wüthend mit der Faust auf die Canzel schlagen, bald lachen, mannigfaltig wie Proteus, oft Affen ähnlicher als Predigern! Sie überlassen sich ganz ihrer ungebildeten Geschwätzigkeit und wenn sie einen Zweck verfolgen, so ist es nicht das Heil der kranken Seele, sondern nur der Beifall und die Gunst des dummen Volkes, welches sie zum Lachen bringen und durch diese Abwechselung unterhalten. Die guten Weibchen sind entzückt, ohne zu wissen warum, und lassen sich fromme Gaben ablocken. Oft haben sich diese Prediger in bestimmten Materien festgerannt und bringen sie überall vor, oft donnern sie in so abstrusen Worten, daß weder Andre noch sie selbst das Zeug verstehen, oft sind sie so einfältig und langweilig, daß die Zuhörer bei ihren Dummheiten einschlafen, oft ziehen sie gegen das Laster in solcher Weise zu Felde, daß sie vielmehr darin unterrichten, erzählen alberne und ungehörige Possen oder die scandalösesten Geschichten. Von einem dieser Observanten will Poggio gar wissen, daß er nackt gepredigt habe, um die Weiber anzulocken. So ist denn der Erfolg, daß sie heiser und mit Schweiß bedeckt, die Zuhörer aber dummer, als sie gekommen, davon-

gehen. Sie bellen und brüllen Jahre lang von ihren Canzeln, und doch wird niemand und nichts in der Welt besser.[1])

Zu solchen Schilderungen bringt Poggio überall, besonders aber in seinen Facetien, eine Menge von Beispielen und Geschichten von habsüchtigen und gaunerhaften Mönchen, von solchen Heiligen, die durch den schaamlosesten Umgang mit ihren weiblichen Beichtkindern jene Blässe des Gesichts und die Hagerkeit erwarben, um deren willen sie das Volk bewunderte, von ertappten und bestraften Ehebrechern u. s. w. Die Persönlichkeiten werden oft so angedeutet, daß man sie entweder erkannte oder doch versucht war, auf diesen und jenen zu rathen, oft werden sie auch geradezu genannt. Erwägen wir, daß Poggio am Hofe Nicolaus' V ein angesehener Mann war, als er seinen Dialog gegen die Heuchelei schrieb, daß die Würde eines florentinischen Staatssecretärs ihn hoch über die Schaar der gewöhnlichen Literaten gehoben hatte, als er die Facetien herausgab, erinnern wir uns ferner, wie vielgelesen seine Schriften und zumal die Facetien waren, so tritt erst dadurch ihre Bedeutung in das volle Licht, und der bittre Haß, den die Bettelmönche auf ihn und auf sein Andenken geworfen, wird uns erklärlich.

Indeß die Kirche ist keinem Angriff erlegen, der ihr von außen gekommen wäre. Was man von ihrer Verderbniß in Haupt und Gliedern sagen mag, das neubelebte Heidenthum war sicher auch nicht die Macht, sie zu stürzen oder gar zu ersetzen, wenn es nur eine Liebhaberei nebenher geblieben, wenn es nicht von der Kirche selbst aufgenommen, gleichsam aufgesogen wäre. Wir bezeichneten oben schon die Periode Nicolaus' V als die seines Sieges. Damals lebte in den Prälaten und Cardinälen bereits so viel Sinn für das humanistische Treiben, daß selbst diejenigen, deren Bildung nicht in dieser Richtung lag, sich gern wenigstens den Anschein von Freunden und Mäcenen der neuen Literatur gaben, um nicht als rohe Menschen zu erscheinen. Nahm doch kaum jemand Anstoß daran, daß jener Papst die Einkünfte der apostolischen Kammer lieber auf eine Bibliothek als auf die Kirche und das Heil der Seelen verwendete, daß er sich lieber mit unruhigen Literaten von anrüchigem Lebenswandel umgab als mit Mönchen und frommen Dienern der Religion.

[1]) Nach dem Dial. contra hypocrisim (l. s. c.), der Hist. conviv. discept. de avaritia (Opp. p. 2 sq.), de miser. condit. human. Lib. I (Opp. p. 100 sq.), epist. Alberto suo (Opp. p. 317), Franc. Barbaro epist. 14. 27. inter Epistt. LVII, epist. Nicolao suo inter Ambr. Travers. Epistt. XXV, 41.

Das Mönchthum, ja das Bettelmönchthum selbst ist von der neuen Richtung nicht unberührt geblieben, und sich mit ihr befreunden hieß ihr unterliegen. Schon in der Zeit nach Petrarca's Tode, als Filippo Villani noch zu klagen hatte, er finde niemand, dem er sein Werk über den Ursprung von Florenz und über die berühmten Männer der Republik widmen möchte, denn Alle hätten nur am Gegenwärtigen, an Geld und Zins ihre Freude und würden statt der Ehre, in den Vorreden eines Maro oder Livius erwähnt zu werden, lieber einen Groschen geschenkt nehmen, schon damals, als der Humanismus mit seiner Ruhmessehnsucht eben erst erwacht war, weiß Villani den Klöstern ein seltsames Lob zu spenden. In den Orden, sagt er, giebt es wohl lobenswerthe Geister, die neben ihren heiligen Studien auch durch weltliche Töne gelockt werden, aber sie wagen dieselben nur im Stillen zu genießen und meiden das öffentliche Aufsehen, um nicht in den Verdacht weltlicher Ruhmesliebe zu fallen.[1]) Diese anfängliche Scheu wurde bald überwunden. In Florenz gingen die Dominicaner von S. Maria Novella und die Franciscaner von S. Croce voran. Wir erinnern ferner an Traversari den Camaldulensergeneral, der mit dem heidnischen Marsuppini und mit dem frivolen Poggio im freiesten Umgange stand, der um die tullianische Eloquenz buhlte und um seinen Ruhm schrieb, ganz wie die andern Literaten. Das Beispiel des Generals trug seine Früchte, das zeigt schon die Geschichte des Hauses degli Angioli, dem er angehört. Paolo Orlandini, ein Bruder aus demselben, bejahte nicht nur die Frage, ob es einem Mönche anstehe, sich mit der heidnischen Literatur zu beschäftigen, er führte sogar als ersten Grund dafür an, daß durch die Bücher der Heiden eine glänzendere und reichere Rednergabe gewonnen werde.[2]) Und Guido, der Prior des Hauses, erklärte diese Studien für die würdigste Füllung der klösterlichen Muße.[3])

Die Bettelmönche hätten vor andern den Prunk der classischen Wissenschaft wie jeden sonstigen Pomp der Welt energisch von sich weisen müssen, und doch wurden auch ihrer nicht wenige in die schöngeistige Sphäre gelockt. Antonio da Rho, der Valla in grammatischen Fragen anzugreifen wagte und gleichfalls ein Werk über die Eleganz

[1]) Aus seiner epist. ad anonymum bei Mehus Vita Ambr. Travers. p. 333.
[2]) Aus seinem Heptathicus ibid. p. 394.
[3]) *ibid.*

der lateinischen Sprache schrieb, war ein Franciscaner.[1]) Sogar vom heiligen Bernardino wird erzählt, daß er die Redekunst nach dem Muster der Alten studirt. Mag das wahr sein oder nicht, er wäre nicht der erste heilige Mann, dessen Glaubenseifer von rhetorischen Studien ausging. Als ein rechtes Zwittergeschöpf der Art erscheint jener Alberto da Sarteano, der Observanz-Minorit, von dessen heiligen Verdiensten die Acten seines Ordens gar viel zu erzählen wissen und den der römische Stuhl heilig gesprochen. Noch als ein Mann von 37 Jahren, also dem Alter der Spielereien und Extravaganzen bereits fern genug, kam er nach Ferrara, um von Guarino die Rhetorik und Griechisch zu lernen.[2]) Dann zog er herum, als der König der Volksprediger, als der würdigste Nachfolger Bernardino's bezeichnet.[3]) Hätten wir nicht von ihm eine Reihe von Briefen, die er in verschiedenen Lagen des Lebens geschrieben[4]), es gelänge uns schwer, eine andre Vorstellung von dem Manne zu gewinnen, als die seine Ordensbrüder verbreitet haben. So aber erkennen wir deutlich das Gift der Wohlredenheit, welches den glaubenseifrigen Mönch inficirt hat. Der Schüler Guarino's war mit dem florentinischen Kreise, zumal mit Niccoli und Bruni, meistens auch mit Poggio befreundet. Nun setzte es ihn in Verlegenheit, als Poggio bei dem Bau des Ordenshauses zu Terranuova oder Gangareto den Observanten nicht nur hindernd in den Weg trat, sondern über den ganzen Stand seine derbste Meinung sagte. Er mochte gegen den Freund nicht, wie früher gegen Beccadelli's Hermaphroditus, auf den Gassen predigen, so ergriff er die Feder, um seine Ordensbrüder nicht nur zu vertheidigen, sondern durch literarisches Lob zu verherrlichen, damit nicht „die unschuldigen Knechte Gottes" dem Talente und Ruhme des Angreifers erliegen möchten.[5]) Er will mit ihm im Tone der christlichen Liebe rechten und redet ihn daher gewöhnlich als „süßesten Poggio" an, aber er will doch auch seinem Stande nichts vergeben. Er wirft Poggio vor, daß er sich an den Possen der heidnischen Literatur ergötze, daß er seinen Leib mit antiken Sentenzen, „gleichsam mit Schweineträbern" sättige, wie die Schrift vom verlore-

[1]) Aeneas Sylvius de vir. clar. XVI. Valla schrieb gegen ihn seine Adnotationes in errores Antonii Raudensis (Opp. p. 390 sq.).

[2]) Mehus l. c. p. 384. Maffei Verona illustr. P. II. p. 137.

[3]) cf. Wadding Annal. Minor. edit. Lugdun. T. V. p. 101.

[4]) In Martene et Durand Collect. ampliss. T. III. p. 755 sq.

[5]) *Epist. 1. l. c. an Niccoli.* Epist. 2, an Poggio gerichtet, ist die Schrift selbst.

nen Sohne erzähle. Und das zunächst, weil Poggio den trefflichen Wein von Gaugareto, den er den Mönchen nicht gönnte, leichthin als Jupitersnektar bezeichnet. „Was heißt das anders, sagte Alberto, als den wahrhaftigen Gott schmähen oder vielmehr offen bekennen, daß Jupiter dein Gott ist!" Er that wohl, als lasse er sich gleichsam herab, gegen den weltlichgesinnten Gegner mit den weltlichen Waffen der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit zu kämpfen; citirt er Cicero, so soll es scheinen, als füge er sich nur der Anschauung Poggio's: „dein Tullius." Und doch schüttet er selbst seine classische Weisheit mit vollen Schalen aus, wenn auch mit christlichen Redeblumen vermischt. Predigte er in einer Musenstadt wie Ferrara und in Gegenwart eines Guarino, seines Lehrers, dann konnte er vier Stunden lang gegen die Laster donnern und außer durch theologische Gelehrsamkeit auch durch einen unglaublichen Reichthum von classischen Dichter- und Rednerstellen sein Publicum entzücken.[1]) In der Schrift gegen Poggio sprach er mit Verachtung vom „Klang der Worte", den ein heiliger Mann der Kirche zurückweisen müsse, und doch legte er eben diese Schrift Niccoli zur Beurtheilung vor, durch dessen Censur er „täglich gefeilter" zu schreiben hoffe.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir von der Epoche Nicolaus' V aus in die nächstfolgenden Jahrzehnte und nur auf Rom beschränken wir diesen Blick. Nach kurzer Zwischenregierung eines alten kraftlosen Mannes folgt auf dem apostolischen Stuhle jener Pius II, dessen weltlicher Name Aeneas Sylvius in der humanistischen Literatur mindestens so bedeutend ist als sein apostolischer Name in der kirchlichen Geschichte. Er war ein Schüler Filelfo's und bildete sich vorzugsweise nach Poggio's Schriften. Leichtfertig und frivol in jüngeren Jahren, eitel und ruhmbegierig als Mann, keimte in ihm der Sinn für das Kirchliche erst auf, seitdem er unter die Großen der Kirche aufzusteigen hoffte. Als Papst hatte er sich allerdings bereits in seine Würde gefunden, doch lebte auch der Humanist in ihm immer noch fort. Immer noch liebte er die witzigen und lebenslustigen Menschen, gefiel sich in geist-

[1]) cf. *Guarini* epist. 1. ap. Martene et Durand l. c. T. III. p. 855.

reichen Sentenzen, hielt stattliche Reden nach der Kunst und freute sich des Beifalls, schrieb oder dictirte pomphafte Breven, gleichwie er früher mit Leidenschaft Briefe geschrieben, verfaßte Commentarien über seine Regierung und seine Zeit und buhlte durch wissenschaftliche Werke um ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte.

Sein Nachfolger Paulus II ist von einem gekränkten Curialen, der eine Papstgeschichte schrieb, von Platina, in den Ruf gebracht worden, als sei er ein principieller Feind der classischen Studien und ein ergrimmter Verfolger der platonischen Akademie gewesen. Als Mäcenas ließe er sich gleichfalls darstellen, wollten wir einem Filelfo glauben, den der Papst mehrmals beschenkt hat. Indeß haben wir genug Material aller Art, um uns von ihm und von seinem Verfahren gegen die Akademie eine Vorstellung zu machen, und auch was Platina aus erbittertem Herzen berichtet, zeugt für sich selbst. Nur müssen wir, um die Sache in das rechte Licht zu setzen, ein wenig ausholen.

Die Zahl der Secretäre, Scriptoren und Abbreviatoren der Curie war unter Nicolaus V und Pius II unmäßig angewachsen, weil diese Aemter wie Pfründen betrachtet wurden, mit welchen man allerlei Günstlinge, besonders aber Humanisten und Dichter am bequemsten abfand. So sah sich Papst Paulus veranlaßt, das Collegium der 60 Abbreviatoren (del Parco maggiore), welches sein Vorgänger zur Verbesserung des Canceleistils geschaffen und zum Theil mit Schöngeistern besetzt, alsbald wieder aufzulösen, mochte er sie nun unbrauchbar finden oder mochte er sich selbst die Besetzung der erledigten Stellen um Geld und Gunst vorbehalten wollen. Die entlassenen Literaten, unter denen auch Platina war, erhoben ein großes Geschrei, sie dachten natürlich alle wie er: sie hätten als Dichter und Redner der Curie mindestens so viel Ehre verliehen, als sie von ihr empfangen; Männer von ihrer Gelehrsamkeit und Bildung hätte der Papst vielmehr vom ganzen Erdkreise zusammenrufen müssen. Sie verlangten, ihre Sache sollte den Richtern der Ruota vorgelegt werden, und wollten sich in einer Audienz vor dem Papste vertheidigen. Als aber Paulus diese abschlug und fest auf seinem Beschlusse bestand, richtete Platina ein drohendes Schreiben an ihn im Namen seiner Collegen: sie würden die Fürsten aufzuregen und ein Concil gegen den Papst zu veranstalten wissen. Kerker und Fesseln waren die Antwort. Es wurde eine Untersuchung auf Pasquill und auf jene Drohung mit dem Concil eingeleitet. Platina konnte nach viermonatlicher harter Haft kaum mehr auf den Beinen stehen, als

er endlich in Folge der Verwendung eines Cardinals freigelassen wurde; doch durfte er Rom nicht verlassen.[1]) Es war das erste Mal, daß der Uebermuth des lange gehegten und gehätschelten Literatenvolkes eine empfindliche Züchtigung erhielt. Doch war dies nur der erste Act des Drama's.

Es gab in Rom eine gefährliche Menschenclasse, die aus den Söhnen ärmerer Adliger, aus bösen Schuldnern und heruntergekommenen Menschen aller Art bestand. Die großen Adelshäupter, die Colonna und Orsini, bedienten sich dieser sogenannten Ritter zu ihren Fehden und Aufständen. Sie waren es, die unter Eugen IV den Pöbel angeführt, den Papst und die Cardinäle verjagt und die Republik ausgerufen hatten. Schon damals spielte unter ihnen Stefano de' Porcari eine Hauptrolle[2]), keineswegcs ein roher Räuber, wie die Curialen, die vor ihm gezittert, ihn darzustellen pflegten. Vielmehr war er einst ein Jüngling von hochfliegendem Geist und voll republicanischer Träume gewesen, Humanist und Dichter, mit Poggio und Traversari befreundet.[3]) In seiner wirren Phantasie bezeichnete er sich selbst als denjenigen, auf welchen Petrarca in der berühmten Canzone Spirto gentil, deren Held bekanntlich Cola di Rienzo ist, prophetisch hingedeutet:

Sopra il monte Tarpejo, Canzon, vedrai
Un cavalier ch' Italia tutta onora etc.?[4])

Aber in der wüsten Gesellschaft, in die er gerieth, versank er rettungslos in Schulden und aus dem Brutus wurde ein Catilina. Während des Conclave, in welchem Nicolaus V gewählt wurde, stiftete er neue Unruhen an. Damals hielt er in seinem Hause vor der versammelten Bande eine Rede, an der er mehrere Tage gearbeitet, im Stile Cola's: er beklagte den verlorenen alten Ruhm der Weltstadt, wo jetzt Männer von antiker Tugend in steter Gefahr lebten und dergleichen.[5])

---

[1]) Platina in Vita Pauli II.

[2]) Ambros. Travers. epist. III, 7. 8. 10.

[3]) Er begegnet uns häufig als Stephanus Porcius in den Briefen Traversari's, mitunter als poeta bezeichnet. Auch lesen wir hier zwei seiner Briefe (XXIV, 27. 28). Eines veronesischen Codex, in welchem neben Schriften Cicero's, Sallustius', Petrarca's, Bruni's und Filelfo's auch einige von Porcari sich befinden, gedenkt Rosmini Vita di Filelfo T. I. p. 55.

[4]) Vergl. Papencordt Gesch. der Stadt Rom im M. A. S. 483.

[5]) L. B. Alberti de Porcaria conjuratione ap. Muratori Scriptt. T. XXV. p. 310.

Aber der Versuch wollte nicht gelingen, Porcari wurde nach Bologna verbannt. Von da aus stiftete er wiederum eine Verschwörung gegen Nicolaus V und die geistliche Herrschaft an, wurde aber gefangen genommen und mit neun seiner Genossen an der Engelsburg aufgeknüpft. Er ist das grellste Gegenbild zu dem schüchternen, büchersammelnden Papste und doch wie dieser auf dem humanistischen Boden erwachsen.— Als sich unter Papst Calixtus III das Geschlecht der Borja in Rom ansiedelte, bestand ihr Gefolge aus Menschen ähnlicher Art, verwilderten Rittern. Während einer Abwesenheit Pius' II hausten sie in Rom wie eine Räuberhorde und erhoben einen gewissen Tiburzio, den Sohn eines angesehenen Bürgers, als ihr Haupt und als den künftigen Hersteller der Freiheit. Auch damals wurden die Rädelsführer gehenkt, die Bande aber blieb bestehen und ergänzte sich fortwährend aus allen unzufriedenen und desperaten Elementen.

Nicht minder gefährlich, als diese Menschen der Stadt und dem Pontificat, war die sogenannte römische Akademie der Kirche und dem Glauben. Es herrschte in derselben eine entschiedene Verachtung des theologischen Dogma und jeder hergebrachten Autorität, Alles dagegen galten das Hirngespinnst der römischen Republik und Platon, von dem man ohne Weiteres voraussetzte, daß seine Lehre der christlichen nicht widerspreche. Gewiß waren ehrenhafte Charaktere unter den Mitgliedern der Gesellschaft, zumal Pomponio Leto, ihr Gründer, der unter den Trümmern des alten Rom nur dem Andenken der alten Römer zu leben schien, der die Barone der Stadt und die Prälaten der Curie kaum eines Blickes würdigte, der jeden Prunk und jede Heuchelei mit stolzer Selbstgenügsamkeit verachtete. Aber es waren auch leichtfüßige Dichter und frivole Witzbolde in diesem Kreise, denen gerade das Heiligste der lohnendste Gegenstand des Spottes schien. Bis jetzt hatte der Ruf der tiefen Gelehrsamkeit und die Protection des alten Cardinals Bessarion die Akademie vor jeder Verfolgung geschützt. Doch wohnte unbestritten in ihren Versammlungen auf dem Quirinal und in ihren Symposien mehr als Ketzerei, das volle und deutliche Heidenthum.

Diese beiden Klassen der römischen Gesellschaft, die zügellosen Ritter und die platonisirenden Akademiker, hatten das Banner des Republicanismus mit einander gemein. Nur zeigte er sich dort mehr in seiner demagogischen und tumultuarischen, hier in seiner schwärme-

rischen und ideellen Gestalt. Eine wirkliche Verbindung zwischen beiden Körperschaften mag nicht stattgefunden haben, aber es ist dennoch erklärlich, daß Paulus II sie wie zusammengehörig betrachtete, und auch den weggejagten Abbreviatoren lag es in der That nahe, sich den Unzufriedenen anzuschließen. Einige wie Platina gehörten zur Akademie. Nun sprach man von einer Verschwörung, die freilich nach Platina's Angabe gar nicht bestand. Ihr Haupt sollte Filippo Buonaccorsi sein, ein unter dem Namen Callimachus Experiens wohlbekanntes Mitglied der Akademie; er sei, wurde behauptet, nach dem Sturze des Papstes zum Herrscher der Stadt, wohl gar selber zum Papste designirt. Diese Beschuldigung erscheint freilich ziemlich unsinnig, aber einige Ursache, besorgt zu sein und einzugreifen, hatte Paulus II gewiß. Platina wurde mit andern in der Engelsburg eingekerkert und mehrmals gefoltert, auch in der Haft behalten, als — nach seiner Darstellung — der Papst anerkannte, daß er eingeschüchtert worden und daß sein Verfahren grundlos gewesen sei (1468). Unser Humanist, voll Erbitterung über das, was er ausgestanden, declamirt, das Grabmal Hadrians sei zum Stiere des Phalaris geworden, unschuldige Gelehrte seien mit tyrannischer Grausamkeit behandelt. Eine andre Erzählung aber, die offenbar denselben Vorfall berührt und um so unbefangener ist, da sie seine tiefere Bedeutung nicht ahnt, läßt uns die Sache von einer andern Seite sehen. Der Papst, heißt es, habe einige römische Jünglinge von frechen und verderbten Sitten, die schon unter seinem Vorgänger ein ungezügeltes Leben geführt, zum abschreckenden Beispiel ein wenig auf der Burg torquiren lassen (aliquanta maceratione puniri) und andre ungesunde Elemente (consocii insanae conversationis) dadurch bewogen, aus Rom zu flüchten. Er habe sich öfters gerühmt, die römischen Bürger müßten ihm viel Dank wissen, daß er ihre mißrathenen Söhne durch solche Züchtigung bescheidener und vernünftiger mache.[1]) Das Schicksal der Akademiker tritt hier in den Hintergrund, während Platina es geflissentlich hervorhebt.

Callimachus war nach Ungarn geflüchtet. Pomponio Leto wurde zwar aus Venedig herbeigebracht, blieb aber, wie es scheint, unangefochten, obwohl er die Fragen der Untersuchungsrichter mit Stolz und Verachtung beantwortete. Platina dagegen richtete an den Papst die wehmüthigsten Bittschreiben, in welchen er den Ton der kühnen Oppo-

[1]) *Cannesius* Vita Pauli II ap. Muratori Scriptt. T. III. P. II. p. 1009.

sition zu dem der kriechendsten Schmeichelei herabstimmte. Er versprach, wenn man ihn freilasse und der Dürftigkeit enthebe, der feurigste Lobredner des Papstes zu werden, in Prosa und in Versen „das goldene Zeitalter seines glücklichsten Pontificates“ zu feiern oder auch die schönen Künste ganz zu lassen und sich den heiligen Schriften und der christlichen Religion zu widmen. Gegen ihn und seine Leidensgenossen wurde nämlich aus einem andern Gesichtspuncte fortinquirirt. Er wurde des Irrglaubens beschuldigt: er habe in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele Platon beigestimmt, ja im Laufe der akademischen Disputation sei sogar das Dasein Gottes angezweifelt worden. Letzteres wagte Platina nicht zu leugnen, er vertheidigte sich mit einer Methode aller Theologen und Philosophen: man stelle etwas, zum Beispiel Gott, in Abrede, um es dann auf diesem Wege desto glänzender zu beweisen (inveniendi causa). Ein Ketzer sei er nicht, das Merkmal der verstockten Hartnäckigkeit fehle. Auch sei sein Wandel ohne Fehl, man könne ihm weder Diebstahl noch Wegelagerung, weder Kirchenraub noch Geldunterschlagung, weder Mord noch Raub oder Simonie vorwerfen. Er sei wenigstens einmal im Jahre zur Beichte und zum heiligen Mahle gegangen und habe kein Wort gesprochen, welches gegen die Symbole verstoße oder nach der Ketzerei der Karpokratianer, Pauliner, Manichäer u. s. w. schmecke.

Dagegen betonte der Papst, daß die Beklagten in das Heidenthum ganz vernarrt seien. Er wohnte dem Gericht, welches aus den Bischöfen der Curie, einem Franciscaner und einem Dominicaner bestand, selber bei und mischte sich mit hart-anfahrenden Worten in die Inquisition, die trotzdem mit auffallender Milde gehandhabt wurde. Nur Cardinal Barbo, ein Nepote des Papstes, schmähte gegen die Angeklagten, sie seien nicht Akademiker sondern Schänder der Akademie. Paulus gerieth außer sich, sobald er die Akademie nur nennen hörte: wer fortan den Namen der Akademie im Ernst oder im Scherz hören lasse, sei ein Ketzer! Trotzdem wurden die Angeklagten von dem Vorwurfe der Ketzerei freigesprochen und ihre Haft auf den päpstlichen Palast, dann auf die Räume des Vatican und endlich durch Vermittelung der Cardinäle, unter denen Bessarion sich am dringendsten seiner Freunde annahm, auf die Stadt Rom beschränkt. [1])

---

[1]) Platina l. c. bildet die Hauptquelle des Erzählten. Die Apologie des Cor-

